Der

Neue deutsche Kaiser

mit

dem alten Zopf.

Von

Bernhard Heßlein.

Motto: Die Publicität will durch allgemeine Besprechung dessen, was zweckmäßig und zeitgemäß scheint, die Willenskraft aufklären und vorbereiten, um die Gewaltthat hintanzuhalten und zurückzudrängen.

Schneller.

Berlin.
Verlag von M. Cohn & Comp.
1848.

Es war der 2. Dec. des Jahres 1805, als unter dem Donner der Geschütze von Austerlitz das tausendjährige deutsche Kaiserreich krachend zusammenstürzte. Unter seinem Schutte wurden 300 Staaten begraben, Reichsstädte, Herzogthümer, Bisthümer und Fürstenthümer. Mit ihnen fielen eine gleiche Anzahl von Gesetzbüchern, eben so viele Zollgrenzen und Gott weiß was noch. Es war der 23. Mai des Jahres 1815, 10 Jahre nach der Schlacht von Austerlitz, als unter dem Freiheitsgejauchze der deutschen Völker die Fürsten zu Wien beisammen saßen, berathend über die zukünftige Gestaltung Deutschlands und die Wiedergeburt dieses hart gedemüthigten Landes. Und wieder erhoben die ehemaligen, unzähligen Fürsten Deutschlands das Haupt, die der Napoleonische Eroberungssturm niedergedonnert, und begehrten eingesetzt zu werden in ihre alten Herrenrechte, in ihre alten Fürstenrechte, reclamirten ihre Souverainität, d. h. ihre Völker, sie wie ehemals zu beherrschen nach den Launen kleiner Tyrannen. Aber die Herren der Macht waren nicht gewilligt, die

ihren Reichen einverleibten Theile wieder herauszugeben, aus wenigen starken Staaten, unzählige schwache zu machen. Deß Willens war auch die Nation! — Und der Congreß, noch unter den blitzenden Bajonetten der sich auf ihren Fürstenruf erhobenen Völker anerkannte nur 39 deutsche Staaten, statt der früheren hunderten. Damals wurden auch nicht wenige Stimmen der Patrioten laut, die wieder die Herstellung eines deutschen Kaiserthums verlangten. Auch mit nur 39 Staaten sei Deutschland ein vielgestaltiger Staat, und die Einheit Deutschlands nach innen und außen gefährdet. Und Oestreich horchte hoch auf. Es hatte die deutsche Kaiserkrone niedergelegt, als der gewaltige Napoleon den morschen Thron der Habsburger zu rütteln begann, als ein großer Theil Deutschlands freiwillig und gezwungen sich unter sein Protectorat gestellt. Und während sich aus deutschen Herzogthümern durch die Gunst Napoleons Königreiche bildeten, sank Oestreich mehr und mehr hinab von der Stufe seiner Größe und konnte sich von gänzlicher Vernichtung nur durch Verschwägerung mit seinem fürchterlichen Feinde retten.

Das war aus dem deutschen Kaiser geworden, der fortan den deutschen Ohren nur noch wie eine alte, verschollene Sage, wie ein Märchen der Urzeit erklang.

Jetzt aber war es anders.

Die Geißel der Fürsten, Napoleon, den sie vergebens niederzuwerfen trachteten, ging unter wie ein Meteor vor der zürnenden Rachegluth der Völker, lauter erdonnerte das Freiheitsgejauchze Deutschlands, als die Donner von Marengo, von Austerlitz und Jena, und der Kaiser der

Franzosen war nicht mehr. Und stolz und zuversichtlich erhoben Deutschlands, Europas Fürsten wieder die so lange gebeugten Häupter, griffen nach verlornen Reichen, die Herren nach verlornen Würden, am begehrlichsten waren die, die am wenigsten gethan. Die Völker begeistert, sieges- und freiheitstrunken, huldigten ihren befreiten Fürsten, und warteten voll innigem Vertrauen auf ihre Verheißungen.

Noch schlug der Jubel der Fürsten und der Völker zusammen in Ein Herz — Freiheit — Einigkeit — Einheit.

Und da war es, daß Oestreich die Fühlhörner ausstreckte nach der deutschen Kaiserkrone, die es niedergelegt unter dem Gekrache seiner einsinkenden Reiche; aber es zog sie schnell wieder ein, da Preußen nicht gewilligt schien, von Neuem dem deutschen Kaiser als seinem Ober- und Ueberherrn zu huldigen.

Und noch ein anderer Grund hielt es zurück.

Hätte Oestreich die deutsche Kaiserkrone aus der Rumpelkammer wieder hervorgeholt, hätte sich mit ihr nicht der alte deutsche Zustand wieder zu erheben gestrebt, dieser schlottrige, dreihundertgliedrige Hampelmann, mit seiner buntscheckigen Bajazzomütze?!

Und deshalb ließ es die alte Kaiserwürde ruhig den Todesschlaf schlummern, aber unterließ es nicht, die alte Perücke und den alten Zopf, den es unter dieser Krone getragen, wieder aufzusetzen und mit hinüber zu nehmen in den Fürsten-Congreß, an den Tisch der hohen Potentaten.

Und was hat es mit diesem alten Zopfe geschaffen?

Dennoch einen deutschen Kaiser, einen neuen deutschen Kaiser mit dem alten deutschen Zopf. —

Den Bundestag! — —

Einst wird die Geschichte von diesem Bundestage sagen: Die Fürsten Deutschlands, erkennend die Nothwendigkeit einer Einheit nach so herben, traurigen Erfahrungen, machten aus den sämmtlichen 39 deutschen Staaten, die aus dem alten Strohmann des Kaiserreiches hervorgingen, einen Staatenbund, dessen gemeinsames Oberhaupt, statt eines deutschen Kaisers, der berüchtigte Bundestag war, bei dem das alte Oestreich präsidirte, und das eine Tyrannei über die Fürsten, wie über die Völker ausübte. Denn unter dem Scheine einer zu erzielenden Gleichförmigkeit und Einheit wurde den einzelnen deutschen Fürsten die Macht genommen, von den Bestimmungen und Gesetzen des Bundestages, obgleich sie freventlich eingriffen in die Rechte der Völker, abzugehen. Den Fürsten, welche geneigt waren, die billigen Forderungen ihrer Völker zu bewilligen, legte der Bundestag, den Oestreich, und für dieses Metternich regierte, ein Hemmschuh an, denen aber, welche die schon bereits bestehenden Verfassungen, wie der König von Hannover und der Großherzog von Baden, eigenmächtig und gegen den Willen ihrer Völker über den Haufen warfen, gab man freie Hand. — Wie bei der Theilung von Polen, gab die Geschichte des berüchtigten Bundestages, dieses Feindes der Völkerfreiheit, der Menschheit die Lehre: das ist die Moralität der Großen! — — — Statt aller Verheißungen, die Deutschland in seinem Freiheitskampfe geworden, wurden ihm die Carls-

bader Beschlüsse, eine Schmach sonder Gleichen für ein Volk, das in Treue zu seinen angestammten Fürstenhäusern als einzig in der Geschichte dasteht. — Eine Hetzjagd auf Meinungen und Gedanken erfolgte in jedem Winkel Deutschlands, verpönt war freie Rede, freie Schrift und unter der Scheere der Censur ward die politische Bildung Deutschlands um ein Jahrhundert zurückgehalten.

Das ist das Werk des Bundestages. Ihn bezüchtigt demnach die deutsche Nation des Hochverraths gegen seine geheiligten Rechte, ihm zugesichert mit Fürstenwort und Fürstenschwur.

So waren die afterweisen Diplomaten des Bundestages mehr und mehr bemüht, das seit dem Befreiungskriege frischer und kräftiger sprudelnde Leben der Völker in die Zwangsjacke ihrer reactionären Systeme zu zwängen, aber das Jahr 1830, die große Woche von Paris, schoß eine gewaltige Bresche in den deutschen sogenannten Bundesstaat und seinen Bundestag.

Es ist eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen den beiden großen Epochen nach der zweiten und dritten französischen Revolution, nur darin unterschieden, daß in unserer begebnißreichen Gegenwart, das sociale Element und mit diesem der Republikanismus schärfer und entschiedener hervortreten. Der Republikanismus verstärkt sich jetzt ebenso durch die Masse der Besitzlosen, wie die Reactionäre sich auf die Besitzenden und auf die privilegirten Klassen allezeit gestützt haben, der Republikanismus, strotzend von den socialen Ideen unseres Zeitalters, die gleichwohl ihre geschichtliche Berechtigung jetzt erlangt, ist eine Macht

geworden, die, wenn sie auch jetzt noch keine Mehrheit zählt, vielleicht in einem Menschenalter den Sieg erringen wird.

Nur dann wird sich die Gefahr beseitigen lassen, die den Monarchen droht, wenn sie nicht, wie immer, den verkehrten Weg einschlagen, Unduldsamkeit gegen politische Glaubensbekenntnisse, die gegen die Monarchie gerichtet, auszuüben, und den Besitzlosen zum Paria zu stempeln. Die Römische Kirche begann erst dann den Erdkreis zu beherrschen, als sie dem Volke ihre Märtyrer zeigen, und es für diese begeistern konnte. Und was den Proletarier *) betrifft, so wird seine Zeit kommen, so gut sie für die Sklaven auf St. Domingo, in Mexico und Peru gekommen ist. Ich spreche hier aus, was die Geschichte spricht, wir werden nicht durch Furcht vor dem Schreckbilde des Communismus, über welches die sociale Revolution hinweg schreiten wird, der zukünftigen Gestaltung der Dinge entgehen, die Presse ist frei, die Rede ist frei, jetzt müssen sie wirken. Vielleicht kann die freie Presse noch gut machen, was die servile, gehorsamst-unterthänige, sich an Volksthum und Königsthum versündigt. Man muß das Volk belehren über seine Interessen, man muß die Volksintelligenz wecken und befruchten, und wir werden

*) Es ist wohl an der Zeit, den Ursprung des Wortes „Proletarier" anzudeuten. Die Römer nannten so die unterste Volksklasse, die keinen Census hatte, also kein Vermögen besaß, weil diese Klasse nur dazu da war, das Volk zu ergänzen, oder buchstäblich „prolem procreandi causa, d. h. um Kinder zu zeugen", woraus das Wort „Proletarier" entstanden.

einen Baum erstehen sehen, unter dessen Schatten sich Jeder furchlos niederlassen kann. Aber so lange wir noch kein Volk im eigentlichen Sinne des Wortes hatten, so lange hatten wir noch keine Volksredner, Volkslehrer, Volkspresse, und so lange wir diese drei letzten nicht haben werden, wird auch das Volk, unaufgeklärt über seine wahren und eigentlichen Interessen, immer nur seinem Instinkte folgen, der allerdings naturgesund in den meisten Fällen, doch großes Unheil in einer Welt anrichten kann, die die Fictionen einer After-Vernunft hoch über das natürliche Recht gestellt.

Ich befürchte auch, es werden sich an die geschichtlichen Consequenzen unseres Jahrhunderts diejenigen noch sehr versündigen, die in dem eitlen Wahn befangen sind, als hätte die Presse, oder als hätte die Schriftstellerwelt das Gespenst des Communismus heraufbeschworen, oder mit andern Worten, als wäre das Bedürfniß socialer Reformen künstlich erzeugt — solche Auslegung der Geschichte hat die erste französische Revolution hervorgerufen, hat die zweite hervorgerufen und hat endlich in den Tagen der Gegenwart abermals ihre entschiedene Antwort erhalten.

Es giebt Leute, die Kinder bleiben und würden sie so alt wie Methusalem, sie deuten mit Selbstüberschätzung auf ihre grauen Köpfe, als seien es der Erfahrungen unzählige, die an den grauen Haaren hängen. Dabei aber vergessen sie, daß sie eine Perücke tragen, deren Haare niemals wachsen, und einen Zopf, der niemals beschnitten worden. Werden aber diese Leute sich um die neuen constitutionellen Throne schaaren, als wären sie in der That

berufen, sie mit ihren Perücken und Zöpfen zu decken; werden die Throne sie als ihre getreuen, natürlichen Beschützer anerkennen und begünstigen, so wird die nächste Revolution, ob nahe oder fern, den Republikanismus auch denjenigen aufdrängen, die die Könige gern wollen, aber an ihnen verzweifeln.

Wir wahrlich fürchten die Reaction nicht, aber wir fürchten ihre Folgen.

Und daß die Befürchtungen, welche wir jetzt ausgesprochen, nicht grundlos sind, das läßt uns eben ein Vergleich des Jahres 1830 und 1848 mehr als genügend erkennen.

Hören wir, was ein Schriftsteller über die Bewegung von 1830 sagt: *)

„Paris errang für Frankreich alles Wünschenswerthe in der Verfassung des Staates. Eine Königsmacht, geregelt durch eine von den Volkswortführern vertragsmäßig gegründete, nicht vom Hofe geschenkweise empfangene Urkunde. Zwei Kammern neben dem Bürgerkönige, worin hinfort nach Erblichkeit und Wahlrecht, oder nach Alterweisheit und Jugendkraft das Höchste nach seiner Doppelseite sich berathet und entscheidet. Eine dreifache Initiative, gleich ausgehend von jeder der drei gesetzgebenden Hauptkräfte. Für Buch, Zeitschrift und Tagblatt die Preßfreiheit, welche man nicht mit Unrecht bezeichnet als das größte aller Parlamente. Freiheit der christlichen Bekenntnisse ohne eine herrschende Kirche, alle mit öffentlich

*) Jetzt, Taschenbuch der Zeitgeschichte von Dr. Schneller.

bezahlten, also dem Staate dienenden Priestern. Oeffentlichkeit der Verhandlungen und des Gerichtswesens, theils zur Erziehung, theils zur Sicherheit des Volkes. Stellung der Verfassung unter die Gewalt einer Volkswehr, welche als Nationalgarde, nicht als Soldatenarmee im Innern das Heiligste schirmt.

Das Jahr trug in seiner ersten und zweiten Hälfte einen ganz verschiedenen Charakter. Vor dem Julius herrschten in den Salons Zeichen größeren Uebermuthes; kühnere Hoffnungen der Aristokraten und Sinecuristen; gesteigerte Erwartungen der Kongregation und Jesuiten; keckere Drohungen der Machthaber gegen Oeffentlichkeit und Preßfreiheit; bald geistreiche, bald unsinnige Lobpreisungen Polignac's, Wellington's, Metternich's; indeß zeigte sich in den Völkern eine gewisse, dumpfe Unruhe, wie sie in der Luft dem Sturme voran geht; und manche Besorgnisse verlauteten von Helldenkenden und Freigesinnten, mochte man sie als Reformers, als Konstitutionelle, als Liberale, als Karbonari, als Negros, als Malhados verdächtigen. Nach dem Julius herrschten in den Volksversammlungen edle Selbstgefühle und Lichtgedanken, aber auch ungebührliche Drohungen, wirkliche Gewaltthaten, unüberlegte Forderungen unausführbarer Entwürfe; neben dem Triumphrufen der Liberalen und dem Wehgeschrei der Absolutisten, neben Schmachreden und Volksflüchen über Polignac und Wellington bemerkte man einen hochherzigen und hochsinnigen Gebrauch von Wort und Schrift, aber auch ein dumpfbrausendes Getöse, welches die Schranken der Gesetze zu durchbrechen drohte; man

schrieb dies auf Umtriebe der Radikalen, der Jakobiner, der Demagogen, der Maestri Perfetti, der Republikaner, der Revolutionäre.

Man behauptete, Europa wolle die Republik wie Amerika. Einige verlangten dieselbe, aber nicht die Mehrzahl. Diese huldigte aus Gewohnheit und Grundsatz entschieden der Monarchie; die Millionen hoffen aufrichtig durch Konstitutionen das Glück der Völker mit dem Wohle der Fürsten zu einen. Amerika geht offenbar nach republikanischem Princip, und wird fühllos das Niederschießen und den Selbstmord von Kriegsmännern wie Kaiser Iturbide und König Christoph betrachten; aber Europa's Völker bewiesen mitten in den Stürmen Liebe zu den Herrschergeschlechtern. Frankreich, welches die Bourbone stürzte, erhob alsogleich den jüngeren Stamm derselben in den Orleans. England sprach nirgend ein Wort gegen das Haus Hanover, welches einst die verwandten Stuart's verjagte. Portugal theilt sich nur zwischen Donna Maria und Don Miguel, welche des nämlichen Stammes sind. Spanien zerfällt für die Brüder Don Fernando und Don Karlos. Braunschweig verjagte zornig seinen Herzog, und huldigte freudig dem jüngeren Bruder desselben. Das gebildete Sachsen sieht zufrieden gestellt seinem Könige zur Seite den Neffen als Mitregenten. Das treuerprobte Hessen betrug sich ein wenig unartig gegen die Dame, aber höchst dankbar für die Konstitution seines angestammten Kurfürsten.

Die Ideen beschäftigten den einen, aber kleineren Theil der Welt, während den andern, aber größeren die

Courſe immer in emſiger Bewegung erhielten. Eine traurige Erfahrung ſtellte ſich unleugbar hervor. Während in der erſten Jahreshälfte die Ideen zu ſiegen hofften, fielen die Courſe tief. Es mochte ſcheinen, als ob die Intelligenz und Politik der reichen Leute auf einer anderen Bahn wandelte, als die Intelligenz und Politik der freigeſinnten Volksfreunde. Die Reichen blieben mehr zugethan dem geſchichtlichen Rechte und der heiligen Allianz; die Freigeſinnten arbeiteten für das vernünftige Recht und eine geſetzliche Konſtitution. Der geheime und offene Krieg entartete auf beiden Seiten in Leidenſchaft und Parteiung. In neuer Zeit erwahrte ſich wieder der alte Spruch: Durch Aufwiegelung, Frevel, Betrug, durch Zorn und Begierde, drinnen ſowohl wird gefehlt in Ilion's Mauern wie auswärts."

Man ſieht, würde, wie im Jahre 1830 auch im Jahre 1848 die Börſe die Oberhand behalten, ſo wäre der Sieg der guten Sache abermals gefährdet. Aber die endlich errungene Freiheit darf ſich nie und nimmermehr unter die Despotie des Courſes beugen. So traurig auch die Verluſte ſind, die Viele erlitten haben und noch vielleicht erleiden werden, man hüte ſich, einem künſtlichen, der ſoliden Baſis gänzlich ermangelnden Papierſyſtem von Neuem die Wohlfahrt des Vaterlandes zu opfern, denn früher oder ſpäter fällt dieſer luftige Bau der Finanzwelt zuſammen, und ſo lange der Staat auf ihn beruht, ſteht er auf vulkaniſchem, oder man könnte eher ſagen, auf einem moraſtigen Grunde. Unſere Zeit muß dieſes erkennen, oder ſie hat nichts gelernt.

Haben wir nun die Tyrannei der Courſe zurückgewieſen und beſiegt, wie wir die des Abſolutismus abgeworfen, dann erſt iſt die Cour einer durch und durch faulen ſtaatlichen Einrichtung radikal, und wir können uns mit vereinten Kräften an diejenige große Aufgabe machen, die Deutchlands Ehre erheiſcht — an die Erzielung der deutſchen Einheit.

Aber um eine Einheit dauernd zu begründen, iſt vor Allem Einigkeit noth. Diejenigen, die die Freiheit nicht wollen, weil ſie mit den Courſen ſich nicht verträgt, und diejenigen, welche ſie nicht wollen, weil ſie mit ihren Privilegien ſich nicht verträgt, ſind die natürlichen und erbittertſten Gegner der Freiheit und ſie werden Nichts unterlaſſen, ihr Hinderniſſe in den Weg zu legen, mit offenem Viſir und mit der Tücke der Heimlichkeit, mit der Heuchlermiene einer im Trüben fiſchenden Reaktion.

Dieſe beiden Klaſſen, die Papiermänner und die Feudalmänner, die Ritter der Courſe und die Ritter der Haſenjagden, die Landjunker, werden nicht ermangeln, ſich gegenſeitig aufzuhetzen und wie 1830 gewiſſe Stichwörter als neue Symbole auf Schild und Helm ſetzen und gegen die neue Zeit anrennen. Die Landjunker rufen hohnlachend: den Communismus — als den erſtrebten Meſſias der Freiheit aus, die Ritter der Börſe nennen den Republikanismus, den völligen Untergang aller traditionellen Bevorzugung als den Moloch der Fortſchrittsmänner, dem ſie, die Landjunker, alſo zuerſt zum Opfer fallen müßten.

Dieſe beiden Klaſſen ſtützen ſich hier und dort noch

auf eine dritte, Zwischenparthei, das sind diejenigen Beamten, die das geänderte System ferner nicht verwenden kann, also in Ruhestand versetzen muß, oder der Theil der Beamten, der unzufrieden und voll Ingrimm ist, ferner fortan nicht mehr die kleinen Tyrannen spielen zu können.

Man muß gestehen, diese Gegenparthei der Freiheit, ihrer inneren Natur nach also die Parthei der Reaction, ist zu gefährlich, als daß man sie außer Auge verlieren dürfte. Sie hat vornehmlich gerade dadurch an Macht gewonnen, — so sonderbar es auch klingen mag — was die Basis unserer bürgerlichen Freiheit geworden ist, durch das neue Wahlgesetz, und sie wird es nicht unterlassen, durch eine verzweigte, schlau berechnete Agitation namentlich in die Provinzen zu wirken und das Volk, durch Verkehrung der Begriffe irre zu leiten, ihnen die errungenen Güter der Freiheit, den Fortschritt, lächerlich und absurd zu machen. Beweise, daß diese Behauptung nicht nur eintreffen wird, sondern in der That schon eingetroffen ist, liefern Thatsachen in Menge.

Dieser Parthei der Reaction die Waffen aus der Hand zu winden, ist demnach die Aufgabe aller Patrioten. Derjenige versündigt sich an das Vaterland, an die Freiheit, an die Zukunft und die folgende Generationen, also an seine Kinder und Enkel, wer diese Waffen verstärkt und schärft, nicht vielmehr alle seine Kräfte aufbietet, daß sich das Messer gegen diese Ritter der Dulcinea, Reaction, selbst kehre.

Dieser Ausruf erfolgt zunächst an drei Partheien — an die drei Partheien des Fortschritts, die also wesentlich dabei interessirt, daß sich die Schlange der Reaction selbst in den Schwanz beiße. Er erfolgt an die Republikaner, an die Männer der Arbeit, seien sie Arbeitsgeber oder Arbeitsnehmer, und endlich an die Constitutionellen aller Länder Deutschlands.

Diejenigen welche die Republik wollen, oder vielmehr diejenigen welche trachten, sie zu verwirklichen, begehen den Fehler solcher Unvernünftigen, welche verlangen würden, daß ein Kind mit dem Kopfe laufen lerne. Eine Republik nach dem Absolutismus, wenigstens war ein großer Theil Deutschlands diesem unterworfen, ist eine unreife, oder auch eine frühreife Frucht, die Altklugheit eines Staates, die ihn weder alt noch klug werden läßt. Zugegeben jedoch, sie sei eine politische Möglichkeit, so ist sie wenigstens doch jetzt unausführbar, weil sie nicht nur einige regierende Fürsten, sondern auch die geschlossenen Colonnen der Reaction und selbst die Vernunft und Intelligenz gegen sich hat — mit Einem Wort, weil die Republikaner nur ein sehr kleines Häuflein sind, die, beharrend bei ihrer Isolirung, die Reaction stärken, und die Parthei der Freiheit, die sie doch unter allen Umständen wollen, schwächen. — Sie sind also Verräther an sich selbst.

Daß sie sich den Männern des entschiedenen Fortschrittes, unter der Aegide constitutioneller Throne ohne Verzug zugesellen, erheischt ihre Pflicht, zumal in einem Lande, das am starrsten dem alten Zopfe anhängt. Es

ist durch diese Verständigung eine gewaltige Bresche in die Reaction geschossen. Beharren sie bei ihrer Absonderung, so leisten sie wahrlich der Freiheit, die sie anrufen, einen schlechten Dienst.

Divide et impera! war der Grundsatz schlauer Römerpolitik, als Rom die Welt unterjochte. Trenne und herrsche! — Hütet Euch, Republikaner diesem Grundsatze schlauer Feinde Anwendung zu geben.

An die Arbeitsgeber und Arbeitenden folgt mein zweiter Ruf! — Mit dem Pöbel der Arbeit ohne Lohn droht der Pöbel des Lohnes ohne Arbeit. Diejenigen welche wahrhaft entsetzliche Gespenster heraufbeschwören und bannen, jagen der Vernunft der Eigensüchtigen mit eingebildeten thörichten Schrecken ein. Gegen den Communis würde nicht nur der große Besitz aus Leibeskräften protestiren, sondern auch der kleine. Wer zwei Groschen besitzt fürchtet eben so wohl, die Theilung mit denen, die keinen Heller haben, als die, welche Hunderte besitzen. Nicht nur bei den Reichen also, bei dem ganzen Mittelstande, ja wahrlich noch eine oder einige Stufen tiefer ist ein Widerstand gegen dieses winzige Gespenst des Communismus, und wie schlimm das Loos der gänzlich Armen auch ist, und so feindselig sie dem Besitze auch gegenüberstehen mögen — was in dem gefürchteten Grade jedoch sehr zu bezweifeln — so ist ihre Zahl doch verhältnißmäßig zu geringe, als daß von der Seite ernstliche Gefahr drohen könnte. Man thut überhaupt Unrecht zu dieser Classe auch diejenigen zu zählen, die von der Hand zum Munde, aber doch jedenfalls von dem Schweiße ihres Angesichtes

leben. — Damit ist aber nicht geläugnet, daß diese Classe der menschlichen Gesellschaft gefährliche Elemente in sich trage, wenn ihre Angelegenheiten nicht radikalen Reformen unterworfen werden. — Wenn sich die Intelligenz der Industrie, der die Arbeitskräfte dienen, gegen so nothwendige Reformen sträubt, so stellt sie sich auf die Stufe der Monarchie, die sie dem Volke versagt und mithin denselben Gefahren bloß. Nur Ein und allerdings sehr wesentlicher Unterschied waltet hier ob. Während der Monarch bei Reformen freie Hand hat, sie wenigstens haben kann, weil er gebietet, kann der Arbeitgeber, der Mann der Industrie nur seinen Platz behaupten, indem er sich unterwirft. Er hat eine Macht über sich und die Hände sind ihm gebunden — das ist die Concurrenz und Consumtion. Will er demnach reformiren kann er es nur mit Zustimmung dieser beiden Gewalten thun, und nach dem Umfange dieser, giebt sich die Reform als eine unermeßliche, unendliche kund, sie muß das sociale, industrielle Leben dergestalt durchdringen, daß Niemand, so nah oder so fern er dieser Classe, zu deren Gunsten die Reformen stand finden soll, auch stehen möge, von ihr nicht unerreicht bleiben kann. — Vor dieser Erschütterung wird nun allerdings die Mehrzahl erbeben, und die nöthige Reform als eine Chimäre abweisen, ihr vielleicht noch als Gnadenstoß das Kainszeichen „Communistisch" aufstempeln.

Diese kindische Abfertigung müssen wir aber lächelnd zurückweisen. Den Vernünftigen aber sagen wir:

Die Reform, so tiefgreifend sie auch werden wird, wird sich aber ganz von selbst gestalten als nothwendige

Consequenzen der ersten unabweisbaren Forderungen und deren Zugeständnisse. Die Schwingungen, die sie in allen Verkehrsverhältnissen hervorrufen wird, werden sich gestalten wie die kreiselnden Wellen eines Wassers, das ein hineingeworfener Stein in Bewegung gesetzt; und endlich wird von der Erschütterung um so weniger zu fürchten sein, je mächtiger, größer und tiefer das Wasser, in welches der Stein hineingeworfen. Ob dieser selbst groß oder klein kömmt dabei gar nicht in Betracht.

Mag demnach die Reform noch so außerordentlich sein, wenn sich nur ein möglich großes Publikum dabei betheiligt. Es möge bedenken, daß den Industriellen selbst nicht die Last der Reform allein aufgeladen werden kann, die Consumtion, d. h. also das Publikum im weitesten Sinne muß Theil nehmen. Die Industrie mit ihren beiden Oberherren Concurrenz und Consumtion bringe das große Werk einer verbesserten St[illegible]ung der Arbeit zu Stande, denn in diesem Bunde nur kann es geschehen, kann es verwirklicht werden. Endlich setze die Intelligenz, durch ihre moralische Wirkung der Belehrung, und die Freiheit durch ihre physische und psychische Kräftigung, zur Veredlung dieser Classe dem Werk die Krone auf, und wer dann noch thörichte Besorgniß hegt, vertraut nichts als der verknöcherten Engherzigkeit, die er selbst besitzt.

Endlich wenden wir uns an die Constitutionellen, an die Männer des entschiedenen Fortschritts aller deutschen Lande mit einer Sache die nicht minder Beherzigung verdient, als die vorangegangenen Dinge. Alle unsere

Forderungen, die wir in diesen Blättern aufgestellt, bewegen sich auf der einen breiten Basis — die unsere Zeit, unsere Welt fortan nur tragen kann — der Freiheit. Die Freiheit verträgt sich allerdings recht gut mit der Verschiedenheit, ja sie bedingt sogar als wirkliche Freiheit — diese. In ihrer inneren Gestaltung mag sie vielfältig sein, nach dem Reichthum ihrer unermeßlichen Kräfte, die sie entfaltet und in Bewegung setzt. Aber die Freiheit bedarf auch wieder einer Einheit oder Vereinigung aller dieser Kräfte zur Wahrung ihrer selbst und hier gelangen wir auf den Boden der nationalen Einheit, oder zu der großen Frage, wie kann diese erzielt werden, um unsere nationale Freiheit

1) nach außen hin zu sichern,

2) vor der Willkühr einzelner deutscher Fürsten zu wahren,

3) die Unabhängigkeit Deutschlands besonders auch in Bezug auf seine industriellen Interessen zu begründen und zu befestigen.

Ein großer Theil unserer Patrioten hat vorzüglich den ersten und zweiten dieser drei Punkte ins Auge gefaßt, und jenen durch die Wahl eines deutschen Kaisers, diesen aber durch die Wahl eines deutschen Parlaments zu erledigen gesucht. — An den dritten haben in der momentan vorwiegenden Wichtigkeit der beiden ersten, nur Wenige gedacht, es waren diese das kleine Häuflein derjenigen, die Deutschlands Interessen tiefer erfassend, schon seit einer Reihe von Jahren auf die nothwendige Schöpfung einer deutschen Flotte hinwiesen. Es wird nur einer kurzen Anregung bedürfen, um zur nothwendigen Vereini-

gung aber aller dieser drei Forderungen alle diejenigen hinzuführen, die den festen, gesicherten Fortschritt, und die Bürgschaft der Freiheit unseres deutschen Vaterlandes nach innen und außen mit allen ihren unabweisbaren Consequenzen wollen.

Die Patrioten, die durch Wiedererweckung der deutschen Kaiserwürde für Deutschlands Einigung und Stärkung, und für eine gewisse Gleichheit und Harmonie aller deutschen Landestheile die vollständige Garantie zu erlangen hoffen, haben besonders außer Acht gelassen, daß: so lange Deutschland einen Kaiser hatte von diesen Dingen nicht die Spur vorhanden war, und daß es eine Zeit gab — die nicht allzu fern liegt — wo die Ungleichheit Deutschlands, in so fern für die Deutschen ein wahres Glück war, als die in einem deutschen Lande Geächteten, oft in einem andern Theile Deutschlands ein Asyl gefunden. Dem Philosophen Wolf wurde bei Strafe des Strickes angedroht binnen 24 Stunden Halle zu verlassen, und der dem Galgen kaum Entgangene fand zu Berlin willkommene Aufnahme. Das Göttinger Siebengestirn, das vergebens gegen den willkührlichen Umsturz der hannöverschen Verfassung protestirte, fand in Hannover geächtet, in Preußen und Sachsen einen neuen Lehrstuhl. Das sind also zwei Beispiele aus älterer und neuerer Zeit, die es als ein Glück erscheinen lassen, daß Deutschland nicht einem Willen unterthan war. Und was wäre aus Deutschland geworden, wenn die kaiserliche Gewalt sich, etwa wie die Könige von Frankreich, die kleinen Fürsten

völlig unterworfen hätte? Oesterreich hätte über Deutschland triumphirt, vielleicht mit den Russen sich in dessen Besitz getheilt, möglich daß auch Frankreich ein Stück davon erhalten. Der Zusammensturz der kaiserlichen Gewalt in Deutschland, Preußens Wachsthum, die Bildung der südlichen Königreiche in Deutschland, die das Wiederaufleben eines deutschen Kaisers, nach Napoleons Sturz, zur Unmöglichkeit machten, war für Deutschland in der That ein Glück. — Was konnte uns unter Oesterreichs Hegemonie zu Theil werden, das bis zur jüngsten Zeit die Politik geleitet, die den dreißigjährigen Krieg hervorgerufen und Deutschland zur Wüstenei umgeschaffen? — Nachdem der deutsche Kaiser zu Deutschlands Glück zu Grabe gegangen, kann man verblendet genug sein, die deutsche Kaiserkrone, unseligen Angedenkens in der That wieder aus der Rumpelkammer hervorzuholen und sich nach dem Kandidaten dazu umzusehen? —

Man wird mir antworten: Ja, eben das thun wir, wir wollen einen deutschen Kaiser, aber sind keineswegs gesonnen, Oesterreich dazu zu machen. Das bleibt sich aber vorläufig gleich, wer es sein soll, genug abgesehen davon, daß unabhängige Könige, deren Deutschland 6 hat, unter keinem Kaiser als solche stehen können, ohne den Feudalismus vom Neuen auf die Beinezubringen, kann von einem deutschen Kaiser nicht die Rede sein, weil eine tausendjährige Erfahrung uns davon entschieden abräth. Ein neuer deutscher Kaiser würde uns den alten Zopf getreulich wieder bringen, wie ihn uns der Bundestag

gebracht, der in der That nichts anderes war, als ein deutscher Kaiser, eine Null, ein Hemmschuh für Deutschlands Wohlfahrt und Gedeihen.

Demungeachtet bleibt es aber wahr, daß Deutschland nach außen ferner nicht in der Weise wie bisher vertreten werden kann, und daß, wie heilsam seine Zertheilung in verschiedene Staaten für seine inneren Angelegenheiten auch sein mag, diese den fremden Mächten gegenüber, gewissermaßen nicht vorhanden sein darf. Wir erinnern hier an den republikanischen Staatenbund in Amerika, auf eben diese Weise müßte Deutschland sich organisiren. Die Regierungsform, ob constitutionell, ob republikanisch, kommt hierbei nicht in Betracht. Wenn Deutschlands Einheit nicht eine bloße Redensart, ein bloßer Schatten sein soll, kann es in Bezug auf äußere Politik keinen verschiedenen Weg wandeln. Diese stehe unter der Leitung eines Präsidenten. Daß man ein regierendes Haupt dazu wähle, ist unerläßlich, doch muß der Nation die Controle unbedingt gesichert bleiben. Es ist nicht zu leugnen, daß der König von Preußen am geeignetsten in Vorschlag zu bringen wäre, die Lage seiner Staaten legt ihm schon eo ipso die Verpflichtung auf, an der Grenze derjenigen zwei Hauptmächte Wache zu stehn, mit denen am ehesten eine Collision zu befürchten, und die sicher über kurz oder lang nicht ausbleiben wird. Gleichwohl trage man Bedenken, diese Präsidentschaft in perpetuum an Preußen zu knüpfen, sondern treffe hier Bestimmungen, sie wandelbar zu machen, sei es nach längern

oder kürzern Zeitterminen. Es versteht sich von selbst, daß dann auch Deutschland fortan nicht mehr als einen Gesandten bei den auswärtigen Mächten accreditiren darf.

Wir hoffen, daß diese Ansicht bei allen denjenigen Anklang finden werde, die Deutschlands Wiedergeburt nicht auf einen alten längst verdorrten Baum zu pfropfen gedenken. Was nur im geringsten an den alten Zopf erinnert, das in die junge Zeit hinüberzutragen, hüte man sich wohl. Wir müssen die erlangte Freiheit nach innen und außen sichern, sie mit ehernen Mauern umwallen, aber eine chinesische darf es unter keinen Umständen werden. Wir erinnern an Spartas Beispiel, es hatte keine Mauern, sein Schutz waren Spartas Bürger. Nicht die Thüre darf der Wächter eines Hauses sein. Laßt den deutschen Kaiser ruhig schlafen, giebt Oestreich seinen Pompanz wieder, es hat mit Euch gespielt. Oestreich aber gar selbst die Kaiserkrone auf das altersschwache Haupt zu setzen, Oestreich, das dieselbe unselige Politik, wie vor einem Jahrtausend, fast noch heute befolgt, Oestreich, das noch heute Deutschland um Italien opfern würde, das vermögen nur diejenigen zu begehren, die jedes politischen Taktes, der leider den Deutschen überhaupt noch mangelt, baar sind. —

Ein deutscher Präsident unter den Augen der Nation vertrete unsere Einheit nach Außen. Dieses genügt. Ein Mehr wäre eine politische Sünde, weniger ein Verbrechen an der Nation.

So wenig nun, wie einen deutschen Kaiser, dürfen wir den deutschen Bundestag ins Leben zurückrufen. Er, der so lange die Freiheit des deutschen Volkes niedergehalten, wollte sich in seiner Sterbestunde, da das Damokles-Schwert über seinem Haupte schwebte, gern das Ansehn geben, als verlange er die Wiedergeburt Deutschlands, die Freiheit für das Volk, im Sturmschritt zu erobern. Dabei trug er wie ein Januskopf vorn die Maske der jungen Zeit, hinten hatte er den alten Zopf, die alten Runzeln und liebäugelte mit Metternich und seines Gleichen. Doch er liegt in den letzten Zügen und wir wollen ihn sterben lassen, wenn wir auch nicht ohne Seufzer an die Zeit seiner Wirksamkeit zu denken vermögen. Die Zeit hat ihn gerichtet und die Geschichte, verwerfend den Sittenspruch: „de mortuis nihil nisi bene", wird den Richterspruch der Welt verkünden.

Das deutsche Parlament, von unendlich hohem Werthe für eine wahrhaft volksthümliche Freiheit, wird jedoch nur dann seine hohe Bestimmung erfüllen können, wenn das deutsche Volk den politischen Takt gewinnt, ohne den an eine Erhaltung der jüngsten Errungenschaften nicht zu denken ist, und es wäre eine Schmach für Deutschland, bedürfte es nach Gewährung volksthümlicher Institutionen noch des Impulses von außen, um sich diese im vollen Maße zu eigen zu machen. Das alte, in Deutschland noch überaus stark vertretene Zopfbürgerthum, beginnt sich jetzt so unbehaglich zu fühlen, wie der alte Schlendrian in einem neuen Rocke. Es wollte allerdings

eine Veränderung seiner Lage, aber sie sollte über Nacht, und nicht wie es in der That geschehen, unter dem Donner der Kanonen, sondern im ruhigen Schlummer vor sich gehen, und es an einem schönen Sommermorgen beim Erwachen überraschen. Wer würde dies beklagen wäre es so geschehen, aber da es nicht so geschah, erschrecke man nicht über die Folgen einer Revolution, die der Freiheitsdrang geboren, Besonnenheit geendet, und das Recht benützen soll. Man entsetze sich nicht über eine Erschütterung, deren Schwingungen wohlthätig sind und begnüge sich dem Verbrechen und dem Aufruhr entgegen zu treten, mache aber nicht die Furcht von diesem zum Satelliten der Reaction. — Möchte das Zopfbürgerthum, das doch nun einmal mit fortgerissen von der jungen Generation der die Zukunft gehört, einen Schritt vorwärts gethan, nicht zwei rückwärts thun, und das Alles um vom Neuen die Ruhe „eines Kirchhofs" zu erzielen. — Auf diese Weise ist das Zopfbürgerthum gefährlicher als die entschiedene Opposition, die nicht die Reaction um des Friedens willen, sondern Kampf auf Tod und Leben verlangt. Denn jenes liebäugelt mit dem Fortschritt auf einer Seite, und versetzt ihm einen Genickstoß auf der andern, je nachdem der Fortschritt mit oder ohne Demuth erscheint, d. h. halb oder entschieden. Das Zopfbürgerthum will vor Allem Ruhe, das Andere erscheint ihm höchst untergeordnet. Sie sind Fanatiker der Ruhe, diese Bezeichnung ist schlagend. So lange aber dieses Zopfbürgerthum noch besteht, hat die Reaction halb ge-

wonnenes Spiel. Eben deshalb aber müssen wir mit ihm mögstlich gute Freundschaft zu halten suchen, vielleicht gelingt es dann den Zopf allmählig gänzlich zu vertilgen, wenn wir ihm beweisen, daß man durch den Krieg zum Frieden kommt. Uebrigens wird die Geschichte selbst diesen Beweis auf die bündigste und überzeugendste Art führen und wir hoffen recht bald.

Wird erst das Zopfbürgerthum selig entschlummert sein, dann erst ist die Garantie gewonnen gegen die Reaction, und somit auch gegen die Fürsten. Nicht der Adel, nicht die Börse, nicht die Bureaukratie waren die festen Stützen des Absolutismus, das Zopfbürgerthum. Denn es gab sich überall den Anschein das Volk zu vertreten, und die Fürsten ließen sich wirklich von seiner großen Perücke, die die Intelligenz beschattete, täuschen und sagten: Seht — das ist das Volk! — — Aber die Intelligenz ist eine Macht, die Millionen weit mehr wiegt, als das Kopfbürgerthum und das historische Recht. Die Intelligenz die bis jetzt de jure von den Regierungen vertreten, wird nun von jedem vertreten werden, die sie besitzt. Das ist die Vernunft der Freiheit: dieses Princip, einmal unerkannt, wird sich den Boden nicht so leicht wieder nehmen lassen, den es mit so unermüdlicher Anstrengung erobert, und da sich auch Gottlob unter den Privilegirten und den Männern der Börse Intelligenzen genug vorfinden, die diesem Principe um keinen Preis die Errungenschaft streitig machen möchten, so werden

sie sich von der Reaction trennen und ihr ihre aufrichtige Unterstützung widmen.

In diesem Sinne hat denn auch der Landtagsmarschall Fürst zu Solms-Lich am Schlusse des Landtags in einer Rede gesprochen, die einen Geist athmet, der über alle Engherzigkeit erhaben.

Möge der Geist, der in dieser Rede waltet, den privilegirten Klassen vorleuchten, als die Anerkenntniß einer Lehre, die die Geschichte eines halben Jahrhunderts gepredigt hat, und deren Nichtachtung einen Napoleon, das Haus der Bourbonen und der Orleans gestürzt hat, eine Lehre, deren warnendes Beispiel den Absolutismus, die Privilegien und die Reaction für immer abschrecken sollte, mit dem heiligen Ernst des Weltgerichts zu spielen.

Was nun endlich und schließlich die dritte Angelegenheit betrifft, so sollte sie die Aufmerksamkeit des gesammten Deutschlands unausgesetzt in Anspruch nehmen. — Eine deutsche Flotte, ist in einer Zeit, wo die industriellen Interessen gewissermaßen deren Steuer und Ruder geworden, so sehr Lebensbedingung eines großen Staates, daß dessen Macht zu einer Illusion wird, wenn sie ihm mangelt. Wahrlich wenn Deutschland keine guten Häfen hätte, es müßte sich solche erobern, um sich als europäische Macht erster Größe zu behaupten. Der Staat, der seinem Handel nicht den ausgedehntesten Schutz gewähren kann, giebt sein Herz preis und es hilfe ihm wenig, Kopf und Fuß in Eisen zu stecken. Die Hälfte des Etats, der auf das Heer verwandt, der Erhaltung

einer Flotte gewidmet, würde Deutschlands Unabhängigkeit von einer Seite sichern, auf der sie jetzt jedem Angriff des kleinsten Seestaates schutzlos bloßgestellt. — Die Gefahren, die sich Deutschland durch diese unverantwortliche Vernachlässigung zuziehen könnte, liegen jetzt bei dem Kriege mit Dänemark offen da. Aber nicht der Krieg allein, auch der Friede erheischt gebieterisch die Schöpfung einer Flotte, und nach der errungenen Selbstständigkeit im Innern, sollte der Patriot kein anderes ceterum censeo haben — als die Erfüllung dieser Forderung.

Wir hoffen, daß die Publicität sich dieses Gegenstandes mit dem Ernste bemeistern werde, den er verdient, wir wollten ihn hier nur andeuten, um alle die Dinge übersichtlich zusammenzustellen, die unzertrennlich sind von Deutschlands Zukunft, soll sie eine heilbringende sein, soll sie die Freiheit der deutschen Nation in dem Grade sichern, der ihre Dauer, und den Genuß derselben für alle Klassen innerhalb der Grenzen eines wirklich vernünftigen Gesetzes sichert, soll sie endlich den Anstrengungen, die das menschliche Geschlecht zu einer neuen und guten Ordnung der Dinge jetzt macht angemessen sein. Möchten die Fürsten, möchten die Völker, möchten alle Kräfte der deutschen Nation sich in dem Geiste eines vernünftigen Rechtes vereinen und verständigen und die Sonderinteressen zum Schweigen bringen, die blindlings gegen die Neugeburten unserer Zeit eifern und an den Auswüchsen der alten festhalten und diese schmarotzerartig umschlingen. Nicht das hergebrachte, nicht das historische Recht, nur das

vernünftige kann fortan das Gesetzbuch des deutschen Volkes ausmachen. Was alt und vernünftig, d. h. im Einklange mit unserer Zeit, das wird die Intelligenz mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu schützen streben, aber nicht den alten Zopf, und Alles was ihn wieder bringen könnt, und Alles was an ihn erinnert.

Druck von J. Träger (Humblot & Comp.), Adlerstr. 9.

Berliner Pickwickier

Fahrten und Abenteuer

Berliner Junggesellen bei ihren Kreuz- und Querzügen durch das moderne Babylon.

Von

Dr. Bernhard Hesslein.

Mit Illustrationen von Ludwig Löffler.

Band I.

Verlag von Adolph Stubenrauch u. Co.

Berlin 1854.

Bay
Stanis
Mün

Berliner Pickwickier.

Fahrten und Abentheuer

Berliner Junggesellen bei ihren Kreuz- und Quer-
zügen durch das moderne Babylon.

Von

Dr. Bernhard Heßlein.

Mit Illustrationen von Ludwig Löffler.

Band I.

Verlag von Adolph Stubenrauch & Comp.

Berlin 1854.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Herr Meyer.

Wißt Ihr, liebenswürdige Leserinnen, was es heißt, ein — Junggeselle sein? Nein, Ihr wißt es nicht, sonst würdet Ihr, wie die türkischen Mädchen und Frauen, Euer holdseliges Antlitz verschleiern und vor der Möglichkeit erzittern — aus einem freien, unabhängigen Manne einen Verliebten, aus einem Verliebten einen Narren und aus einem Narren — einen Ehemann zu machen, welcher in dem Meere von tausend kleinlichen Sorgen nichts gewinnt als den Verlust jenes glücklichen Humors, mit dem die Götter das Junggesellenleben ausgestattet haben. Ob Herr Joseph Eduard Meyer, welcher jetzt mit einem sehr melancholischen Gesichte in seinem Lehnstuhl saß, und unverwandt in einen Kalender starrte, wohl einst mal eben so gedacht haben mag? — Wohl möglich, denn Herr Meyer war seiner Zeit einer der entschiedensten Junggesellen Berlins gewesen, ein abgesagter Feind aller Ehestands-Leiden und Freuden, und das war er gewissermaßen noch heute, obwohl er — —

Doch wir wollen unserer Geschichte nicht vorgreifen und uns zuvörderst mit den äußern Verhältnissen des Helden unserer Erzählung beschäftigen, ehe wir die Herzensgeheimnisse eines Mannes enthüllen, den das tückische Geschick bestimmt zu haben schien, Märtyrer der Mißverständnisse ohne Ende zu werden.

Und doch schien es — wenigstens bis zum Beginne unserer Geschichte — als habe Meyer aus Fortuna's Glückstopf das große Loos gezogen. Er konnte sich fast in jeder Beziehung eher über ein zu viel als

ein zu wenig beklagen. Meyer war sehr reich, sehr weichherzig, sehr freigebig, und, was sein Aeußeres betraf, etwas zu klein, ein wenig zu stark, und sein Kopf war ein wenig zu groß. Was aber das Schlimmste war, die Natur hatte, vielleicht im Mißmuth darüber, daß ihr Meyers Körper etwas zu klein für seine große Seele gerathen war, ihm einen zwiefachen Rücken auferlegt, den die spöttische Welt etwas uneigentlich einen „Buckel" nannte. Wir können aber den Lesern versichern, daß der Inhaber eines orthopädischen Institutes sich anheischig gemacht hatte, Herrn Meyer von seinem mangelhaften Ueberfluß zu befreien, wenn er sich einer consequenten Kur in seinem Institute unterwerfen wolle, worauf Herr Meyer geantwortet, daß er ein Gegner jeder Tortur und Folter welchen Namen sie auch immer haben möge, von jeher gewesen sei, und bis an sein Ende bleiben würde. Das also ist die Schilderung des Ersten unserer Pickwickier, und obwohl wir wissen, daß weder den heirathslustigen Damen, noch den Phrenologen und Physiognomisten eine so oberflächliche Personalbeschreibung genügen werde, sind wir dennoch nicht im Stande, der Neugier weitere Aufschlüsse zu machen, außer, daß wir höchstens noch hinzufügen könnten, daß Herr Eduard Meyer ein sehr starkes und schwarzes Haupthaar nebst dito Backenbart, eine sehr lange Nase und einen nicht allzukleinen Mund hatte, und daß die Krone dieses Antlitzes, welches eines geschworenen Junggesellen würdig war, eine Stirn bildete, auf der in der That die ganze Seele des kleinen Mannes in vollendeter Erhabenheit thronte. Von den Augen wollen wir schweigen — aber so viel mögen unsere Leser wissen, daß, wenn man in Meyers große, blaue und sanfte Augen schaute, alles Uebrige an ihm nicht gesehen wurde. Man vergaß über die erhabenen Eigenschaften seines Herzens, welche aus diesen Augen sprachen, alle seine andern Erhabenheiten, man vergaß seinen Buckel, seine große Nase und seinen großen Kopf; — man blickte nur in seine Augen, und wenn sich die Leser mit diesem edlen Manne wahrhaft befreunden wollen, so bitten wir sie, ebenfalls nur in seine Augen zu schauen — und nicht weiter.

Dem Stande nach gehörte Meyer zu den Leuten, welche zwar einen Charakter, aber keinen Titel haben, von Profession war er Rentier, eine in Berlin stark vertretene Menschenrace, die nicht selten eine falsche Firma hat. Nebenbei speculirte er — jedoch auf die solideste Weise — in Papieren, auch war er mit der Kassenverwaltung sehr vieler gemeinnützigen Gesellschaften betraut und Wohlthäter erster Klasse.

Dieser harmlose und wohlwollende Mann wohnte in einer der

aristokratischsten Straßen Berlins, Fräulein Anna Dorothea Hummel gerade gegenüber, und hatte mit der Kammer, welche sein Diener Jacob ausschließlich bewohnte, vier etwas alterthümlich ausmöblirte Zimmer inne. Bis zu dem Zeitpunkte unserer Geschichte hatte sich Herr Joseph Eduard Meyer in dieser Wohnung sehr wohl befunden, trotz dem, daß Fräulein Hummel sehr oft hinter ihren Kaktustöpfen die freundlichsten Blicke auf ihr vis à vis hinüberwarf. Unsere Leser sind allerdings mit dem Fräulein Hummel noch nicht näher bekannt, aber wir können versichern, daß es jeden Andern einige Ueberwindung gekostet haben würde, dieser Dame die dem weiblichen Geschlechte gebührende Huldigung so hartnäckig zu versagen. O, wer von meinen Lesern jemals dem freundlichen, schmachtenden Augenpaar einer robusten, kleinen, vierzigjährigen Jungfrau kurz nach Sonnenaufgang oder spät nach Sonnenuntergang, wo die holde Röthe lieblicher Träume die Wange färbt, begegnet ist, der wird es unbegreiflich finden, wie Herr Meyer, und wenn er auch der entschiedenste Junggeselle war, so wenig Notiz von seiner Nachbarin nehmen konnte, daß er nicht einmal ihre verstohlenen Grüße erwiderte.

Aber das Geschick übernahm für diese unverzeihliche Kränkung eines so zarten weiblichen Individuums die Rache, und wir werden bald sehen, wie die Eumeniden an des unglücklichen Meyer Fersen sich hefteten und den so sanften Mann zur äußersten Verzweiflung brachten; und wenn wir in diesem Augenblicke Fräulein Hummels lächelnde Gestalt nicht mehr am Fenster wahrzunehmen vermögen, wenn wir vielmehr die Fenstervorhänge herabgelassen sehen, dann mag uns eine böse Ahnung sagen: Meyers Geschick hat sich erfüllt!

Ob Meyers jetzige Melancholie mit den herabgelassenen Vorhängen in Beziehung stand? O, gewiß, denn als er endlich vom Kalender aufblickte, wo bei dem Datum 18 des Monats October ein großes rothes Kreuz stand, schaute er zürnend nach diesen Vorhängen hinüber, ja er ballte sogar die Faust, was in seinem ganzen Leben ihm vielleicht nicht zwei Mal begegnet war, und murmelte: Es bleibt mir nichts Anderes übrig, ich muß fort! —

Und mit diesen Worten erhob sich Meyer und zog an der Klingel. Jacob trat sofort ins Zimmer, und nachdem ihn sein Herr eine Weile melancholisch angeblickt hatte, sagte er seufzend: Bringe Alles in Ordnung, Jacob, wir wollen auf dreizehn Wochen und fünf Tage verreisen.

Das nenne ich einen tapfern Entschluß, rief Jacob mit lachendem Gesichte, denn hier ist unseres Bleibens nicht mehr. Es ist ja mit einem

Male, als wäre der Teufel los. Seit dieser verdammten Verlobungsanzeige —

Jacob, sagte sein Herr, es ist durchaus unanständig, daß Du so fluchst, zumal in meiner Gegenwart.

Woher soll man denn auch alle die Gelassenheit nehmen, entgegnete Jacob, und von mir will ich noch gar nicht reden, aber was Ihnen nun schon seit Kurzem passirt ist, das ist unmenschlich. — Dabei vergißt man die Bibel und den Katechismus und wird natürlich ein fluchwürdiges Menschenkind.

Ein fluchendes — willst Du sagen, verbesserte sein Herr, es ist aber ganz gleich; wenn es uns schlimm ergeht, dürfen wir wohl mit den Menschen, aber niemals mit Gott grollen.

Das ist mir einerlei, brummte Jacob, ich grolle mit jedem, der mir gerade in den Wurf kommt. Und es kann noch schlimmer kommen, Sie sollen sehen, Herr Meyer, es hat dabei noch nicht sein Bewenden, denn wenn ich die beiden Frauenzimmer treffe, morde ich sie.

Laß das Gerede, sagte Meyer, Du weißt, daß ich dergleichen Drohungen nicht liebe, wenn sie auch nur leere Worte sind.

Nun, Sie werden es bald erleben, welche Streiche Ihnen diese Hummel noch spielen wird — ich sehe es schon kommen — Sie wissen, ich habe scharfe Augen. Ich bin aus einer Familie, in der Alle scharfe Augen gehabt. Mein Urgroßvater, der nicht einmal schreiben und lesen konnte —

Du erzählst mir wieder die alte Geschichte, lieber Jacob, unterbrach ihn sein Herr mit sanftem Vorwurf, Du hast heute noch viel zu thun, jetzt gehe zunächst zum Fräulein — —

Jacob zwickerte sehr schlau mit den Augen und wandte sich rasch zur Thüre, um zu gehen.

Wohin willst Du? fragte sein Herr.

Nun, das versteht sich doch von selbst, versetzte Jacob, zum Fräulein Hummel schicken Sie mich nicht — also kann es nur Fräulein Rosa sein. Ich werde mich aber sputen, daß ich bald wieder hier bin, und dann wird eins, zwei, drei gepackt und wir sind über alle Berge.

Schon verschwand Jacobs Schattenseite hinter der geöffneten Thüre, als sein Herr, diesmal wirklich im Zorne, ihn glücklich noch beim Arme erwischte und mit nerviger Faust festhielt. Jacob, sagte er mit mißbilligendem Tone, das „zu viel" taugt nichts, d. h. es ist nicht gut, zu klug zu sein, auch bist Du öfters zu schnell, Du hast mir durch Dein

rasches, voreiliges Wesen in der letzten Zeit sehr vielen Verdruß verursacht.

Das geschah ganz ohne meine Absicht, wandte Jacob etwas kleinmüthig ein.

Du weißt noch nicht, was Du bei Fräulein Rosa sollst, fuhr sein Herr fort, ohne Jacobs Einwand zu beachten, Du wirst so gut sein und die Bestellung erst abwarten, Du sollst ein Briefchen mitnehmen. Komme nach zehn Minuten wieder herein zu mir.

Jacob ging und sein Herr setzte sich an den nußbaumnen Schreibsecretär, nahm aus einer Mappe einen rosenfarbigen Briefbogen, nahm die Feder in die Hand, saß eine Weile sinnend da, erhob sich dann wieder und ging gedankenvoll im Zimmer auf und ab. O, könnten wir den Monolog verrathen, welchen dieser Mann jetzt mit seiner innersten Seele hielt und aus welchem ihn jetzt die abermalige Erscheinung seines Dieners aufstörte, der leise ins Zimmer trat und bescheiden an der Thüre stehen blieb.

Ah, Du bist schon wieder da, sagte sein Herr, nun gut, Du kannst jetzt gehen. Und mit diesen Worten trat der Junggeselle wieder an den Secretär, legte das rosenfarbige Blatt in Briefform zusammen, that es säuberlich in ein Couvert, schloß es und schrieb mit kleiner, zierlich gedrungener Schrift die Adresse darauf: „An Fräulein Rosa Wohlgeboren."

Diesen Brief übergab er seinem Diener mit einer Miene, als lege er sein Testament in dessen Hände nieder.

Jacob nahm den Brief, sah seinen Herrn lächelnd an und wich nicht von der Stelle.

Worauf wartest Du denn noch? fragte sein Herr.

Ich glaube doch wirklich recht scharfe Augen zu haben, versetzte Jacob, das ist nun einmal ein Erbtheil in unserer Familie —

Schon wieder! rief Meyer ärgerlich.

Was soll denn Fräulein Rosa aus diesem Briefe herauslesen? fragte Jacob.

Du bist seit einiger Zeit wirklich sehr ungemessen neugierig, versetzte der Junggeselle.

Ich meine nur, wandte Jacob ein, daß es doch eigentlich nicht so recht in der Ordnung ist, an Jemanden und am wenigsten an Fräulein Rosa ein leeres Blatt zu schicken.

Was willst Du damit sagen? —

Ich meine, daß ich auf dem Blättchen, welches Sie so eben in das Couvert gelegt haben, nicht einen einzigen Buchstaben zu observiren vermochte, und ich habe doch scharfe Augen, sollt ich meinen.

Der Junggeselle nahm ganz erschrocken den Brief aus der Hand seines Dieners, erbrach hastig das Couvert und sah, daß er in der That den Brief zu schreiben vergessen, welchen er sich im Stillen vordictirt hatte. Er blieb eine Weile sehr nachdenklich stehen, dann sagte er:

Nun, es ist gut Jacob, ich danke Dir. Ich erkenne darin Gottes Fingerzeig, ich soll den Brief nicht schreiben, ich soll nicht reisen, ich soll hier bleiben und ich werde also Berlin nicht verlassen.

Diese Worte waren so fest und bestimmt ausgesprochen, daß der sonst um Einwände eben nicht verlegene Jacob nicht wie gewöhnlich eine Replik zu machen wagte. Er sagte nur mit sehr gesenkter Stimme, daß dieser Entschluß sehr viel Unheil in seinem Gefolge haben könnte, und daß Fräulein Hummel —

Jacob konnte seine Rede, die gewiß sehr beherzigenswerth gewesen wäre, nicht ganz ausführen, denn es wurde in diesem Augenblicke sehr energisch geklingelt. Das ist der Briefträger, sagte Jacob und ging hinaus, aber so infallibel er auch sonst in Betreff des Klingelns war, diesmal irrte er sich ganz und gar. Denn es ist doch ein gewaltiger Unterschied ob ein Mann mit einem rothen oder mit einem blauen Kragen erscheint. Wir wollen aber, ehe wir die folgende Scene vor dem Leser entrollen, eine Geschichte erzählen, die sich einst zugetragen, und die — wie wir sehn werden — sehr folgenreich in die Gegenwart hinüberspielt.

Zweites Kapitel.

Eine Tischgesellschaft.

Es war nämlich schon seit acht Jahren, daß Herr Eduard Meyer mit einigen seiner Freunde an einem Mittagstisch speiste, den eine sehr achtbare Wittwe, ehemalige Inhaberin einer Restauration, für diese ganz allein in einem besondern Zimmer eingerichtet hatte. Hier waren die vier Junggesellen vollkommen ungestört und konnten sich ihren muntern,

tollen Späßen und Einfällen ohne Rücksicht überlassen. Wir werden am geeigneten Orte den Leser mit Meyers Freunden vollständig bekannt machen, hier genüge, um den Gang der Geschichte nicht aufzuhalten, eine flüchtige Vorstellung. Der Aelteste der kleinen Tischgesellschaft war der Armenvorsteher oder, wie er auch genannt wurde, Armencommissarius Meinhold, ein sehr langer, hagerer Mann, mit einem sehr ernsten Gesichte, in schwarzer Kleidung, von altmodischem Schnitt, daß man ihn fast für einen Landprediger hätte halten können. Dann kam der Assessor Brandon, ebenfalls eine dürre, hagere Figur, mit einem blassen, sarkastischen Gesichte, sehr dünnen, zusammengekniffenen Lippen und einer Glatze. Der Hauptmann a. D. von Jachmann endlich war eine stattliche Figur, und verrieth auf den ersten Blick den ehemaligen Militair. Die drei letztgenannten standen so ziemlich in einem Alter, nahe an vierzig. Der Armencommissarius mochte damals aber schon fünfzig Jahre zählen.

Während der Assessor bei Tische der witzigste, Meyer der gemüthlichste, der Hauptmann der thätigste war, hatte Meinhold für sich das Prädikat „des Gesprächigen" in Anspruch genommen. Und er wußte in der That auch immer etwas Neues, und wenn er gerade nichts Neues wußte, dann erzählte er das Alte zum zweiten Male, oft in verbesserter Auflage — aber sprechen mußte er — jedoch stets erst nach Genuß der Suppe.

Ein besonders unerschöpfliches Thema bot ihm seine Armenpraxis dar. Das grenzte fast ans Unglaubliche, was er von den Armen seines Reviers erzählte, aber es durfte Niemand an der Wahrhaftigkeit Meinholds zu zweifeln wagen, seitdem er es sich zur Regel gemacht, stets seine Akten mit zu Tische zu bringen, um seinen ungläubigen Tischgenossen, das, was er erzählte, nöthigenfalls amtlich beglaubigt nachzuweisen. Schüttelte hin und wieder dennoch Jemand mit dem Kopfe, dann drohte Meinhold sofort mit seinen Akten, und aller Zweifel schwand wie durch Zauberwerk. Was giebt's Neues, pflegte Meyer gewöhnlich zuerst zu fragen, und Meinhold gab jedesmal die stereotype Antwort:

Heute weiß ich was zu erzählen.

So geschah es also auch vor acht Jahren, an einem schönen Maitage, als Meinhold mit einem ganz ungewöhnlichen Ernst seinen Platz einnahm. Meyer richtete darum nicht seine gewöhnliche Frage an ihn, sondern er sagte:

Heute giebt es etwas sehr Neues, nicht so, lieber Meinhold?

Laßt mich erst meine Suppe essen, wandte Meinhold ein, ohne seine

ernste Miene zu verlieren, — ja — nach der Suppe. Und ganz leise fügte er hinzu — ich glaube kaum, daß sie mir heute schmecken wird.

Freilich, erst essen Sie Ihre Suppe, sagte der Assessor, Suppen und Mädchen schmecken nur, wenn sie feurig sind.

Welch ein trivialer Vergleich! rief Meyer.

Warum trivial? fragte der Assessor.

Weil der Suppe jedes geistige Element fehlt; versetzte Meyer.

Das möchte ich bezweifeln, nahm jetzt Meinhold das Wort, der wirklich diesmal, was ganz außergewöhnlich war, seine Suppe kalt werden ließ und sinnend in den Teller blickte, die Suppe ist die lieblichste, poetischste Speise von der Welt. Während wir alle übrigen Speisen hinunterwürgen, zerreiben, zerbeißen, küssen wir die Suppe hinunter, und ihre flimmernden Fettaugen lachen uns so seelenvoll treuherzig an, als sagte sie: siehe, wie ich für Dich glühe.

Der Assessor brach in ein unbändiges Gelächter aus.

Worüber lachen Sie? fragte Meinhold.

Ueber Ihre Sentimentalität.

Ach — Sie sind niemals geliebt worden; warf Meinhold hin.

Dafür bewahre mich der Herr, daß es noch jemals geschehe, versetzte der Assessor.

Nun warten Sie nur, drohte Meinhold, Sie sind noch nicht so alt, Sie können noch Erfahrungen machen und dann — dann lachen Sie nicht mehr über meine Vergleiche.

Ihre Suppe wird kalt — und wir bekommen die Geschichte doch nicht zu hören, sagte Meyer.

Ich bin fertig, meine Herren, versetzte Meinhold mit einem gewissen feierlichen Tone und stellte seine Suppe bei Seite.

Sie ist wohl kalt? fragte der Hauptmann.

Kalt wie meine Geschichte; versetzte Meinhold.

Und im Monat Mai, spottete der Assessor.

Meine Herren, bemerkte Meinhold sehr ernst, es ist nicht dabei zu spaßen, denn ich bin verliebt!

Bei diesen Worten blickte Meinhold so feierlich auf, und seine Stimme ließ eine so unwillkührliche und an ihm ungewöhnliche Rührung erkennen, daß der Spott, welcher seinen Tischgenossen schon auf der Zunge schwebte, einer erwartungsvollen Stille Platz machte.

Aber dieser feierliche Augenblick währte nicht lange, Meinhold griff nach seinen Akten, Meyer brach sich ein Stück Semmel ab, der

Hauptmann legte sich Gemüse auf und der Assessor fragte: steht es in den Akten?

Und ich glaube es nicht, wenn es auch in den Akten steht, rief der Hauptmann, und der Assessor fügte hinzu: wenn Meinhold verliebt ist, erkläre ich mich für seinen unbedingten Nebenbuhler, denn es muß die Perle der Schönheit sein, die es vermocht hat, sein Herz zu rühren.

Dürfen wir Namen, Stand, Alter und sonstige Attribute der Dame wissen? fragte Meyer.

Sie werden sogleich hören, fuhr Meinhold fort. Erinnern Sie sich, meine Herren, daß ich Ihnen einmal von einer jungen Person erzählte, die sich in mich verliebt hatte, die mir ihre Hand antragen ließ, und die ich ausschlug —

Weil Sie es abscheulich fanden, daß sich eine Dame in einen Mann verliebte, und also die Initiative ergriff, fiel der Assessor ein; dessen erinnern wir uns sehr wohl.

Nun, fuhr Meinhold fort, gestern — es war gegen Abend — erschien eine alte, sehr ärmlich gekleidete Frau bei mir, und bat mich dringend, eine unglückliche Frau in der Nachbarschaft zu besuchen, die im Sterben liege und mich gern sprechen wollte. Ich mache mich sogleich auf den Weg und folge der Frau. Ich werde in ein ansehnliches Haus der Charlottenstraße geführt, steige drei Treppen hinauf, trete in ein zwar reinliches, aber höchst dürftig ausmöblirtes Zimmer und sehe ein Frauenzimmer mühsam im Bette aufrecht sitzen, über ein Kind gebeugt, das sein Lockenhaupt am Busen der Kranken birgt. Als mich die Kranke erblickt, übergießt eine leichte Röthe ihr todtenbleiches, abgehärmtes Antlitz. Die Frau mochte kaum über dreißig Jahre alt sein, aber sie sah schon sehr abgeblüht und gealtert aus. Sie streckte mir die Hand entgegen, drückte sie innig an ihre Lippen, zog mich zu sich hinab und sagte mit leiser, ersterbender Stimme:

Erbarmen Sie sich meines Kindes! — —

Und sie war todt! —

Meinhold schwieg. Seine Erzählung schien ihn ungemein anzugreifen, es war aber als suche er seiner Rührung Herr zu werden.

Eine gewöhnliche Geschichte! bemerkte der Assessor.

So etwas kann alle Tage geschehen und geschieht auch, fügte der Hauptmann hinzu.

Eine traurige Geschichte, murmelte Meyer, was mag die unglückliche Mutter gelitten haben!

Nur Meinhold hörte dieſe leiſen Worte Meyers, er drückte ihm die Hand, dann erhob er ſich plötzlich. Auf Wiederſehen, meine Herren, rief er, nahm raſch Hut und Stock und verließ das Zimmer.

Die Andern ſahen ihm betroffen nach.

Ich möchte nun aber doch wiſſen, ſagte der Aſſeſſor, wie dieſe Geſchichte mit ſeiner Verliebtheit zuſammenhängt.

Er hat ſich in die Todte verliebt; meinte der Hauptmann.

Oder vielleicht gar in das Kind.

Spotten Sie nicht, meine Herren, ſagte Meyer ſehr ernſt, Sie ſehen wohl, daß unſer Freund bis ins Innerſte erſchüttert iſt. Ich ahne —

Pah — ſagte der Aſſeſſor, er wollte erſt die Suppe nicht kalt werden laſſen — dieſe Erſchütterung kann nicht weit her ſein.

Er mag ſich Mühe gegeben haben, kalt zu bleiben — aber er wurde unwillkührlich übermannt, verſetzte Meyer.

Das mag ſein, ſagte der Hauptmann, aber was ahnen Sie? —

Die ſterbende Frau — war dieſelbe, deren Liebe er früher zurückgewieſen.

Wohl möglich — aber die, welche jetzt im Sterben ſo häßlich war — wird doch ſeine Liebe nicht rege gemacht haben? —

O, ſie war ſicher ſchön in ihrem letzten Augenblicke, verſetzte Meyer. Schon die Ueberzeugung ihr Kind in guten Händen zu ſehen —

Meine Herren, gehen wir eine Partie Billard ſpielen? fragte der Aſſeſſor ſich erhebend.

Ich bin dabei, verſetzte der Hauptmann.

Und ich danke, ſagte Meyer und man trennte ſich.

Drittes Kapitel.

Es ſteht in den Akten.

Am andern Mittage wartete die kleine Tiſchgeſellſchaft vergebens auf Meinhold. Iſt er beleidigt worden? fragte man ſich. Das war nicht gut anzunehmen, denn der Armencommiſſär konnte ſonſt die Spitzen ſeiner Freunde ſehr gut vertragen. Er iſt vielleicht durch irgend einen Zufall abgehalten, ſagte der Hauptmann. Oder er iſt krank, fügte Meyer

hinzu. Ei was, meinte der Aſſeſſor, er hat es uns ja ſelbſt geſagt, daß er verliebt iſt, und die Verliebten eſſen nicht.

Es verging jedoch abermals ein Tag, ohne daß man Meinholds anſichtig wurde, und nun beſchloſſen die Freunde in corpore zu ihm zu gehen. Sie fanden den Armencommiſſär in ſeinem Arbeitszimmer bei einem großen Aktenſtoße und auf die Frage, warum er beim Mittagstiſche ausgeblieben, verſetzte er, daß er gar zu ſehr beſchäftigt geweſen ſei.

Doch nicht ſo ſehr, daß Sie nicht eſſen konnten, ſagte der Aſſeſſor.

Nun, ich habe zwar gegeſſen, aber hier in meiner Wohnung.

Geſtehen Sie nur, daß Sie uns Ihre Geſchichte ſchuldig bleiben wollten, rief der Aſſeſſor, aber das gelingt Ihnen nicht. Sie haben uns durch den Anfang neugierig gemacht, und wir ſind jetzt hier, ſie zu Ende zu hören.

Damit kann ich dienen, meine Herren, ſetzen Sie ſich. Ich habe eben die Akten hier, und kann es Ihnen nöthigenfalls zeigen, ſchwarz auf weiß.

Die Freunde nahmen Platz, Jeder zündete ſich eine Cigarre an und Meinhold begann ohne Umſchweife.

* * *

Geſchichte einer Liebenden.

Meine Herren, es gab eine Zeit, wo ich über ein Mädchen ſpottete, das mir aus freien Stücken ſeine Hand antrug. Ich war und bin noch heute ein abgeſagter Feind aller emancipirten Frauen, und eine Perſon, die einem Manne zuerſt ihre Liebe antrug, ſchien mir mehr als jede andere zu dieſer Kategorie von Frauen zu gehören, die über die ihnen von der Natur angewieſenen Schranken hinaustreten. Sie wiſſen, ich war damals auf einer Hochzeit bei einem Verwandten, ich war ein luſtiger Bruder, aber ich ſang nicht, noch ſpielte oder tanzte ich, ich war nicht darauf vorbereitet, daß ſich irgend ein Mädchen in mich verlieben könne. Mein Frack war um zehn Jahre in der Mode zurück, vielleicht auch meine Anſichten. Ich hatte ſo meine eigenen Ideen und war oder bin vielmehr, wie Sie ja wiſſen, in mancher Beziehung ſehr wunderlich. Kurz ich hatte und habe keinen Charakter für einen Familienvater. Und am Tage nach der Hochzeit erhielt ich ein zierliches Schreiben, in welchem mir ganz offen erklärt wurde, man habe ſich in mich verliebt, finde mich weniger liebenswürdig, aber ungewöhnlich und man wünſche mich

zu heirathen. Komme nicht darauf an, ob ich Vermögen hätte, man habe genug, mir eine sorgenfreie Existenz zu bereiten, ich solle mich binnen acht Tagen entscheiden. Sie heiße so und so, und glaube nicht zu den Häßlichsten ihres Geschlechtes zu gehören.

Sehr interessant, wandte der Hauptmann ein, ich hätte sie auf der Stelle geheirathet.

Wer weiß, ob das unser Meinhold nicht gethan hat, sagte der Assessor. Hahaha, ich glaube, er war am Ende gar ein Kryptogamist, hat, wie das gewöhnlich ist, an seiner so sonderbar geschlossenen Ehe keinen Geschmack gefunden und sich unter uns als Junggeselle eingeschlichen.

Das werden wir ja gleich am besten von unserm Meinhold selbst erfahren, sagte Meyer mit dem gespanntesten Interesse, hören Sie ihn doch nur, meine Herren.

Nun, also weiter, mahnte der Assessor.

Ich habe, wie ich Ihnen schon früher einmal versichert, die Dame nicht geheirathet, fuhr Meinhold fort, vielmehr den Brief wieder geschlossen, zugesiegelt, nachdem ich nur die einzigen Worte darunter geschrieben: —

Unter ihrem eigenen Brief? wandte der Hauptmann ein, welch ein Verstoß gegen alle Galanterie

Haben darunter geschrieben? fragte Meyer, ärgerlich über die abermalige Störung.

„Ich danke."

Ich danke, wiederholte der Assessor und der Hauptmann zugleich, das ist mehr als ungalant.

Ja, es war hart, sagte Meinhold und seine Stimme senkte sich — aber wer hätte es ahnen können! Doch weiter. Ich hatte diese Geschichte bald genug vergessen, nicht so das arme Mädchen. Auf das Tiefste verwundet, schwur sie, ihren jungfräulichen Stand für immer zu bewahren und lebte fortan in Abgeschiedenheit wie eine Nonne. So vergingen drei Jahre, aber die Arme konnte es doch nicht verhindern, daß sie gesehen wurde und die Aufmerksamkeit eines jungen Mannes auf sich zog, der sich rasend in sie verliebte und ihr seine Hand antrug. Ich bin reich und unabhängig, schrieb er, ich liebe Sie mit der vollsten, reinsten Gluth meines Herzens, werden Sie die Meine. Sie sandte ihm den Brief zurück, nachdem sie darunter geschrieben: ich danke.

Kann es ihr nicht verdenken, sagte der Hauptmann kopfschüttelnd,

Sie haben das arme Mädchen ja mit Gewalt zur Männerfeindin gemacht.

Es wird nicht so schlimm gewesen sein,' bemerkte der Assessor — ich wette, die hartherzige, empfindliche Schöne hat ihn dennoch geheirathet.

Aber, meine Herren, das werden wir ja Alles hören — sagte Meyer.

Sehr bald, meine Herren, fuhr Meinhold fort, denn ich bin mit meiner Geschichte gleich zu Ende. Der junge Mann wurde durch diese lakonische Antwort seiner Angebeteten keineswegs abgeschreckt. Er steckte zwei kleine geladene Pistolen zu sich und ging in die Wohnung der jungen Dame. Er traf sie allein. Eine für mich und eine für Sie, sagte er kurz, — wenn Sie mich nicht erhören. Schießen Sie, sagte das Mädchen. Der junge Mann stutzte, raffte sich aber schnell wieder auf und drückte ab. Aber seine Hand zitterte und die Kugel flog in den Spiegel. Die zweite Pistole auf seine eigene Brust setzend, kniete er nun vor dem unerschreckenen Mädchen nieder und flehete noch einmal um ihre Liebe, und sie —

Nun wird's kommen, sagte der Hauptmann.

Und sie — gab ihm ihre Hand, fuhr Meinhold fort.

Da haben wir's, rief der Assessor aufspringend, die Geschichte ist sehr gewöhnlich.

Ja, sie schließt mit einer Heirath, sagte der Hauptmann, das ist ein großer Fehler, hier war Stoff mindestens für ein Melodrama.

Es fehlt nur noch, daß das Pärchen bis an sein Ende glücklich gelebt und eine reiche Nachkommenschaft hinterlassen hat, rief der Assessor.

Meyer rückte verdrießlich mit seinem Stuhle und bat den Erzähler fortzufahren.

Ein Jahr verging in zufriedener wenn auch nicht in allzuglücklicher Ehe und ein niedliches Töchterchen war die Frucht ihres Bundes —

Ein Söhnchen folgte, bemerkte der Assessor.

Aber bester Freund, Sie stören mich auch beständig, sagte Meinhold — Sie irren, Sie irren sag' ich Ihnen, die Geschichte kommt anders, wie Sie glauben.

Da bin ich begierig, bitte fahren Sie fort.

Die armen Frauen, begann Meinhold wieder, legen auf Kleinigkeiten, die ihnen lieb oder auch nur interessant sind, einen großen Werth, und verwahren sie sorgfältiger, wie wir Männer Heiligthümer. Dieses unverdiente Schicksal hatte auch mein Brief, oder vielmehr ihr Brief an

mich. Ihr Mann fand ihn zufällig und von diesem Augenblicke an empfand er die größte Abneigung gegen seine Frau, für die er nach und nach eine Menge Gründe aufzufinden vermochte. In der Wirklichkeit gab es keinen, sie erfüllte getreulich alle ihre Pflichten. Aber das Menschenherz ist ein unbegreiflich, unergründlich Ding, die Abneigung machte dem höchsten Widerwillen Platz und um kurz zu sein, der Mann suchte seinem eignen Ich zu entfliehen, stürzte sich in Zerstreuungen aller Art, begann sein Vermögen auf die jämmerlichste Weise zu vergeuden, das Vermögen seiner Frau blieb nicht verschont, der Bankerott ihres Banquiers vollendete den Ruin und das Ende war, daß ihr Mann Frau und Kind in den dürftigsten Umständen verließ.

Sehr gewöhnlich, brummte abermals der Assessor, ich hätte eine andere Wendung gewünscht.

Das kömmt auf die Anschauung an, sagte Meyer, und auf das, was man in den Dingen findet. Die Geschichte ist mir sehr ungewöhnlich, und nimmt mein Interesse ganz und gar in Anspruch.

Da die unglückliche Frau in der bittersten Armuth lebte und gezwungen war [illegible]liche Unterstützung zu nehmen, wurde sie nach Berlin gewiesen, denn wenn sie auch in den letzten Jahren von ihrem Manne getrennt gelebt, so hatte dieser doch in Berlin sein Domizil. Und nun, meine Herren, sind wir am Ende, denn mir, dem es oblag, das Begräbniß der armen Frau zu besorgen —

Ist sie denn schon todt? fragte der Hauptmann.

Haben Sie denn den Anfang der Geschichte ganz vergessen? sagte Meinhold. Ich glaube Ihnen erzählt zu haben, daß ich zu einer Sterbenden gerufen wurde.

Ah — so — wandte der Hauptmann ein, Ihre verschmähte Geliebte und die arme Sterbende waren in der That eine und dieselbe Person.

Ich fand unter ihrem armseligen Nachlasse ihre Lebensgeschichte, und den verhängnißvollen Brief. Meine Herren, mein ganzes Vermögen möchte ich darum geben, hätte ich dieses „ich danke“ nie geschrieben.

Aber in wen sind Sie denn nun verliebt? fragte der Assessor.

Da erhob sich der Armenkommissär auf die feierlichste Weise, ergriff Meyers Hand, und bat die Andern, ihm zu folgen. Er öffnete die Thür eines Nebenzimmers, welches gänzlich mit schwarzem Tuche ausgeschlagen war. In der Mitte erhob sich, von brennenden Wachskerzen umgeben, ein Katafalk und darauf lag im prächtigen weißen Anlagewande ein junges bleiches Weib —

Das ist meine Geliebte, sagte Meinhold und ein Paar Thränen hingen an seinen Wimpern; o ich werde sie gewiß nunmehr ewig lieben, obgleich sie im Himmel ist. —

Viertes Kapitel.

Der Pakt.

Ich begreife nicht wie man von einer so gewöhnlichen Geschichte so viel Aufsehen machen kann, sagte der Assessor, als er am andern Tage mit dem Hauptmanne bei Tische zusammentraf, und unser Meyer ist eben ein solcher Narr. Sich eines Frauenzimmers wegen den Humor zu verderben. Nun, meinetwegen kann sich Meinhold von unserer Gesellschaft ausschließen, ich betrachte ihn nicht mehr als unter den Lebendigen.

In diesem Augenblick erschien Meyer.

Meine Herren, sagte er, einen Gruß von unserm Meinhold, er hat seine Geliebte so eben begraben, und wird auf einige Zeit Berlin verlassen.

Um mit seiner todten Braut die Flitterwochen zu feiern, sagte der Assessor.

Meine Herren, versetzte Meyer, lassen Sie uns, ich bitte Sie, über die Regungen nicht spotten, die das Gemüth unseres Freundes so plötzlich umgewandelt haben. Das Unglück eines armen Weibes, dessen Liebe er so barsch zurückgewiesen, liegt ihm schwer auf der Seele. Jetzt da er um so viel älter geworden, erkennt er mit Bedauern, welche Perle er verloren, und daß ihn jetzt keine Seele so innig wieder lieben würde. Ich denke, Gründe genug, um das Andenken der todten Frau zu ehren.

Ei, sieh' da, rief der Assessor, ich glaube gar, unser Meyer steht auf Freiersfüßen. Er hält der Liebe und in indirecter Weise auch der Ehe eine Lobrede.

Niemals, meine Herren, sagte Meyer sehr bestimmt, bedenken Sie, ich zähle schon vierzig.

O, man hat noch zu achtzig Jahren geheirathet.

Nun, darin steckt Vernunft, sagte der Hauptmann, für einen achtzig-

jährigen Greis mag die Ehe ihre Reize, ihren Nutzen haben, aber Gott bewahre jeden rüstigen Mann, so lange er nur noch sehen, hören, schmecken und fühlen kann vor den Ehestandemiseren.

Aber sagen Sie uns doch, wandte sich der Assessor wieder an Meyer, was ist aus dem Kinde der Frau geworden. Gedenkt Meinhold nicht, die Krabbe zu adoptiren?

Er wird sich allerdings des Kindes annehmen, versetzte Meyer, es soll ein sehr hübsches Mädchen sein und er hat es bereits bei anständigen Leuten in Pension gegeben.

Also nicht zu sich ins Haus genommen? fragte der Assessor erstaunt.

Was soll das Kind bei dem einsamen Manne machen? versetzte Meyer, er wird jetzt mehr als je ein Junggesellenleben führen, und das Kind würde ihm beschwerlich fallen, ohne daß jenem dadurch irgend ein Nutzen entstände.

Wir werden Meinhold also nicht verlieren? fragte der Hauptmann.

Gewiß nicht, versetzte Meyer, wenn er von seiner Reise zurückkommt, tritt er in unsern kleinen Zirkel wieder ein.

Aber Meinhold kam nicht wieder. Es verging ein ganzes Vierteljahr, ohne daß seine Freunde irgend eine Nachricht von ihm erhielten. Er war allerdings in Wien gewesen, aber von dort schon seit langer Zeit spurlos verschwunden. Die Freunde ließen es nicht an den energischsten Nachforschungen fehlen, aber sie blieben fruchtlos, und das arme Kind, für welches Meinhold nur den vierteljährlichen Betrag der Pension voraus bezahlt hatte, war wieder ohne Stütze.

Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, sagte der Assessor bei Tische, als von dem Schicksal des Kindes die Rede war, wir sind es dem Andenken unseres verschollenen Freundes schuldig, das arme Wesen anständig erziehen zu lassen. Ich dulde es keineswegs, daß es ins Waisenhaus komme, und sollte es mir meinen letzten Heller kosten.

Meyer sah den Assessor mit einem [illegible]gemein freundlichen Blicke an.

Ich mache also den Vorschlag, [illegible] der Assessor fort, daß wir drei das Mädchen auf gemeinschaftliche Kosten erziehen lassen. Wir können unmöglich einem von uns das Recht allein überlassen, die Pflicht ruht auf uns Allen, abgesehen davon, daß wenn wir zusammenlegen, die Erziehung des Kindes um so glänzender werden kann.

Topp, sagte Meyer ohne Zögerung und reichte dem Assessor seine Rechte.

Und ich meine ebenfalls Topp, sagte der Hauptmann und legte seine derbe Faust in der Freunde Hände.

Aber ich mache eine Klausel — fuhr der Assessor fort.

Da erkennt man den Juristen, sagte der Hauptmann, der muß sich immer verklausuliren.

Die Klausel wird Ihnen gefallen, versetzte der Assessor. Das Mädchen ist jetzt zehn Jahre alt, in acht Jahren kann sie eine hübsche Jungfrau sein, und wer weiß was mit unsern Junggesellenherzen bis dahin vorgegangen ist. Vielleicht verlieben wir uns alle drei in das Mädchen, und warum wollen wir uns nicht das Recht vorbehalten, daß sie einen von uns, ihren Wohlthätern, heirathe? — Sie wird uns also das Versprechen geben, an ihrem achtzehnten Geburtstage einen von uns zu ihrem Gatten zu wählen, wenn wir nicht freiwillig auf die Wahl und ihre Hand verzichten. Dagegen versprechen wir ihr, ihre Wahl zu respectiren, und für den Fall, daß wir binnen acht Jahren sterben sollten, verschreiben wir ihr ein Heirathsgut. Was meint Ihr zu diesem Vorschlage?

Meyer schüttelte bedenklich den Kopf.

Dabei ist ja durchaus keine Gefahr, fuhr der Assessor fort, die Sache ist nur ein bischen ungewöhnlich, und deshalb bestehe ich darauf.

Aber wenn wir uns Alle drei in das Mädel verlieben, wandte der Hauptmann ein, soll sie dann aus Dankbarkeit drei Männer freien? —

Dafür soll ihr ja das Recht der freien Wahl unter uns bleiben, sagte der Assessor.

Und die beiden Nichtgewählten erschießen den Glücklichen oder dieser jene, bemerkte der Hauptmann.

Pah, sagte der Assessor, wir bleiben unter allen Umständen gute Freunde. Wir sind keine Knaben mehr, und nach acht Jahren um so weniger. Und ich sage Ihnen, das Mädchen kann ohne Kummer, selbst wenn sie uns verabscheute, den Pakt eingehen, denn wir verlieben uns nicht. Für mich wenigstens bürge ich.

Und ich für mich auch, rief der Hauptmann.

Nun, ich für mich gewiß, sagte Meyer, nicht ohne Ironie auf sich selbst.

Also — was ist da zu bedenken? fuhr der Assessor fort, wir werden uns nicht verlieben, und ihr den besten und schönsten Mann von der Welt aussuchen, das ist gewiß.

Ja, so wollen wir es halten, sagte der Hauptmann, die Geschichte wird uns vielen Spaß machen.

Bleibt's also bei meinem Vorschlage, fragte der Assessor, und kann ich den Pakt, so weit er gesetzlich ist, gerichtlich aufsetzen?

Die beiden Freunde gaben ihre Zustimmung und am andern Tage schon ließen sie sich das Mädchen kommen, um ihr mitzutheilen, was über sie gemeinschaftlich verabredet worden war.

Das Mädchen war damals, wie schon gesagt, zehn Jahre alt, aber von auffallender Schönheit. Goldgelbe Locken fielen ihr bis auf den Nacken hinab, sie war für ihr Alter ungewöhnlich groß, doch zart gebildet; sie hatte eine reizend geformte Stirn, ein paar liebe blaue Augen, einen kleinen hübschen Mund, und eine so kluge Miene, so viel Anstand und Grazie in ihrem Wesen, daß die drei Freunde sich schon in das Kind verliebten. Sie hörte ihren Antrag mit großem Ernste und vieler Wehmuth an. Meyer flüsterte dem Assessor zu, mit dem armen Kinde, welches noch voll Trauer über den Verlust der Mutter war, nichts von Heirath und seiner sonderbaren Klausel zu sprechen. Aber der Assessor war nicht der Mann, sich von einem Vorsatze abbringen zu lassen. Er rückte mit seinem Antrage heraus, das Mädchen sah ihn erstaunt und befremdet an, sie verstand ihn nicht. Aber dadurch ließ sich der Assessor nicht abschrecken, er explicirte ihr Alles, zwar auf die decenteste Weise, aber doch so, daß das Kind wenigstens die Hauptsache verstand und dann mit einem kurzen und leisen „Ja" antwortete.

Von diesem Tage an wurde das Kind in eine der vornehmsten Pensionen gegeben, Rosa erhielt eine musterhafte Erziehung, und unterstützt durch die großen, geistigen Fähigkeiten, mit welchen sie die Natur ausgestattet, eignete sie sich eine Bildung an, die bei Wenigen ihres Geschlechtes anzutreffen war. Sie sprach vollkommen gut englisch, französisch und italienisch, sie spielte meisterhaft Klavier, sie tanzte wie eine Göttin, sie machte allerliebste Verse, sie trieb leidenschaftlich Botanik und Physik — sie war wirklich ein seltenes und seltsames Wesen.

Wir wollen indessen die Leser ihre persönliche Bekanntschaft machen lassen.

Fünftes Kapitel.

Fräulein Rosa.

Aus einer Pensionärin war Fräulein Rosa ein allgeliebtes Mitglied der Familie Bertlin geworden, denn die drei Freunde hielten es für angemessen, die Waise bei einer achtbaren Familie zu lassen und sie aus der Pension sofort in den Ehestand treten zu lassen. Sie war jetzt siebenzehn Jahre alt, und die Bertlin liebte sie wie ihre eigene einzige Tochter Ottilie, welche in demselben Alter war. Das Kind hatte sich zur holden Jungfrau entfaltet, Anmuth, Grazie und tiefe Herzensgüte lagen in jedem ihrer Züge, doch hatten die trüben Erinnerungen ihrer Kindheit, die in ihrem Herzen nie erstarben, ihrem ganzen Wesen jenen feierlichen Ernst, jene erhabene Weihe aufgeprägt, welche die Seele adelt und allen Verirrungen unzugänglich macht. Rosa sah ihre Wohlthäter jährlich nur viermal, denn die Freunde hatten sich das Wort gegeben, das Mädchen nur gemeinschaftlich und an bestimmten Tagen zu besuchen, nämlich an ihrem Geburtstage, welcher auf den 18. October fiel, und an dem Geburtstage eines jeden von ihnen. Diese letztere Bestimmung hatte Rosa selbst getroffen, denn sie war von Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter durchglüht, und bat darum, an diesen Tagen mit ihnen zusammen sein zu dürfen. Sie waren von den Fortschritten und der raschen geistigen wie körperlichen Entwickelung ihres Kindes, wie sie Rose stets zu nennen pflegten, entzückt, und so sehr bemächtigte sich ihrer die Freude, wenn sie das gute, liebliche Mädchen gesehen hatten, daß sie alle drei sich zärtlich umarmten und zu dem guten Werke, das sie unternommen, sich Glück wünschten.

Ob Rosa wohl des Versprechens gedachte, das sie ihren Wohlthätern fast unbewußt gegeben? —

Ob die Freunde dessen gedachten? — —

Gesprochen hatten sie wohl, doch natürlich nur unter sich, oft genug davon, sie neckten sich gegenseitig sogar mit der holden Zukünftigen, die sie sich großzogen, aber seit einem Jahre war dies ganz anders geworden.

Sie schwiegen über sie. —

Es war, als wage es keiner mehr, diesen Gegenstand zu berühren. Die Freunde umarmten sich nicht mehr, wenn sie Rosa verlassen hatten,

kaum noch sprachen sie von ihr, der Besuch an ihrem Geburtstage und an den ihrigen schien ihnen jemehr und mehr lästig zu werden. — Liebten sie ihr Kind nicht mehr? —

Und Rosa? —

O, welch eine ungeheuchelte, herzliche Freude umstrahlte ihr holdes Antlitz, wenn der Tag herannahte, da sie ihre Paten — so nannte sie ihre drei Wohlthäter — wieder sehen sollte. Mit welcher unbefangenen Liebe kam sie ihnen entgegen, in wie reiner Freude strahlte ihr Auge, sie alle drei mit gleicher Theilnahme begrüßend und nach ihrem Wohlsein befragend und sie mit heiliger, reiner Kindesliebe auf die Stirn küssend, und ihnen die Hände drückend. Und diese so kindlich gepreßten Hände zuckten wie krampfhaft in den ihren, und wie sie sprach! Jedes Wort der erhabene Ausdruck eines kindlich liebenden, zärtlichen Herzens.

Warum sitzest Du so stille und gedankenvoll da? fragte sie an ihrem 17ten Geburtstage ihre Freundin beim Zubettegehen, denn sie schliefen beide in einer Stube.

Ich weiß es mir gar nicht zu erklären, versetzte Rosa, warum meine lieben Pathen — —

Sie hielt inne und blickte wehmüthig vor sich hin.

Warum sprichst Du nicht aus, liebe Rosa? sagte die Freundin.

Findest Du nicht auch, Ottilie, daß meine Pathen jetzt so ganz anders sind, als früher? — fragte Rosa zögernd und sah jetzt ängstlich und gespannt zu ihrer Freundin empor.

Ich wüßte nicht, versetzte Ottilie — nein wirklich nicht. Warum sollten sie anders sein? — Weshalb glaubst Du das? — Sie sind, meine ich, ganz die Alten. Sind die Geschenke, welche sie Dir heute brachten, nicht noch kostbarer, viel, viel kostbarer als sonst? —

Ach — die Geschenke! — sagte Rosa. Aufrichtig gestanden habe ich sie kaum genauer angesehen, aber die Geber, Ottilie — meinst Du wirklich, daß sie noch ganz die Alten sind?

Ganz gewiß, sie scheinen Dich eher viel mehr als weniger zu lieben.

Es durchzuckte Ottilie wie ein Blitzstrahl.

Viel mehr, — sagte sie dann sinnend — wie meinst Du das? —

Die Freundin schien der Antwort auf diese Frage ausweichen zu wollen. Sage mir, Liebe, hub sie an, ich möchte wohl von Dir wissen, wem von Deinen Pathen Du den Vorzug giebst? —

Den Vorzug? — Das wüßte ich wirklich nicht, Ottilie, ich liebe meine drei Pathen unaussprechlich und einen wie den andern.

Sie alle drei gefallen Dir also gleich gut? —

Ganz gewiß. — Und wie könnte es auch anders sein, ich bin ja jenem wie dem andern auf gleiche Weise verpflichtet, und sie sind sämmtlich so gütig gegen mich.

Das ist wahr — aber weißt Du, Rosa — der Hauptmann gefällt mir am besten.

Glaubst Du? —

Närrisches Mädchen, sagte Ottilie lächelnd, das glaube ich nicht nur, das weiß ich. Der Hauptmann ist der hübscheste, und er benimmt sich am ungezwungensten. Sein ganzes Wesen drückt eine Sicherheit und Geradheit aus, die ich an den Männern sehr liebe.

Also der Hauptmann, sagte Rosa gedankenvoll.

Dann erhob sie sich und schüttelte ernst das Haupt.

Ich will gar nicht weiter darüber nachdenken, sagte sie — sie waren mir bisher alle drei gleich werth und lieb — und so soll es immer bleiben.

Aber wenn nun Einer von ihnen um Deine Hand anträgt? fragte die Freundin vollkommen absichtslos.

Um meine Hand? —

Zum ersten Male in ihrem Leben erbebte Rosa bei dem Gedanken an ihre Pathen.

Sechstes Kapitel.

Frage und Antwort.

Als die drei Freunde am Abende der letzten Geburtstagsfeier ihres Kindes wie gewöhnlich noch ein Weilchen beisammen waren, sagte der Assessor:

Sie ist ein Engel, unser Töchterchen.

Hole der Guckuk meine Vaterschaft! sagte der Hauptmann mit komischem Pathos.

Heute war es das vorletzte Mal, murmelte Meyer vor sich hin.

Es trat eine Pause ein.

Wen von uns sie wohl wählen wird! sagte der Hauptmann nach einer Weile.

Wie, sagte Meyer, Sie denken daran, das arme Mädchen beim Worte zu halten? —

Nun, freilich, versetzte der Hauptmann, ich denke ganz ungemein intensiv daran. Ach — Freund Meyer, ich verstehe Sie, Sie wollen uns durch eine Kriegslist aus dem Felde schlagen. Nimmermehr soll Ihnen das gelingen.

Ich sinne auf keine Kriegslist, wandte Meyer ein — aber wir sind mindestens zweimal so alt, als das Kind — ich dächte, wir geben ihr ihr Wort zurück.

Ich nicht, sagte der Assessor sehr trocken; treten Sie aus — dann hat sie die Wahl nur zwischen dem Hauptmann und mir.

Wenn Keiner entsagt, vergebe auch ich nichts von meinem Rechte, erklärte Meyer — nicht weniger bestimmt.

So trennten sich die drei Freunde.

Es war am 27. März folgenden Jahres, am Geburtstage des Assessors, als die Freunde noch einmal vor der Entscheidung bei ihrem Kinde zusammenkommen sollten. Da bis jetzt niemals zwischen ihnen und dem Mädchen von der Verpflichtung, die sie vor acht Jahren eingegangen, die Rede war, so hatten sie mit einander verabredet, daß sie nach diesem Tage dem Mädchen ein Schreiben zusenden wollten, worin sie an ihr Versprechen erinnert und auf ihren nächsten Geburtstag, als den Tag der Bräutigamswahl, aufmerksam gemacht werden sollte. Das Schreiben wurde vom Assessor aufgesetzt, gemeinschaftlich redigirt, in ihrer Aller Namen abgefaßt, und lautete wie folgt:

Geliebte Freundin!

Mit Schmerzen und zugleich mit unsäglicher Freude erinnern wir uns des Tages, da Du, geliebte Rosa, mit Deinem wehmüthigen Gesichtchen und Deinem sanften, thränenfeuchten Augenpaar vor uns standest. Verlassen und vereinsamt in einer Dir fremden Welt, verwaist und Deines letzten Freundes so plötzlich beraubt, waren wir es, die Dich als eine heilige Erbschaft unseres guten Meinhold's übernahmen, und, um Deine Erziehung seines Andenkens würdig zu Stande zu bringen, uns sofort zu diesem Zwecke vereinigten. Wir

kennen Dein Herz — wir reden nicht von Dankbarkeit, von Liebe. — Du bist edel und brav, und unsere Bemühungen sind hundertfach durch das, was Du geworden bist, gesegnet. Gewiß wirst Du nicht vergessen haben, was zwischen uns an jenem verhängnißvollen Tage vor acht Jahren festgesetzt worden ist, da Du Dich anheischig machtest, an Deinem achtzehnten Geburtstage einen von uns zum Gatten zu wählen. — Liebten wir Dich weniger innig — wir würden Dich frei machen. — Aber wir können es nicht — und es trägt uns dabei der Glaube, daß Du mit Jedem von uns vollkommen glücklich sein werdest. Da wir uns aber gegenseitig das Versprechen gegeben, weder durch List, noch durch sonst irgend eine Absichtlichkeit auf Deine Wahl einzuwirken, so kannst Du versichert sein, daß wir — wen von uns Du auch zu Deinem Gatten wahlen werdest — diese Deine Wahl, als den freien Ausdruck Deines Herzens, achten werden. — Willst Du also Deine eingegangene Verpflichtung erfüllen? — Gesetzlich existirt sie nicht — Du brauchst als Jungfrau nicht zu halten, was Du als Kind versprochen hast, dagegen sind unsere ferneren Verpflichtungen gegen Dich an keine Bedingung geknüpft. Demnach bist Du juristisch vollkommen frei. — Hältst Du Dich moralisch für gebunden? — Wir lassen Dir sechs Wochen Zeit zur Ueberlegung. — Gehe mit Dir zu Rathe. — Dann schreibe uns — es ist gleich an wen. — Willst Du frei sein — es werden Dich darum nicht weniger lieben

Deine Pathen.
(Es folgten die Namen.)

Ueber diesen Brief war nicht weniger hin- und herdebattirt worden, als über eine Kammeradresse. Mit dem Entwurfe war der Assessor zwar sehr schnell fertig geworden, er lautete ziemlich kategorisch, und der Hauptmann schenkte ihm seinen Beifall. Nun aber kam Meyer mit seinen Amendements, für die er so beredt, so scharfsinnig und zugleich so zartsinnig zu sprechen wußte, daß es ihm gelang, so manche verwundende Stachel zu beseitigen, und dem Mädchen die Freiheit wieder zu geben, indem man ihr erklärte — sie sei nur durch sich selbst gebunden, und könne sich selbst wieder lösen.

Rosa saß am Klavier, als ihr Ottilie den Brief brachte. Ich habe ihm sein Trinkgeld für den Gruß schon gegeben, sagte sie lächelnd. Ach, von meinen Pathen! rief Rosa erfreut. Ja, Jakob hat ihn gebracht,

versetzte Ottilie. Das ist doch ein höchst origineller Mensch, dieser Jakob, ich muß immer lachen, wenn ich ihn sehe. Und mit welchen schelmischen Grimassen er stets das Trinkgeld nimmt.

Rosa hatte unterdessen den Brief mit jenem glücklichen Antlitz erbrochen, das sie stets sehen ließ, wenn sie irgend ein Zeichen von ihren Wohlthätern erhielt. Sie las. — Aber wie umflorte sich da ihr Blick. — Es war, als wenn ihr aus diesen Zügen, die ihr so liebe Herzen geschrieben, der Tod entgegen starrte. Diese Namen, bei deren Anblick sie sonst wie im dankbaren Gebet zum Himmel emporblickte, erschienen ihr urplötzlich wie etwas Dämonisches — ihrem innersten Gemüth Widerstrebendes. Sie stützte den Kopf — sie fuhr mit ihrer Hand einige Male über die alabastern weiße Stirn, es waren so fremdartige Gefühle, die plötzlich auf sie einstürmten, und die sie nicht schnell genug zu ordnen vermochte. Ihre sonst spiegelhelle Seele war getrübt von dem Egoismus einer Liebe, die sie für so erhaben, so göttlich gehalten.

Ottilie bemerkte die Umwandlung ihrer Freundin. Mein Gott — was ist Dir, Theure? fragte sie ganz bestürzt. Wie siehst Du so bleich aus. — Ich glaube gar, Du weinst. Ja, wahrlich, ich sehe Thränen an Deinen Augenwimpern. Ist einer Deiner Pathen krank?

Rosa machte eine Anstrengung, die eines starken, festen Charakters würdig war. Sie sah mit ernster Freundlichkeit zu Ottilie auf. Sie sind alle wohl, sagte sie, es war nur ein häßlicher Traum, der mich für einen Augenblick betrübte. Hier, liebe Ottilie, willst Du den Brief lesen? — Du weißt, daß ich keine Geheimnisse vor Dir haben kann.

Ottilie las, und jetzt zum ersten Male zeigte sich eine Dissonanz zwischen diesen zwei befreundeten Seelen, zeigte sich der verschiedene Stoff, aus welchem die beiden Mädchen gebildet waren. Ei, das ist ja recht eigenthümlich, sagte sie — drei Freier auf einmal. Du bist wirklich beneidenswerth, Rosa. Aber von diesem sonderbaren Pakt hast Du mir ja niemals etwas erwähnt, Rosa.

Ich hatte ihn wirklich gänzlich vergessen, Ottilie.

Zu vergessen, daß man schon als zehnjähriges Kind drei Anbeter hatte! — Ei, das ist stark. — Erinnerst Du Dich noch, daß ich Dich an Deinem letzten Geburtstage fragte, wen von Deinen drei Pathen Du am liebsten hättest und daß Du darauf antwortetest, sie seien Dir alle gleich werth und lieb?

Das ist allerdings der Fall, sagte Rosa.

Und da fragte ich weiter: Aber wenn nun Einer von ihnen um Deine

Hand anträgt? — Fiel Dir denn auf diese Frage der sonderbare Pakt nicht ein?

So wie ein dunkler Traum — sagte Rosa sinnend.

Nun, so magst Du Dich freuen, daß der Traum in Erfüllung gehen wird. Ich würde mich in diesem Falle sehr rasch entscheiden. Herr Meyer hat zwar viel Vermögen und ist auch ein recht gemüthlicher Mensch, ein vortrefflicher Pathe, aber als Ehemann — Gott bewahre Dich.

Und warum? fragte Rosa wie unwillkührlich.

Nun, ich denke, die Frage beantwortet sich von selbst — weil er einen Buckel hat, Liebe.

Rosa erröthete. An diesen Buckel ihres Wohlthäters war sie in diesem Augenblicke zum ersten Male erinnert worden, bis jetzt hatte sie dieses Gebrechen ihres Pathen vielleicht nicht einmal bemerkt.

Und der Assessor, fuhr Ottilie fort, ist zwar ein recht geistreicher Mann, Du weißt, ich habe oft über seinen Sarkasmus gelacht, aber er ist durchaus nicht liebenswürdig. Ich würde also, wie gesagt, den Hauptmann wählen. Er ist vom Adel, sehr reich und hat ein imponirendes Aeußere. Zu alt ist er auch noch nicht, denn er scheint mir kaum über die vierte Null hinaus zu sein.

Rosa schüttelte zu dieser Personalbeschreibung sehr ernst den Kopf.

Ja, den Hauptmann würde ich unbedingt wählen, wiederholte Ottilie. Aber Du kannst es Dir ja sechs Wochen lang überlegen, wem Du den Vorzug geben willst.

O, hätte Ottilie nur eine Ahnung gehabt von dem, was jetzt in Rosa's Seele vorging, würde sie so gesprochen haben?

Rosa erhob sich resignirt und ging in ihre Stube, sie setzte sich an ihren Schreibtisch, ein Geburtstagsgeschenk von Meyer, nahm ein Blatt Papier und schrieb:

Liebe Pathen!

„Ich kann zwischen Ihnen nicht wählen, aber den Pakt will ich erfüllen. Richten Sie es so ein, daß der Zufall entscheide. Es küßt sie —

Seltsam. Mit diesen Worten pflegte Rosa alle ihre Briefe an ihre Pathen zu schließen. Sie hatte sie stets mit der Unbefangenheit einer Tochter geschrieben, und so plötzlich regte sich nun etwas in ihrem Herzen, was sie über diese Worte stutzen ließ. — Sie hielt eine Weile die Feder nachdenklich in der Hand, doch dann vollendete sie:

„Es küßt sie herzlich Ihre Tochter Rosa."

Du schreibst schon? sagte Ottilie, die jetzt ins Zimmer trat.

Ich habe geschrieben. Willst Du lesen? —

Und sie reichte der Freundin den Brief, welche ihn bedächtig Wort vor Wort und dann noch einmal noch bedächtiger las.

Nein, Rosa, sagte sie dann, das gefällt mir gar nicht. Siehst Du, wenn Deine drei Pathen äußerlich so gleich wären, daß Dir die Wahl schwer werden würde, dann wollte ich noch nichts sagen, obwohl immer gewisse Unterscheidungen da sein würden. Aber unter diesen Umständen, wo unter Deinen drei Anbetern ein — Buckel ist — —

Und sie betonte den Buckel sehr stark.

Ottilie! sagte Rosa mit sanftem Vorwurf, und an ihren Wimpern glänzte eine Thräne, die ein glühender Sonnenstrahl, der in diesem Augenblick auf ihr Antlitz fiel, zu einem hellstrahlenden Demant färbte.

Nun, Herr Meyer ist ja nicht gegenwärtig, versetzte Ottilie, und Du wirst meinen Einwand doch nicht etwa kränkend für ihn halten. Er ist nicht Schuld an seinem Gebrechen, das ist gewiß. Aber da Du die Wahl hast, und Dir alle drei gleich lieb und werth sind, warum willst Du nicht den hübschesten von ihnen wählen? Der Zufall könnte Dir wirklich einen sehr mesquanten Streich spielen.

Mag er, sagte Rosa — ich werde mich nie beklagen.

Und dann desto unglücklicher sein.

Unglücklich? — O, nein, gewiß nicht.

Auch nicht mit Herrn Meyer? —

Auch mit ihm ganz gewiß nicht.

Dann bedaure ich Deinen Geschmack, sagte Ottilie verächtlich und verließ ihre Freundin.

Rosa's Brief ging ab.

Siebentes Kapitel.

Ein Wahlmodus.

Da der Brief durch Herrn Meyer abgeschickt worden war, adressirte Rosa auch ihre Antwort an denselben. Meyer erkannte natürlich ihre

Hand, und war nicht wenig über ihre rasche Antwort erstaunt. — Um Alles in der Welt gern hätte er sogleich den Inhalt gelesen. Aber dieser Brief durfte, ihrem Uebereinkommen gemäß, nur in Gegenwart aller drei Betheiligten geöffnet und gelesen werden. Meyer sandte also seinen Diener Jacob zu den Freunden, welche auch sofort erschienen. Denn es war Abend und sie waren frei.

Schon Antwort? — Sie ist prompt — sagte der Assessor.

„Ich danke" ist bald geschrieben, sagte der Meyer.

Der Assessor zuckte spöttisch mit den Lippen. Es ist keine abschlägige Antwort, sagte er, ich wette darauf.

Der Hauptmann strich wohlgefällig seinen Bart und sagte: Laßt uns den Brief öffnen, dann brauchen wir nicht mehr zu rathen.

So geschah.

Nun, sie zieht sich ganz schlau aus der Klemme! rief der Hauptmann, nachdem man gelesen.

In Meyers Blicken lag etwas unbeschreiblich Glückliches.

Ich war darauf gefaßt, sagte er, und wir können natürlich vernünftiger Weise gegen ihren Vorschlag nichts einwenden.

Nichts einwenden, brummte der Assessor, und sah Meyer ironisch an, es läßt sich ganz genug dagegen einwenden. Indeß da sie einmal so will, müssen wir ihren Willen respectiren. Wir haben uns nun über die Art zu verständigen, wie wir den Zufall walten lassen wollen.

Der wird wohl walten wie er will, sagte Meyer.

Das wird er allerdings — doch nimmer ohne Anstoß von uns. Ich mache folgenden Vorschlag —

Der Assessor schwieg und sann eine Weile nach.

Ich mache den Vorschlag, fuhr er dann fort, daß wir uns dieses Jahr eine Ausnahme von der Regel gestatten und aus dem diesjährigen Geburtstagsgeschenke für Rosa uns gegenseitig ein Geheimniß machen. Jeder kaufe, was ihm beliebt, auch auf die Gefahr hin, daß sie gleiche oder ähnliche Geschenke erhalte, nur müssen diese leicht transportabel sein, damit Jeder seines selbst tragen kann. Wir gehen dann zu gleicher Zeit zu Rosa, treten in ein Zimmer und legen dort — von Niemanden bemerkt — die Geschenke nieder. Dann wähle Rosa, nehme das Geschenk in die Hand und trete mit dem gewählten zu uns in das Zimmer. Der nun soll der Glückliche sein, dessen Geschenk sie in der Hand oder an sich trägt. —

Es trat eine lange, schweigsame Pause ein.

Es mochte wohl Jeder die Chancen sich überdenken, welche er bei diesem indirecten Wahlmodus für sich haben könne.

Ich denke, fuhr der Assessor nach einigen Sekunden fort, diese Art der Wahl wird mit den Gefühlen und Wünschen des Mädchens am besten harmoniren, sie ist rein zufällig, sowohl wir als auch Rosa können dabei ganz unbefangen sein. Sie giebt Niemanden den Vorzug, und die, welche weniger glücklich sind, haben keinen Grund, dem Mädchen deshalb zu zürnen. Das einzig und allein scheint Rosa auch beabsichtigt zu haben.

Das ist ganz gut, sagte der Hauptmann, aber ich glaube, die Eifersucht wird auf keinen Fall ausbleiben. Donnerwetter, wenn Rosa meine Frau wird — und Ihr wollt sie dann nach wie vor so gefährlich lieb haben — ich weiß wirklich nicht, ob das eigentlich so angehen darf.

Meyer senkte den Kopf, der Assessor blickte finster auf den Hauptmann.

Ach was, nahm dann Meyer das Wort, wir sind Freunde und werden Freunde bleiben. Sind wir nicht bisher unserem Versprechen auf das Genaueste nachgekommen? — Das versteht sich von selbst zwischen Ehrenmännern — aber es wird auch so bleiben; der Eine wird der Mann, die andern Beiden bleiben die Väter. Meine Freunde, lassen Sie uns nicht das Glück unseres Kindes muthwillig auf das Spiel setzen. Wer sich für nicht stark genug hält, ohne Eifersucht die väterliche Liebe seiner Freunde zu ertragen, die wie er ein Recht an Rosa's kindlicher Liebe haben, der möge aus dem Bunde treten, und gern bereit werden die Andern sein, ihm Kosten und Mühe mit Zins auf Zins zurückzuzahlen.

Die Gestalt des kleinen Mannes vergrößerte sich bis zur Erhabenheit, als er diese Worte sprach, sein Antlitz war im Glanze der Begeisterung gefärbt — und die Andern, unwillkührlich hingerissen, blickten auf ihn, wie auf einen Märtyrer, der seinen Jüngern mit sterbender Zunge die letzte Lehre giebt.

Unser Meyer hat Recht, sagte dann der Hauptmann.

Also zur Sache, sagte der Assessor. Ist's genehm, wie ich vorgeschlagen habe?

Wir genehmigen, lautete die Antwort, die so feierlich klang, als gelte sie der Entscheidung über eine Welt.

Schon am andern Morgen hatte Rosa das Uebereinkommen in ihren Händen, und auch sie genehmigte.

Achtes Kapitel.

Madame Kremer, Mamsell Hummel und Herr Schnahse.

Von dem Augenblicke an, da Rosa's Wahl gewissermaßen dem Zufall anheimgegeben war, indem statt einer direkten eine indirekte Wahl stattfinden sollte, ging in den Seelenzuständen Meyers eine merkwürdige Verwandlung vor. Er war niemals eitel und verblendet genug zu glauben, daß Rosa ihn wählen würde. Da ihn die Natur in einer aristokratischen Laune gegen seine Freunde so sehr zurückgesetzt hatte, wie konnte er hoffen, daß ein junges Mädchen wohlwollender, gütiger, erbarmungsvoller sein würde als die Natur, die alle Menschen Mutter nennen? — Ganz anders hatte sich das nun gestaltet, er hatte wieder Chancen für sich, denn war irgend ein Grund vorhanden, daß sein Geschenk weniger gefallen sollte, als das seiner Freunde? — Die Wahl dieses Geschenkes war aber sicher keine kleine Sorge für Meyer. — Er hatte schon seit einigen Tagen eine Runde durch die elegantesten Läden Berlins gemacht. Das Gerson'sche Magazin hatte sich vor seinen Augen in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit entwickelt, der Glanz der Juwelen bei den größten Juwelieren der Residenz hatte sein Auge fast geblendet — aber er war noch unentschieden. Denn er sagte sich, diese Schätze des Luxus stehen ja auch meinen Freunden zu Gebote; sein eigenes Genie müsse etwas ganz Neues, ganz Besonderes erfinden.

Mit dieser Idee ganz und gar beschäftigt, lag Meyer, was er sonst selten oder nie zu thun pflegte, sehr oft, eine Cigarre rauchend, am offenen Fenster. Meyer war ein leidenschaftlicher Raucher, und, in die sich ringelnden Wölkchen des blauen Cigarrenduftes starrend, citirte er den Geist seines lieben Mädchens, bittend um eine Eingebung — damit er siege.

Um diese Zeit war es, daß Meyer — was er ebenfalls früher höchst selten zu thun pflegte — öfter nach den Fenstern seines vis à vis hinüberblickte. Und er begegnete dann den freundlichen Blicken Fräulein Hummels, er konnte zuweilen nicht umhin, zu grüßen, und er war jetzt zu glücklich — um unhöflich zu sein. Mit der größten Freundlichkeit erwiederte Fräulein Hummel seine Complimente, ja in den letzten Tagen kam ihm ihr Winken und Nicken ganz eigenthümlich vor. Doch Meyer sagte sich: wer weiß, vielleicht soll Dir von drüben her eine Idee kom-

nen. Und es schien in der That so, denn schon zweimal war Fräulein Hummel mit einer großen gelben Rose auf dem Busen am Fenster erschienen, und es durchzuckte Meyer wirklich eine eigenthümliche Idee, die ihn so erfreut machte, daß er vielleicht völlig bewußtlos seiner Nachbarin eine Kußhand zuwarf, welche Fräulein Hummel sofort erwiederte. Der Gedanke, daß er einen glücklichen Einfall erfaßt, machte den Junggesellen ganz toll. Er tanzte wie ein Jüngling im Zimmer umher, zog sich dann singend seinen Rock an, setzte den Hut ganz verwegen auf sein Haupt und verließ seine Wohnung, um sein übervolles Herz in der freien, frischen Luft zu kühlen.

Eine Stunde später sehen wir den Junggesellen, der mit seinen Entschlüssen jetzt einig geworden, festen Schrittes nach der Schloßfreiheit gehen, in den Juwelierladen daselbst verschwinden, und finden ihn dann am Nachmittage in dem Lokale der Madame Bremer wieder.

Es wird wohl vielen von unseren Lesern ein Haus in der F...straße bekannt sein, das in mehrfacher Beziehung in der criminalistischen Welt einen etwas anrüchigen Namen hat. Es ist in diesem Hause schon seit Jahren so manches vorgefallen, welches seine Nr. auf den Polizei-Bureaus bekannt gemacht hat, obgleich im selben Hause, das übrigens äußerlich höchst ansehnlich ist, ja sogar einen recht vornehmen Anstrich hat, sehr anständige Familien wohnten und noch wohnen. In diesem Hause befand sich in der ersten Etage eine elegante Restauration, Billard und was sonst mit einem solchen Etablissement verbunden zu sein pflegt, und es verkehrten hier fast ausschließlich nur junge und alte Männer aus der höheren Gesellschaft. Doch wie in allen Lokalen unserer großen Residenzstadt, drängten sich auch hier andere Elemente ein. Man sah zuweilen Herren von einem mindestens zweideutigen Rufe, und es hatte schon mancher sehr noble Mann, der sich Baron oder Graf nannte, oder sonst irgend einen Charakter sich vindicirte, von hier aus seinen Weg ins Criminalgefängniß genommen. Die Besitzerin dieser Restauration war Madame Bremer — wie wir sie nennen wollen — eine Wittwe über das Alter enthusiastischer Regungen hinaus, die es aber wie Wenige ihres Gleichen verstand, sich lange jung zu erhalten. Nicht etwa, daß sie, wie es Ninon von Lenclos für sich wünschte, ihre Runzeln an die Stelle zu versetzen wußte, wo Achilles verwundbar gewesen, aber Madame Bremer besiegte das Alter durch eine Kunst, die man ihr nicht zutraute und die eben deshalb bei ihr wie Natur erschien. Das graue Haar verschwand unter einem äußerst kunstvoll angelegten Toupet,

die Haut ihres Gesichtes und aller derjenigen Körpertheile, mit denen sie wie absichtslos prunkte, des Halses und der Hände, war schneeweiß und sammetweich, und weit entfernt von der oft so lächerlichen Prunksucht alternder Jungfrauen und Frauen — wählte sie Schnitt und Farbe ihrer Kleidung mit ausgezeichnetem Geschmack und genauer Kenntniß dessen, was für sie am besten paßte. — Allerdings war Madame Bremer eine der besten Kundinnen von Lohse. Da wurde keine aromatische Kräuterseife, kein neues Haaröl empfohlen, welches sie nicht sofort gekauft hätte, um damit Probe an sich zu machen. Ihre Toilette war eine wahrhafte Parfüm-Apotheke, und sie, die sich am Abende, ermattet von des Tages Mühen, hinfällig wie eine Greisin zu Bette begab, erstand am Morgen, nach einer einstündigen Toilette, wie ein Phönix, der den Tod selbst, diesen Herrn der Herren, keine Macht über sich gewinnen läßt. Und von dieser künstlichen Verjüngung schien Niemand von all den Leuten, die sich in ihrem Lokale versammelten, eine Ahnung zu haben. Man fand Madame Bremer stets liebenswürdig, geistreich, nobel, man sah darüber weg, daß sie nicht mehr jung war, oder vielmehr man bemerkte dies nicht, eben so wenig, wie man dies an irgend einer lieben Freundin und Verwandten bemerkt. Sie war stets eine wohlthuende Erscheinung. Ihre Freundlichkeit war eben so weit entfernt von jener habsüchtigen Herablassung, welche den Wirthinnen häufig eigen ist, als von jener geschmeichelten und erfreuten Eitelkeit, die über jedes Compliment in Entzücken geräth. Die jungen Leute weihten sie sehr oft in ihr Vertrauen ein, und wohl wenige Familienväter und Mütter hatten eine Ahnung davon, daß an Madame Bremers Büffet über ihr Wohl und Wehe, über die wichtigsten Angelegenheiten ihres Hauses, entschieden wurde.

Mancher denkende junge Mann hatte sich im Stillen die Frage aufgeworfen, hat diese Frau dereinst in andern Verhältnissen gelebt? — Hat sie eine glänzende Erziehung genossen? — Oder hat sie nur in untergeordneter Stellung, vielleicht als Kammerzofe, den höheren Ständen ihr Wesen abgelauscht? — Oder ist es natürlicher, angeborener Sinn für das Feine, ist es Takt? — Oder ist es endlich das Resultat der Studien eines scharfsinnigen Geistes — oder Alles zusammen? — Es hätte sich wohl Niemand herausgenommen, Madame Bremer darnach zu fragen, denn sie wurde äußerst respectirt. Obgleich Vertraute von so vielen ihrer Gäste war sie doch nicht vertraulich. Ueber ihre Vergangenheit sprach sie nie. — Sie mochte es wohl wissen, daß sie ihren Gästen

viel zu rathen gab — das Räthsel zu lösen, kam ihr nicht in den Sinn.

Madame Bremer hatte mehrere Kellner und durchaus keine andere weibliche Bedienung, als eine alte Jungfer, die indeß sicher nicht so alt wie ihre Herrin war, aber dennoch ungleich älter aussah. Zwar war ihr Haar noch rabenschwarz und üppig, sie war groß und schlank, aber sie war das non plus ultra von Geschmacklosigkeit. Da Madame Bremer auf die höchste Reinlichkeit und Eleganz hielt, mußte sich auch die Schenkmamsell höchst sauber und anständig tragen; aber sie hatte leider nicht Geist genug, um von ihrer Prinzipalin die Art, wie sich eine alte Jungfer kleiden müsse, zu erlernen. Schreiende Farben, Geschmeide bis zur Ueberladung, rothe Schleifen auf dem Busen, hellblaue im Haar und dabei ein Kosen und Augenverdrehen, daß die jungen Herren sie niemals ansehen konnten, ohne zu lachen. So war auffallend, daß die elegante, taktvolle Frau eine solche Person um sich leiden konnte. Vielleicht that sie es aus Berechnung, nicht sowohl um ihrer eigenen Erscheinung um so mehr Relief zu geben, als wohl deshalb, um den jungen Leuten für die Entbehrung einer hübschen weiblichen Bedienung einige Entschädigung zu gewähren. Wer es weiß, wie sehr die jungen Herren in Berlin in dieser Beziehung verwöhnt sind, und wie die jungen Mädchen zu Lockvögeln in den Lokalen abgerichtet werden, der wird den heroischen Muth der Madame Bremer bewundern müssen, welche mit eiserner Konsequenz kein junges Mädchen annahm. Ob ihre Gründe, wie wohl möglich, höchst achtbar waren, oder ob sie wollte, daß nur ihr eigenes Ich in ihrem Besitzthume die vollständige Herrschaft führen sollte, das werden wir genauer zu beurtheilen wissen, wenn Madame Bremer, was bald geschehen wird, in unsere Geschichte handelnd eingreift. — Genug, es mochte wohl sein, daß sie erkannt hatte, wie Mamsell Gumpels Erscheinung ihren Gästen spaßhaft sein müsse, und sie hätte in diesem Falle gut gerechnet, denn Mamsell Gumpel hatte für die Besucher des Bremerschen Lokale eine nicht geringe Anziehungskraft, und auch ihre Erscheinung übte ihre Reize aus, zwar mehr auf das Zwerchfell, als auf die Sinne. Man sah es Mamsell Gumpel auf den ersten Blick an, daß sie ein Sprößling derjenigen Völker war, das heute fast nur noch wie eine lebendige Sage unter uns lebt. Sie war eine geborene Jüdin. Aber wie dieses alttestamentarische Volk mit einer nicht minder achtungswerthen als riesigen Anstrengung in das moderne Leben sich hineingebildet und über alle Zweige der Kunst und des Wissens seinen

befruchtenden schöpferischen und spekulativen Geist ausgegossen, so treten uns noch selten jene Gestalten entgegen, die in dem bemitleidenswerthen Fanatismus, und in der brutalen oder gutmüthigen Spottsucht der Christen ihre Verewigung erhalten haben. Auch Mamsell Gumpel war schon angehaucht von diesem verdeckenden und modernisirenden Geiste, sie trug nicht ganz mehr den Typus, dem sie angehörte, an sich — aber die Lächerlichkeit ihrer Erscheinung wurde eben durch diese beiden Gegensätze hervorgerufen, die zu vermitteln ihr Geist, Geschick und Bildung gebrachen.

Mamsell Gumpel war eben in einer, wie es schien, höchst tiefsinnigen Unterhaltung begriffen, sie überhörte die Bestellung eines Kellners, was ihr sonst selten begegnete. Denn Madame Bremer sah auf prompte Bedienung. Wer kann es aber der Jungfrau verdenken, wenn sie über ein Compliment in Entzücken gerieth, von dem selbst junge Mädchen beglückt werden wären, und welches ihr Herr Schnabse jetzt in allem Ernste ins Ohr flüsterte. Herr Schnabse war ein Junggeselle von etwa funfzig Jahren, ein alter Stammgast des Bremerschen Lokale und unter dem Spitznamen „der Bettler“ in den Kreisen, in welchen er sich bewegte, bekannt. Nicht Armuth etwa hatte ihm dieses Epitheton zugezogen, denn man schätzte sein Vermögen nach Tausenden und konnte drei Häuser, von denen eins sogar in der Leipzigerstraße stand, aufzählen, die sein gänzlich unverschuldetes Eigenthum waren. Aber Herr Schnabse war die personifizirte Wohlthätigkeit, er war stets, — so sagte er selbst, — zum Geben bereit. Er hätte sein ganzes Vermögen an die Armen verschenken mögen — wenn's nur Jemand angenommen hätte. Es mußte wirklich zu viel Mitleid bei den Armen verwalten, oder zu viel Liebe — sonst hätte Herr Schnabse bei seiner Wohlthätigkeit schon längst ein armer Mann sein müssen. Aber er war es, wie gesagt, nicht, und es mochte wohl auch daran liegen, daß er nicht vermuthete, weil er nicht nur allein sich selbst, sondern auch alle bekannten und unbekannten Wohlthäter zu mildthätigen Zwecken in Contribution setzte. Da verging kein Tag, an welchem Herr Schnabse nicht für irgend eine arme Familie etwas zu erbetteln hatte. Er selbst betheiligte sich natürlich stets mit sehr namhaften Summen bei dergleichen Sammlungen, aber es war doch auch nicht mehr wie billig, daß auch andere reiche Leute zur Wohlthätigkeit herangezogen wurden. Man schlug dem guten Herrn auch selten etwas ab, denn er war gar zu aufopfernd, gar zu leutselig, wußte so warm die Sache der Armen zu führen, die Hartherzigen und Gefühl-

[illegible] stets mit seinen Bibelsprüchen in solche Rührung zu versetzen, daß er selten eine Fehlbitte für die Nothleidenden that, deren er sich angenommen hatte. Es war bei solchen Umständen kein Wunder, daß seine Wohnung, wie Herr Schnabse sich ausdrückte, von den Armen in einen permanenten Belagerungszustand versetzt wurde, und auf seinem Tische Berge von Petitionen lagen, die sein mildthätiges Herz, seine stets geöffnete Hand bestürmten.

Doch wir werden zu einer andern Zeit in die Wohnung dieses wackern Menschenfreundes treten, jetzt wollen wir eine Weile sein Benehmen in dem Bremerschen Lokale beobachten.

Der alte Junggeselle hatte also so eben der Mamsell Gumpel ein sehr angenehmes Compliment gemacht, denn er hatte ihr gesagt: Mamsellchen, Sie werden aber wahrlich mit jedem Tage hübscher und jünger. Ja ganz gewiß, Sie altern durchaus nicht. Sagen Sie mir doch, wie Sie das anfangen? — Ich verstehe das nicht. Denn es giebt, so viel ich weiß, keine Mühlen mehr, auf welchen man die alten Weiber jung macht.

Mamsell Gumpel machte trotz der etwas ungalanten Wendung, die eine für eine Jungfrau nicht angenehme Voraussetzung verrieth, ein sehr freundliches Gesicht und drei sehr tiefe Knixe, schlug die Augen nieder, lächelte verlegen, zupfte an ihrer Busenschleife und schrak entsetzlich zusammen, als der Kellner zum zweiten Male etwas sehr laut rief: Mamsell, drei Patrische und eine Weiße für Herrn Meyer.

Ist Herr Meyer schon da? fragte Schnabse.

Er ist ja so eben gekommen, haben Sie ihn nicht hier vorbeigehen sehen? versetzte der Kellner.

So? — Das ist Ihre Schuld, Mamsellchen, daß man seine besten Freunde übersieht, sagte Schnabse zu Mamsell Gumpel gewendet. Hat man noch Augen für irgend einen andern Gegenstand, wenn man von den Strahlen der Ihrigen geblendet wird? Ja, man könnte sich wahrlich an diesem Feuer seine Cigarre anzünden.

Der Kellner lachte, und Mamsell Gumpel wurde so zerstreut, daß sie die Weiße ohne Weiteres hinstellte.

Für Herrn Meyer; erinnerte der Kellner.

Herr Meyer trank nämlich niemals eine Weiße, ohne sie mit einem Gläschen feinen Cognack zu verbinden, daher mußte Mamsell Gumpel wissen, was sie zu leisten habe. Endlich war der zudringliche Kellner befriedigt und Mamsell Gumpel setzte ihr verlegenes Lächeln, welches eine

Weile bei Erfüllung ihrer Berufspflicht unterbrochen worden war, nun wieder ungestört fort.

Ja, ja — sagte Schnabse leise, Sie haben zweifelsohne von ihrer Prinzipalin prostirt, Sie haben von ihr etwas gelernt, sag' ich Ihnen — sogar viel gelernt. Gestehen Sie nur, Sie haben irgend ein Geheimniß, sich jung zu machen.

Herr Schnabse sah die Mamsell Gumpel so aufmerksam und lauernd an, daß man seine Aeußerung für völligen Ernst nehmen mußte. Jetzt aber trat Madame Bremer ans Büffet, Herr Schnabse brach sofort seine Unterredung ab, sprach ein paar bedeutungslose Worte mit Madame, und verließ sie, um Herrn Meyer aufzusuchen.

Und wie freundlich blickte ihm die hochbeseligte Mamsell Gumpel nach! Ob Schnabse auch sein freundliches, herablassendes Benehmen gegen diese alte Jungfer als einen Wohlthätigkeitsact betrachtete? Oder lagen tiefere, geheime Absichten zu Grunde? — Unmöglich war es nicht. Für den aufmerksamen Beobachter mußte Schnabse sogar viele Aehnlichkeit mit Mamsell Gumpel haben. Er war ebenfalls lang und hager, hatte aber überaus breite Schultern, was seiner Gestalt eine ganz eigenthümliche Façon gab. Der Grundton seines Antlitzes schien ein gewisser kalter Ernst zu sein, den er aber sehr wohl unter einem Lächeln zu verbergen wußte, welches fast wie gutmüthig aussah und sehr leicht täuschen konnte. Sein Anzug war ein merkwürdiges Gemisch von Alterthum und neuester Mode. Den Rock trug er entschieden nach alter Sitte unserer Väter, lang, zuweilen mit auf den Schultern gekrausten Aermeln, und stets von blauer Farbe; das Beinkleid war in Farbe und Schnitt gewöhnlich am modernsten. Was aber die Weste anbetraf, läßt sich hierüber am wenigsten Zuverlässiges sagen, es herrschte hier kein bestimmter Charakter vor, vielmehr fiel Herr Schnabse in Bezug auf dieses Kleidungsstück in die äußersten Extreme; bald trug er eine so kurze Weste, daß er sie einem Kinde entlehnt zu haben schien, bald eine so lange, daß man glauben mußte, er habe sie einer Garderobe aus Friedrichs des Großen Zeit entnommen, und diese Tracht war es besonders, bei welcher sich Schnabses Vorliebe für schreiende Farben höchst evident kundgab. Am consequentesten war Schnabse in der Wahl seiner Halsbekleidung, denn die ältesten Bekannten erinnerten sich nicht, ihn jemals anders als in einem weißen Halstuche gesehen zu haben, wie denn überhaupt sein Anzug, von den glänzenden Stiefeln bis zum Hute, so alt auch jedes Stück sein mochte, höchst sauber war. Sein

Benehmen war übrigens abgemessen und ruhig, und nur wenn er ins Feuer gerieth, wenn er für die Armen das Wort führte, vergaß er sich ein wenig und der Mann wurde beweglich, ja sogar feurig und apostolisch beredt. Das war die äußere Erscheinung eines Mannes, dessen Bekanntschaft für unsern Meyer so verhängnißvoll werden sollte. Er hatte ihn so eben aus dem Gewühle herausgefunden und bahnte sich einen Weg zu ihm. Diese Begegnung war der Anfang der großen Leiden, welche den unglücklichen Meyer von nun an unaufhörlich betrafen.

Neuntes Kapitel.

Eine Gratulation.

Ah, guten Tag, Herr Meyer, rief Schnapse, diesem freundschaftlich die Hand reichend, es macht mir das größte Vergnügen, Ihnen meine herzliche Gratulation abzustatten. Also doch noch entschlossen? —

Wozu gratuliren Sie mir? fragte Meyer.

Wozu? Ei, das ist eine eigenthümliche Frage. — Man spricht davon, daß Sie im Begriffe stehen, zu heirathen.

Meyer wurde über und über roth, es berührte ihn höchst unangenehm, daß sein heiligstes Herzensgeheimniß verrathen war. Er begriff gar nicht, auf welche Weise ein Verhältniß ins Gerede kommen konnte, über das zu schweigen die drei Freunde sich gegenseitig angelobt. Und daß es von der Pension aus nicht bekannt geworden war, glaubte er bestimmt. Madame Bertlin hatte für sich und ihre Tochter das feierliche Versprechen gegeben, über das Verhältniß der Pathen zu Rosa gegen Niemanden etwas zu äußern. Sie sollten in den Augen der Welt wirklich für ihre Pathen gelten, bis es sich entschieden habe, wer von ihnen als Rosa's Verlobter zu betrachten sei.

Es war also natürlich, daß Meyer höchst befremdet war, als ein Mann, der ihm so fern stand, sich so eingeweiht in dieses Geheimniß zeigte, und Schnapse seine Verlegenheit bemerkend sagte:

Nun, nun, Sie sind ja auch wahrlich noch nicht zu alt dazu; ein Mann ist überhaupt nie zu alt, um zu heirathen. Unter Umständen wäre

auch ich nicht abgeneigt, wenn man nur wüßte — — Wenn man eine Frau hat, dann ist es doch ein ganz anderes Wesen, man kann dann noch einmal so viel Gutes thun, denn die Frauen finden es gleich heraus, wo die Noth am bittersten und wer der Unterstützung am bedürftigsten und am würdigsten ist.

Ein edler Grund für das Heirathen, sagte Meyer — aber ich bitte Sie, liebster Herr Schnahse, wie kommen Sie darauf —

Zu wissen, daß Sie verlobt sind? — Ich habe es so eben gehört. Steht es denn nicht in der Zeitung? — Ich war diesen Morgen von Petenten so sehr in Anspruch genommen, daß ich nicht einmal dazu kommen konnte, die Vossin zu lesen —

Sie werden auch von mir nichts darin finden, versetzte Meyer, ich bin nicht verlobt, es ist höchst wahrscheinlich eine Namensverwechselung.

Das ist leicht möglich, entgegnete Schnahse, es ist wirklich unbequem, Meyer zu heißen, wenn man auch zwanzig Vornamen hinzufügt, sie retten nicht vor Verwechselung. Ich muß Ihnen übrigens gestehen, daß ich um so eher daran glaubte, weil mir als Verlobte eine Person genannt wurde, die in einer gewissen nahen Beziehung zu Ihnen steht —

Zu mir? — sagte Meyer abermals erröthend und sehr verlegen; mein lieber Herr Schnahse, ich begreife wirklich nicht —

Nun man nannte Ihre Nachbarin, Ihr vis à vis — Fräulein Hummel.

Das sind Lügen, versetzte der kleine Mann sehr kategorisch.

Oder, wie gesagt, eine bloße Namensverwechselung, entgegnete Schnahse, es ist ja möglich, daß die Person mit einem Meyer verlobt ist, und die Leute, welche Meyer, Müller und Schultze heißen, müssen nun einmal darauf gefaßt sein, daß sie in einer und derselben Minute geboren werden, heirathen, sterben und verderben, denn sie werden gewissermaßen solidarisch für alle ihre Namensverwandten verantwortlich gemacht. Es ist zum Entsetzen, wenn man das Adreßbuch aufschlägt. Sucht man einen Meyer oder Schulze, dann ist nicht durchzufinden, und es ist so schlimm, daß man es gar keinem Menschen mehr glaubt, wenn er sagt, er heiße Schulze, Müller oder Meyer, man wittert gleich Betrug dahinter. Diese Namen müßten ganz beseitigt werden. Es liegt im Interesse der Humanität. Apropos, mein lieber Herr Meyer, ehe ich es vergesse. Ich weiß, Sie sind ein Wohlthäter. Da hat sich eine sehr anständige Familie an mich gewendet, der es über alle Maßen traurig geht.

Es sind acht Würmchen da, und verschämte Armuth. Die Noth ist wahrhaft herzzerreißend. Mit einigen hundert Thalern ist den unglücklichen Leuten wieder geholfen. Sie wissen, ich gebe Viel, aber ich kann nicht Alles geben. Fünfundzwanzig Thaler steure ich bei —

Meyer sprach kein Wort, er blickte wohlgefällig auf den edlen Bettler, nahm sein Taschenbuch heraus und gab ihm einen Fünfthalerschein.

Gottes Segen über Sie, sagte Schnabse und nahm in diesem Augenblicke eine Miene an, als wäre er selbst der reichbeschenkte Bettler, der seinem Geber demüthig dankt. Dann drückte er dem Wohlthäter die Hand und entfernte sich sehr rasch. —

Der Mann wird am Ende lästig mit seiner ewigen Bettelei, sagte jetzt ein junger Mann, der an Meyers Seite saß.

Er thut aber wirklich viel Gutes, entgegnete Meyer, und man thäte Unrecht, ihn nicht dabei zu unterstützen.

Ich gebe ihm grundsätzlich nichts mehr, fuhr der junge Mann halblaut fort. Früher gab ich ihm auch zuweilen, und nicht ganz unbedeutende Summen. So erhielt er vor acht Tagen vier Thaler von mir; da ich aber kein kleines Geld bei mir hatte, bat ich ihn, mir einen Fünfzigthalerschein zu wechseln. Er that es, aber nach einigen Sekunden kam er zu mir zurück, rief mich geheimnißvoll bei Seite und gab mir den Fünfzigthalerschein mit den leisen Worten zurück: Woher haben Sie den Schein? — Er ist falsch.

So? sagte Meyer. War er wirklich falsch?

Ich lachte dazu, fuhr der junge Mann fort, steckte meinen Schein wieder ein und gab ihm sein Geld zurück. Denn ich hatte das Papier am selben Morgen von meinem Banquier erhalten. Ob ich denn noch mehr Scheine bei mir habe? fragte er mich. Ich zeigte ihm andere und er erkannte sie sämmtlich für ächt, machte mich auch auf den Unterschied zwischen dem falschen und den andern aufmerksam. Ich mußte allerdings einen Unterschied zugeben. Er nahm nun einen andern Schein und ich präsentirte den falschen meinem Baquier, welcher ihn aber sofort für falsch erkannte.

Und hat er ihn wieder zurückgenommen? —

Er hat ihn wieder zurückgenommen, obwohl er, wie er sagte, nicht begriff, wie ich ihn von ihm erhalten haben könne. Die Sache war mir sehr fatal.

Sie konnten aber doch nicht anders handeln.

Nein — aber ich muß gestehen, daß ich durch diese Geschichte eine gewisse Abneigung gegen den Herrn Schnahse gefaßt habe und daß ich ihn jetzt nicht mehr unterstützen würde, wenn er sich wieder an mich wenden sollte.

Nun, ich denke, daß Sie gerade keinen Grund haben, ihm deshalb Ihre Hülfe zu versagen, die er selbst so uneigennützig Andern darbietet; er ist ein höchst respektabler Mann.

Das mag sein, sagte der junge Mensch, ich habe nichts wider ihn. Aber ich würde ihm doch nichts mehr geben. Ich habe einmal eine Averse gegen ihn gefaßt. —

Der junge Mann sah flüchtig in die Zeitung, die er ergriffen hatte, und erhob sich dann, um fort zu gehen. Kaum hatte er das Lokal verlassen, als Schnahse wieder zu Meyer herantrat und ihm zuflüsterte:

Hat Sie der junge Mensch etwa angepumpt? —

Ei, behüte. Wie kommen Sie darauf? — Er hat mehr als ich.

Wer weiß, versetzte Schnahse sehr bedächtig und lächelte etwas geheimnißvoll. Es heißt allerdings, daß er der natürliche Sohn des reichen Grafen v. Stawinski ist; aber — doch es bleibt entre nous, Herr Meyer — ich glaube es nicht.

Sie glauben es nicht? — Haben Sie Gründe? —

Gründe! — versetzte Schnahse sehr bedeutungsvoll.

Es kann uns übrigens sehr gleichgültig sein, wandte Meyer ein, borgen wollte er nicht von mir, und ich glaube auch nicht, daß er es nöthig hat.

Ich habe neulich einen falschen Fünfzigthalerschein von ihm empfangen, flüsterte Schnahse.

So? sagte Meyer, sich unwissend stellend. Aber was wollen Sie damit sagen? —

Was? — Nun, es ist noch gar nicht lange her, daß die Polizei einen Falschmünzer eingezogen hat, der dieses Lokal sehr häufig besuchte. Seinen letzten falschen Fünfthalerschein hat er bei Madame Bremer ausgegeben.

Sie haben also Verdacht auf den jungen Mann?

Sie sind bedächtig und herzensgut, fuhr Schnahse fort, man kann Ihnen schon etwas vertrauen. Nicht um Alles in der Welt würde ich einem Andern meinen Verdacht mitgetheilt haben. Vielleicht ist der junge Mensch noch zu retten. Wenn er in Noth sein sollte — es kommt mir auf einige hundert Thaler nicht an —

Wie? — sagte Meyer ganz erstaunt.

Es kommt mir darauf nicht an, fuhr Schnabse fort, denn er scheint mir sonst ein noch unverdorbener Mensch zu sein. Die Verführung ist groß in Berlin, so ein junger Mensch kann sehr leicht vom Strome mit fortgerissen werden. —

Sie wissen also? —

Ich habe das so beiläufig erfahren. Uebrigens beobachte ich ihn schon seit einiger Zeit sehr genau. Er scheint mich nicht leiden zu können — und ich weiß noch nicht, wie ich mich an ihn heranmache, daß ich sein Vertrauen gewinne. Möchte ihn gerne retten. Nun leben Sie wohl, ich habe noch dringende Geschäfte, ich muß das Geld für meine unglückliche Familie wo möglich bis morgen zusammen haben — und was den jungen Mann betrifft — silentium.

Schnabse ging und Meyer sah ihm ganz nachdenklich nach.

Ein merkwürdiger Mensch, sagte er dann vor sich hin, ich glaube, er ist im Stande, aus ehrlichen Leuten Spitzbuben zu machen, bloß um Gelegenheit zu haben, wohlzuthun.

Zehntes Kapitel.

Eine Verlobungsanzeige.

Die Unterhaltung, welche wir so eben mitgetheilt haben, hatte einige Tage nach der letzten Antwort Rosa's stattgefunden. Es war seitdem in dem Verhältnisse der drei Nebenbuhler zu einander — denn anders konnte man Rosa's Pathen jetzt nicht bezeichnen — eine völlige Umwandlung vorgegangen. Der Familienmittagstisch wurde nach gemeinschaftlichem Uebereinkommen aufgelöst, selbst zu der unausweichbaren Whistpartie, welche wöchentlich wenigstens zweimal, bei einem der drei Freunde stattfand, kam man nicht mehr zusammen. Wenn sie es auch nicht ausgesprochen hatten, so gestanden sie sich doch stillschweigend ein, daß sie bis zur Entscheidung den gegenseitigen Umgang vermeiden wollten. So sahen sich die drei Freunde jetzt nur selten, denn Jeder hatte sich ein anderes Lokal gewählt. Meyer aß und verkehrte bei Madame Bremer, wo er

früher faſt jeden Mittag mit dem Hauptmanne und dem Aſſeſſor Billard zu ſpielen pflegte. Die letzteren beiden kamen zwar auch jetzt noch, doch ſelten dahin. Es läßt ſich leicht denken, mit welcher Sehnſucht alle drei den Tag der Entſcheidung herbeiwünſchten, und wie ſie an nichts Anderes dachten, als an das Geſchenk, das für ſie ſo verhängnißvoll werden ſollte. — In dieſen Gedanken ſchien ſich Herr Meyer nach Schnahſes Entfernung allmählig wieder ganz zu verſenken, ſo daß er es nicht einmal bemerkte, wie er die brennende Cigarre verkehrt in den Mund ſteckte. Seine Grimaſſe mußte höchſt komiſch ſein, denn die ihm zunächſt Sitzenden brachen in ein ſchallendes Gelächter aus.

Ja, ja, rief ein langer hagerer Mann in ſchneeweißer Wäſche, weißer Weſte und etwas übermäßig langen Manchetten — ſo geht es den Verliebten.

Der kleine Junggeſelle wurde über und über roth.

Meine Herren, ſagte er dann ſehr ernſt, ich verbitte mir jede Anſpielung.

Aber mein Gott, ſind Sie denn nicht Bräutigam? — fragte der alte Herr verwundert. Es iſt jedoch wahr, ſetzte er dann hinzu — man braucht noch nicht Verliebter zu ſein, wenn man auch Verlobter iſt.

Mein Herr, ich bin auch kein Verlobter; ſagte Meyer ſehr zornig.

Aber hier ſteht ja die Verlobungsanzeige, fuhr der hagere Herr fort. Und er nahm das Intelligenzblatt und las: Als Verlobte empfehlen ſich: Anna Dorothea Hummel und Joſeph Eduard Meyer.

Meyer ſtarrte den hageren Herrn mit offenem Munde an.

Wir gratuliren! riefen ſofort mehrere Stimmen, und man umdrängte den armen Menſchen und ſchüttelte ihm nolens volens die Hände.

Es war vielleicht das erſte Mal, daß Meyer in eine wahre Wuth gerieth, aber hierdurch verſchlimmerte ſich ſeine Lage um ein Bedeutendes. Man lachte von allen Seiten, weil man glaubte, daß ſich Meyer ſchäme, den Bräutigam zu ſpielen, und ſo taktvoll ſich die Herren auch ſonſt benahmen, es befanden ſich gerade heute einige zum Spotten aufgelegt, und es fehlte nicht an Spitzen. Ja man hörte ſogar Ausrufungen des Mitleids und des Bedauerns für die arme Braut.

Kennen Sie das Fräulein Hummel? fragte ein junger Menſch ſeinen Nachbar, einen Baron.

Sie wird etwas ſchief ſein, verſetzte der Gefragte mit ſarkaſtiſcher Miene.

Und noch kleiner, als der Kleine? lautete die Frage zurück.

Ich bin überzeugt, daß sie recht hübsch ist, sagte der Mann mit den langen Manchetten, denn diese Buckel haben Glück, sie bekommen oft die schönsten Frauen.

Der arme Teufel wird ordentliche Hörner bekommen, rief der Baron.

Ich muß mich doch einmal genauer nach dem Fräulein Hummel erkundigen, vielleicht machen wir ihm das Mädchen abwendig. Ah, da ist Madame Bremer, die wird es uns sagen, sie kennt ja ganz Berlin.

Madame Bremer hatte mit Verwunderung den immer so ruhigen, gemüthlichen Meyer mit glutrothem Gesichte und im höchsten Zorne das Lokal verlassen sehen, sie wollte sich nach der Veranlassung erkundigen. Man erzählte ihr das Vorgefallene. Meine Herren, sagte sie, weit entfernt, in das allgemeine Gelächter mit einzustimmen, ich kenne das Fräulein Hummel allerdings. Sie ist eine sehr achtbare Dame, und über vierzig Jahre. Sie genießt eine ansehnliche Rente von ihrer sehr reichen Verwandtschaft, und diese Verbindung ist, wie es mir scheint, in jeder Beziehung eine glückliche zu nennen.

Nach dieser Erklärung machte Madame Bremer eine sehr graziöse Verbeugung und entfernte sich.

Unterdessen hatte sich Meyer in einer Droschke nach Hause begeben. Er warf sich völlig zerknirscht aufs Sopha. Sein Diener Jacob war nicht anwesend. So überließ er sich ungestört den schmerzlichen Empfindungen, die in seinem Innern tobten. Aber Meyer hatte eine zu ruhige, harmlose Seele, als daß sie sich lange unter der Last eines solchen Zornes hätte winden können. Er richtete sich stolz empor, zündete sich eine Cigarre an, und ging dann mit erhobenem Haupte im Zimmer auf und ab. Was bist du für ein Narr, sagte er, denn Meyer sprach, wie alle Leute, welche viel allein sind, sehr oft mit sich selbst; was bist du für ein Narr, sagte er also, daß du dich erzürnest über die Gemeinheit der Menschen. Ist dir die Welt heute zum ersten Male erschlossen? Aber wissen möchte ich doch, wer sich diesen schlechten, elenden Spaß mit mir erlaubt hat. Ich habe doch nicht geglaubt, so böse Feinde zu haben. Wann habe ich jemals irgend einem Menschen Leides gethan. — Eduard Meyer und Dorothea Hummel! — Was habe ich mit dieser Hummel gemein? — Sie wohnt mir gegenüber und sie guckt zuweilen zu mir und ich zu ihr hinüber, das aber ist auch Alles und geschieht wenigstens von meiner Seite ganz absichtslos. —

Meyer hielt eine Weile inne, denn seine Cigarre war ihm im Eifer

des Selbstgesprächs ausgegangen, und als er sie wieder angezündet, fuhr er fort. Ich bin aber auch wirklich ein Thor. Kann es nicht noch mehrere Meyer und mehrere Hummel geben? — Ganz gewiß. Hier in meiner Straße wohnen wohl ein halbes Dutzend Meyer, das habe ich erst kürzlich im Adreßbuch gesehen. Und an Hummeln wird wohl auch kein Mangel sein. Aber auch dieselben Vornamen, das ist's, was mich frappirt. Und doch wüßte ich wirklich auf Niemanden zu rathen, der mir den Schabernack gespielt haben könnte. Was sollte man dabei haben?

Meyer hielt wieder inne und blieb mechanisch am Fenster stehen. Wie ein Blitz fuhr ihm etwas durch den Kopf, aber, als wollte er einen unwürdigen Gedanken von sich abwehren, schüttelte er das Haupt und sagte: Nein, nein, das ist nicht möglich. Was würden sie dabei gewinnen, wenn sie mich lächerlich machen? — Die Wahl ist dem Zufall anheimgegeben, es kann also auf diesen nicht den geringsten Einfluß üben. — Aber was soll Rosa von mir denken, wenn sie es liest? Und sie wird es gewiß erfahren. Ihr Pathe Meyer verlobt und er wirbt um Ihre Hand! — Ja, ich muß ihr schreiben — es soll sofort geschehen.

Meyer setzte sich entschlossen an den Secretair und schrieb an Rosa.

Mein liebes Kind!

Böse Menschen haben sich einen unwürdigen Spaß mit meinem Namen erlaubt. Ich stehe als Verlobter im Intelligenzblatte. Glaube es nicht. Meine Versicherung ist wahrhaft, ich habe an diese Hummel niemals gedacht.

Er hätte gern noch mehr gesagt, aber Meyer war gewissenhaft — er wollte hinter dem Rücken seiner Freunde nicht mehr schreiben, als ihm dringend nothwendig schien. Er wollte sein Wort nicht brechen.

Nun war dem guten Manne wieder leicht. Er hatte die Last vom Herzen gewälzt. Wenn Rosa die Verleumdung nicht glaubte, was kümmerte ihn die Welt?

Aber vergebens wartete Meyer auf Jacob, welcher den Brief direct in Rosa's Hände befördern sollte. Eine Viertelstunde nach der andern verging und Jacob kam nicht. Meyer öffnete das Fenster und blickte hinaus, aber sein Diener war nicht zu erspähen. Da fiel sein Blick absichtslos auf die Fenster seiner ihm angelogenen, aufgedrungenen Braut, und es schien ihm, als bemerke er Fräulein Hummel, welche

ihm zuwinkte und zulächelte. Meyer prallte vom Fenster zurück und sank in seinen Lehnstuhl. Und es flogen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf. Wer weiß, sagte er endlich zu sich selbst, es mag doch wohl eine Täuschung meiner aufgeregten Sinne gewesen sein, denn sicher ist es der Dame nicht minder unangenehm als mir. Am Ende glaubt sie, daß ich mir diesen so elenden Spaß erlaubt habe. Es scheint mir wirklich Pflicht zu sein, ihr sofort einen Besuch abzustatten, um ihr zu erklären, daß die unverschämte Verlobungsanzeige nicht von mir veranlaßt worden ist und daß ich sie sofort widerrufen werde.

Meyer warf sich in seinen Frack, zog gelbe Glacéhandschuhe an und ging zu Fräulein Hummel hinüber, aber seine Verlegenheit wurde nicht gering, als er diese von einem Kreis von Damen umgeben fand, welche auf das Stattlichste geputzt waren. Aber die Krone dieser Gesellschaft war Fräulein Hummel selbst. Sie war wirklich gar nicht so übel die vierzigjährige Jungfrau, und Meyer hätte getrost als ihr Ehemann an ihrer Seite gehen können. Sie maß nur einige Zoll weniger als er, hatte aber bedeutend mehr Embonpoint. Sie blühte wie eine Tulpe, ihr Gesicht war voll und kugelrund, und ihre derben Züge waren durch lange, herabhängende braune Locken etwas gemildert. Ihre kleinen lebhaften Augen kniff sie gern zusammen, was jedoch dem gutmüthigen Ausdrucke ihres Gesichtes keinen Abbruch that. In summa machte ihre ganze Erscheinung keinen unangenehmen Eindruck. Man konnte Fräulein Hummel nicht böse sein. Es war nicht zu leugnen, daß die Jungfrau bei einem solchen Aeußern, verbunden mit einem auskömmlichen Vermögen, nicht allzugroßer Eitelkeit und Ueberschätzung beschuldigt werden konnte, wenn sie noch in der Hoffnung lebte, einen nicht allzu unbescheidenen Junggesellen anziehen und beglücken zu können. Und eine solche Hoffnung schien sie jetzt mehr als je zu beleben. Denn sie sah aus wie eine glückliche Braut, ihre kleinen Augen schwammen in einem Meere von Entzücken, und sie schien alle ihre unschuldigen Toilettenkünste aufgeboten zu haben, um ihre Gestalt möglichst vortheilhaft hervorzuheben. Eine volle Stunde hatte sie mit ihrem Mädchen darüber Rath gepflogen, ob sie das kurze schwarze Atlaskleid, welches ihren hübschen kleinen Fuß sichtbar werden, oder lieber das veilchenblauseidene Kleid mit der Schleppe anziehen sollte, welches ihre kleine Gestalt ein wenig größer erscheinen ließ. Die Schleppe hatte den Sieg davon getragen, denn Hanne hatte die triftige Bemerkung gemacht, daß es dem Fräulein ja unbenommen bliebe, beim Sitzen den einen oder den andern Fuß oder alle beide zu-

gleich auf einen Schemel zu stellen und auf diese Weise zur Anschauung zu bringen. Auch könne sie ja bei den Armen wieder einbringen, was ihr bei den Füßen verloren gehe. Das Letztere war besonders bestimmend für Fräulein Hummel, denn das veilchenblaue Kleid hatte kurze Aermel und sie hatte keine Ursache, ihre Arme zu verstecken. Aber die größte Sorgfalt hatte sie auf ihren jungfräulichen Busen verwendet, ihm war eine besondere Auszeichnung zu Theil geworden, denn hier prangte eine auffallend große gelbe Rose, die jedenfalls eine geheime Bedeutung haben mußte. Es hatten sich mehrere Stimmen aus der Mitte ihrer Gesellschaft gegen diese gelbe Rose erklärt, worauf die Hummel sehr entschieden geantwortet:

Diese gelbe Rose ist Alles.

Meyer konnte nicht zweifeln, daß hier irgend ein großer Festtag, vielleicht gar der Geburtstag der Hummel gefeiert wurde. Im Zimmer sah es recht festlich aus, und die Tische waren mit Confecturen und Früchten aller Art und mit verschiedenen Weinen besetzt. Er konnte, was er am liebsten gethan hätte, ohne Anstoß zu erregen nicht umkehren, um so weniger, da bei seinem Erscheinen aus Aller Munde ein lautes „Ah!“ ertönte. Fräulein Hummel hüpfte ihm, wie einem sehnlichst Erwarteten mit ausgebreiteten Armen entgegen, und ehe es der ganz verdutzte Junggeselle verhindern konnte, hatte er einen langen, lauten und innigen Kuß weg.

Meyer war sprachlos vor Erstarrung.

Aber die Hummel war weit davon entfernt, das zu errathen, was jetzt in Meyers Seele vorging, und seinen Arm ergreifend und sich gegen die Gesellschaft verneigend, sagte sie mit einem verklärten Lächeln:

Mein Bräutigam, der Herr Rentier Meyer.

Als Meyer vorhin ins Zimmer trat und nur sein männliches, wohlwollendes Antlitz sehen ließ, waren die Damen mit Fräulein Hummels Geschmack ganz einverstanden. Jetzt aber, im Augenblicke der Vorstellung, da er so ziemlich in der Mitte des Zimmers stand und einige Damen Gelegenheit hatten, auch seine andere Hälfte zu bemerken, veränderte sich plötzlich die Scene, und es gab ein sehr unzweideutiges Naserümpfen, Gezischel und Kichern und wie sie noch alle heißen mögen die namenlosen Worte einer mitleidslosen, höhnischen Empfindung.

In Meyers Innern kochte es so sehr, daß er der Sprache nicht mächtig war. Er schleuderte erst den Arm, dann das ganze Fräulein Hum-

mel bis in die entgegengesetzte Seite des Zimmers, warf allen Anwesenden einen wüthenden Blick zu und stürzte hinaus.

Hätte Meyer nicht ein sehr moralisches Gefühl gehabt, wer weiß, ob er in diesem verzweifelten Augenblick nicht Hand an sich selbst gelegt haben würde, denn sein Verstand stand ihm — wie man zu sagen pflegt — stille. Also auch sie, das Fräulein Hummel selbst, war mit im Complotte, oder am Ende gar ging die ganze Sache nur allein von ihr aus. Ist es aber möglich, daß sich ein Weib, ein Mädchen bis zu solcher Frechheit vergessen konnte? — Dem Unglücklichen wurde die ganze Welt zuwider, und da Jacob sich noch immer nicht sehen ließ, schloß Meyer jetzt seine Zimmer zu, ließ die Vorhänge herab, entkleidete sich, stellte sich ein Tischchen zurecht, legte ein Dutzend Cigarren darauf, zog seine Nachtmütze tief über das Antlitz und stieg ins Bette, entschlossen, seinen Groll zu verschlafen und am andern Morgen bei kaltem Blute die geeignetsten Maßregeln zu ergreifen.

Lassen wir ihn ungestört schlafen den armen Mann, dessen zarte Seele sich in einen verunglückten Körper verirrt hatte, und welche die rohe Welt auf so schmähliche Weise mißhandelte.

Elftes Kapitel.

Fräulein Hummel und ihre Gesellschaft.

Es giebt bekanntlich für die Frauen ein classisches Mittel, dessen sie sich bei allen gefährlichen Krisen mit Erfolg zu bedienen pflegen, und durch welches sie eben sowohl ihren eigenen, als den Verlegenheiten der Romanschreiber im geeigneten Augenblick abzuhelfen wissen — eine Ohnmacht. Leider aber können wir von diesem wirkungsvollen Mittel, über eine Verlegenheit hinweg zu kommen, bei Fräulein Hummel einen nur sehr beschränkten Gebrauch machen, denn dieses heroische Weib fiel über die schmähliche Behandlung ihres öffentlich angekündigten Bräutigams zwar allerdings in eine Ohnmacht, aber Dank sei es ihrer eisernen Natur und den freundschaftlichen Anstrengungen einer Dame, deren Mann Chirurgus 2ter Klasse war, sie verharrte kaum drei Minuten in dieser

interessanten Situation. Und wie es da sonderbar in dem eben noch so belebten Zimmer aussah, als sie die thränenfeuchten Augen wieder öffnete! In der Mitte des Zimmers stand eine Gruppe von vier Damen, welche mit einander zischelten und auf Fräulein Hummel spöttische, mokante Blicke warfen. Madame Baldrian, verwittwete Jüngling, geborene Sperling, hatte sich mit feuergeröthetem Antlitz, gleichsam als habe sie die ihrer Freundin widerfahrene Schmach mitbetroffen, in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen und hielt mit der Rechten das Taschentuch vor dem kummervollen Antlitz, wobei sie jedoch nicht versäumte, mit der Linken die vor ihr stehenden, mit Kuchen gefüllten Teller allgemach zu leeren, so daß ihr Beutel in eben dem Maße rund, als die Tellern flach wurden. Eine andere Dame trank zur Herzensstärkung schnell einige Gläser süßen Ungarwein, eine dritte rief nach Luft und verlangte Brausepulver — kurz es war ein herzzerreißender Anblick.

Ein entsetzlicher Mensch! seufzte Fräulein Hummel.

Ja, ein ganz gemeiner Mensch! rief Madame Baldrian und ließ den letzten Kuchen in ihren Beutel gleiten. Wissen Sie was, Fräulein Hummel? — fuhr sie fort und trat mit majestätischer Haltung bis in die Mitte des Zimmers, ich werde Sie rächen — ich! — Sie wissen es, ganz Berlin weiß es, ja sogar der ganze preußische Staat muß es wissen, daß mein Schwager Correspondent einer bedeutenden Zeitung ist, und ich werde dafür sorgen, daß die ganze Geschichte Wort für Wort in sämmtliche deutsche Blätter kommen soll. Sie sind es nicht allein, Fräulein Hummel, unser ganzes Geschlecht ist von diesem elenden Bukel beleidigt worden.

Ja, das ist wahr, Madame Baldrian hat ganz Recht, sagten die Damen.

Nein, ich ertrage es nimmermehr, seufzte Fräulein Hummel, das versetzt mir den Todesstoß.

Sie müssen ihm den Prozeß machen, rief die Frau Chirurgin 2ter Klasse und schlug auf den Tisch. — Die Verlobung ist öffentlich angezeigt —

Sie steht ausdrücklich im Intelligenzblatt, Sie haben ja alle die Anzeige gelesen, seufzte Fräulein Hummel.

Auf diese Worte entstand im Zimmer ein seltsames Geräusch, wie man es zuweilen in einem Lesecabinet zu hören Gelegenheit hat. Es schien in der That, als habe sich das Besuchszimmer Fräulein Hummels plötzlich in ein Cabinet de lecture verwandelt, denn jede der Damen

holte ein Blatt hervor, worauf das den Berliner Hausfrauen so allbekannte Wort „Intelligenzblatt“ stand, und wie auf Commando, als fände in einer Schule eine gemeinschaftliche Leseübung statt, ertönte es aus aller Munde:

Als Verlobte empfehlen sich:

Anna Dorothea Hummel,

Joseph Eduard Meyer, Rentier.

Fräulein Hummel zeigte während dieser Vorlesung das Gesicht einer Märtyrin, und nur ihren überaus starken Nerven hatte sie es zu danken, daß sie nicht abermals in Ohnmacht fiel.

Und Sie haben von ihm Liebesbriefe erhalten, sagte Madame Baldrian, Briefe, in welchen er Sie beschwört, seine heiße Liebe zu erhören, in welchen er sie fußfällig bittet, über sein körperliches Gebrechen hinwegzusehen —

Es ist unerhört; sagte die Frau Chirurgin.

Eigentlich sollten wir Sie nicht bedauern, lispelte jetzt eine von den vier Spötterinnen, eine pensionirte Steuereinnehmerin, warum haben Sie sich mit einem Menschen eingelassen, welcher das Kainszeichen auf dem Rücken trägt.

Ach, Herr Meyer soll ein sehr guter Mensch sein, schluchzte Fräulein Hummel, er hat sich sicher nur verführen lassen.

Ich sehe aber gar nicht ein, sagte die Spötterin wieder, was da zu jammern ist. Schicken Sie dem häßlichen Kobold seine Briefe wieder, schreiben Sie ihm, wie sehr sie ihn verachten und wie Sie Ihrerseits mit großer Genugthuung den Bruch des Verhältnisses aufnähmen, und daß er es nicht wagen sollte, Ihnen jemals wieder unter die Augen zu kommen.

Fräulein Hummel weinte. Man mußte wohl erkennen, wie ihr dieser Gedanke eines völligen Bruches schwer auf die Seele fiel.

Wahrlich, wir Frauen sind viel zu gut gegen diese Kannibalen von Männern, hub die Chirurgin an, aber je schwächer wir uns zeigen, je unverschämter triumphiren sie. Seien Sie stark, liebe Hummel, seien Sie stark. Sie brauchen sich wahrlich nicht zu grämen um den Verlust eines Mannes, dessen Herz eben so krüppelhaft ist, wie sein Aeußeres.

Diese erhabenen Worte schienen auf Fräulein Hummel ihren Eindruck nicht zu verfehlen, sie trat mit einer bewundernswerthen Resignation ans Fenster und ließ die Wetterrouleaux eine nach der andern herunter, so daß plötzlich eine egyptische Finsterniß in dem Zimmer herrschte.

Was soll das heißen? fragte die Gesellschaft, welche um den Verstand der unglücklichen Braut besorgt zu werden begann.

Ich will ihn gar nicht mehr sehen, niemals, versetzte Fräulein Hummel. Ja, ich will für ihn gestorben sein und noch heute ziehe ich in meine Hinterstube.

Madame Baldrian benutzte bestmöglichst die Dunkelheit, um noch einige kleine Sandtorten, von denen sie eine große Verehrerin war, zu der großen Kuchenarmee zu schicken, die sie schon in ihrem Beutel hatte. Fräulein Hummel zündete ein Licht an. Es wurden noch verschiedene Rachepläne gegen den bösen Junggesellen geschmiedet. Endlich aber beschloß man, diese wichtige Angelegenheit in der nächsten Sitzung des Vereins „zur Veredlung des Herzens und der Seele," dem die Damen angehörten, weiter zu berathen. Und darauf entfernte sich die Gesellschaft, nicht ohne Fräulein Hummel zu ermuthigen, die Verlobung sofort öffentlich in allen Zeitungen mit großen Buchstaben und in einer recht in die Augen fallenden Einfassung zu widerrufen.

Zwölftes Kapitel.

Meyers Erwachen.

Ihr Unglücklichen, an denen die Welt so reich ist, und deren es in einer Residenzstadt so viele giebt, daß kein Sterblicher all dem Jammer Abhülfe, all den Thränen Trost zu bringen vermöchte, wer von Euch wird es nicht wissen, daß oft schon ein lieblicher, freundlicher Strahl, der von Gottes Firmament bei Eurem Erwachen auf Euer Bette fiel, Eure Verzweiflung und Euren Kummer linderte und das verzagende Herz ermuthigte, den Kampf mit dem Leben unverdrossen wieder aufzunehmen. Auch unser Meyer, der sich im Zwiespalt mit der ganzen Menschheit, mit Gott und sich selbst niedergelegt hatte, den der Spott, den er erduldet, selbst noch in bösen Träumen verfolgte, faßte wieder Muth, dem tückischen Menschengeschlechte mit gehobener Stirn entgegenzutreten, als sich durch die dünnen Spalten der Vorhänge die freundliche Sonne stahl,

seinen Hut, der auf dem Tische stand, wie mit einem Heiligenscheine umgab und ihm selbst ins Auge lachte, als wollte sie sagen: Guten Morgen, Freund Meyer, grüß' Dich Gott.

Ja, es war in der That ein Gottesgruß; Zufriedenheit und eine edle Resignation spiegelten sich auf Meyers Antlitz ab und er sagte zu sich: Was für ein Narr warst Du gestern, lieber Meyer. Laß sie doch in alle Zeitungen dieser Welt zehntausend Mal Joseph Eduard Meyers Verlobung einrücken, es giebt ja mehr bunte Kühe, und Rosa — Rosa wird von mir wahrlich nicht die Meinung haben, daß ich mich mit einer Andern verlobt habe, während ich um ihre Hand freie. — Nein, es ist meiner gar nicht würdig, der Sache noch irgend eine Beachtung zu schenken. Ich widerrufe nichts und schreibe auch an Rosa nicht, und das Bremersche Lokal besuche ich in meinem Leben nicht wieder und endlich ziehe ich von hier fort. Freilich, ich habe noch sechs Monate zu wohnen und werde der Närrin da drüben wegen mein Geld nicht wegwerfen aber ich ziehe in 6 Monaten, und bis dahin werde ich niemals mehr ans Fenster treten.

Mit diesen Worten hatte sich Meyer erhoben, schnell nothdürftig angekleidet und öffnete nun die Thür. Da stand Jacob schon draußen und sah seinen Herrn mit einer sehr lächelnden Miene an, während er etwas unter seinen Rock zu verbergen schien.

Aber sage mir doch, Jacob, begann sein Herr, wo hast Du denn gestern den ganzen Tag gesteckt? Ich möcht's gern wissen. Du solltest für mich einen sehr nothwendigen Gang gehen —

Der wird wohl heute auch noch abzumachen sein, versetzte Jacob immer mit lächelnder Miene, als habe er durchaus kein schlechtes Gewissen.

Nein, der ist heute nicht mehr abzumachen, versetzte sein Herr sehr bestimmt; ich habe meinen Entschluß geändert. Der Brief soll nicht mehr abgeschickt werden.

Dann wird es wohl ein großes Glück gewesen sein, daß ich nicht da war, sagte Jacob. Wenn die Herren so manchmal nach ihren Bedienten suchen müssen, das ist ein wahrer Fingerzeig Gottes und soll vor übereilten Entschlüssen hüten.

Meyer sah seinen philosophischen Diener mit einer melancholischen Miene an und schüttelte den Kopf. Du magst wohl nicht ganz Unrecht haben, sagte er dann. Die, welche viele Arme haben, haben nicht immer so viele Augen.

O, was mich anbetrifft, wandte Jacob mit einem von Freude strahlenden Gesichte ein, ich sehe scharf. Mein Urgroßvater hat niemals eine Brille getragen, und sein Urenkel wird auch keine tragen, so lange er noch gute Augen hat. Wissen Sie, Herr Meyer, daß ich erst diesen Morgen um 7 Uhr nach Hause gekommen bin?

Um 7 Uhr? sagte Meyer sehr erstaunt.

Ja, von wegen dieses — versetzte Jacob. Und nun knöpfte er seinen Rock auf und holte einen sehr verfänglichen breiten Atlasstreifen hervor, den er seinem Herrn überreichte.

Es war zwar sehr Unrecht, fuhr er dann fort, daß Sie Ihrem Diener auch nicht das Geringste davon mittheilten. So etwas sagen die Herrschaften immer ihren Leuten, — das geschieht wegen der Trinkgelder und der Gratulationen und was sonst noch so damit verknüpft ist. Aber ich habe scharfe Augen — —

Was soll denn das heißen? fragte Meyer und schoß einen Blick auf seinen Diener, durch den dieser ganz aus dem Concepte gebracht wurde, denn an solche Blicke seines Herrn war er nicht gewöhnt.

Nun, das ist ein Verlobungsgedicht — und ich gratulire schönstens Herr Meyer. Ja, ich habe scharfe Augen — und hätte ich die Anzeige nur früher als gestern Mittag gelesen, dann würden Sie das Gedicht schon am Abend bekommen haben. Aber nun ging es spornstreichs zunächst nach der Bibliothek, und da mußte ich erst das passende Buch und in dem Buche das passende Gedicht aussuchen, und dann mußte ich Atlas kaufen, und dann mußte es gedruckt werden. Ich sagte aber dem Drucker gleich, ich gehe nicht von der Stelle, bis es fertig sein wird, wenn ich es auch doppelt bezahlen muß. Und es wurde auch richtig gegen zehn Uhr fertig. Nun mußte ich es lesen, ob auch Alles richtig gedruckt war, und dann spornstreichs hierher. Ich dachte erst, Sie würden bei Fräulein Hummel drüben sein, und klingelte ganz cannibalisch an des Doktors Glocke, um nur Einlaß zu erhalten, denn auf mein Rufen hörte kein Mensch. Doktors Franz machte mir richtig auf. Was wünschen Sie? fragte er. Lassen Sie nur auf, Franz, sagte ich, ich bin es, Herrn Meyers Jacob drüben, ich will bloß meinen Herrn sprechen, der bei Fräulein Hummel ist —

Meyer wurde bleich wie Kreide.

Ah — so, sagte Franz — aber ich glaube, die Gesellschaft hat Fräulein Hummel schon längst verlassen.

Die Gesellschaft, sagte ich, das will ich wohl glauben, aber die

Hauptgesellschaft wird schon noch da sein, und mit der habe ich es allein zu thun. Franz schloß die Thüre zu und ich holperte die Treppe hinauf. Ich kenne zufällig die Thüre, wo Fräulein Hummel wohnt, ganz genau, denn es ist oben ein kleines rundes Fensterchen darin, woraus sie sehen kann, wer draußen ist. — Ich klingele also — es kommt kein Mensch. Ah — dachte ich — das läßt sich wohl denken, daß die jetzt keine Ohren für die Klagel haben — denn man weiß ja, wie das bei Braut und Bräutigam geht. Bald sie ein'n Schmatz — bald er ein'n Schmatz — na — Sie wissen, ich habe scharfe Augen. Ich klingele also nochmals ganz cannibalisch und endlich nehme ich auch meine Fäuste ein wenig zu Hülfe und nun höre ich Tritte. Was giebts? Wer ist hier? höre ich eine zarte Stimme rufen, — das war Fräulein Hummel. Ich will meinen Herrn sprechen, rufe ich durch's Schlüsselloch.

Seinen Herrn? — schallt es zurück.

Nun, erkennen Sie mich denn nicht, ruf' ich wieder, so machen Sie doch nur auf, ich will meinem Herrn und dem Fräulein Hummel ein Verlobungsgedicht auf Atlas überreichen.

Nun, dachte ich, wird man mir alle Thüren auf zauberhafte Weise aufsperren, aber ich warte vergebens und höre nichts als einen Schrei des Entsetzens. Es klang gerade so, als wenn Jemand auf dem Theater, ehe er in Ohnmacht fällt, noch erst schreien muß. Da stand ich nun, und ich hätte mir wahrlich beinahe meines Urgroßvaters Augen gewünscht, denn es war stockfinster um mich herum, trotz meinem scharfen Gesichte. Was sollte ich nun beginnen? — Hinein ließ man mich nicht — hinaus konnte ich nicht, und da blieb mir nichts anderes übrig, als mich auf der Treppe zu betten, bis des Doktors Franz um fünf Uhr das Haus öffnete. Nun mußte ich noch eine Stunde herumspazieren, denn erst um sechs Uhr machte Herrn Ulrichs Rike unser Haus auf, und da endlich war ich erlöst. Aber ich habe auf der Treppe, bis Sie öffneten, noch ein bischen die Vossische gelesen, mit der Rike eben ankam, und darin stand es auch ganz deutlich: Als Verlobte empfehlen sich: und nun Ihr werther Name und Fräulein Hummels werther Name davor. Ich habe mich ordentlich darüber gefreut. —

Meyer hatte sich während dieser Erzählung seines Dieners in seinen Lehnstuhl gesetzt, oder er war vielmehr hineingesunken, denn es war ihm sehr schlimm zu Muthe. Jedes der Worte Jacobs war ein Dolchstich für sein armes blutendes Herz. Es wurde ihm zur Gewißheit, daß er das Opfer eines abscheulichen Spaßes oder einer schrecklichen Intrigue

werden sollte, und daß er sich vergebens bemühe, seinem traurigen Geschicke philosophische Erhabenheit, Gleichmuth und Resignation entgegen zu setzen.

Jacob stand nach Beendigung seiner Geschichte erwartungsvoll da. Denn er glaubte, daß sein Herr jetzt nichts Wichtigeres und Besseres thun könne, als den Altasstreifen zu lesen. Aber der lag unberührt auf dem Tische, auf welchen ihn Meyer hingeworfen. Jacob nahm ihn und überreichte ihn zum zweiten Male seinem Herrn, indem er sagte: Sie können das Gedicht getrost lesen, Herr Meyer, es ist ungeheuer poetisch, es kömmt auch etwas von einer Meierei darin vor, ich meine nur so bildlich, es ist nur so ein Vergleich mit der Ehe. Da laufen die jungen Küchlein um die Henne herum, und die kleinen Ziegen um die Geis. Es ist ein sehr schöner Vergleich mit der Meierei und ich habe das Gedicht expreß deshalb ausgewählt.

Meyers Wehmuth überstieg alle Grenzen. Zürnen konnte er seinem Diener, wenn er es genau überlegte, nicht. Es war ja Alles gut gemeint. Wie hätte er sich denken können, daß die verhängnißvolle Annonce eine Tücke, eine Schelmerei, eine Spitzbüberei war. Und doch konnte sich Meyer nicht enthalten, den Atlasstreifen, auf dem es mit großen goldenen Buchstaben stand: „Zur Verlobung meines guten, braven Herrn Joseph Eduard Meyer mit dem eben so guten und braven Fräulein Anna Dorothea Hummel" in seiner Hand zu zerknittern, und nicht zufrieden damit, zündete er einen Wachsstock an und zum Entsetzen Jacobs war sein kostbares Gedicht in einem Nu zu Asche gebrannt.

Herr Meyer! rief der arme Diener und fiel seinem Herrn leider um nur eine Sekunde zu spät in den Arm, was machen Sie da? — Sie sind ganz vertieft — es ist ja kein Fidibus.

Meyer sah seinen Diener fest und strenge an und sagte: Hast Du noch mehrere Exemplare? —

Noch sieben und dreißig, versetzte Jacob, aber nur auf rosarothem Papier. Fünfzig habe ich nur drucken lassen, die beiden Hauptexemplare auf Atlas mit eingerechnet.

Und wo sind die andern dreizehn? fragte Meyer und das Blut starrte ihm in den Adern.

O, das ist bald zusammengerechnet, versetzte Jacob. Das andere Atlasexemplar habe ich heute Morgen des Doctors Franz gegeben, damit er es der Hanne gebe, die sollte es dem Fräulein Hummel mit einem schönsten Gruße von mir auf das Bette legen. Ein Exemplar auf rosa-

farbigem Papier, aber auch sehr schön, habe ich dem Franz gegeben, denn er mußte doch etwas für seine Mühe haben. Na, für die Hanne habe ich auch ein Exemplar zurückgelassen, denn sie gehört doch gewissermaßen zur Familie. Ein paar habe ich unterwegs an einige gute Bekannte vertheilt. Ich ging nämlich bei Bremers vorüber, und da kam gerade der Hauptmann heraus. Nun, dem mußte ich doch wohl eins geben. Und als ich mit ihm sprach, da kam Herr Brandon darauf zu, der bat sich drei Stück aus. Hier im Hause habe ich auch etliche vertheilt, und dann wohnt hier neben uns ein Student, ein sehr liebenswürdiger Mensch. Er hat mir schon dreimal ein Trinkgeld gegeben, bloß weil ich ihn wieder grüßte, wenn er vor mir seinen Hut abzog. Der stand gerade am Fenster, als ich mit dem Verlobungsgedicht aus Fräulein Hummels Wohnung kam. Er rief mich, sagte mir einen freundschaftlichen guten Morgen und fragte so nebenbei auch, was ich schon so früh auf der Straße zu thun hätte. Nun erzählte ich ihm die Geschichte und da bat er sich auch ein Verlobungsgedicht von mir aus. Ja, dreizehn Stück lassen sich bald ausgeben, die übrigen sieben und dreißig werde ich wohl auch noch los werden.

Wo hast Du sie? fragte Meyer mit einem fast weinerlichen Tone, den sein Diener für Rührung nahm.

Gleich zu Befehl, sagte Jacob, und holte ein kleines Packet unter seinem Rocke hervor, welches er seinem Herrn übergab.

Der Wachsstock brannte noch. Meyer legte mit einem classischen Ernst, der einem römischen Senator in der schönsten Periode der Republik zur Ehre gereicht haben würde, das Packetchen in den Ofen und hielt den Wachsstock daran. Ein feuriger Schein röthete für einen Augenblick sein leichenblasses Antlitz, dann war es geschehen. Das Autodafé war vorüber.

Jacob stand sprachlos da.

Höre, Jacob, sagte nun sein Herr, und erfaßte seines Dieners Rockknopf, wenn Du mir nicht zu dieser Stunde die vertheilten Gedichte sammt und sonders, so daß auch nicht ein einziges Exemplar daran fehlt, in meine Hände überlieferst, verläßt Du sofort meinen Dienst. Denn damit Du es wissest — ich bin nicht verlebt, und die Annonce in den Blättern rührt nicht von mir her. Die ganze Sache ist eine Schurkerei oder ein elender Spaß.

Jacob sperrte Mund und Augen, so weit er konnte, auf.

Spaß — sagte er dann nach einer Weile. Alle Wetter, wer hat

ſich denn einen ſolchen Spaß mit meinem Herrn erlaubt! Den muß ich kriegen, und ich ſage Ihnen, Herr Meyer, er kommt nicht wieder lebendig aus meinen Händen, ſollte ich darum auch zwiſchen den Mauern des moabitiſchen Zellengefängniſſes meinen Kopf verlieren.

So drohend eilte Jacob davon. Meyer ſaß noch lange nachdenklich und betrübt in ſeinem Lehnſeſſel. Die Schwarzwälderin ſchlug acht, und nur mühſam raffte ſich Meyer auf, als Jacob nach einer halben Stunde mit dem Kaffee wieder ins Zimmer trat und ſeinem Herrn ſechs Exemplare des Verlobungsgedichtes und ein ziemlich dickes Packet von Fräulein Hummel übergab. —

Dreizehntes Kapitel.

Eine Myſtification.

Meyer wollte ſeinen Diener ſchon etwas ungewöhnlich hart anfahren, weil er etwas von Fräulein Hummel angenommen, da er mit dieſem Weſen, welches zu ſeinem Unglücke geboren zu ſein ſchien, durchaus nichts mehr gemein haben wollte — als er durch Jacobs Bemerkung, daß ſich auch das Verlobungsgedicht auf Atlas darin befinde, anderen Sinnes wurde. Sechs Exemplare habe ich in der Geſchwindigkeit aufgetrieben, fügte er hinzu, die andern werde ich auch ſchon wieder herausbekommen. Damit ging er ab.

Nun öffnete Meyer das Packet, welches in der That das Gedicht und vier Briefe von unbekannter Hand, ſämmtlich „Joſeph Eduard Meyer“ unterſchrieben, nebſt einem Briefe von Fräulein Hummel ſelbſt, enthielt. Dem Namen Meyers war überall ſeine Adreſſe beigefügt, und er konnte nicht länger zweifeln, daß Fräulein Hummel ganz unſchuldig an dem Skandal und eben ſo wie er ſelbſt myſtificirt worden ſei. Dieſe Gewißheit ſänftigte ſeinen Zorn, der ſich beim Anblick des Hummelſchen Packets ganz allein gegen ſein vis-à-vis gerichtet hatte, ſo weit, daß er ſich eine Cigarre anzünden, eine halbe Taſſe Kaffee trinken und ſich dann ruhig an die myſteriöſe Lectüre machen konnte. Die Briefe lagen nach dem Datum; der erſte war vor vier Wochen geſchrieben. Wir können ihren

Inhalt dem Leſer eben ſo wenig vorenthalten, als ihn Meyer unbeachtet laſſen konnte; auch war der Styl nicht ſchlecht. Jedes Wort athmete Liebe und es iſt kein Ding in der Welt, welches ſo wenig der Mode unterworfen wäre und von Adam bis auf die heutige Zeit ſo überaus wenig Veränderung erlitten hätte, als dieſer Luxusartikel. Es werden alſo auch dieſe Briefe für jeden Leſer und jede Leſerin und auch noch in den ſpäteſten Zeiten ihr Intereſſe behalten, wenn auch die andern Kapitel dieſes Werkes längſt vergeſſen ſein ſollten.

Erſter Brief.

Angebetene!

Es iſt leider nur zu möglich, ja ſogar höchſt wahrſcheinlich, theures hochverehrtes Fräulein, daß Sie mich bisher kaum eines Blickes aus Ihren ſchönen, engelſanften Augen gewürdigt haben, obgleich ich ſchon ſeit Jahren ſo unausſprechlich unglücklich oder glücklich bin, Ihr unſeligſtes vis-à-vis zu ſein. Deſto mehr aber haben mich dieſe Sterne angezogen, und ich habe zu ihnen ſtets aufgeblickt, wie zu einem Himmel, und mein Herz ſchwelgte in geheimer Wonne und in unſäglichem Entzücken. Soll ich es noch intenſiver ausdrücken, erhabener Engel, daß Sie mein armes, gekrümmtes Herz tödtlich getroffen haben, da die Strahlen Ihres Augenpaares — Amors ſcharfen Pfeilen gleich — bis in ſeine innerſte Poren drangen und — ja, es muß heraus, oder nein — es muß nicht heraus — ich wage es nicht weiter auszuführen, wie ſehr ich unglücklich ſein würde, wenn ſchon ein anderer Gegenſtand Ihre Wahl auf ſich gelenkt, oder wenn Sie gar beſchloſſen haben ſollten, überhaupt keinem Gegenſtande die Hand zu reichen, von der jeder Finger ein Paradies, jedes Glied ein Eden, jede Linie ein Eldorado für mich ſein würde. O, erhören Sie mich! — Laſſen Sie mich nicht länger eine Beute der entſetzlichſten Zweifel ſein! — Ich verlange kein Wort, keinen Buchſtaben, keinen Laut von Ihnen; Alles, was ich begehre, um nicht auf einmal glücklicher zu werden, als ich ertragen könnte, iſt, — daß Sie dieſen Brief ein-, zwei-, drei- und zehnmal leſen und wenn Sie dann Erbarmen mit Ihrem elenden vis-à-vis haben ſollten, nun dann — dann ſenden Sie mir dieſen Abend aus der beſcheidenen Ferne Ihres Fenſters einen jener goldenen Blicke, der das Eis

meiner Verzweiflung schmelzen machen wird, wie Märzsonne die Spreedecke.

Ihr in Sie bis in den Tod verzweifelter Verliebter
Joseph Eduard Meyer.

Zweiter Brief.

Herrliche!

O, wie haben Sie mich beglückt, angebetenes, himmlisches, göttliches Weib! — Sie haben meinen Brief gelesen, wieder und abermals gelesen — und ich verzweifle nicht mehr. Gestern — es war fast gegen Mitternacht — es schlug die Stunde der Geister und der Liebe — da pochte es plötzlich, pochte wieder und gewaltiger und es war kein Geisterklopfen, kein Tischrücken, nein, es war das laute Pochen meines Herzens, verbunden mit einem so lauten Ohrklingen, daß ich glauben mußte, mein Jacob klingele und begehre Einlaß. Aber es begehrte ein Anderer, ein ganz Anderer Einlaß — jener lose Schalk, welchen das classische Volk der Griechen als einen bösen Buben dargestellt und als den mächtigsten der Götter verehrt hat. Ja, er war's, der zu mir herantrat und mir zuflüsterte: Erhebe dich, Joseph Eduard Meyer, an Deinem Himmel geht Dein Abendstern auf — Du bist erhört! — Und ich trat ans Fenster und siehe da, ein schwarzer, oder vielmehr ein weißer Schatten schwebte an dem jenseitigen Fenster vorüber — Du warst es, Holde, Angebetene — Du warst es, und mit gefaltenen Händen blickte ich zu Dir empor und rief mit gepreßter, thränenerstickter Stimme: Werde mein! —

Ob Du mich erhört hast? — Die Götter mögen Unglück verhüten — wenn es nicht geschehen. Auch jetzt noch verlange ich keine Antwort, nein, ich flehe Dich an, mir noch einmal an einem andern Abende, zur selben Stunde ungefähr, wieder zu erscheinen, und wenn Du mich auch nicht siehst, denke, ich knie nieder unter meinem Fenster, damit Deine erhabene Erscheinung mich nicht blende, und ich nur nach und nach mit dem Gedanken Deines dereinstigen, ewigen Besitzes vertraut werde. Ich flehe! Ich flehe! — Wird Dein edles Herz mich zur Verzweiflung bringen wollen? —

Dein Dich unsäglich liebender
Joseph Eduard Meyer.

Dritter Brief.

Gott lohne es Dir! — so heißt der Dank der Armen — und sehr oft — auch der Reichen. Und bin ich nicht arm und reich zugleich? — Ein armer, von der Natur vernachlässigter, abnormer Mensch, und dennoch so unendlich reich durch eine Liebe, die ich noch immer nicht zu fassen vermag. — Woher ich nur den Muth genommen habe, ich elender Wurm, — vor Dir holdem Götterbilde mein gequältes Herz auszuschütten! — O, nur ein Gott kann ihn mir gegeben haben, damit für das herbe Loos, das mein Aeußeres betroffen, mein Inneres um so reicher beglückt werde. — Du Engel, nimmst keinen Anstoß an dem „zu Viel" einer unglücklichen Laune der Natur, und deckst mit dem Mantel der Liebe meine Mängel. O, laß uns nun bald zum Ziele schreiten, laß mich in der klösterlichen Einsamkeit meiner Zelle nicht länger schmachten, laß den Segen des Priesters unsern Bund heiligen! — Ich bin reich. Zwanzigtausend Thaler stehen bei Mendelssohn, zwanzigtausend bei Anhalt und Wagener, fünfzigtausend habe ich auf erste Hypotheken in den Häusern Schützenstraße Nr. 3, Dönhofsplatz Nr. 35, unter den Linden Nr. 7 und Markstraße Nr. 32. Und außerdem besitze ich noch ein hübsches Sümmchen in schlesisch-märkischen Eisenbahnactien. Noch einmal, — weist Du mich nun erhören? — Zaudere nicht. Befürchte nicht, daß Dein Vermögen dem meinen nicht gleiche. Deine Augen, ja die Sterne Deiner holden Augen wiegen schwerer als die Goldsäcke aller Rothschilde des Himmels und der Erde. Morgen, um die Zeit, wenn des Zapfenstreiches friegerisch-wehmüthiges Gemurmel von der Hauptwache her ertönt, dann erscheine mit einer gelben Rose — sie kann ja von Zeug sein — vor dem Busen an Deinem Fenster, und das soll mir das Zeichen sein, daß ich Dich als meine vollständige Verlobte betrachten kann, und daß mir die glückliche Stunde bald schlagen werde, da in Deine geöffneten Arme wogenden Herzens zu eilen kommt

Dein hochbeseligter treuer
Joseph Eduard Meyer.

Vierter Brief.

Wie feierlich mir jetzt die Welt erscheint! — Seitdem ich liebe und die Gewißheit habe, geliebt zu sein, ist es mir, als wäre ich

wieder Kind geworden, und ich freue mich auf den Sonntag, da ich mein beſtes Zeug anziehen durfte und nicht in die Schule zu gehen brauchte. Oder, als wäre meines Vaters Geburtstag und die Mutter winde Kränze und ſchiebe Kuchen in den Ofen. — Und nun erſt die Menſchen! — Die betrachte ich jetzt mit ganz anderen Augen, als ehemals. — Ehe der allgütige Gott mich mein Eden in Dir finden ließ, da war es mir immer, als zeigten alle Menſchen mit Fingern auf mich und betrachteten mich nicht wie ihres Gleichen, ſondern wie ein Unding, halb Menſch, halb Klumpen, oder halb Thal halb Berg. Und ich haßte die Menſchen aus tiefſter Seele. Aber jetzt möchte ich ſie alle küſſen und an das wieder gefundene Bruderherz drücken. — Wenn ich ſonſt einem hübſchen Mädchen begegnete — zwar keinem ſo hübſchen wie Du — dann klang es mir immer, als hörte ich ſagen: Welch ein unnöthiges Naturerzeugniß. Wozu ein ſolcher Mann? — Und ich ſchlug dann beſchämt die Augen nieder und hatte mich ſo daran gewöhnt, dies zu thun, daß ich auch Dich, holder Engel, lange nicht anzuſehen wagte, fürchtend, Du möchteſt ſagen wie Jene: Wozu ein ſolcher Mann? — Jetzt aber blicke ich Alle an aus der Tiefe meiner Seele und rufe ſtolz in meinem Innern: Kein unnöthiges Naturerzeugniß — denn mich liebt ein Weib! — Und nun noch Eins, himmliſche Dorothea, die gelbe Roſe ſteht Dir zum Entzücken ſchön. Ich bitte Dich, ſie auch an unſerm Verlobungsreſpective Vermählungstage, wie überhaupt an allen Tagen zu tragen, wenn Du willſt. Uebermorgen wird unſere Verlobung im Intelligenzblatte veröffentlicht ſein, und das ſei Dir das Zeichen, daß ich am Nachmittage dieſes Tages Dich zum erſten Male von Angeſicht zu Angeſicht erſchauen werde. O, daß ich nicht verſenge unter dem Feuerwerke Deiner Blicke! —

Dein — nein, nichts mehr als Dein — Dein —
Dein — bis in den Tod —
Joſeph Eduard Meyer.

Meyer, welcher beim Anfang der Lectüre mit wahrem Ingrimme, ſo weit ſein gutes Herz deſſen fähig war, dageſeſſen, wurde allgemach weich und melancholiſch geſtimmt. Es war ihm zu Muthe, als leſe er in der That ſeine eigenen Briefe, ja, er warf ſich einen Augenblick die Frage auf — ob er dieſe Briefe nicht wirklich geſchrieben habe? Seine Gedanken, ſeine Lage ſchien ihm in den Briefen vollkommen richtig ge-

schildert, nur daß der angebetene Gegenstand verschieden war, statt Fräulein Hummels — Rosa. Er seufzte tief auf und sagte kleinmüthig zu sich selbst: — Diese Briefe sind Dein Todesurtheil, Du könntest sie geschrieben haben. Welch eine armselige Figur spielst Du dem holden Kinde gegenüber. O — und sie liebt Dich dennoch! — Und Meyers Gesicht nahm einen wahrhaft verklärten Ausdruck an, als er die letzten Worte sprach. Aller Zorn, alle Wuth waren von ihm gewichen, mit glücklichem Lächeln ging er in seinem Zimmer auf und ab, rieb sich die Hände und zündete sich endlich mit großer Behaglichkeit eine neue Cigarre an. Dann nahm er den letzten Brief aus Fräulein Hummels Packet, nämlich ihren eigenen, und las:

Herr Meyer!

Ihr gestriges Benehmen gegen mich war unter aller Würde. Sie haben mich, wie noch nie ein Mann ein Weib, auf's Tiefste gekränkt. Durch Ihre kläglichen Briefe von Mitleid gegen Sie hingerissen, habe ich mich, trotz meines Vorsatzes — niemals aus meinen jetzigen jungfräulichen Verhältnissen herauszutreten — Ihnen aufrichtig und treu hingegeben. Sie hätten an mir eine zärtliche unverdrossene Gattin und eine liebevolle Pflegemutter gefunden. Ihr abscheuliches Benehmen jedoch in Gegenwart so vieler meiner Freundinnen, welche gekommen waren, Zeuginnen unseres Glückes zu sein — läßt mich den Abgrund erkennen, in welchen ich mich hineinstürzen wollte. Aus unserer Verbindung kann niemals etwas werden, niemals mehr werden Sie die gelbe Rose erblicken, aber niemals werde ich aufhören, für Ihr Glück zu beten. Ich verzeihe Ihnen.

Die tiefgekränkte
Anna Dorothea Hummel.

Nachschrift.

Unsere Verlobung werde ich heute noch in der Zeitung widerrufen. Möge Gott alle Jungfrauen vor ähnlichen Erfahrungen bewahren.

Meyer setzte sich, nachdem er diesen Brief gelesen, sofort zum Schreiben nieder und verfaßte folgende Antwort an Fräulein Hummel:

Mein Fräulein!

Es thut mir in der Seele weh, daß ich ohne meine Schuld Sie so sehr gekränkt habe. Aber Sie mögen wissen, daß wir Beide das Opfer eines schlechten Menschen geworden sind, den wir hiermit der vollkommensten Verachtung aller Gutgesinnten übergeben wollen. Man hat Sie mystifizirt. Wie Sie jetzt aus der Vergleichung wohl ersehen werden, haben jene vermeintlichen Briefe von mir mit meiner Handschrift durchaus nichts gemein. Die Ursache meines gestrigen Besuches war einzig und allein die schändliche Verlobungsanzeige, die ohne mein Wissen und Wollen in die Blätter gekommen, und um die ich Sie befragen wollte. Der Widerruf wird auch von meiner Seite annoncirt werden, und ich bitte Sie schließlich, wenn Sie wegen der schändlichen Briefe auf irgend einen Menschen gegründeten Verdacht haben, es mich gefälligst sofort wissen zu lassen, damit ich den Elenden zur Verantwortung ziehen kann. Empfangen Sie die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung, mit der ich zeichne

Joseph Eduard Meyer.

Der Junggeselle war so eben mit der Zusiegelung seines Briefes beschäftigt, als Jacob mit hochrothem, schweißtriefendem Gesichte ins Zimmer trat. Bis auf fünf Exemplare, Herr Meyer, habe ich sämmtliche Verlobungsgedichte wieder, sagte er. Der Herr Assessor waren nicht zu Hause, der Herr Hauptmann hatte einen wichtigen Besuch und konnte mich nicht vorlassen; und der junge Herr hier neben an, der sagte mir, er habe das Papier schon verbraucht. Wahrscheinlich hat er sich einen Zidibus daraus gemacht; die andern vier Exemplare werde ich aber noch bekommen und somit wird das Verlobungsgedicht dem Commerz wieder entzogen sein.

Es ist gut, Jacob, sagte sein Herr, der seinen Diener schon zu bedauern anfing, nimm Dich nur in Acht, Du schwitzest sehr, trinke ja kein kaltes Wasser. Wirf die Gedichte in den Ofen und verbrenne sie sofort; — Du hättest nicht nöthig gehabt, so rasch zu laufen. So — verbrannt und vergessen, Jacob. Wenn Du die andern zurückerhältst, wirst Du sie ebenfalls verbrennen, und wenn auch eins fehlen sollte — Du brauchst Dich deshalb nicht zu ängstigen. Jetzt gehe zu Fräulein Hummel hinüber —

Zu der Hummel? entgegnete Jacob und sah seinen Herrn sehr bedenklich an.

Ja, Du sollst diesen Brief ihr eigenhändig abgeben.

Eigenhändig? sagte Jacob und machte ein sehr bedenkliches Gesicht.

Nun, was hast Du denn? fragte Meyer.

Kann ich den Brief nicht in den Briefkasten werfen? — Er ist nur ein paar Häuser von hier entfernt.

Nein, Jacob, wenn ich das wollte, würde ich's Dir gleich gesagt haben.

Das ist ein schlimmer Umstand, wandte Jacob ein und nahm den Brief zögernd aus seines Herrn Hand, ich befürchte, die Hummel wird mich nicht hinein lassen — und ich habe sehr scharfe Augen, das wissen Sie —

Dich nicht hineinlassen? — Glaubst Du, Jacob —

Ja, es scheint mir beinahe so, daß ich es glaube, versetzte Jacob, denn ich bin nämlich eben bei ihr gewesen, weil ich doch das Exemplar von der Hanne zurückhaben wollte, und da fing sie an, auf Sie zu schimpfen. Da — na, Sie wissen, wenn ich so im Puff bin —

Und Jacob machte eine zornige Grimasse und ballte die Faust.

Wie, Du hast das Fräulein Hummel geschlagen? rief Meyer entsetzt.

Ach, das Fräulein noch nicht, versetzte Jacob, das Mädchen.

Auch das ist sehr, sehr abscheulich von Dir, Jacob, ich werde Dich wirklich gehen lassen müssen.

Geschah ihr Recht. Welchen Grund hat sie, auf Sie zu schimpfen? — Sind Sie ihr etwas schuldig? — Also kann sie das — kann sie den Mund halten, meine ich.

Sie schimpfte aus Anhänglichkeit an ihre Herrin, sagte Meyer.

Und ich schlug sie aus Anhänglichkeit an meinen Herrn, das heb sich also und wir haben uns Beide nichts vorzuwerfen. Ich habe sie überdies gar nicht so arg mitgenommen; das bischen Blut, das ihr aus der Nase kam, war kaum der Rede werth, und da hätten Sie das Zeter- und Mordiogeschrei hören sollen — als wäre sie wirklich schon totgeschlagen. Nun kam das Fräulein und sagte: Sie abscheulicher Mensch — Sie sind eben so nichtswürdig und roh, wie Ihr Herr.

Nichtswürdig und roh, wie mein Herr, sagte ich — da soll ja — — Donnerwetter, Herr Meyer, das wurmte — es wurde mir ganz schlech zu Muthe. Es zitterte Alles an mir und ich rief: Sie alte Mumie

Sie wollen meinen Herrn öffentlich und im Geheimen blamiren? — Erst schreiben Sie in den Blättern, daß er Ihr Verlobter sei, und dann wollen Sie ihn in den Augen der Menschheit herabsetzen! Und nun dreschte ich los —

Jacob! Jacob! rief Herr Meyer mit einer wahrhaften Geisterstimme und sah seinen Diener mit einem unaussprechlichen Blicke an. Du allein bist schuld, daß diese Geschichte, die sich ohne Deine Dazwischenkunft todtgeblutet haben würde, die traurigste Wendung nimmt.

Ach was, traurig, versetzte Jacob, die Sache wird nun wohl todt sein, hoffe ich. An die Keile werden sie denken. Lassen Sie es nur gut sein, Herr Meyer, und wenn Sie mir folgen, ich wäre zu stolz, ihr nur einen einzigen Buchstaben zu schreiben.

Meyer warf sich gedankenvoll in seinen Lehnsessel, die Ahnung eines höchst tragischen Geschickes, welches ihm bestimmt sei, machte seine Brust beklemmt. Er erschien sich jetzt wie einer der Helden in den Tragödien des Euripides. Ich werde diesem meinem traurigen Geschicke nicht entrinnen, sagte er sich, was ich, ihm zu entgehen, auch beginnen würde. Wenn ich ausziehe, wenn ich Jacob aus meinem Dienste entlasse — es wird mir Alles nichts helfen. Die Götter wollen mein Verderben. —

Das war das traurige Bewußtsein, welches Meyers Brust beängstigte. Umsonst suchte er durch einen ungewöhnlichen Entschluß das Schicksalsgewebe, welches ihn gefangen und bestrickt hielt, zu durchreißen. Ja, ich bin zum Märtyrerthum geboren, seufzte er, aber ich will meine Dornenkrone mit Muth und Ergebung tragen. Jacob, sagte er dann, Du brauchst den Brief nicht hinüber zu tragen, gieb ihn mir wieder.

Jacob, welcher während des leisen Monologs seines Herrn mit gesenktem Kopfe und sehr zerknirscht, wie es schien, an der Thüre gestanden, drehte jetzt den Brief einige Male in der Hand herum und versetzte dann: Nun, ich kann ihn auch abgeben, Herr Meyer, wenn Sie es wünschen. Ich will schon in die Wohnung hineinkommen, und müßte ich darum die Thür einschlagen.

Meyer wollte eben auf die entschiedenste Weise gegen seinen Diener seine Mißbilligung eines solchen Betragens aussprechen und ihm kategorisch anbefehlen, nicht einen Blick, viel weniger einen Fuß in Fräulein Hummels Wohnung zu setzen, als geklingelt wurde. Jacob ging hinaus, um zu öffnen, schwere Schritte näherten sich der Thüre,

ein kurzes, scharfes Pochen, worauf sofort die Thür geöffnet wurde, — es war der Hauptmann a. D. von Jachmann, welcher jetzt ins Zimmer trat.

Vierzehntes Kapitel.

Hauptmann von Jachmann.

Leute, welche in der Mittagszeit zwischen 11—1 eine Promenade unter den Linden zu machen pflegen, werden sich wohl eines großen, starken Mannes in Civil erinnern, der täglich pünktlich um die Zeit der Wachparade, von der französischen Straße herkommend, gemessenen Schrittes auf die Hauptwache zuging, dort, von Militärs vielfach begrüßt, während der Parade verweilte, am Schlusse derselben die Linden hinab bis zum Brandenburger Thore ging, niemals versehlte, einen heiteren, lachenden Blick zur Siegesgöttin hinaufzuwerfen, seinen martialischen Schnauzbart selbstzufrieden strich, und dann wieder umkehrte und in die Charlottenstraße rechts einbog, woselbst er zu Mittag speiste. Von Jachmann spielte noch mit bleiernen Soldaten und dem bebuschten Dreimaster seines Vaters, als der Befreiungskrieg ausbrach; aber der alte von Jachmann war ein tüchtiger Haudegen im kräftigsten Mannesalter, ein unerschrockener Soldat, der sich mehrfach hervorthat und zu den Offizieren gehörte, welche die Victoria als zurückeroberte Trophäe preußischen Kriegsruhmes in die Hauptstadt wieder heimbrachten. Der kleine v. Jachmann hatte auf dem Arme eines Unteroffiziers, aus der Compagnie seines Vaters, der feierlichen Aufstellung, welche ganz Berlin in einen ungeheuren Jubel versetzte, mit beigewohnt, und sein jugendliches Selbstgefühl hatte sich an diesem Anblicke so sehr entzündet, daß er bei sich gelobte, die Victoria solle fortan das einzige Weib sein, dem er sein Herz erschließen wolle. Der Bube kam sehr ernst nach Hause, war nicht dazu zu bewegen, mit seinem Schwesterchen zu spielen, kehrte ihm den Rücken und brummte es an, so bald es ein Wort mit ihm sprechen wollte, und als ihn die Mutter darüber zu Rede stellte, sagte er trotzig:

Mama — die Victoria will's so.

Man lachte über den Buben, und der Vater prophezeite seiner Frau, daß der Knabe noch einmal eine große Rolle spielen und ein zweiter Blücher werden würde. Der junge von Jachmann wurde auch wirklich ein tüchtiger Offizier, aber aus dem Blücher wurde nichts — vielleicht weil es keinen Napoleon mehr gab und Preußen in Frieden lebte. Als einem Mann des Krieges jedoch war dem jungen Offizier die Ruhe verhaßt, und er machte Pläne über Pläne, um ein Feld für seine Thatkraft zu finden. Bald sandte er der Regierung ein Projekt ein, welches dahin ging, eine überseeische, preußische Colonie zu gründen, bald wollte er das ganze Heerwesen umgestalten, bei welcher Reform hauptsächlich die Schnauzbärte eine große Rolle spielten, durch welche er, anstatt der Epauletts, die verschiedenen militärischen Grade unterscheidbar machen wollte. Aber von Jachmann theilte das Schicksal so vieler großer Männer, seine Projekte fanden keine Beachtung. Er besaß nun zwar Gleichmuth genug, sich dieses nicht allzu sehr zu Herzen zu nehmen, das aber verdroß ihn, daß so manche Reform vorgenommen wurde, die er eben so, oder beinahe so vorgeschlagen haben wollte, ohne daß man seine Autorschaft gelten ließ oder anerkannte; und so kam es, daß seine Kameraden ihn bei jeder neuen Umgestaltung im Heerwesen unwillig ausrufen hörten: Da haben wir's, das ist ja gerade, was ich gewollt! — Das war ja eigentlich der Kern meines Vorschlages! — Das steht Alles schon in meiner Eingabe! — Das ist von mir entlehnt! u. s. w.

Seine Kameraden konnten jedoch nicht umhin, trotz der besten Meinung von seiner Einsicht, an der Ausführbarkeit seiner Projekte zu zweifeln und erlaubten sich, etwas ungläubig zu lächeln. Die Folge davon war, daß er in mehrere Duelle gerieth, denn er verstand in dieser Beziehung keinen Spaß. Diese Duelle liefen aber zum Theil sehr unglücklich — oder eigentlich glücklich für seine Person — ab und veranlaßten ihn, seinen Abschied zu fordern. Er wollte nun nach Spanien gehen, um für Don Carlos zu kämpfen, aber zu dieser Zeit erbte er von seiner Tante ein sehr bedeutendes Vermögen, und die Regulirung dieser Erbschaft erheischte für längere Zeit seine Anwesenheit in Berlin. Inzwischen war des Infanten Sache zu seinen Ungunsten entschieden worden, und der Hauptmann von Jachmann hatte im Besitze eines großen Vermögens ein freies Leben lieb gewonnen und entschloß sich, den Degen gänzlich an den Nagel zu hängen. Seit dieser Zeit führte er das Leben eines Müßiggehers und gesellschaftete sich sehr wohl darin. Mit seinen ehemaligen Standesgenossen verkehrte er sehr wenig oder gar nicht, denn er konnte ihnen

ihr ungläubiges Lächeln nicht verzeihen. Uebrigens wurde er auch von ihnen nicht gesucht, denn er war im Umgange nicht allzu liebenswürdig. Er war barsch und ein Krakehler — wie die Berliner zu sagen pflegen. Jedermann hatte Respekt vor ihm, trotz dem aber war er der gemüthlichste Mensch von der Welt, so lange ihm nichts in die Quere kam. Wenn das aber geschah, dann brauste er heftig auf und war im Stande, seinem besten Freunde den Kopf abzureißen. Er ging immer in Civil, aber man sah ihm auf den ersten Augenblick den Militär an. Seine Haltung war kerzengerade, sein Schnauzbart untadelhaft, seine eiserne Stirn war nur nothdürftig mit Haaren bedeckt. Was den Ursprung seiner Freundschaft mit Meyer und dem Aßessor betrifft, so war er mit diesem durch einen Prozeß, mit jenem durch verschiedene Geldangelegenbekannt geworden, und diese Bekanntschaft hatte sich nach und nach zu einer intimen Freundschaft ausgebildet. Meyer war als ein tüchtiger, höchst solider und kundiger Geschäftsmann, der von Jachmanns ganzes Vertrauen besaß, dessen finanzieller Rathgeber geworden und empfing in dieser Eigenschaft nicht selten seine Besuche. Er war deshalb auch über diesen Morgenbesuch des Hauptmanns nicht im Geringsten verwundert, er konnte den natürlichsten Grund von der Welt haben; um so mehr aber wurde er überrascht, als der Hauptmann ihm die Hand reichte und lächelnd sagte: — Ich gratulire. Wenn ich mich nicht so ungemein über Sie gefreut hätte, würde ich entsetzlich böse auf Sie sein.

Sie gratuliren und freuen sich und sind böse, ich verstehe das nicht, versetzte Meyer.

Seinen Freunden so gänzlich ein Geheimniß aus einer so wichtigen Sache zu machen, fuhr der Hauptmann fort. Haben Sie unsern Spott gefürchtet, weil Sie mit der Junggesellenschaft ein Ende machen wollen? — Das hatten Sie nicht nöthig. Die Umstände haben sich jetzt gänzlich verändert. Sind wir doch jetzt Alle verliebt! —

Meyer seufzte und sprach kein Wort. Er hatte sich ja vorgenommen, seine Dornenkrone mit Resignation zu tragen.

Ich erkenne Ihre Gründe, fuhr der Hauptmann fort, warum Sie aus der Concurrenz getreten, ich achte Sie deshalb, wo möglich, noch viel höher. Ich habe nicht die Ehre, Fräulein Hummel näher zu kennen, aber sicher haben Sie passend gewählt. Ich bin zwar nicht jünger als Sie — aber —

Der Hauptmann wurde etwas verlegen und räuperte sich, dann fuhr er fort:

Zweifelsohne wird Ihnen Rosa dafür dankbar sein. Und er drückte seinem Freunde noch einmal recht innig die Rechte.

Es entstand eine Pause.

Ich muß ihnen sagen, begann dann Meyer nach einer Weile, daß ich durchaus nicht aus der Concurrenz getreten bin —

Sie wollen also zwei Frauen heirathen? fragte der Hauptmann erstaunt.

Ich werde Ihnen in wenigen Worten sagen, versetzte Meyer, daß die Verlobungsanzeige eine Mystifikation, und daß an der ganzen Geschichte kein wahres Wort ist —

Wie — Sie sind nicht mit Fräulein Hummel verlobt? rief der Hauptmann, ich möchte doch wahrlich wissen, wer sich einen solchen Spaß gemacht haben könnte.

Ich auch, sagte Meyer, aber ich weiß es leider nicht.

Sie wissen es nicht? fuhr der Hauptmann auf, Sie müssen es wissen. Dem Patron müssen Sie den Degen durch den Leib rennen. Ich assistire — und wenn Sie keinen Muth dazu haben — dann thue ich es.

Aber, mein Gott, wenn man den Menschen nicht kennt —

Taubenblut, das Sie haben, fuhr von Jachmann zornig fort, der Mensch muß gekannt werden! Die Anzeige ist nicht vom Himmel herunter gefallen. Es kann nur Jemand sein, der Sie und die Hummel kennt. —

Das ist freilich wahr, sagte Meyer.

Also wer ist der Schelm, der Sie und das Fräulein Hummel kennt! —

Ich weiß nicht, auf wen ich den Verdacht lenken könnte — ich kenne keine Schelme.

Aber der Schelm kennt Sie! rief der Hauptmann, der mehr und mehr in Zorn gerieth.

Ja — das kann mir aber nichts helfen.

Mann, sagte der Hauptmann, Sie verdienen es wahrlich nicht — nein, Sie verdienen das Mädchen nicht und werden es hoffentlich auch nicht erhalten. So etwas auf sich sitzen zu lassen. Feuer und Flamme würde ich an Ihrer Stelle speien — ich würde die gesammte Polizei, die ganze Garnison in Bewegung setzen. Das geht wahrlich über den Spaß.

Ich bin auch indignirt genug, versetzte Meyer, aber ich kann doch wahrlich nicht auf Geradewohl den Ersten Besten deshalb anklagen.

Können nicht?

Der Hauptmann warf dem unglücklichen Meyer einen durchbohrenden Blick zu und ging dann mit heftigen Schritten auf und nieder. In diesem Momente trat Jacob ins Zimmer, welcher richtig mit den drei noch fehlenden Exemplaren des Verlobungsgedichtes ankam.

Jetzt hätten wir sie alle, sagte er triumphirend.

Der Hauptmann wandte sich um. Jacob mit einer grimmigen Miene ansehen, ihn bei der Brust packen und heftig durchschütteln, war ein Moment. Spitzbube, rief er, gleich gestehst Du mir, wer die Verlobungsanzeige gemacht hat, oder Du kommst nicht lebendig aus meiner Hand.

Um Gotteswillen, Herr Hauptmann, rief Jacob ganz bestürzt, hat man denn auf Sie auch eine Verlobungsanzeige gemacht?

Weiter hätte nichts gefehlt, rief von Jachmann. — Du sollst mir jetzt sagen, Hallunke, wer die Verlobungsanzeige auf Deinen Herrn gemacht hat?

Na, das ist noch besser, stotterte Jacob, wenn ich das wüßte, hätte ich dem Kerl schon längst — — —

Du leugnest also! schrie der Hauptmann und packte den armen Menschen immer fester.

Herr Meyer! Herr Meyer! stöhnte Jacob.

Meyer war schon hinzugetreten, ergriff den Arm des Hauptmannes und sagte mit fester und würdevoller Stimme: Herr von Jachmann — ich bitte mir aus, daß Sie meine Leute nicht insultiren. Wenn ich nur irgend den leisesten Verdacht hätte, daß er die Hand bei der nichtswürdigen Geschichte im Spiele haben könnte, würde ich ihn schon selbst ins Verhör genommen haben. Lassen Sie ihn los — ich bitte Sie darum und ich fordere es.

Nicht sowohl diesen Worten als seiner eigenen äußersten Anstrengung hatte es Jacob zu danken, daß er endlich von der würgenden Hand des Hauptmanns loskam. Er trat schnell hinter seinen Herrn, und über dessen Schulter hinwegsehend, die er übrigens als einen sicheren Wall betrachtete, rief er:

Ich werde mir das für künftighin verbitten, Herr Hauptmann — denn ich habe eben so scharfe Augen wie andere Leute. Wenn ich also den Menschen kennte, würde ich ihn schon längst entdeckt haben. Und

ich habe schon den ganzen Morgen darüber nachgedacht. Zuerst glaubte ich, daß der Spaß am Ende von dem Herrn Assessor oder von Ihnen ausgehen könnte —

Umsonst hatte Meyer schnell die Hand ausgestreckt, seinem vorlauten Diener den Mund zu schließen, schon waren die letzten verhängnißvollen Worte ausgesprochen. Der Hauptmann nahm eine unheilverkündende Miene an, und nur die ernste, imponirende Haltung Meyers hielt ihn noch vom Aeußersten zurück. Mit einer gedämpften Stimme, welche den mühsam zurückgehaltenen Zorn, der in seinem Innern tobte, genugsam erkennen ließ, sagte er: Herr Meyer, wenn Sie Unglück verhüten wollen, liefern Sie mir Ihren schurkischen Bedienten sofort aus.

Das werde ich nicht, sagte Meyer fest, ich werde ihn, da er sich allerdings ungebührlich benommen hat, sofort aus meinen Diensten entlassen. Mehr können Sie nicht von mir fordern. Gehe, Jacob, packe Deine Sachen, fuhr er dann, den Kopf gegen Jacob zurückgewendet, fort, ich werde Dir Deinen vollständigen Lohn und Kostgeld für die Zeit, da Du noch bei mir sein müßtest, unverkürzt entrichten — Du bist aus meinem Dienste entlassen — so leid es mir auch thut; denn ich kann Deiner Treue und Anhänglichkeit nur das beste Zeugniß geben.

Auf diesen festen Befehl fing Jacob jämmerlich zu weinen an, und diese Thränen, so heiß sie auch geweint waren, fielen wie ein kaltes Bad auf des Hauptmanns glühende Wuthhitze. Sein Blick sänftigte sich allmälig, von seiner geballten Faust entrollte sich Finger nach Finger und endlich sagte er: Er braucht meinetwegen nicht zu gehen, Herr Meyer, ich weiß, wie ungern Sie sich von ihrem Bedienten trennen würden. Sie haben mir vollständige Genugthuung mit Ihrem guten Willen gegeben, und ich glaube jetzt wohl selbst — daß er unschuldig ist.

Jacob weinte jetzt noch einmal so heftig als vorhin. Er war aufs Höchste gerührt, und obgleich der arme Schelm eigentlich sehr ungerechterweise einen halben Erstickungstod zu erdulden gehabt, trat er doch nicht destoweniger an den Hauptman heran, küßte demüthig seine Hand und schluchzte seinen Dank. Ich habe wohl gewußt, daß es nicht so böse gemeint war, fügte er hinzu und entfernte sich dann auf einen Wink seines Herrn.

Des Hauptmanns Zorn war jetzt gänzlich verraucht, und da nun sein gesunder Verstand wieder zur vollständigen Herrschaft gelangte, mußte er wohl mit dem guten Meyer übereinstimmen, daß es das Beste sei, es bei einer Gegenanzeige bewenden zu lassen, wenn man nicht etwa

noch genaue Indicien für den Thäter erhalte. Darauf beſprachen ſie noch einige Geſchäftsangelegenheiten und trennten ſich wie alte gute Freunde.

Funfzehntes Kapitel.

Eine Kataſtrophe.

Nach der Entfernung des heißblütigen Hauptmanns rief Meyer ſeinen Diener und redete ihn folgendermaßen an: Jacob, ich bitte Dich ſehr darum, Dich nicht in fremde Angelegenheiten zu miſchen. Sehen, Hören und Schweigen, das iſt die goldene Regel, die man der dienenden Klaſſe nie genug anempfehlen kann. Du ſiehſt nun, in welche unangenehme Situationen dein vorlautes Betragen nicht allein Dich, ſondern auch mich bringen kann. Hier haſt Du ein kleines Schmerzensgeld für die allerdings im Anfange ungerechtfertigte Behandlung des Herrn von Jachmann. Er hat es aber gut mit mir gemeint. — Nun gehe nach der Zeitungsexpedition und bringe dieſe Annonce hin. Bezahle und berechne ſie mir.

Jacob ſteckte mit einem rührenden Blick auf ſeinen Herrn das blanke Schmerzensgeld ein, welches dreißig Silberlinge betrug, und ging vergnügt von dannen; ſein Herr aber kleidete ſich ſorgfältig an und machte ſich dann direct auf den Weg zu ſeinem — vis-à-vis, dem Fräulein Hummel hinüber. Er hielt es für das Beſte, der Sache mit einem Hiebe ein Ende zu machen, Fräulein Hummel von ſeiner gänzlichen Unſchuld in Kenntniß zu ſetzen, für das Benehmen ſeines Dieners bei ihr um Entſchuldigung zu bitten, und im Fall das Mädchen etwa gegen ihn klagbar werden wollte, ſie ebenfalls durch ein Schmerzensgeld zu beſchwichtigen. Aus Vorſicht hatte er den Brief, den er dem Fräulein Hummel ſchicken wollte, mit noch einigen Skripturen von ſeiner Hand zu ſich geſteckt, um ſie nöthigenfalls von der Verſchiedenheit der Handſchriften zu überzeugen.

Als Meyer ins Haus ſeiner Nachbarin trat, begegnete ihm der Diener des Doctors, Franz, welcher ihn ſo verfänglich anlachte, daß es

Herrn Meyer Ueberwindung kostete, seinen Aerger zu verbeißen. Gleich darauf begegnete ihm eine junge Dame, die ebenfalls im Hause wohnte, und auch sie lächelte. Die Geschichte scheint schon in ganz Berlin bekannt zu sein, murmelte Meyer, es ist Zeit, daß man ihr ein Ende macht.

Und wieder stand Meyer vor der verhängnißvollen Thür mit dem kleinen runden Fensterchen. Die Thür war geöffnet und Meyer trat in die Küche. Aber Hanne war nicht darin, und das frappirte ihn, denn man pflegt in Berlin die Küchenthüren nicht aufzulassen, da es an ungebetenen Eindringlingen nicht fehlt, die es sich zum Beruf machen, möglichst kostbare Andenken des Vertrauens oder vielmehr der Unvorsichtigkeit ihrer besser situirten Nebenmenschen zu sammeln. Meyer klingelte und trat dann wieder in die Küche, um das Resultat abzuwarten. Er hatte Zeit genug, sich ein wenig umzublicken, und vielleicht zum ersten Male in seinem Leben unterzog der Junggeselle, der Hagestolz, eine Küche, dieses Boudoir eines Mädchens für Alles, einer sorgfältigeren Prüfung. Der Anblick, welcher sich ihm darbot, stimmte ihn melancholisch wehmüthig, denn er bot ihm das Bild einer sorgsamen Hausfrau, ihr freundliches, regsames Walten, das unermüdlich alle Elemente des häuslichen Lebens umfaßt und durchdringt. Da schimmerte Alles so blank, so freundlich und hell. Wie im Glanze der Morgenröthe strahlten die großen, kupfernen Waschkessel, der Stolz und die Zierde aller Berliner Hausfrauen und Mädchen, über dem Heerde, dessen schwarze, rußige Wölbung durch eine rothe Garnitur dem Auge entzogen war. Unter den Waschkesseln prangten an messingenen Häkchen eine Reihe weißer Porzellantöpfe in aufsteigender Linie, welche mit einem niedlichen Däumlingstopf begann und mit einem Quarts-Monstrum endigte. Nicht fern davon schimmerten, niedergeduckt und zusammengekauert wie Maulwürfe, die schwarzen eisernen Töpfe, trotz ihrer Häßlichkeit von den Hausfrauen ihrer Nützlichkeit wegen geliebt und gepflegt. Die weißen Teller, Schüsseln und Terrinen warfen wie coquette Dirnen neugierige Blicke aus den Fenstern des Küchenschrankes, in dessen oberstem Fache in stolzer Majestät und im Bewußtsein ihrer Wichtigkeit von ihrem Hofstaate, den Tassen, der Milch- und Theekanne umgeben, die bielbäuchige, geschweifte Kaffeekanne thronte, dieser nie versiegende Freuden- und Geistes-, dieser Lethe-Springbrunnen für alle Aufopferungen und Schmerzen, für alle Entbehrungen der Frauen. Ist es möglich, daß wir Männer im Uebermuthe unserer energischen, belebenden Thätigkeit auf diese für uns immer

kochenden, putzenden, waschenden, schaffenden und nie rastenden Frauen lächelnd herabblicken können, auf diese Frauen, welche allesammt Penelopes Geschick anheimgefallen und stets am Morgen wieder beginnen müssen, was sie am Abende zuvor vollendet hatten? —

So dachte Meyer, indem er sich umschaute; endlich aber begann er sich über die Muße zu wundern, die man ihm zu solchen Betrachtungen ließ, er pochte an die nächste Zimmerthür und öffnete sie, als kein „Herrein" ertönte.

Das Zimmer war leer, er schritt durch ein zweites, auch dieses war leer, zaudernd blieb er vor der Thüre eines dritten Zimmers stehen, dann pochte er. Niemand ließ sich hören. Er pochte zum zweiten und dritten Male, denn Meyer vermuthete wohl, daß er an der Schwelle des Schlafzimmers stehe, und war zu zartfühlend, um ohne Weiteres einen indiscreten Blick in dies jungfräuliche Heiligthum zu werfen. Er legte das Ohr an die Thüre und horchte — still wie im Grabe.

War Fräulein Hummel nicht zu Hause?

Meyer entschloß sich endlich, die Thüre zu öffnen — er blickte schüchtern ins Zimmer und sah auch hier keine lebendige Seele; schon wollte er umkehren, als er noch einen flüchtigen Blick auf das Bette warf. Da bewegte sich etwas, die Decke hatte eine sehr verdächtige Form, es mußte ein lebendes Wesen darunter verborgen sein, und Meyer, entschlossen, der Sache ein für allemal ein Ende zu machen, rief mit lauter Stimme: Fräulein Hummel! — Liebes Fräulein Hummel, ich bitte sehr um Entschuldigung, haben Sie die Gewogenheit, mich anzuhören.

Kein Laut ließ sich hören.

Liebes Fräulein Hummel, Sie sind wirklich sehr ungerecht gegen mich, fuhr Meyer fast mit weinerlicher Stimme fort, denn diese Situation wurde ihm bedenklich.

Ein leises Zucken der Decke — aber kein Wort.

Nein, das ist aber zu arg, rief Meyer, behandeln mich die Leute nicht, wie den gemeinsten Banditen, und ich bin völlig unschuldig an all diesem Skandal. — Fräulein Hummel — Sie müssen mich hören! —

Meyer that unwillkührlich einige Schritte vorwärts, er streckte seine Hände gegen das Bett aus, aber gleichsam, als erschrecke er vor seiner Indiscretion, trat er schnell wieder zurück.

Sie wollen mich nicht hören, sagte er mit gedämpfter Stimme, Sie verabscheuen mich und ich habe Ihnen nichts gethan. Aber ich bitte Sie um Gottes Willen, stecken Sie den Kopf doch nur ein wenig heraus,

ich will Ihnen ja gerne mit Ihrer Erlaubniß den Rücken zukehren, wenn Sie mich nicht sehen wollen. — Hören Sie nur die wenigen Worte, welche Ihnen volle Aufklärung über dieses so höchst fatale Mißverständniß geben werden.

Und mit diesen Worten wendete Meyer sich um und trat bis zur Schwelle, stellte sich dann kerzengerade auf, und die Hand beschwörend in die Höhe hebend, rief er mit fast donnernder Stimme:

Ein Elender hat Sie getäuscht, hat sich meinen Namen angemaßt, um Ihnen Gefühle vorzuheucheln, die meiner Brust völlig fremd sind. Ich war niemals in Sie verliebt, habe niemals an Sie gedacht, habe Sie niemals mit der gelben Rose hübsch gefunden, ich liebe diese Farbe vielmehr gar nicht. Es ist Alles Lug, Alles geheuchelte Sentimentalität, Trug und Schelmerei. Sie sind mit einem Worte mystifizirt — so wahr mir Gott helfen möge! —

Nachdem Meyer diese Beschwörungsformel ausgesprochen hatte, wandte er den Kopf ein wenig rücklings, um sich zu überzeugen, ob Fräulein Hummel ihn gehört habe. Er sah nichts von ihr, aber sehr sonderbare, etwas gedämpfte Laute drangen an sein Ohr. Meyer machte ein ungemein unzufriedenes und wehmüthiges Gesicht, denn er glaubte überzeugt zu sein, daß Fräulein Hummel schnarchte und somit seinen feierlichen Schwur nicht gehört haben konnte. Unentschlossen blieb er einen Augenblick stehen, da endlich begann sich die Decke zu regen, zu heben, etwas Schwarzes wurde sichtbar und bohrte sich unter der Decke hervor, erfreut trat Meyer wieder einen Schritt vorwärts — aber um eben so schnell voll Entsetzen wieder zurück zu prallen. Allerdings starrte ihn jetzt ein Gesicht an, aber es war nicht Fräulein Hummels sonniges Antlitz, es war das Gesicht ihres dickbäuchigen Schooßhundes Bello, welcher, die Augen voll Schlaf, den Unbekannten eine Weile befremdet und überrascht anschaute und dann plötzlich ein Gebell begann, daß Meyer schleunigst die Flucht ergriff.

Ganz verwirrt gelangte er wieder in die Küche, wo er noch kurz vorher so wehmüthige Betrachtungen angestellt hatte, aber jetzt hatte er wenig Zeit dazu. Ein Schrei des Entsetzens empfing ihn, denn Hanne, welche die Abwesenheit ihrer Herrin dazu benutzt hatte, mit dem Mädchen eine Treppe höher eine wahrscheinlich höchst wichtige Angelegenheit in Bezug auf die Facon, die sie ihrem neuen Kleide geben sollte, zu besprechen, war inzwischen wieder in ihre Küche getreten. Sie hatte den

eintretenden Meyer, trotz dem, daß sie von oben dann und wann einen Blick hinunterwarf, im Eifer der Unterhaltung nicht bemerkt, stand jetzt ganz gemüthlich am Heerde und war eben damit beschäftigt, ein Täßchen Bouillon aus dem Fleischtopfe vorweg zu nehmen. Wie alle Leute, die ein böses Gewissen haben, schrak sie zusammen, als sie Tritte hörte, und begoß mit der kochenden Fleischbrühe ihren nackten Arm. Um so größer war ihre Wuth, als sie erkannt, daß es nicht ihre Herrin war, welche sich jetzt näherte, sondern Meyer, dieser, wie sie glaubte, verwegenste aller Sünder. Ihn erkennen, schnell die Küche verlassen, die Thüre zuschlagen, sich davor postiren und unaufhörlich: Hülfe! Hülfe! Räuber! Diebe! Mörder! schreien, war die Sache eines Momentes, und in einem Nu waren zwei männliche und drei weibliche Individuen um das schreiende Mädchen versammelt und fragten sie nach der Veranlassung ihres sonderbaren Benehmens.

Hanne konnte kaum Athem schöpfen, so sehr hatte sie das Schreien angestrengt, und es dauerte eine Weile, ehe sie auf die an sie gerichteten Fragen antworten konnte.

Ich habe ihn gefangen, sagte sie endlich, ich habe ihn auf der That ertappt, er ist drinnen! —

Wer is denn det? fragte die Hökerfrau, welche unten im Keller wohnte und jetzt ebenfalls dem schreienden Mädchen zu Hülfe kam.

Nun, der Frauenschänder! der Mädchenverfolger! der Buckel von drüben! rief das Mädchen.

Ach, det bisken Mann; versetzte die Hökerfrau, un da drüber machen Sie sonnen Spektakel? — Machen Sie die Türe uff, machen Sie uff, sag' ick Ihnen, ick habe da ein paar Drommelstöcker, mit denen ick uff seinem Buckel die janze Jarnison zum Appel rufen will.

Und mit diesen Worten erhob das Weib drohend ihre Trommelstöcke, worunter sie in einer sehr glücklich gewählten Metapher ihre Arme verstand, und öffnete die Thüre. Meyers Miene verkündete, daß er vollkommen die traurige Lage begriff, in welchen ihn sein Eifer, das Fräulein Hummel über seinen wahren Charakter aufzuklären, versetzt hatte. Jetzt galt es, die ganze Kraft eines reinen, schuldlosen Gewissens zu entfalten und jene furchtlose, doch ruhige und besonnene Entschlossenheit zu zeigen, welche all-in aus critischen Lagen zu retten vermag. Den rechten Arm schützend vor sich ausstreckend und den linken wie beschwörend in die Höhe hebend, sagte er mit lauter und gelassener Stimme:

Ich hoffe, daß Sie einsehen werden, daß ich in keiner schlechten und

niedrigen Absicht hier hergekommen bin. Ich wollte nichts, als Fräulein Hummel über den schnöden Betrug aufklären, den ein schlechter Mensch uns Beiden gespielt hat.

So erhaben auch Meyer in diesem Momente aussah, so sehr seine Worte auch den Stempel der Unschuld an sich trugen, so waren die auf ihn eindringenden Leute doch weit entfernt, ihm zu glauben und seine Lage zu würdigen. — Diese sieben wüthenden Menschen repräsentirten jetzt vollständig das Volk, das in seiner blinden Wuth, nur den Eingebungen einer vorgefaßten Meinung Gehör gebend, sich nicht eher beruhigt, bis das Opfer seines Hasses sich in seinem Blute unter seinen Füßen krümmt. Ein ähnliches Schicksal schien dem unglücklichen Meyer bevorzustehen. Unter einem wahren Fluchconcert, welches Hanne und die Hökerfrau dirigirten, erhoben sich vierzehn kräftige Arme schlagfertig gegen Meyers kleines Universum, da war kein Theil seines theuren Ichs, das nicht bedroht gewesen wäre. Hanne hatte sich sogar mit einem großen Kochlöffel, die Hökerfrau mit einem Nudelholz bewaffnet, und schon sollte die Schlacht beginnen, von der man wirklich hätte sagen müssen, „'s war keine Schlacht, 's war ein Schlachten," als dem vergeblich „Halt!" rufenden Meyer in dem bedenklichsten Augenblicke in der Gestalt seines treuen Jacobs der Rettungsengel erschien.

Jacob war nämlich so eben von der Zeitungsexpedition zurückgekehrt, sah von dem Fenster seines Herrn aus die Hökerfrau ins Haus, wo Fräulein Hummel wohnte, hineingehen, öffnete das Fenster, hörte das Geschrei, witterte vermittelst seiner scharfen Augen das Mißgeschick seines Herrn, eilte hinüber, sah dessen entsetzliche Gefahr, durchbrach mit unerhörter Kühnheit die feindlichen Reihen, erfaßte glücklich Meyers linken Rockzipfel und zog ihn mit einem verwegenen Ruck zur Treppe hin. Dann hieb er unverdrossen auf die Arme los, die sich rasch des rechten Rockzipfels seines Herrn bemächtigt hatten, und befreite ihn so glücklich aus den Händen der Mänaden. Alles dieses war die Sache eines Momentes, wobei es Jacob allerdings sehr zu Statten kam, daß die beiden männlichen Individuen, die seine gute Bekannten waren, sich bei seinem Erscheinen sofort neutral erklärten. Dennoch konnte Jacob, indem er seinen Rücken rieb, nicht umhin zu bemerken, daß er niemals geglaubt habe, daß Frauenzimmer solchen Eindruck auf einen Mann machen könnten und daß er nun erst einen Begriff von dem entsetzlichen Zustande bekommen habe, der unter dem Namen „Pantoffelherrschaft" selbst muthigere Männer erbleichen macht.

Meyer aber eilte, flüchtig wie ein geſcheuchtes Reh, über den Straßendamm in ſeine Wohnung. Armer, unglücklicher Mann, wer zählt die Schweißtropfen, die jetzt auf Deiner edlen Stirn und auf Deinem Antlitze perlen, das in der Feuereſſe der Entrüſtung glüht! — Vergebens wirfſt Du Dich ſchmerzlich aufſeufzend in Deinen Lehnſeſſel und ruſſt mit kläglicher Stimme: Wer hat mir das gethan! — Du wirſt den Miſſethäter, den Schalk, der Dir ſo viel Unheil zugefügt, kennen lernen, aber wirſt Du Dich rächen können? —

Sechszehntes Kapitel.

Herr Schnahſe zu Hauſe.

Wir haben den Freund und Wohlthäter der leidenden Menſchheit in dem Bremerſchen Lokal nur oberflächlich kennen gelernt. Wir wollen dieſe Bekanntſchaft da fortſetzen, wo ſich der Menſch ohne Schminke giebt, wo ſein inneres Ich keine Toilette macht, wo der äußere und innere Menſch in Schlafrock und Pantoffeln nonchalant einhergeht, — zu Hauſe und bei ſich.

Obwohl Schnahſe Eigenthümer von drei Häuſern war, die einen ſehr anſtändigen Zins eintrugen, bewohnte er ſelbſt dennoch keines derſelben, ſondern hatte nur ein einziges, obwohl ziemlich geräumiges Zimmer in einem ſehr alten, baufälligen Hauſe, in einem ſehr rumpelichen Theile der Mauerſtraße inne. Schnahſe brauchte gewiß zu viel Geld, um die Thränen der Nothleidenden zu trocknen, als daß er eine zu große Summe ſeines Einkommens für ſeine eigenen Bedürfniſſe hätte verwenden mögen. Wie in ſeiner äußeren Erſcheinung, ſo herrſchte auch in ſeinem Zimmer die größte Einfachheit vor. Sein ſämmtliches Mobiliar ſtammte noch aus jener guten alten Zeit, wo man den Dingen größere Dauerhaftigkeit gab, als im Jahrhunderte der Eiſenbahnen den ſo beweglich gewordenen Menſchenkindern räthlich und nothwendig erſcheint. Das birkene Sopha war weit entfernt von unſerer modernen Form, welche ein charakteriſtiſches Zeichen unſerer Zeit iſt. Es hatte eine reſpektable Tiefe und Länge und knurrte im Bewußtſein ſeiner feſten und

soliden Rippen nicht, wenn sich auch vier bis fünf ruhebedürftige Menschen behäbig darauf niederließen. Schnabse konnte sich seiner ganzen Länge nach gewöhnlich darauf niederstrecken, und ein Procrustes würde keine Veranlassung weder zu einer Amputation noch zu einer Extension gefunden haben. Vor diesem weniger liebenswürdigen als nützlichen Möbelstück stand ein dreibeiniger runder Tisch von ungemein ernstem und etwas sehr schwerfälligem Aussehen. Wir wissen nicht, ob Herr Schnabse sich für die Tischrückerei interessirte und etwaige Versuche mit seinem Tische angestellt hat, sind aber überzeugt, daß ihn kein Klopfgeist aus seiner geheimnißvollen Schweigsamkeit aufgerüttelt und kein Medium in Bewegung zu setzen vermocht hätte. Diesem Tische schloß sich ein antiquer birkener Sekretair mit himmelanstrebendem Aufsatze würdig an und schien sich über die Würmer lustig zu machen, die wahrscheinlich im Verdruß darüber, daß er aus dem Baume des Lebens gefertigt schien, ihr Universalerbrecht schon lange daran geltend gemacht hatten, ohne ihren Prozeß gewinnen zu können. Es schien, daß die Würmer selbst — wie so oft bei Prozessen dieser Gattung — darüber gestorben waren, oder daß sie in Verzweiflung über den hartnäckigen Widerstand ihre Beute losgelassen und den Erben aller Erben, der Zeit und ihrem unerbittlichen Executor-Paar, dem Tode und der Verwesung, anheimgegeben. Uebrigens hatte dieser Sekretair, der ebensowohl ein eisernes als ein hölzernes Naturell verrieth, sehr viel mit seinem derzeitigen Besitzer gemein. Denn man sah es seinem schlichten, altmodischen Aeußern nicht an, daß er die Seele des Tages — Gold und Geld — in reichem Maße besaß. Selbst der scharfsichtigste, erfahrungsreichste Dieb hätte sich, ohne einen Schlüssel oder ein Brecheisen anzurühren, hohnlächelnd von ihm abgewendet, und so verbarg dieses, man möchte sagen, bemooste Haupt unter seiner äußern, kalten und schlichten Miene, wie ein richtiger Diplomat große Geheimnisse und ein sehr solides baares und papiernes Vermögen.

Weniger als von diesem eben beschriebenen merkwürdigen Möbelstück können wir von den drei Stühlen sagen, welche Schnabse in Rücksicht auf das bekannte „Tres faciunt collegium“ besaß. Tausende von müden, gepeinigten, abgejagten und gehetzten Menschen mochten auf ihnen — seitdem sie ein wohlwollender Tischler zum Troste so vieler Unglücklichen in die Welt gesetzt — eine, wenn auch nur kurze Erholung und Ruhe gefunden haben, deshalb standen sie auch so demüthig bescheiden zu beiden Seiten der Thüre, immer das Knie gebeugt, immer unterthänig, die humansten, uneigennützigsten, höflichsten Alleweltsdienten, welche

ein genialer Kopf erfunden zu haben schien, um den arroganten, aufgeblasenen und nicht destoweniger seelbegabten Menschen in und ohne Livree ein Musterbild höchst bescheidener und dennoch bedeutsamer und gewichtiger Nützlichkeit aufzustellen.

Hier müssen wir in der Beschreibung des Zimmers, welches gleichsam Herrn Schnahse's zweites Gehäuse war, — wie man das ja auch so oft bei altmodischen Uhren findet, — einen kleinen Abschnitt machen, welcher durch den Tapetenbettschirm hervorgerufen wird, der ein künstliches Cabinet bildete. Hinter demselben befand sich ein Bette mit einem dunkelblauen Ueberzug und ein sehr gebrechlicher Waschtisch, der nur vermöge der Zähigkeit alles Bestehenden sein kurzathmiges Dasein zu fristen schien. Außerdem stand hier noch ein birkenes zweithüriges Kleiderspinde von immensen Umfange, der es auf den ersten Anblick zweifelhaft machte, ob in demselben ein Chambergarnist oder jene luftigen „alter ego" hausten, von denen man leider sagt, daß sie die Menschen machen, obwohl sie nichts beweisen, als den Sündenfall des ersten Menschen und den Verhüllungstrieb seiner Nachfolger.

Endlich müssen wir noch jenes Möbelstück erwähnen, dessen wahrhafte Bestimmung leider niemals genug gewürdigt worden ist und vor dem wir uns nur zu zeigen brauchen, um ein treues, unverfälschtes, ungeschmeicheltes und lebendiges Bild unserer selbst zu haben, dieses „αγνοςιε τε αυτον," welches wir zu unserm Kammerdiener und Leibnarren herabgewürdigt haben, während es allein seine Bestimmung zu sein scheint, uns bei jeder Betrachtung unseres Leichnams daran zu erinnern, daß er ein Darlehen unserer Seele und nichts anderes als die Hülse ist, unter der diese Gottesfrucht zur Reife kommen soll.

Aber Schnahses Spiegel — denn von keinem anderen Möbelstücke ist die Rede — konnte schon deshalb dieser Bestimmung nicht recht genügen, weil er zu hoch über dem Sopha hing und zu klein war, um das Bild des Davorstehenden reflectiren zu können. Zu dem gewöhnlichen Zwecke seiner Toilette aber bediente er sich eines Scherben, welchen er bei seinem Einzuge in seine jetzige Wohnung vorgefunden und als herrenloses Gut in Besitz genommen hatte. Schließlich erwähnen wir, daß die Stube muthmaßlich grau angestrichen war, und daß Schnahse seit fünf Jahren sich mit dem Entschlusse herumtrug, die Wände mit grüner Farbe übertünchen zu lassen, [illegible] lobenswerther und zeitgemäßer Entschluß, der vielleicht deshalb noch nicht zur Ausführung gekommen war, weil Schnahse auf Theorie und Praxis einen gleich großen Werth

legte und daher sich nicht so leicht entscheiden konnte, ob er der grauen oder grünen Farbe den Vorzug geben sollte. Außerdem waren die Wände mit Bildern aus der heiligen Geschichte in birkenen Rähmen geschmückt, ein großer Christuskopf in einem ähnlichen Rahmen stand neben dem Sekretair, und am Fenster stand ein hölzernes Häuschen mit einer Walze, von Schnabse's Zimmergenossen in der Gestalt eines Eichkätzchens bewohnt, welches jetzt niedergekauert dasaß und einen sehr alklugen Blick ins Zimmer warf. Auf dem Tische lagen einige Scripturen und eine alte stark abgenutzte Bibel.

Wenden wir nun dem Wesen unsere Aufmerksamkeit zu, welches in dieser Welt und Umgebung das that, was man „leben" nennt und eigentlich nichts als ein fortwährendes Sterben ist. Herr Schnabse selbst ist mit einem langen, dunkelfarbigen Schlafrock von geköpertem Zeuge, welcher seine dürre Gestalt noch einmal so lang erscheinen ließ, bekleidet, und ist in diesem Augenblicke damit beschäftigt, seinen Stiefeln, vermöge eigends fabricirter Wichse, den Glanz zu verleihen, welcher — wie wir bald sehen werden — Jacobs Augen mehr als einmal blenden sollte. Dabei rauchte er mit sehr nachdenklicher Miene eine Pfeife, addirte im Kopfe seine gestrigen Einnahmen und warf, dieser Beschäftigung ungeachtet, über das Facit wahrscheinlich sehr erfreut, seinem Eichkätzchen dann und wann einen freundlichen Blick zu.

In diesem Augenblicke wurde gepocht.

Schnabse stellte seine Stiefeln schnell hinter den Schirm, gackte dann sehr behutsam durch's Schlüsselloch, öffnete dann seinen Sekretair, stellte den Christuskopf auf die herabgelassene Klappe, indem er ihn an die inneren Schubkästen lehnte, nahm dann die Bibel zur Hand, schlug mit einem Schlage die gewünschte Stelle auf und setzte sich nun, nachdem er den Riegel ganz leise zurückgeschoben hatte, vor seinen Sekretair.

Es wurde zum zweiten Male gepocht.

Schnabse kümmerte sich auch diesmal nicht darum, sondern begann mit lauter Stimme zu lesen:

„Habt Acht auf eure Almosen, daß ihr die nicht gebet vor den Leuten, daß ihr von ihnen gesehen werdet; ihr habt anders keinen Lohn von eurem Vater im Himmel."

Jetzt wurde die Thüre geöffnet, und ein Mensch in Livree trat in die Stube. Schnabse that, als bemerkte er ihn nicht, und fuhr fort zu lesen:

„Wenn Du nun Almosen giebst, sollst Du nicht lassen vor dir posaunen, wie die Heuchler thun in den Schulen und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin."

Der Bediente stand eine Weile bewegungslos an der Thüre, als es ihm aber zu lange währte, hustete er. Schnahse blickte in die Höhe und sagte: Ach — Sie sind es, mein guter Freund, was bringen Sie mir? —

Eine Empfehlung von der Frau Hofräthin, sagte der Bediente, indem er ein Bündel auf den Stuhl legte, und sie sendet Ihnen hier einige Kleidungsstücke zur Vertheilung an eine arme Familie.

Ah — sagte Schnahse mit einem sehr verklärten Blicke, bestellen Sie der Frau Hofräthin in meinem und der Beschenkten Namen einen herzlichen Dank. Ich bete täglich für das Wohlergehen der edlen Frau, und die guten Menschen, denen ich in ihrem Namen ihre Wohlthaten spende, werden stets mit dankbarem Herzen der unermüdlichen Gebein gedenken. Gehen Sie mit Gott.

Mit diesen Worten drückte Schnahse dem Bedienten sehr innig die Hand und entließ ihn mit einem sehr frommen Blick und eben so frommen Wünschen.

Aber kaum hatte der Mann in Livree die Stube verlassen, da schob Schnahse den Riegel wieder vor und beeilte sich, das Bündel zu öffnen, seinen Inhalt Stück für Stück herauszunehmen und auf's Sorgfältigste zu prüfen. Nachdem er hiermit fertig war, zog er seinen Schlafrock aus, und einen schwarzen Rock, der ebenfalls im Bündel enthalten war, an. Er war ihm zu weit, sonst ziemlich paßlich. Schnahse schlug ihn um und bezeichnete mit Kreidestrichen die überflüssige Weite. Ein paar Westen fanden dieselbe Würdigung, nur bei den weiblichen Kleidungsstücken und einigen Knabenanzügen stand er von dieser Travestie der Metamorphosen ab. Doch besah er Alles mit der Genauigkeit eines Taxators.

Eben war Schnahse damit beschäftigt, die Taschen des Rockes und der Westen zu untersuchen, ob nicht irgend etwas darin enthalten wäre, was er der Vergessenheit entreißen könne, als abermals gepocht wurde. Schnahse guckte abermals durch's Schlüsselloch, indem er den kleinen eisernen Ueberfall leise zurückschob, beseitigte rasch die Kleidungsstücke, griff nach seiner riesigen schildpattnen Schnupftabacksdose, die auf dem Sekretair stand, nahm eine Prise und öffnete dann mit der ernsten Miene eines Mannes, welcher von einer wichtigen Beschäftigung sehr in

Anſpruch genommen iſt, die Thür. Es trat eine Frau, deren Antlitz ein Bild des Grames und des Elends war, ſchüchtern und zaghaft ins Zimmer. Sie mochte ungefähr vierzig Jahre alt ſein und das ſchwarze Haubenband, Kleid und Tuch gaben den Commentar zu dem leid- und kummervollen Ausdrucke ihres Geſichtes. Die unglückliche Frau ſchien zu der Klaſſe verſchämter Armen zu gehören, welche die äußerſten Anſtrengungen machen ihre Noth indiscreter Neugierde und ſelbſt innigerer Theilnahme zu entziehen, und die weniger um ihre Noth, als darüber bekümmert ſind, daß ſie den Schein der Armuth nicht von ſich abwenden können.

Womit kann ich dienen? ſagte Schnabſe ſehr freundlich.

Verzeihen Sie, verſetzte die Frau mit gedämpfter Stimme, ich bin die Tiſchlermeiſterfrau Martini und wohne in Ihrem Hauſe, in der Röthnerſtraße. —

So? Setzen Sie ſich, liebe Frau. Sie trauern, wie ich ſehe.

Leider, verſetzte die Frau, mein guter braver Mann iſt mir vor fünf Monaten geſtorben.

Und die Frau Martini wurde bei dieſen Worten vom Schmerz überwältigt — jedoch hielt ſie ihre Thränen zurück.

Wir ſind ja alle in Gottes Hand, ſagte Schnabſe, indem er die Hand der Frau ergriff und ſie auf den Stuhl niederdrückte. Und heißt es nicht in unſerm Evangelium — ſelig ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden! —

Ich hoffe auch auf Gottes Beiſtand, entgegnete die Frau. Er wird mich nicht verlaſſen. Mein Mann hat Tag und Nacht für die Seinen gearbeitet — aber wir hatten ſehr ſchlechte Zeiten und viel Unglück — er hat uns nichts — gar nichts hinterlaſſen können. —

Nichts, ſagte Schnabſe — o, das iſt ja ſehr Viel, liebe Frau, denn ein Reicher wird ſchwerlich ins Himmelreich kommen, ſagt unſer Herr Chriſtus.

Ich bin auch nicht beſorgt um meinetwegen, ſagte die Frau, aber ich möchte meine Kinder nicht ins Waiſenhaus bringen, und ich habe deren fünf. Ich hoffe, daß ich ſie, bis ſie mehr herangewachſen, ernähren kann. — Meine Emma, die Aelteſte, iſt ſchon dreizehn Jahre, und ſie hat etwas gelernt. O, es wird ſich gewiß noch Alles recht gut machen, denn meine Kinder ſind alle wohlgerathen, folgſam, fleißig und fromm. Aber in dieſem Augenblicke. —

Haben Sie Noth — ſagte Schnabſe, als die Frau inne hielt, indem er ihre Hände ergriff, kann mir denken. Fünf unerzogene Kinder — das

will was heißen. Nun, verzagen Sie nicht, liebe Frau, der Herr verläßt die Seinen nicht. Sagen Sie mir nur, was Sie von mir wünschen. —

Ich habe gehofft die dreimonatliche Miethe mit den Ausständen meines Mannes vollständig decken zu können, die Summe iſt nicht ganz gering — aber ich ging von Einem zum Andern und habe nichts erlangen können.

Das iſt ſehr ſchändlich, ſagte Schnabſe, ſehr unrecht. Einer Wittwe ihre paar Groſchen vorzuenthalten! — Wer ſind Ihre Gläubiger? —

Die Frau Martini nannte ſie.

Das ſind Leute, die bezahlen können, ſagte Schnabſe, es iſt gemein. Uebergeben Sie mir Ihre Forderungen — ich werde ſie einkaſſiren, ohne Gnade und Erbarmen gehe ich ihnen zu Leibe. Sie ſollen bald Ihr Geld haben.

O, Sie ſind ſo gut — ſagte Frau Martini — dann hoffe ich auch keine Fehlbitte zu thun. Ich bin nämlich mit der letzten Miethe in Reſt, und Ihr Vicewirth will mich heute ermittiren, wenn ich ihm nicht ein Schein von Ihnen bringe, daß Sie mir die Miethe noch ſtunden wollen.

Das iſt ein ſchlechter Menſch, dieſer Vice, ſagte Schnabſe, ein ſehr ſchlechter Menſch. Schickt ſie zu mir und weiß recht gut, daß er nur allein in der Sache etwas thun kann. Sehen Sie, liebe Frau, dieſer Vice iſt eigentlich der Wirth, denn ſein Geld ſteckt in dem Hauſe. Was ich daran habe iſt nicht des Nennens werth. Er zieht die Miethe ein, die nur einen geringen Beitrag über die Zinſen abwirft, und macht ſich damit bezahlt. Ein ſehr ſchlechter Menſch, dieſer Vice, will Sie ermittiren — eine arme Wittwe, mit fünf unmündigen Würmern und ſchickt Sie zu mir. Es thut mir herzlich wehe, liebe Frau, aber ich kann gar nichts bei der Sache thun. Sieht es bei mir wie bei einem reichen Manne aus? — Ich bin eben ſo arm wie Sie. Doch was thut's? — In unſerm Evangelium heißt es: „Es iſt ein großer Gewinn wer gottſelig iſt und laßt ihm genügen, denn wir haben nichts in die Welt gebracht, darum offenbar iſt, wir werden auch nichts hinausbringen. Wenn wir aber Nahrung und Kleider haben, ſo laſſet uns begnügen.“ — So halte ich es, meine liebe Frau Martini. — Sie müſſen alſo ſehen, wie Sie ſich mit dem Vice abfinden. Doch hören Sie. Machen Sie oder laſſen Sie ſich von einem geſchickten Menſchen einen Aufſatz machen, worin Sie Ihre Noth recht eindringlich ſchildern. Schreiben Sie, daß Sie Ihr Wirth, d. h. der Vice, ermittiren will, und berufen Sie ſich auf mich d. h. nicht etwa als Ihren Hauswirth, denn Sie ſehen, daß ich es nicht bin, ſondern als einen Mann, der Sie genau kennt, und

der Ihnen schon beſt möglichſt unter die Arme gegriffen hat. Das ſchreiben Sie, denn wo ſich ein Wohlthäter gefunden hat, findet ſich auch bald ein zweiter und ein dritter. — Und dann bringen Sie mir das Schreiben und ich will ſehen, was ich für Sie wirken kann. Laſſen Sie den Muth nicht ſinken. Gehen Sie mit Gott und vergeſſen Sie nicht, was unſer Herrgott ſagt: — Das eben iſt eine rechte Wittwe, die einſam iſt, die ihre Hoffnung auf Gott ſtellet, bleibet an Gebet und Flehen Tag und Nacht. —

Die Frau Martini trocknete ihre ſtillen Thränen mit ihrem Taſchentuche und ergriff Schnahſes Hand, die ſie, dankbar für den Troſt, mit herzlicher Innigkeit drückte; dann wollte ſie gehen.

Warten Sie, ſagte Schnahſe, es fällt mir da eben ein, daß ich noch einige Sachen liegen habe, die können Sie gebrauchen.

Und Schnahſe ging hinter den Schirm und kam nach einigen Minuten mit einem wollenen Shawl, welcher ſchon längſt ſein Dienſtjubiläum hinter ſich zu haben ſchien, drei einzelnen Strümpfen und einer kleinen Knabenweſte wieder zurück.

In Ihrer Lage können Sie Alles gebrauchen, ſagte er, ich gebe was ich habe, vielleicht findet ſich mehr — nehmen Sie nur.

Die Frau konnte ſich trotz ihrer ſchmerzlichen Lage eines Lächelns nicht entwehren, als ſie die Sachen annahm, und dachte in ihrem Herzen: der gute Mann, es thut ihm gewiß ſehr wehe, nichts Beſſeres für mich zu haben.

Und ſie dankte noch einmal recht innig für die Bethätigung ſeines guten Willens und ging.

So iſt es, ſagte Schnahſe als er die Thür wieder zugeſchlagen hat, die Armen ſind wirklich dankbarer für eine Hoffnung, die man ihnen macht, als für empfangene Wohlthaten. Dieſen ſchurkiſchen Vice aber werde ich ſofort abſetzen, denn ich habe ihm ausdrücklich geſagt, daß er durchaus keine Miether zu mir ſchicken, die Frau ſofort ermittlen und mich gänzlich aus dem Spiele laſſen ſoll. Will ich all das Bettelvolk auf dem Halſe haben, dann brauch' ich keinen Vice.

Darauf ſetzte er ſich nieder, nahm ein langes ſchmales Buch aus dem innern Schrank des Secretairs und ſchrieb darein:

Wittwe mit fünf Kindern — große Noth — anſtändige Frau — bedarf ſehr dringend der Unterſtützung und verdient ſie im höchſten Grade. — Ich habe ihr zur Beſchaffung der dringendſten Bedürfniſſe zwanzig Thaler geſchenkt.

Es wurde abermals gepocht und unmittelbar darauf wurde sehr energisch der Trücker angefaßt.

Schnabse ging abermals ans Schlüsselloch, guckte durch und lächelte dann sehr boshaft, setzte sich ruhig nieder an seinen Secretär und nahm eine Prise.

Es wurde zum zweiten Male gepocht und so laut, als wollte der Einlaßbegehrende Sturm laufen.

Schnabse erhob sich nach einigen Secunden schrgelassen, öffnete und setzte sich dann wieder an seinen Secretär.

Gut'n Morg'n, Herr Schnabse! rief es sogleich darauf mit klangvoller, munterer Stimme.

Guten Morgen, versetzte Schnabse ohne aufzublicken.

Der neue Besuch war ein junger Mensch von drei und zwanzig Jahren. Er war von mittlerer Größe, nicht sehr stark, aber von kräftigem Knochenbau. Seine lebhaften schwarzen Augen sprüheten unter den dichten Augenbrannen und der stark vorspringenden Stirn Feuer und Flammen hervor, sein Gesicht war regelmäßig und ziemlich schön, um seinen Mund aber spielte ein satyrischer, malitiöser Zug, der einen großen Hang zu losen Streichen verrieth. Der ganze Bursche machte den Eindruck eines lebenslustigen, leichtblüthigen und excentrischen Menschen, der die ganze Welt so zu sagen auf seinen fünf Fingern hätte herum balancieren lassen mögen. Gekleidet war er mit jener Nachlässigkeit, in welche gewöhnlich Schöngeister, Künstler und alle diejenigen Leute zu verfallen pflegen, die entweder zu wenig eitel, oder zu viel Genie sind, um auf das Aeußere mehr, als eine ziemlich oberflächliche Sorgfalt zu verwenden, und sagen wir kurz dieser junge Tollkopf war der Studiosus jur. Theodor Grunow.

Sie scheinen sehr vertieft zu sein, sagte der junge Mann, indem er sich ohne Umstände neben Schnabse niederließ, lassen sich die Procente so schwer zusammenrechnen?

Herr Grunow, sagte Schnabse mit einer eisernen Miene, was wünschen Sie?

Sie fragen, entgegnete der Student lächelnd — das Salz des Lebens ist mir ausgegangen — ich gebrauche Geld! —

Ich auch; versetzte Schnabse sehr trocken.

So; sagte Grunow in einem Tone als wundere er sich darüber, ich meine, Sie haben Ueberfluß daran.

Ich gebrauche aber mein Geld.

Ach Sie — Sie haben mehr als Sie gebrauchen.

Meinen Sie? — Ich habe gestern mein letztes Geld ohne Zinsen einem unglücklichen Familienvater vorgeschossen.

Der junge Mann lachte laut auf.

Ohne Zinsen, sag' ich Ihnen, fuhr Schnahse sehr ernst fort, was ist da zu lachen? Ich nehme von armen Familienvätern, die ohne Schuld herabkommen, keine Zinsen, ich schenke ihnen, ich helfe ihnen, so viel ich kann.

Und von uns nehmen Sie es zehnfach wieder, sagte der junge Mann.

Ist ganz in der Ordnung, fuhr Schnahse fort, solche junge Verschwender müssen für die Armen, die Unglücklichen mitbezahlen. Sie können mit Ihrem Gelde sehr gut auskommen, eine ganze Familie von zehn und mehr Leuten könnte davon völlig sorgenfrei und recht anständig leben. Warum vergeuden Sie Ihr Geld? Warum kommen Sie zu mir? — Ich habe Sie nicht eingeladen und würde mich sehr freuen, wenn Sie mich verschonten.

Herr Schnahse, sagte der junge Mann, ich komme in Geschäften und ich erwarte von Ihnen, daß Sie nicht alle Höflichkeit bei Seite setzen. Ich finde auch noch andere Herren, welche gegen mich barmherzig sein und mir auf Wechsel gegen fünfzig Procent Gewinn Vorschüsse machen werden. Aber ich habe mich nun einmal an Sie gewöhnt, deshalb möchte ich bei Ihnen bleiben.

Ich helfe gerne, entgegnete Schnahse mit unerschütterlicher Ruhe, aber ich unterstütze nicht gern den bodenlosen Leichtsinn junger Leute. Da, hier sehen Sie her. Da habe ich einem armen Studenten, der viel Talent, sehr großen Fleiß und geringe Stipendien hat, hundert Thaler geschenkt.

Und Schnahse schlug ein Blatt in einem großen dicken Buche auf, worauf sich ein großer Kler befand.

Was bedeutet der Kler? fragte der junge Mann sehr ungläubig lächelnd.

Das bedeutet, daß ich das Geld in den Schornstein geschrieben habe, ich gab ihm das Darlehen in meliorem fortunam.

Hübsch von Ihnen, sagte Gennow, das Alles kann Sie aber nicht abhalten, mir ebenfalls ein Darlehen zu geben, das Sie nicht in den Schornstein zu schreiben brauchen, wenn Sie nicht etwa eine Passion für dergleichen zinsfreie Darlehen gefaßt haben.

Wozu gebrauchen Sie Geld? fragte Schnahse.

Schulden zu bezahlen; versetzte der junge Mann, meine Manichäer mir vom Halse zu halten. Also kurz, ich ersuche Sie um 50 Thaler.

Nichts; sagte Schnahse sehr trocken.

Sie scherzen.

Ich kann mein letztes Geld nicht fortgeben. Mit dem, was ich Ihnen borge, erkaufe ich mir die Hölle, und ich will mir lieber den Himmel erkaufen.

Sie geben mir 50 und ich händige Ihnen einen Wechsel über 60 ein. Dann bleiben also 10 übrig, für welche Sie auf meine Rechnung Gutes thun können. Ich gebe diese zehn Thaler gern.

Ich aber nehme sie von Ihnen sehr ungern.

Hier; ich habe den Wechsel schon ausgestellt.

Mit diesen Worten holte Grunow sein Taschenbuch aus der Tasche, wobei er ein zusammengelegtes, gelbes Stück Papier mit herauszog. Schnahse bemerkte es, hob es auf und entfaltete es ohne Weiteres. Doch kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, fragte er:

Wie so kommen Sie denn dazu? —

Ach, das ist ein Verlobungsgedicht. Seit einiger Zeit beschäftigte mich dieser grenzenlose Spaß dergestalt, daß ich an nichts Anderes dachte, als daran, ihn würdig durchzuführen. Meine Freunde haben sich schon halbtodt darüber gelacht.

Lassen Sie den Spaß hören.

Erst wollen wir unser Geschäft abmachen. Hier ist der Wechsel. Am ersten October zahle ich.

Schnahse nahm den Wechsel, überlas ihn genau, schloß dann eine Schublade auf, nahm zwei Rollen Geld heraus und legte sie vor dem jungen Manne hin.

Wie viel? fragte dieser.

Alles was ich habe — vierzig Thaler.

Das ist sehr wenig für sechszig, bemerkte Grunow.

Das wird sich wohl ganz gleich bleiben, Sie würden mit zweihundert nicht mehr ausrichten, als mit diesen vierzig. Gehen Sie haushälterisch mit dem Gelde um. Ich habe nicht mehr und ich gebe Ihnen nicht mehr. Ist es Ihnen zu wenig — nehmen Sie Ihren Wechsel und lassen Sie mir mein Geld.

Aber ich bin Ihnen doch wahrlich sicher.

Eben deshalb — lernen Sie das Geld schätzen. Es ist nicht nö-

thig, daß Sie zwanzig Thaler verlieren, um vierzig zu erhalten. Sie machen ein schmähliches Geschäft; es ist ein grenzenloser Leichtsinn, wenn Sie mein Geld nehmen, und ich bitte Sie, nehmen Sie Ihren Wechsel wieder. —

Schnahse suchte den Wechsel wieder hervor, doch ehe er ihn gefunden, hatte der junge Mann das Geld schon eingesteckt.

Also die Geschichte, sagte er.

Schnahse nahm eine Prise und machte ein sehr gleichgültiges Gesicht.

Da wohnt neben mir, Haus an Haus, begann Grunow, ein ganz origineller Kauz, ein Buckel.

Ich kenne ihn, er heißt der kleine Meyer.

Meyer, ganz Recht — eben dieser kleine Mensch scheint auf seine Abnormität, für die er allerdings nicht verantwortlich gemacht werden kann, welche ihm aber auch eben so wenig zur besonderen Zierde gereicht, sehr stolz zu sein. Wenigstens verräth sein Gang, sein ganzes Wesen eine gute Portion Selbstbewußtsein, oder ich möchte lieber sagen, Eigendünkel.

Dieser Buckel, sagte Schnahse mit sehr ernstem Gesichte, ist ein Mann von wenigstens Einmalhunderttausend Thaler.

Das mag sein, entgegnete der Student, er sieht auch immer höchst nobel aus, ist stets sehr sorgfältig gekleidet und hat einen Bedienten, mit dem er immer sehr wichtig thut. Es ist wirklich spaßhaft, die Beiden über die Straße gehen zu sehen, und ich hatte mir längst vorgenommen, mit dem Kleinen anzubinden. Da verfiel ich endlich auf eine sehr komische Idee und ging auch sofort an die Ausführung. Mir gegenüber, oder eigentlich Herrn Meyer gegenüber, wohnt eine alte Jungfer —

Eine gewisse Hummel, fiel Schnahse ein.

Auch die kennen Sie, sagte der Student, Sie sind ein lebendiges Adreßbuch. Nun, dann werden Sie also wissen, daß diese liebenswürdige Jungfer für ihren kleinen Nachbar wie geschaffen ist und —

Sie machten den Eheprocurator, fiel Schnahse ein.

Sie wissen es?

Sie haben es ja in die Zeitung rücken lassen.

Der junge Mann lachte wie toll. Die Geschichte ist zu närrisch, sagte er, und sie ist mir über Erwarten gut gelungen.

Sie werden sich wirklich heirathen? fragte Schnahse.

Nun, das wohl nicht, sagte der junge Mann lachend, aber sie sind

wirklich zusammengekommen, und in Folge dessen hat es Auftritte gegeben, die zu dem schönsten Lustspiel Stoff in Fülle bieten könnten. Das Schönste dabei aber ist, daß Meyers Bedienter mit mir die beste Freundschaft hält und mir Alles haarklein wieder erzählt.

Herr Schnapses Neugierde war durch das bisher Erfahrene durchaus nicht befriedigt, er wollte mehr wissen, und der junge Mann erzählte ihm auf seinen Wunsch die Geschichte so ausführlich, daß er in wenigen Minuten mit dem Hergange der Sache eben so vertraut war, wie Grunow selbst. Wie sehr er von dem Spaße auch erbaut sein mochte, sein Gesicht behauptete den unerschütterlichsten Ernst und er entließ den jungen Mann mit der Bitte, den armen Meyer, welcher ein sehr guter und humaner Mann sei, doch in Zukunft unbehelligt zu lassen. Im Uebrigen gab er seine Versicherung, die Geschichte, die er so eben vernommen, als ein Geheimniß bewahren zu wollen.

Als Grunow den Bettler verlassen hatte, da erst wich der Ernst auf [illegible] steinernen Gesichte. Er rieb sich höchst vergnügt die Hände und lachte in sich hinein. Eine Frau brachte die Vossische Zeitung, welche Schnapse sofort in die Hand nahm und zu lesen begann. Als er das Beiblatt las, umspielte plötzlich ein eigenthümliches Lächeln seinen Mund, er erhob sich, wie es schien, überrascht und erfreut und ging, die Zeitung in der Hand, im Zimmer auf und ab. Das, was eine solche Wirkung auf ihn hervorgebracht, war folgende Anzeige:

Einhundert Thaler Belohnung!

Es hat sich Jemand den frechen Spaß erlaubt, in den hiesigen Zeitungen mich als verlobt mit dem Fräulein Anna Dorothea Hummel anzuzeigen, nachdem er zuvor an das genannte Fräulein Liebesbriefe geschrieben hat, die, mit meinem vollständigen Namen unterzeichnet, darauf berechnet waren, das Fräulein Hummel in die Meinung zu versetzen, daß ich ein Verhältniß mit ihr anzuknüpfen wirklich gesonnen wäre. Wer mir nun den frechen Spaßmacher so sicher nachweisen kann, daß ich ihn zur Rechenschaft zu ziehen vermag, dem sichere ich obige Belohnung zu, die ich auszahlen werde, sobald ich über die Identität der angezeigten Person mit dem Schreiber der Briefe, die ich in Händen habe, außer Zweifel bin.

Joseph Eduard Meyer,
Rentier.

Schnapse las diesen interessanten Artikel dreimal durch, legte die Finger rechnend an das Kinn, kleidete sich dann rasch an und stattete Herrn Meyer einen Besuch ab.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Pension

Wir haben Rosa seit jenem verhängnißvollen Tage, an welchem sie von ihrem Pathen den Brief erhielt, der sie an eine große, schwere Schuld erinnerte, nicht wieder gesehen. Wir haben ihr Zeit gelassen, sich in ihre eigenthümliche Lage hineinzuleben, was ihr nur schwer gelingen wollte. Sie konnte es noch immer nicht fassen, daß ihre Pathen so plötzlich in Liebhaber verwandelt waren, sie vermochte einen solchen Egoismus bei so viel Liebe nicht zu begreifen. Sie wußte noch nicht, daß die Liebe selbst — nur ein veredelter, ein erhabener Egoismus ist.

Dennoch aber erkannte sie, daß sie sich mit dem Gedanken einen ihrer Pathen zu freien, vertraut machen müsse, und je mehr sie dieses that, je unnatürlicher schien ihr das Verhältniß. Konnte, durfte die Heirath, ihre Liebe zu *einem* ihrer Pathen verstärken, oder ihre Liebe zu den andern beiden verringern? —

Ich will gar nicht mehr darüber nachdenken, sagte sie eines Tages, da sie im Garten lustwandelte zu sich selbst, indem sie sinnend eine aufblühende Knospe betrachtete, ich habe mir das so schön gedacht, immer ihre Tochter bleiben zu können, und es wird mir ganz sonderbar zu Muthe, wenn ich daran denke, daß dies ganz anders werden soll.

Gesenkten Hauptes ging sie dann weiter und schien sich immer vom Neuen, in diesen Gedanken zu versenken, den sie so gern von sich abwehren wollte.

Da wurde es plötzlich laut im Garten. Eine ganze Schaar junger, blühender Mädchen von sieben bis zu vierzehn Jahren umflatterte sie. Eine hing sich an ihren Arm, eine andere umhalste sie, eine dritte küßte sie, Alle suchten ihr so nahe als möglich zu sein, Alle schienen ihr etwas

freundliches thun oder sagen zu wollen. Rosa lächelte und herzte mit den Mädchen.

Wir haben Dich gesucht, sagten sie, Madame Bertlin und Ottilie sind ausgegangen, weiß Du Rosa, — Du kannst uns eine recht hübsche Geschichte erzählen.

O, Ihr kennt schon alle meine Geschichten auswendig, versetzte Rosa, ich habe sie Euch schon so oft erzählt und neue habe ich noch nicht gelesen.

O, doch; sagte die zehnjährige Antonie recht schalkhaft lächelnd, Du hast erst kürzlich ein Buch bekommen, in dem gewiß auch recht hübsche Geschichten stehen, und daraus hast Du uns noch nichts erzählt.

Rosa erröthete. Sie erröthete zum ersten Male in ihrem Leben, als sie von einem der Mädchen an ihren Pathen erinnert wurde. Sie hatte in der That nicht längst von Meyer ein neues Buch erhalten, und es standen auch gewiß recht hübsche Geschichten darin, aber sie hatte es noch nicht gelesen — denn in der letzten Zeit las sie weniger, als sonst.

Ich habe dieses Buch noch nicht gelesen, liebe Antonie, versetzte Rosa.

Wirklich nicht? — die ersten Bücher hast Du doch immer sehr bald gelesen. Nun, so erzähle uns eine Geschichte aus dem Stegreif. Das verstehst Du sehr gut.

Ich glaube kaum, daß ich in diesem Augenblicke dazu aufgelegt sein werde, versetzte Rosa, doch ich will es versuchen.

O, das ist hübsch. Weißt Du Rosa — wir setzen uns auf den Rasen zu Deinen Füßen, da hört es sich am besten.

Und die kleine, muntere Schaar zog das Mädchen hüpfend und springend nach dem Rasenplatze. Bald hatten sie sich alle zu Rosas Füßen gelagert, und blickten so herzig und mit so behäbiger Spannung zu ihr auf, daß sie einer Madonna glich, welche eine Engelschaar umgab.

Rosa besann sich ein kleines Weilchen, dann hub sie an.

Der Traum eines Kindes.

In der Nähe einer sehr großen Stadt, in welcher ein mächtiger Kaiser wohnte, lebte einst eine sehr arme junge Wittwe mit ihrem einzigen kleinen Töchterchen.

War der Kaiser eben so mächtig wie unser König? fragte Antonie.

O, noch weit, weit mächtiger, versetzte Rosa, denn sein Reich umfaßte die halbe Erde.

Da konnte er gewiß recht viele Menschen glücklich machen, sagte

die zwölfjährige Emma. Weißt Du Rosa, was ich thun würde, wenn ich Kaiser oder Kaiserin wäre?

Nun, und was?

Dann würde ich all die armen kleinen Mädchen, welche keine Väter und keine Mütter haben, zu Prinzessinnen machen.

O, das wäre schön, sagte Rosa mit einem wahrhaft kindlichem Gesichte, dann würden sie gewiß recht viel Gutes thun.

Ach, erzähle doch weiter, baten jetzt ein paar Ungeduldige.

Rosa fuhr fort:

Einst saß die arme Frau, welche sich sehr rechtschaffen vom Spinnen nährte, noch in später Nacht beim Spinnrade. Es war in ihrem Stübchen stockfinster, denn sie wollte kein Oel verbrennen, um das Geld dafür zu sparen, aber sie konnte trotz dem ganz sauber spinnen. Denn ihre Fertigkeit war so groß, daß sie das feinste Handgespinnst mit verschlossenen Augen anfertigen konnte. Ihr kleines Mädchen schlief ganz sanft in seinem Bettchen und die Mutter freute sich innerlich recht sehr seines gesunden Schlafes und überrechnete mit fröhlichem Herzen, welche hübsche Dinge sie ihm von dem Gewinne der letzten Nächte zu seinem am andern Tage stattfindenden Geburtstage kaufen könne.

In diesem Gedanken störte sie plötzlich ein lautes Aufrufen des Kindes. Die Mutter eilt ans Bette und horcht auf seinen Athem. Die kleine Hedwig schlief, schien aber lebhaft zu träumen, denn sie sprach verschiedene unverständliche Dinge, endlich aber ward ihre Stimme hörbarer und verständlicher und sie sagte ganz deutlich:

Ach — welch eine hübsche große Puppe! Die ist noch größer als der Agnes ihre. O, Herzmütterchen, wie freue ich mich. Dank! Dank! Küßchen! —

Und das Kind that als küsse es die Mutter und es küßte die Mutter wirklich, denn diese hatte sich wehmüthig über das schlafende Kind gebeugt und es inbrünstig geherzt und dabei murmelte sie: Gott erfreut Dich gar sehr im Traume mein liebes Kind. Wie könnte ich je daran denken, Dir in Wirklichkeit eine solche Freude zu bereiten. Eine so große Puppe, wie die Agnes hat, ist gar sehr theuer. Ich kann Dir nur eine ganz, ganz kleine kaufen.

Wenn das der Kaiser wüßte, sagte jetzt Antonie, der würde der armen Hedwig gewiß eine recht große Puppe schenken.

Weißt Du was? sagte Bertha, ich könnte ihr ja meine Puppe geben.

Nun, hört nur weiter, fuhr Rosa fort, die kleine Hedwig wird schon eine Puppe bekommen, der liebe Gott hilft der armen Frau.

O, das ist schön! riefen die Kinder.

Rosa fuhr fort:

Während die Frau so sprach, war es ihr, als schliche sich Jemand in ihre Stube. Sie hörte ganz deutlich leise Tritte, und es war überdies auch sehr möglich, denn ihre Hausthür war nicht einmal zugeschlossen. Es wohnte nämlich bei ihr in derselben Stube eine alte Frau, Mutter Margareth genannt. Die war eine Krankenpflegerin, und weil es oft geschah, daß sie in später Nacht von ihren Krankenbesuchen heim kehrte, ließ die arme Frau die Thür auf, damit, wenn sie von Müdigkeit überwältigt, einschliefe, die alte Mutter Margareth' nicht zu pochen brauchte. Nun war es allerdings möglich, daß das Mütterchen in die Stube leise eingetreten war, um die etwa schlafende arme Frau und ihre kleine Hedwig nicht zu stören, und sich leise zu Bett begeben wollte. Deshalb rief die gute Frau jetzt völlig ohne Angst: — Seid Ihr es — Mutter Margareth?

Keine Antwort.

Mutter Margareth! ich wache noch, ich spinne noch, ich bin noch ganz munter, ich habe nur eben meine träumende Hedwig ein wenig abgeküßt. Denkt Euch, sie glaubte im Traume eine so große Puppe von mir zum Geburtstagsgeschenke erhalten zu haben, wie die Agnes hat, und freute sich nun und herzte mich — Alles im Schlafe. Das hättet Ihr sehen mögen! Ich bin dem lieben Gott recht dankbar für die Freude, die er meinem Kinde im Traume gemacht und wenn sie wacht wird sie sich wohl auch über die kleine Puppe freuen, die ich ihr morgen kaufen will.

Die gute Frau schwieg und wunderte sich sehr, daß ihr Mutter Margareth' keine Antwort gab, die doch sonst so innigen Antheil an ihr und ihrem Kinde nahm — doch sie dachte: das alte Mütterchen ist gewiß recht müde und mag wohl schon eingeschlafen sein.

Sie lauschte und es war wirklich ganz stille, indeß konnte sie sich doch auch geirrt haben, denn es stürmte und regnete draußen ganz gewaltig. Der Regen schlug an die Fenster und verursachte im Verein mit dem heulenden Sturm ein ganz unheimliches Geräusch. Die arme Frau wollte indessen keine Zeit mehr verlieren, bis Tagesanbruch gedachte sie mit ihrer angesetzten Arbeit fertig zu werden, und das Spinnrad begann wieder munter zu schnurren und um den heulenden Sturm zu übertönen und sich recht munter zu erhalten, begann die arme fleißige Frau ein Liedchen zu singen.

So saß sie wohl noch eine Stunde lang, der Regen ließ nach, der Sturm hatte sich gelegt und wie die Frau zu singen aufhörte, da war es ihr, als hörte sie abermals leise Tritte, die Thür knarrte und ein frischer Windzug drang in das Zimmer.

Mutter Margareth', seid Ihr's? fragte die Frau abermals.

Keine Antwort.

Nun wurde es der guten Frau ganz unheimlich zu Muthe, sie faltete die Hände zum Gebet und tappte nach dem Tische, wo das Feuerzeug-stand, um ein Schwefelhölzchen anzuzünden, aber ein starker Luftzug verhinderte sie daran.

O, das ist recht schauerlich, sagte Antonie und barg ihr Köpfchen in Rosa's Schooß.

Durchaus nicht, entgegnete Rosa, der liebe Gott hat es mit der Frau recht gut gemeint.

Hat sie sich nicht gefürchtet? fragte Bertha.

Hört nur, fuhr Rosa fort. Es gelang der guten Frau endlich Licht anzuzünden, aber wie erfreute sie da. Die Thüre war halb geöffnet und auf dem Tische lag ein großer Haufen Geld, welcher die arme erschrockene Frau so freundlich anblitzte, daß sie gar nicht wußte wie ihr zu Muthe war. Sie wollte ihren Augen nicht trauen. Ich träume nun wohl gar selbst, sagte sie, oder das viele Wachen hat mir den Kopf verwirrt.

Eine ganze Weile stand sie nun wie festgebannt da, sie starrte immerfort das helle blanke Geld an, endlich wagte sie die Hand auszustrecken und es zu berühren. Es waren wirklich Münzen. Sie griff und wühlte in den Haufen, es klang so hell und schön wie Gold.

O, welch ein schöner Traum! murmelte die Arme. Lieber Gott, ich danke Dir, für Deine große Güte, bin ich doch, wenn auch nur auf einen Augenblick, sehr reich. Welch schöne Dinge kann ich für diesen Haufen blanken Goldes für meine Hedwig kaufen. Nun soll sie auch eine recht, recht große Puppe haben, und so hübsche Dinge soll sie lernen, so hübsche Bücher werde ich ihr kaufen! O, wie herrlich ist es, so reich zu sein! —

So fuhr die Frau fort, aber immer in der Meinung sie träume, sie setzte sich aufs Bette neben ihr Töchterchen, den Blick unverwandt auf den goldenen Schimmer gerichtet. Die Oellampe, die sie angezündet, brannte immer dunkler, die gute Frau ließ den Kopf sinken, ihre müden Augen schlossen sich, und ein sanfter Schlummer führte sie nun wirklich in das goldene Reich glücklicher Träume ein.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als sie wieder erwachte.

Sie blickte sich verwirrt um, aber sie hatte kaum Zeit dazu, denn ein paar kleine Aermchen umfingen sie herzend und kosend, ein kleiner lieblicher Mund küßte den ihren und eine jubelnde Stimme rief:

Ach, welch eine hübsche große Puppe! Die ist noch größer als der Agnes ihre. O, Herzmütterchen, wie freu' ich mich. Dank! Dank! Küßchen! —

Und nun ging das Küssen und Herzen wieder los. Die Mutter rieb sich die Augen, und entwand sich sanft den umfangenden Armen ihres Kindes. Die kleine Hedwig tanzte nun im Zimmer umher, und sie hatte wirklich eine große, wunderschöne Puppe in dem Arme, schöner konnte sie keine Prinzessin haben. —

Die erstaunte Frau rieb sich die Augen. Träume ich denn noch immer? — sagte sie. Oder bin ich gestorben und lebe jetzt beim lieben Gott im Himmel, wo die Wünsche der Guten in Erfüllung gehen. O, gewiß, ich muß im Himmel sein — denn auf dem Tische liegt ja noch immer der Haufen Geld. O, so herrlich habe ich mir das Paradies doch nicht gedacht.

Als sie so sprach und sich aufrichtete und mehr und mehr umschaute, wie denn das Alles im Himmel um sie her aussehe, da begegnete sie dem lächelnden Antlitze der Mutter Margareth', die hinter dem Kopfende ihres Bettes stand. Margareth', sagte sie, seid Ihr denn auch im Paradiese? — O, das ist schön, daß Ihr mir sobald nachgekommen seid. Nicht wahr, wir sind allesammt im Himmel.

Da trat die Alte an die Träumerin heran und erfaßte ihre Hand. Ja, sagte sie, wir sind allerdings im Himmel, aber der liebe Gott hat uns viel, sehr viel Gnade erwiesen, denn er hat uns schon auf Erden das Paradies erschauen lassen.

Wir sind nicht gestorben? sagte die Frau ganz erstaunt.

Nein, Gute, versetzte die Alte.

Ach, so träume ich also immer noch? —

Es ist Alles Wirklichkeit.

O, dann ist es Zauberei.

Nein, es ist Gotteslohn, entgegnete Mutter Margareth', ja Gotteslohn für Eure aufopfernde Liebe. Nicht Allen und nicht immer kann der liebe Gott das Gute schon auf Erden vergelten, dafür hat er ja das schöne Paradies geschaffen; aber zuweilen schüttet er über die Sterblichen schon hienieden seine ganze Gnade aus, um die Menschlichkeit im Guten zu ermuntern und von seinem Dasein Zeugniß zu geben.

Ach, was Ihr da hübsches sagt, Mutter Margareth' — ist das gewiß wahr? —

Hört nur, fuhr die Alte fort. Habt Ihr nicht in der Nacht Schritte gehört? —

Ja, freilich.

Nun, Ihr habt hohen Besuch gehabt.

Hohen Besuch? Es war ein lieber Engel bei uns, oder gar —

Die heilige Jungfrau, fiel die Alte ein, nein, die waren es nicht selbst, aber sie hatten einen guten Stellvertreter geschickt — rathet! —

Ach, der Kopf ist mir ganz wirre, sagte die Frau, die Hände fromm faltend. —

Nun, der Kaiser war bei Euch! —

Der Kaiser! rief Mutter und Töchterchen zugleich, als schiene ihnen dieses noch unmöglicher, oder vielmehr noch merkwürdiger als der Besuch eines Engels oder der heiligen Jungfrau.

Ja, der Kaiser, fuhr die Alte fort, und das kam so. Der Kaiser wollte noch in später Nacht nach seiner Residenz fahren, er kam nämlich von einer kleinen Reise heim. Aber hier in der Nähe brach ein Rad an seinem Wagen, gerade als es fürchterlich zu regnen und zu stürmen begann. Ich war auch gerade auf dem Wege nach hier. Da trat plötzlich ein Mann zu mir heran, und fragte mich, ob ich ihm irgend ein nahes Obdach zeigen könnte. O, gewiß, versetzte ich, da kommt nur mit zur Frau Johannes, bei der ich wohne, da seid Ihr gut aufgehoben. Wir werden die Thür wohl unverschlossen finden, aber Ihr müßt recht, recht sacht eintreten, denn die arme Frau könnte schlafen, und dann möchte ich sie um keinen Preis stören, denn sie schläft jetzt so schon recht herzlich wenig. Und warum das? fragte der Mann. Weil sie des Nachts am Spinnrocken sitzt, um für ihre Kleine ein Geburtstagsgeschenk zu verdienen. Ja, Mütterchen, da wollen wir recht leise gehen, sagte er. Nun schlichen wir uns ganz sachte in die Stube. Er ging fast noch leiser als ich. Da standet Ihr so eben bei Eurer träumenden Hedwig. Der Mann gab mir einen leisen Druck am Arme, als Zeichen, daß ich mich still verhalten sollte. So standen wir ein gutes Weilchen, bis wir Euch wieder spinnen und singen hörten. Dann trat er ganz leise an den Tisch und machte sich dort etwas zu schaffen und flüsterte mir zu: Kommt, führt mich hinaus, damit ich nirgends anstoße und kein Geräusch verursache. Ich führte ihn bei der Hand, aber anstatt mich draußen loszulassen, hielt er mich ganz fest und sagte zu mir: Wollt Ihr wohl mit mir gehen Mütterchen, und der Kleinen eine Puppe bringen? Ich habe eine

recht hübsche zu Hause. Die Mutter würde sich doch gar zu sehr freuen, wenn sie am Morgen die Puppe fände, die Ihr heimlich der Kleinen aufs Bette legen könnt. Ja, recht gerne, sagte ich. Aber wird Euch der Weg nach der Stadt nicht zu weit sein? — Und wenn er noch zehnmal weiter wär, versetzte ich, das thu' ich mit der größten Freude. Nun gingen wir rüstig vorwärts. Allmählig wurde es hell, es kamen Leute zu uns heran, die meinem Begleiter mit ungeheurer Ehrfurcht begrüßten. Mich sahen sie mit großen Augen an, denn der junge Mann führte mich beim Arme, und ein wunderschöner Wagen kam angefahren mit einem Kutscher, der strotzte von Gold, und hinten auf dem Bocke ein goldbetreßter Diener. Denkt Euch Frau Johannes, in diesen Wagen mußte ich mit meinem Begleiter einsteigen bis wir vor ein großes Schloß vorfuhren und da ging mir ein Licht auf. Ich sah den jungen Herrn nun recht genau an — heilige Mutter Maria — es war der Kaiser. Na — das war ein schöner Spaß, ich glaubte in die Erde versinken zu müssen. Aber es half nichts — ich mußte mit in den Palast kommen und wurde in ein prächtiges Zimmer geführt, dort verweilte ich etwas, bis ein Bedienter mit einem großen Kasten und einem schweren Beutel kam. Da sagte er, das schenkt unser gnädigster Kaiser Euch, der Frau Johannes und der kleinen Hedwig. Sein Gotteslohn für Eure große gegenseitige Liebe sein. Gotteslohn für Liebe! rief ich jubelnd und küßte dem Menschen die Hand. Und nun wurde nicht lange lamentirt. Ein Bedienter trug die Sachen hinaus, ich mußte folgen, mich in einen hübschen Wagen setzen und nun ging's wie die wilde Jagd direct hierher. Aber es wurde etwas weiter unten Halt gemacht. Ich stieg aus, der Bediente trug mir die Sachen nach, und so kam ich ganz still und heimlich damit hier an, und konnte während Ihr fest schliefet, Alles in Ordnung machen. Ja — Gotteslohn für Liebe — Frau Johannes — Alles vom Kaiser. Gott segne ihn! —

Und dem guten Mütterchen rannen die hellen Thränen über die Wangen, Frau Johannes faltete die Hände und kniete nieder, und auch die kleine Hedwig faltete die Hände und kniete neben der Mutter und es ist gewiß nie ein innigers, inbrünstigeres Dankgebet zum Himmel emporgestiegen.

Das war ein guter Kaiser, sagte Antonie.

Und auch eine gute Mutter, sie brauchte nun nicht mehr des Nachts im dunkeln zu spinnen, nicht war Rosa? sagte Bertha.

Nein, aber sie war trotz dem nicht weniger fleißig, denn sie dachte,

von dem Segen, der mir Gott beſcheert, will ich Gutes thun, und wenn ich arbeite, bedarf ich um ſo weniger ſelbſt von meinem Schatze.

Das war ſehr vernünftig gedacht, ſagte Bertha ſinnend.

Roſa erhob ſich jetzt, ſie hatte Ottiliens Stimme gehört, die ſo eben in den Garten getreten war. Du giebſt wieder Unterricht, Roſa, ſagte ſie lächelnd. Wahrlich, Du biſt zur Lehrerin geboren, aber ich muß Dir etwas Neues erzählen.

So? —

Du wirſt Augen machen.

Du machſt mich wirklich neugierig.

Einer von Deinen Pathen — Ach — nun wirſt Du wirklich aufmerkſam, ja, es iſt etwas von Deinen Pathen, oder vielmehr von Deinen —

Es iſt ihnen doch nichts Schlimmes begegnet? fiel Roſa raſch ein.

Schlimmes? — Nun, das gerade nicht — aber Dir iſt etwas ſehr Gutes begegnet, mein Kind. —

Ich verſtehe Dich wirklich nicht, Ottilie.

Nun, einer Deiner Pathen — iſt — verlobt.

Ah — ſagte Roſa, und es war ihr plötzlich, als fiele ihr ein Stein vom Herzen. —

Und weißt Du wer? —

Wie ſoll ich wiſſen — ich erfahre es ja von Dir zuerſt.

Herr Meyer!

Ottilie ſah Roſan mit einer gewiſſen lauernden Schalkhaftigkeit an.

Du freuſt Dich, nicht wahr? ſagte ſie dann.

O, freilich, mein lieber Pathe hat gewiß recht glücklich gewählt.

Sehr glücklich, wie ich höre, verſetzte Ottilie lachend, eine Perſon die ganz für ihn paßt, ein altes, kleines, dickes Fräulein, eine gewiſſe Dummel. —

Gewiß herzensgut, fiel Roſa ein.

Das iſt möglich, ſagte Ottilie. Da, wenn Dir die Sache vielleicht unglaublich vorkommt, hier iſt die Zeitung.

Aber warum ſollte mir das unglaublich vorkommen? ſagte Roſa und las die Verlobungsanzeige.

Nun muß ſich noch der Aſſeſſor verloben, ſehr Ottilie fort, dann bliebe nur noch der Hauptmann, und der ginge allenfalls.

Roſa wurde über und über roth.

Zu ihrer Freude entfernte ſich Ottilie ſehr bald, und ſah die kleinen

Mädchen schnell mit sich fort, nur Antonie und Bertha blieben bei ihr. Rosas Gemüth war sehr bewegt, es wurden Gedanken in ihrer Brust rege, die sie bisher nie gekannt.

O, ich dachte es wohl, sagte sie leise vor sich hin — sie sind erhaben über jeden Egoismus, ihr Edelmuth ist ohne Grenzen.

Rosa war in der That sehr glücklich.

Es vergingen zwei Tage. Rosa saß am Clavier und übte mit einem der Mädchen ein Musikstück ein, da kam Ottilie abermals, mit einem Zeitungsblatte in der Hand lächelnd in's Zimmer.

Rosa, wieder etwas Neues! sagte sie.

Hat sich wieder einer meiner Pathen verlobt? fragte Rosa mit einem überaus glücklichem Gesichte.

O, nein, im Gegentheil.

Im Gegentheil? —

Die Verlobung des Herrn Meyer wird von ihm selbst widerufen. Das ist eine recht närrische Geschichte. Ich habe schon so viel lachen müssen. Der Spaß ist classisch. Da lies selbst.

Rosa nahm die Zeitung, sie las „hundert Thaler Belohnung" u. s. w.

Das ist eine recht erbärmliche Geschichte, sagte sie dann mit leichenblassem Gesichte, das muß ein sehr bedauernswürdiger Mensch sein, der solche Späße machen kann.

Und sie verließ verletzt das Zimmer.

Nein, die Rosa ist doch gar zu empfindsam, sagte Ottilie, nun ist sie am Ende noch böse darüber, daß ich über einen so originellen Spaß lache. Ich könnte den Menschen küssen. Ich habe nun das Fräulein Dummel gesehen, es kann sich wahrlich nichts Possenderes in der Welt zusammenfügen. Eine wahre Karikatur von Ehepaar.

Und Ottilie lachte so heftig, daß sie sich die Seiten halten mußte.

Rosa aber saß einsam in ihrem Stübchen, das schöne Haupt gestützt und weinte.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Der Verräther.

Wir begegnen jetzt Herrn Meyer wieder in der Situation, in welcher wir ihn am Anfange unſerer Geſchichte angetroffen haben. Um ſich aus ſeiner peinlichen Lage zu befreien, hatte er bei ſich beſchloſſen, eine Reiſe nach Paris zu machen und dort ſo lange zu bleiben, bis der verhängnißvolle Wahltag ſeine Gegenwart erheiſchen würde. In Paris wollte er zugleich ein Geſchenk für Roſa kaufen, ſo glaubte er ſicher jeder Concurrenz ſeiner beiden Mitbewerber begegnen zu können. Zuvor aber wollte er ihr ſeine Reiſe und deren Urſache anzeigen. Doch Meyer huldigte, wie wir geſehen haben, dem Fatalismus, und war der Meinung geworden, daß es Gottes Wille ſei, daß er in Berlin bleiben ſolle, weil er an Roſa in der Zerſtreuung einen leeren Brief ſenden wollte. Und darin war er ganz entſchieden. Nur die Frage beſchäftigte ihn noch, ob er nicht ſeine jetzige Wohnung, die ihm des gehabten Skandals in der Nachbarſchaft wegen, unleidlich geworden, ſchleunigſt verlaſſen ſollte. In dieſer Betrachtung wurde er durch ein Geklingel geſtört, welches auch Jacob in ſeinen Demonſtrationen unterbrach.

Jacob kam bald wieder zurück und meldete:

Da iſt ein gewiſſer Herr Schnabſe, der Sie dringend zu ſprechen wünſcht. Er ſieht nicht ſehr fein aus, denn ſein Hut iſt ſehr kahl und hat einen Rand, auch ſein Rock iſt ganz altmodiſch, aber ſeine Stiefel ſehen recht hübſch blank aus — die hat er ſich gewiß nicht ſelbſt gepunt.

Sicher hätte Jacob den Steckbrief des Herrn Schnabse noch mehr vervollständigt, wenn ihm sein Herr nicht endlich das Wort abgeschnitten hätte, indem er sagte:

Laß den Herrn eintreten.

Jacob ging und bald darauf trat Schnabse ein.

Mein lieber Herr Meyer, begann er —

Bitte, nehmen Sie Platz, unterbrach ihn Meyer.

Auch das, versetzte Schnabse indem er sich setzte, seine große Schnupftabaksdose aus der Tasche zog und Meyer gemüthlich eine Prise bot — Sie werden sich wundern, fuhr er dann fort, mich bei Ihnen zu sehen —

O, gar nicht, sagte Meyer, ich errathe —

Sie errathen? — Ich sage Ihnen, Sie errathen nicht, entgegnete Schnabse, ich gebe Ihnen hundert Thaler, wenn Sie errathen weshalb ich Sie aufgesucht, und eben so viel bitte ich mir von Ihnen aus, wenn Sie es nicht errathen.

Sie wollen also keine Unterstützung? —

Sehr indirect gewissermaßen Herr Meyer; versetzte Schnabse. Geld will ich allerdings, aber nicht mehr, als Sie mir schuldig sind. Ich bitte um die Gefälligkeit, mir hundert Thaler auszuzahlen, und in Contant, wenns Ihnen beliebt, denn es wäre die erste Summe, welche ich für einen gewissen wohlthätigen Zweck erhielte, und die muß klingen, wenn's Glück bringen soll.

Schnabse nahm abermals eine Prise, lächelte sehr gutmüthig und holte aus seiner Tasche einen ledernen Beutel heraus. Hierin sollen die hundert Thaler liegen. Zählen Sie auf.

Meyer war, wie wir schon oft gesehen haben, die Geduld und die Sanftmuth selbst, auch im Geben und im Wohlthun konnte ihm nicht leicht zu viel zugemuthet werden, er war immer willig, wo es galt einer Noth abzuhelfen. Aber die Art und Weise mit welcher ihm der „Bettler" jetzt eine Wohlthat abdringen wollte, berührte ihn, zumal in seiner gegenwärtigen Verstimmung, doch sehr unangenehm. Er hatte ihm nicht längst eine Summe gegeben, und wieder wurde er nun von demselben Manne um hundert Thaler und auf eine so kategorische Weise angegangen. Das war selbst einem Manne von Meyers Gutmüthigkeit zu viel.

Mein lieber Herr Schnabse, sagte er, ich bin in diesem Moment, und Sie werden sich denken können weshalb, so mißgestimmt, daß ich nicht einmal zum Wohlthun aufgelegt bin.

Sie werden ſchon auflegen, verſetzte Schnabſe, ich habe einen Schuldſchein, den Sie hoffentlich ohne Ausflüchte honoriren werden.

Einen Schuldſchein? ſagte Meyer ganz erſtaunt.

Nun freilich, hier präſentire ich Ihnen denſelben.

Und mit dieſen Worten hielt er dem erwartungsvoll daſtehenden Meyer die Belohnungs-Annonce vor Augen, welche er aus der Zeitung herausgeſchnitten hatte.

Was ſoll das heißen? fragte Meyer.

Es iſt wahrlich nicht der Mühe werth, mein guter Herr Meyer, daß Sie ſich wegen ſolcher Narretei ſo vielen Kummer machen, ſagte Schnabſe, ihm ſeine Doſe präſentirend, und ich bin zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu ſagen, daß mir der Uebelthäter ſehr wohl bekannt iſt.

Ihnen?

Mir! —

Nun, dann bitte ich mir den Menſchen zu nennen.

Den Menſchen? Es iſt gar kein Menſch —

Es iſt kein Menſch? —

Ein junger Laffe iſt es, der erſt ein Menſch werden muß. Ich kann Ihnen ſeinen Namen aber nur unter zwei Bedingungen ſagen.

Und die wären? —

Erſtens müſſen Sie mir die hundert Thaler Belohnung ſofort auszahlen, denn ſie ſind zu einem wohlthätigen Zwecke beſtimmt, der ſehr dringlich iſt, und zweitens müſſen Sie mir verſprechen, dem Windbeutel zu verzeihen, denn er wußte nicht was er that, iſt ſonſt ein gutmüthiger Burſch und ordentlicher Leute Kind.

Meyer ſtand nachdenklich da.

Es muß ein mauvais Sujet erſter Klaſſe ſein, ſagte er dann kopfſchüttelnd, man würde ihn in ſeinen Schlechtigkeiten nur noch beſtärken. Es iſt nöthig, daß ein ſo leichtſinniger Menſch corrigirt werde, daß er einſehen lerne, welche Folgen ſeine Gewiſſenloſigkeit haben kann.

Das Alles hat er ſchon von mir erfahren, entgegnete Schnabſe, ich habe ihm ſo zu Gemüth geſprochen, daß er blutige Thränen geweint hat. Ja, er war ganz zerknirſcht ſage ich Ihnen, er wollte ſofort zu Ihnen hingehen, Ihnen zu Füßen fallen, Ihnen die Hand küſſen — kurz er war außer ſich. Ich hatte Mühe, ihn zu tröſten.

Meyer wurde ſehr gerührt.

Wenn das iſt, ſagte er, dann wäre allerdings noch Hoffnung zur Beſſerung, denn oft werden allerdings ſolche leichtſinnige Patrone die

beſten Menſchen, wenn ſie das Glück haben, noch zeitig irgend einen moraliſchen Anhalt zu finden. Ich bin gar nicht abgeneigt, ihm zu verzeihen. Aber ſagen Sie mir, wieſo kennen Sie denn den jungen Mann?

Er gehört zu meinen Stipendianten.

Sie geben ihm Stipendium? —

Monatlich ſechs Thaler, denn es iſt ein äußerſt fähiger, äußerſt talentvoller Menſch, ein Genie, aber, wie das ſo oft der Fall, überſtrudelnd von Laune, leichtſinnig und zu allen ſchlimmen Streichen aufgelegt. Schon oftmals war ich in der Lage, meine Hand von ihm abziehen zu wollen, aber ich weiß, daß er dann rettungslos verloren iſt, während ich ſo die feſte Zuverſicht habe, daß ich noch etwas recht tüchtiges aus ihm machen werde. Es kam geſtern ganz zufällig auf dieſe Geſchichte die Rede. Ich war empört über dieſe Handlungsweiſe und meinte, der Spaßmacher müſſe geſtraft werden, der einen ſo guten, ſo biedern und wohlthätigen Menſchen, wie Sie ſind, auf dieſe Weiſe lächerlich machen konnte. Da horchte er hoch auf. Wie, ſagte er, iſt der Herr Meyer wirklich ſo bieder? — Nun erzählte ich ihm Ihre Wohlthaten, denn an ſolchen Beiſpielen muß ſich der Leichtſinn aufrichten und veredeln, und da rannen ihm ein paar Thränen über die Wangen, er ſchlug ſich vor die Stirn, nannte ſich einen Buben und nun hatte ich es natürlich heraus.

Es iſt doch kein ſo ſchlechter Menſch, wie ich gedacht habe, ſagte Meyer, welcher während Schnabſes Lobeserhebungen mit niedergeſchlagenen Augen und ſehr wehmüthigem Geſichte daſtand. Sie üben in der That ein Wetterwerk Herr Schnabſe, daß Sie den jungen Menſchen nicht ſinken laſſen.

Nun ſehen Sie — und da habe ich mir gedacht, es iſt die rechte Art, wohl zu thun, wenn man das Böſe zum Guten kehrt. Ich werde den Miſſethäter anzeigen, dachte ich, werde Herrn Meyers Verzeihung für ihn erlangen — denn ich kenne ja Ihren Edelmuth — und werde mir die hundert Thaler von ihm auszahlen laſſen — um ſie dem ſchlechten Menſchen, der jetzt gerade ſein Examen machen will, in ſeinem Namen zu bringen, das wird ihn curiren. Nun, wollen Sie jetzt ſeinen Namen wiſſen? —

Schnabſe nahm eine Priſe — aber was in Meyers Seele vorging, das wagen wir nicht zu beſchreiben. Denn einer guten, edlen Seele bis in ihre geheimſten Fäden nachſpüren, hieße ſie entweihen. Er ſah Schnabſe mit einem unausſprechlichen Blicke an. Es lag in dieſem Blicke das Geſtändniß, daß es doch noch beſſere Menſchen gäbe als er, daß Schnabſe

ihn weit, weit überrage, und daß er noch viel zu thun habe, wollte er, ja, wollte er — Rosas Liebe wirklich im vollsten Maße verdienen. Und in Folge dieser Regung, ſagte er:

Mein lieber guter Herr Schnabſe — ich will den Namen gar nicht wiſſen, und ich will Ihnen die hundert Thaler geben, aber auch nur unter einer Bedingung —

Und die wäre? —

Sie ſagen dem jungen Menſchen nicht, daß Sie mir die Sache erzählt haben. Ich weiß davon nichts. Geben Sie ihm das Geld in Ihrem Namen.

Das werde ich bleiben laſſen, entgegnete Schnabſe ſehr entſchieden.

Aber wenn ich Sie darum bitte? fuhr Meyer fort. Sehen Sie, ſolche feurige, geniale Köpfe beſitzen auch oft ſehr viele Einbildung, und er könnte leicht glauben, ich handle ſo aus Furcht vor ihm, um ihn mir vom Leibe zu halten.

Da haben Sie nicht ganz Unrecht, ſagte Schnabſe ſehr zufrieden mit dieſer Logik.

Alſo, thun Sie, was ich von Ihnen erbitte. Hier ſind hundert Thaler in klingender Münze und in Gold. Und nach einiger Zeit kommen Sie wieder und bringen mir Bericht, wie ſich der junge Menſch verhält, was er beginnt, und ob er etwas von ſeinem Leichtſinn abgelaſſen.

Und Meyer zählte vor Schnabſe zwanzig Friedrichsd'or auf, der ſie mit einer unausſprechlichen Behaglichkeit in den Beutel warf, dem guten Meyer ſtumm die Hand drückte und ſich entfernte, ohne noch ein Wort zu ſagen.

Gottlob, ſagte Meyer und zündete ſich vergnügt eine Cigarre an, die Sache iſt todt! —

Zweites Kapitel.

Die Sache iſt todt.

Alle Wetter, ſagte Jacob, der jetzt wieder mit der blank geputzten neuſilbernen Kaffeekanne in die Stube trat, der muß einen guten Zang bei Ihnen gemacht haben. Ohne mich einer Abſchiedsceremonie zu würdigen, ſchoß er zur Thüre hin und die Treppe hinunter, als wäre Fräulein Hummels Hanne mit einem halben Dutzend Kochlöffel hinter ihm. Und gelacht hat er ſehr fein. Ich habe ſcharfe Augen.

Meyer nahm Jacobs Gleichniß von Fräulein Hummels Hanne ſehr unmuthig auf.

Komm' mal näher, Jacob, ſagte er und fuhr, als Jacob in Erwartung einer längeren Rede ſich in einer faſt militairiſchen Haltung vor ihm aufgeſtellt hatte, folgendermaßen fort:

Ich weiß, Jacob, daß Du mir treu und mit Eifer dienſt, Du haſt auch eine aufrichtige Anhänglichkeit —

O, ich würde mein Leben für Sie laſſen, fiel Jacob ein.

Das traue ich Dir zu, fuhr Meyer fort, und ich habe deshalb auch Nachſicht mit Deinen Fehlern —

Auch die Sonne hat ihre Flecken, fiel Jacob abermals ein.

Mit Deinen Fehlern, fuhr Meyer, das Haupt mißbilligend ſchüttelnd, fort, unter welchen ein gewiſſes vorlautes Weſen und die beſtändige Neigung, mir Deine Meinungen und Anſichten aufzudringen, die läſtigſten ſind. Ich weiß ſehr wohl, daß jeder Menſch Fehler und Mängel hat, bald beſſerer, bald ſchlimmerer Art —

Das ſage ich auch immer, fiel Jacob abermals ein, ſchlug ſich aber ſofort auf den Mund, als Meyer ein ſehr wehmüthiges Geſicht über dieſe abermalige Ausſchweifung ſeines Dieners machte.

Aber, fuhr Meyer fort, Luſt und Lieb' zu einem Dinge macht jede Müh' und Arbeit geringe, und ich frage Dich nun, Jacob, wenn Du wirklich, wie ich ja nicht zweifle, zu mir Liebe haſt, warum ſuchſt Du dieſe Fehler nicht endlich zu verbeſſern, mit welchen Du mir ſo viele Noth verurſachſt? —

Wahrhaftig, verſetzte Jacob, daran habe ich noch gar nicht gedacht. Die Sache iſt ganz richtig. Ich könnte mir ja dafür andere Fehler und Mängel anſchaffen, wenn ich die alten ablege.

Das ist gerade nicht nothwendig, versetzte Meyer.

Nein, das nicht, aber vielleicht nützlich. Denn sehen Sie, bester Herr Meyer, ein Bedienter ohne Fehler wäre ein Unding.

Das ist durchaus nicht meine Meinung, Jacob, obwohl ich zugeben will, daß es allerdings zu viel verlangt wäre.

Ich bleibe bei dem Unding, protestirte Jacob.

Und warum denn gerade ein Unding?

Weil ein Herr ohne Fehler ein Unding ist. Ich wenigstens würde bei einem solchen Herrn nicht eine Stunde im Hause bleiben. Nein, dafür — besten Dank.

Du hast sonderbare Ansichten von der Tugend, Jacob.

Die sind mir schon in der Schule gewissermaßen eingebläut worden, versetzte Jacob, denn unser Schulmeister schlug uns sehr oft über Streiche, die er weit besser machen konnte, als wir Jungen. Mein Vater machte auch manche Dummheiten, die mir Beile einbrachten, wenn ich sie im verjüngerten Maßstabe machte —

Pfui, sagte Meyer, wie magst Du also über Deinen Vater reden.

Alles in guter Meinung, versetzte Jacob, aber die Wahrheit muß sich selbst der liebe Gott gefallen lassen, und läßt sie sich gewiß auch recht gern gefallen, also kann sie mein Alter auch hören, und Jedermann, und ich kann sie natürlich auch aussprechen.

Es kommt aber sehr darauf an, Jacob, was man für Wahrheit hält, und niemals darf die Wahrheit die Ehrfurcht verletzen.

Das ist die Wahrheit mit Zuckerüberguß, entgegnete Jacob, darauf versteht sich unser Eins nicht. Ich wollte auch nur sagen, Herr Meyer, daß die Menschen, welche Mängel und Fehler haben, zwar selten daran glauben, daß aber diejenigen, welche ihre schwachen Seiten erkennen, so ein Häkchen haben, woran sie sich anklammern können, wenn's ihnen mal zu arg wird. Ein Herr ohne Fehler wäre für jeden Bedienten eine ganz entsetzlich große Plage.

Deine Philosophie mag für Deinen Standpunkt wohl etwas Wahres enthalten, sagte Meyer, man wird allerdings nachsichtiger gegen die Schwächen Anderer, wenn man sich seiner eigenen recht bewußt wird, aber ich denke, wir lassen das, Jacob, und Du versprichst mir, Dich wo möglich zu bessern.

Wenn es mir möglich ist, versetzte Jacob, warum nicht? — Ich werde gleich anfangen, den Versuch zu machen.

Das ist mir sehr lieb, und ich bitte Dich vor allen Dingen darum,

erwähne den Namen Hummel, Hanne, Nile und von Allem, was mit der Geschichte zusammenhängt, nichts mehr — denn die Sache ist tott.

So? sagte Jacob, ein sehr verdutztes Gesicht machend, also so jung gestorben! Das ist ein recht jungfräulicher Tod. Und ich habe nun erst recht anfangen wollen. Mit dem Kochlöffel drüben bin ich noch nicht fertig, und die 100 Thaler Belohnung will ich mir noch verdienen.

Jacob, sagte sein Herr mit sehr entschiedener Miene, Du weißt, ich halte Wort, und so sage ich Dir denn, wenn Du mit irgend Jemanden, weß Namens er auch sein möge, nur ein einziges Wort über diese Geschichte fallen läßt, was mir zu Ohren kommen wird, so bist Du unwiderruflich aus meinem Dienste entlassen. Ich denke, die Sache hat mir Kummer genug verursacht, und Du wirst ihn hoffentlich nicht noch vergrößern wollen. Ich will die Namen überhaupt nicht mehr nennen hören, und daß Du es schließlich wissest, wir ziehen wo möglich noch diese Woche und sobald wir ein passendes Quartier gefunden, von hier fort.

Nun, meinetwegen, sagte Jacob, dazu kann ich nur meine vollkommene Zustimmung geben, dann kommt Ihnen doch das Fräulein Hum — Brummel wollte ich sagen — aus den Augen, und das ist auch nothwendig, man wird sonst noch zu lauter Galle. Und übrigens, ich wüßte eine Wohnung —

So?

Ja, ich wüßte wohl eine, es frägt sich nur, ob sie leer ist.

Hierauf kommt es eben an, entgegnete Meyer. Wir werden übrigens Nachmittags ein wenig durch die Stadt gehen und eine gute Wohnung aufsuchen.

In diesem Augenblicke wurde abermals geklingelt, Jacob verschwand und bald darauf wurde die Thüre wieder geöffnet. Der Hauptmann von Jachmann trat ins Zimmer, sehr zufrieden über Jacobs respektvolles Benehmen, welcher die Thüre mit einem sehr tiefen Bücklinge so weit er konnte aufriß und sich dann, eine Grimasse hinter dem Hauptmann schneidend, schleunigst entfernte.

Es wird Ihnen ja abscheulich bubenmäßig mitgespielt, sagte v. Jachmann, nachdem er sich in Meyers Lehnstuhl hineingezwängt. Man hat also hinter Ihrem Rücken Briefe geschrieben, Liebesbriefe mit Ihrer Namensunterschrift, um das Fräulein Hummel glauben zu machen, Sie hätten sich zum Tollwerden in sie verliebt. So etwas ist unerhört niederträchtig. Ich bin so wüthend auf den Schurken, daß ich um Alles in

der Welt die hundert Thaler verdienen möchte. Aber nur Geduld, nur Geduld, die Sache wird schon an den Tag kommen. Der Verräther schläft nicht, es wird sich schon Einer melden zu den hundert Thalern. Und dann, mein lieber Meyer, ich bitte Sie sehr darum, wenn es einigermaßen ein respectabler Mensch ist, verklagen Sie ihn nicht — keine Civiljustiz — Kriegsgericht. Pistolenduell über einem Taschentuch. Ich bin Ihr Sekundant. Ist der Hallunke aber solcher Ehre nicht werth, dann lassen Sie es ganz allein meine Sache sein, Sie sollen was erleben.

Meyer hatte diese Worte mit schmerzlicher Ungeduld bis zu Ende gehört, dann ergriff er Jachmanns Rechte, und sie gutmüthig lächelnd in der seinen haltend, sagte er:

Lassen Sie es gut sein, mein lieber Hauptmann — die Sache ist todt.

Wer ist todt? fuhr der Hauptmann auf.

Nun, die ganze Geschichte.

Kennen Sie also den Buben schon? —

Ich kenne ihn.

Und haben ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt?

Nein, versetzte Meyer lächelnd.

Oder haben ihn von Ihrem Bedienten tüchtig durchbläuen lassen? —

Auch das nicht.

Nun, was haben Sie denn mit ihm gemacht?

Ich habe ihm die hundert Thaler Belohnung geschickt.

Es war, als wenn plötzlich irgend ein Gespenst vor den Hauptmann hingetreten wäre. Sein weniges Haar, welches die Glatze mit künstlerischer Oekonomie bedeckte, schien sich zu Berge sträuben zu wollen, er saß steif und starr im Stuhle und stierte den lächelnden Meyer unverwandt an. Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe sich wieder etwas Leben über ihn ergoß, dann richtete er sich allgemach empor, stellte sich kerzengerade vor Meyer hin und dessen Kopf zwischen seine Hände nehmend, sagte er mit gedämpfter, geisterhafter Stimme:

Haben ihm die hundert Thaler Belohnung zugeschickt! —

Meyer lächelte noch immer fort.

Der Hauptmann ließ ihn endlich los und ging im Zimmer auf und nieder, wie ein Mensch, der mit großen, entscheidenden Entschlüssen schwanger geht, dann trat er wieder vor Meyer hin und ihn von oben bis unten messend, sagte er:

Mann — Sie sind ein Weib! —

Und ohne noch ein Wort hinzuzufügen, ohne seinem Freunde nur noch einen einzigen Blick zu gönnen, verließ er dröhnenden Trittes das Zimmer.

Drittes Kapitel.

Meyer sucht eine Wohnung.

Wir kennen einen Familienvater, der noch jung und jovial, die gutgemeinten Flüche um einen bereichert hat. Wenn er recht zornig und aufgebracht auf einen seiner Bekannten war und er wollte, was einem Menschen von Fleisch und Blut begegnen kann, einen recht entsetzlichen Fluch vom Stapel laufen lassen, dann sagte er: Du sollst das „Wohnungsmiethen“ kriegen. Allerdings lachten alle diejenigen, welche noch keine eigene Wirthschaft hatten, denn sie ahnten nicht, wie diabolisch, wie entsetzlich dämonisch dieser Fluch war. Diejenigen aber, welche darin Erfahrung hatten, konnten nur der höchsten Gereiztheit einen so unmenschlichen Fluch verzeihen. Auch Meyer sollte die Erfahrung machen, was es heiße, in Berlin ein Quartier suchen. Seitdem er eine eigene Wirthschaft mit seiner eigenen selbstständigen Bedienung hatte, d. h. seit zwölf Jahren, hatte er seine jetzige Wohnung in der Behrenstraße inne gehabt. Dem Wirthe des Hauses hatte er einige Tausende auf erste Hypothek geliehen, er war also gewissermaßen Miteigenthümer seiner Wohnung, und so war ihm der Hausbesitzer natürlich mit aller Hochachtung entgegengekommen. Jetzt also zum ersten Male sollte Meyer es kennen lernen, daß es der Unannehmlichkeiten größte sei, eine Wohnung aufzusuchen, wenn man nicht die kleine Vorsicht gebraucht, ein Schild vor sich auf der Brust zu tragen, worauf zu lesen ist: Königl. Beamter mit funfzehnhundert Thalern Gehalt; — Rentier; — Besitzer eines Schubfaches voll Staatsobligationen und Eisenbahnactien; — Banquier; — kinderloser, ruhiger Miether und pünktlicher Miethszahler; — jetzt fehlerhafte Thüren, Fenster und Fußböden auf eigene Kosten in den Stand; — hat vor dem Wirthe die größte Hochachtung und allen möglichen Respect.

Meyer war zu anspruchslos und bescheiden, er hatte ein zu gebildetes Herz, um mit jener Toleranz, mit jener bornirten Wichtigthuerei aufzutreten, welche die herz- und gemüthlosen Menschen charakterisirt, deren jede Miene zu sagen scheint: — Platz da vor meinem Geldsack! — In dieser Weise verstand Meyer nicht zu imponiren. Es giebt aber eine Klasse Menschen, die es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, aller Welt zu beweisen, wie selbst ein edler Geist, verleitet durch den Kitzel, etwas Paradoxes zu sagen, eine große Sünde begehen kann. Das ist in der That Göthes bekannter und leider nur allzu sehr mißbrauchter Ausspruch: nur die Lumpe sind bescheiden. Gott weiß wie viele Hohlköpfe und eingebildete Narren, wie viele — bis auf ihre vollen Taschen — völlig werthlose Subjekte, gestützt auf dieses Paradoxon, sich mit der größten Unverschämtheit gebehrden, einzig und allein aus dem Grunde, ihre Lumpennatur zu verdecken. Denn sie sagen — nach Göthes Ausspruch nicht ganz mit Unrecht — wenn nur die Lumpe bescheiden sind, ist jeder arrogante Narr kein Lump. Wie unzutreffend aber Göthes so lutherisch und absolut ausgesprochener Lehrsatz ist, wird Jeder wissen, der es erfahren hat, daß Lumpe niemals bescheiden sind, daß es aber zum Heile der Welt sehr viele bescheidene Menschen giebt, die über jede Lumperei erhaben sind.

Zu dieser letzteren Klasse gehörte auch unser Meyer. Indem ihn die Natur so zu sagen unter dem Druck einer Mißgestaltung groß werden ließ, welche nicht geeignet ist, zu imponiren, glich er sein Geschick gewissermaßen dadurch aus, daß er unter der Umhüllung großer Bescheidenheit einen Stolz, einen Muth, eine Fülle von moralischer Kraft barg, welche, wie duldsam und sanft er auch gewöhnlich sein mochte, sofort in ihrer ganzen Energie sich zeigten, wenn Bosheit, Schlechtigkeit oder Unverschämtheit ihm entgegentraten, wenn ein wirklicher Lump die Neigung zeigte, mit seiner Gutmüthigkeit und Sanftmuth spielen zu wollen. Freilich dauerte es lange, ehe Meyer, voll Vertrauen zur Menschheit, die volle Ueberzeugung gewann, daß er es wirklich mit einem gemeinen und schlechten Menschen zu thun habe.

Bei einer solchen Natur war es allerdings ein etwas gewagter Schritt aufs Geradewohl, ein Quartier zu suchen, wobei man viel zu fragen hat, aber noch weit mehr gefragt wird und sehr wenig Antwort bekommt. Und wer ihn jetzt in seinem bescheidenen weißen Kragenrock, in welchem er, wie Napoleon in seinem grauen Rock, gewissermaßen historisch geworden ist, die über den Eingängen der Häuser hängenden Miths-

zettel studiren sieht, würde ihn sicher bedauern, sähe er nicht den unvermeintlichen Jacob hinter ihm. Abgesehen davon, daß er seinem Herrn für etwaige unangenehme Zufälle zum Schutz und Trutz dienen sollte, konnte er ihm in sofern noch von großem Nutzen sein, als er doch erkennen ließ, daß sich Herr Meyer in respectablen Vermögensumständen befinden mußte. Zwar hatte ihn Meyer keineswegs in dieser Voraussicht mitgenommen, er wollte vielmehr durch seine Mitwirkung bei dem beschwerlichen Geschäfte das Unangenehme ersparen, stets von einer Seite nach der andern hinübergehen zu müssen. Wenn Meyer auf der andern Seite, als auf der er ging, einen Zettel hängen sah, mußte Jacob hinübergehen, lesen und Bescheid bringen. Auch sollte er ihm etwaiges unnützes Treppensteigen, von welchem Meyer kein Freund war, ersparen.

Jacob hatte sich zu dieser Stadtreise ganz ordentlich vorbereitet. Es schien, daß er besser als sein Herr mit der Weise eines Theils der Berliner Hauswirthe vertraut war. Er hatte sich aufgestutzt, als wollte er zur Brautschau gehen. Jacob hatte keine Livree; Meyer liebte es nicht, eines Menschen Dienstverhältniß und Abhängigkeit in äußerlichen Abzeichen auffällig kund zu thun. Jacob trug für gewöhnlich einen kurzen schwarzen Rock und ein Beinkleid von gleicher Farbe. Für besondere Feierlichkeiten besaß er einen schwarzen Frack. Sein geglättetes Haupt bedeckte alltäglich eine Militairmütze, in welcher er sich — als ehemaliger dreijähriger Pionir — besonders stolz und verwegen ausnahm. Aber Jacob war außerdem noch Eigenthümer eines schwarzen Hutes, welcher sein Haupt bedeckend, ihm wirklich ganz das Ansehen eines jungen Bürgers gab.

Jacob hatte sich auch heute mit diesen Attributen einer sonntäglichen Stimmung bekleidet und Herr Meyer hatte nichts dagegen, wie er denn überhaupt seinen Diener in dergleichen unschuldigen Ergötzlichkeiten nicht gern störte. Aber was Herr Meyer nicht sah, war eine stählerne Lorgnette, welche Jacob an einer schwarzen Litze mit silbernem Schlosse hängen hatte und dem Auge seines Herrn geschickt zu verbergen wußte. Sicher hätte dieser auch gegen einen solchen sonntäglichen Staat nichts einzuwenden gehabt, nur würde es ihm in Rücksicht auf die scharfen Augen, die Jacob zu haben vorgab, ein wenig wunderlich vorgekommen sein, und das war es auch, weshalb Jacob die Lorgnette schnell verbarg und unter seine Weste schob, sobald sich sein Herr nach ihm umblickte.

Aber auffallend war es, wie gut Jacob mit seiner Lorgnette zu coquettiren wußte. Da er ex officio zu den Thüren und Fenstern eines

jeden Hauſes hinan und hinauf ſehen mußte, glaubte er keine Sünde zu begehen, wenn er mehr beachtete, als der Befehl ſeines Herrn ihm vorſchrieb. Und wer wollte es ihm auch verdenken, wenn er lieber in die blitzenden, feurigen Augen, in die muntern lachenden Geſichter der hübſchen Mädchen und Frauen blickte, die ſich an den Fenſtern zeigten, als in die verblichenen und vergelbten Miethszettel, in jene fahlen, abgeſtorbenen Blätter, auf denen zu leſen iſt: — Hier konnte eine Familie nicht die geſuchte häusliche Glückſeligkeit finden! oder: Hier iſt eine theure Hoffnung als Leiche zurückgeblieben; oder: Hier raucht es, hier giebt es eine Heerde von ſehr läſtigen und ſehr kleinen Hausthieren und noch andere Unannehmlichkeiten für hohen Miethszins; oder: Hier miethe nicht, wer nicht kleinen Uebeln entfliehen will, um große dafür einzutauſchen; oder: Das Glück iſt wandelbar, der Menſch veränderlich und die Welt bleibt dennoch wie ſie iſt — und Gott weiß was noch.

Jacob ſtarrte ſo eben, die Lorgnette feſt zwiſchen das Auge geklemmt, in das friſche, volle Antlitz eines ſchwarzäugigen Mädchens für Alles, welches mit der Politur der Fenſter eines Bäckerladens beſchäftigt war, als ſein Herr ſich zu ihm umwandte und ihm ſagte:

Jacob, hier hängt ein Miethszettel, gehe hinein und erkundige Dich, wie groß die Wohnung iſt und in welcher Etage ſie ſich befindet.

Ich finde das ſehr Unrecht, replicirte Jacob, ſeine Lorgnette ſchleunigſt in die Weſtentaſche ſteckend, daß die Wirthe nicht mit großen Buchſtaben auf die Zettel ſchreiben, in welcher Etage die Wohnung liegt und wie viel ſie koſtet — und noch andere ſolche Kleinigkeiten, ob ſie gut und hübſch austapeziert iſt, dann wüßte man gleich, woran man wäre.

Das wirſt Du Alles vom Wirthe erfahren, und man kann ſich auch mit eigenen Augen davon überzeugen, verſetzte Meyer.

Ja, beſonders wenn man ſcharfe Augen hat, entgegnete Jacob, aber ehe man's ſieht, kann man's doch unmöglich wiſſen, und ehe man's weiß, kann man's doch unmöglich miethen, und ehe man's miethet, muß man —

Sich erkundigen — fiel Meyer ſeinem ſophiſtiſchen Diener in's Wort, alſo gehe. Ich werde hier unten ein wenig warten.

Jacob ging ſehr gravitätiſch in's Haus, welches recht anſtändig ausſah. Herr Meyer hielt hierauf ſehr. Er hatte namentlich eine gewiſſe Vorliebe für Häuſer mit Balkons, und das Haus, vor welchem er jetzt

stand, hatte einen solchen. Es verging aber eine Minute nach der andern und Jacob erschien nicht. Meyer wurde endlich ungeduldig und trat in's Haus. Er stieg eine Treppe nach der andern hinauf, schon befand er sich auf der vierten; alle Thüren waren geschlossen und Jacob war nirgends zu sehen.

Das ist doch recht eigenthümlich, dachte Meyer, er müßte mit seinen Erkundigungen schon längst wieder fertig sein, wo mag er denn stecken? —

Diese Frage war recht schwer zu beantworten; Meyer stieg die Treppe auf und ab, aber Jacob war und blieb verschwunden. Er erkundigte sich bei verschiedenen Individuen, die hinunter oder hinaufgingen, ob sie nicht einen Menschen, der so und so ausgesehen, in irgend eine Thür haben hineingehen sehen, man wußte nichts davon. Er erkundigte sich nach dem Wirthe, der wollte seinen Diener nicht gesehen haben, in der zu vermiethenden Wohnung konnte er nicht sein, denn diese befand sich, wie ihm der Wirth sagte, in dem Hause gegenüber. Das war wirklich geheimnißvoll; hätte das Haus das Ansehen einer Spelunke gehabt, Meyer würde sicher haarsträubenden Gedanken à la Mysterien de Paris Raum gegeben haben. Aber das Haus hatte einen durchaus noblen Anstrich; der Wirth war zwar kurz und hatte eine sehr ernste Miene, aber Meyer konnte gerade nicht sagen, daß er sehr grob war, oder daß er einem Verbrecher ähnlich gesehen hätte. Es schien ein ganz anständiger Mensch zu sein. Und so war Alles im Hause: kurz, nicht höflich, aber fast auch nicht unhöflich, selbst die Dienstmädchen waren beinahe nicht unfreundlich — es hatte Alles den Anschein einer sehr gemessenen und pünktlichen Geschäftigkeit, es schienen hier viele Beamten zu wohnen, unten der Geheimrath, ganz oben der Polizeisekretair.

Aber es ist doch auffallend, sagte Meyer endlich nachdem schon über eine Viertelstunde vergangen war, mein Bediente ist hier hineingegangen und muß sich also noch hier befinden.

Meyers Verharren in einem Hause, in welchem er nach der Meinung aller Einwohner nichts zu suchen hatte, wurde diesen nicht minder auffallend, wie ihm selbst das Verschwinden Jacobs. Man fing an, ihn mit sehr mißtrauischen Augen zu betrachten. Hier und dort wurde der größeren Sicherheit wegen die Doppelthür zugeschlagen, die bis dahin geöffnet war. Die Schlösser wurden visitirt und mit Entsetzen hörte Meyer eine kreischende Stimme, welche, wie es schien, in die Küche hineinrief: Louise, sind auch die Löffel richtig?

Die Leute hier scheinen mir zu mißtrauen, sagte Meyer zu sich selbst, sehe ich denn wie ein Spitzbube aus? — Und habe ich nicht vielmehr das Recht, gegen sämmtliche Hauseinwohner Mißtrauen zu hegen? — Jacob muß durchaus hier sein, und ich werde die Sache sofort einem Constabler melden.

Meyer war eben im Begriff, diesen Entschluß auszuführen, als er in einem Zimmer der ersten Etage, wo er sich gerade befand, eine Stimme hörte, die ihm mit der seines Dieners eine frappante Aehnlichkeit zu haben schien. Um sich zu überzeugen, legte er das Auge an's Schlüsselloch, aber wer beschreibt seinen Schreck, als ihm ein finsteres, zorniges Auge entgegenblitzt, welches ihn beobachtet zu haben schien, und gleich darauf die Thür krachend auffloß, eine kräftige Faust ihn beim Arme packte und eine donnernde Stimme rief:

Warte, Du Spitzbube, Dich habe ich lange genug beobachtet. Ich dachte mir gleich, daß Du hier auf's Stehlen ausgehst, aber wir wollen Dir das Handwerk schon legen.

Meyer war auf's Höchste empört. Seinen Arm aus der Faust des Mannes reißend, dessen weißes blitzendes Schild ihn als einen Nuntius des Stadtgerichts verkündete, sagte er mit stolz emporgehobenem Haupte: Ich kann nur eine Erbärmlichkeit bedauern, die sich in eine spitzbübische Anschauungsweise so hineingelebt hat, daß sie überall nur verbrecherische Intentionen wittert, und den würdigen Bürger nicht mehr von dem Bösewichte zu unterscheiden vermag.

So? — Er untersteht sich also noch, mir Sottisen zu sagen? donnerte der Nuntius.

Ich habe Ihnen nur die Wahrheit gesagt, versetzte Meyer mit der ganzen Würde seines gekränkten Ehrgefühls. Ich würde Sie für Ihr ungebührliches, mindestens unvorsichtiges Benehmen verantwortlich machen, wenn ich Sie nicht eben mit Ihrer beschränkten Anschauungsweise entschuldigte — aber ich wiederhole es, daß ich Sie aufrichtig bedauere.

Da soll ja — rief der Nuntius — wenn Er hier noch Faxen machen will! Und abermals fühlte Meyer sich sehr energisch bei der Brust gepackt.

Der entstandene Wortwechsel hatte schnell einen großen Theil der Hausbewohner um die Streitenden versammelt, und so viele ihrer auch waren, nirgends schien sich nur das geringste Mitgefühl für den armen Meyer kund zu thun; selbst das Geschlecht, welches den schönen Vorzug einiger Sympatie mit der angefeindeten Unschuld mit Recht zu bean-

ſpruchen pflegt, ſelbſt die verſammelten Frauenzimmer ließen einſtimmig das Verdammungsurtheil über Meyers Haupt ertönen, und erklärten ſich ganz entſchieden dahin, daß er darauf ausgegangen ſein müſſe, die Gelegenheit zum Stehlen im Hauſe ausfindig zu machen, und daß die Geſchichte mit ſeinem verſchwundenen Bedienten ein jämmerlicher Schwindel ſei. Ja, ſchon entfernte ſich ein weibliches Individuum, um auf die allgemeine Aufforderung der Anweſenden einen Conſtabler herbeizurufen, als der Zufall, dieſer Vicegott auf Erden, der unter tauſend wohlthätigen Geſtalten, als Beglücker der Trauernden, als Retter der Unſchuld, als Entdecker der feingeſponnenen Bosheit, die Menſchheit heimſucht, diesmal in der Geſtalt des Aſſeſſors, den hart bedrängten Meyer aus ſeiner peinlichen Lage befreite.

Mein Gott, Herr Meyer, was giebt's hier? rief er voll Verwunderung.

Entſchuldigen Sie, Herr Aſſeſſor, rief der Nuntius verdutzt, ich habe den Herrn für einen Spitz — —

Schweigen Sie, rief Meyer voll Entrüſtung, ſchämen Sie ſich, dieſes Wort noch einmal über die Lippen zu bringen — gehen Sie hinein, ich verzeihe Ihnen, aber laſſen Sie es ſich zur Lehre dienen, wie ſelbſt ein Mann Ihrer Art, von dem man mit Recht die höchſte Bedächtigkeit erwarten kann, durch falſche Combination zu den abſcheulichſten Invectiven ſich hinreißen laſſen kann.

Nun, entgegnete der Nuntius, in Berlin kann man *Keinem* trauen, und ich hielt es für meine Pflicht, die Wohnung des Herrn Juſtizrathes zu bewachen, da ich in derſelben gerade anweſend war.

Der Herr Juſtizrath iſt nicht zu Hauſe? fragte Brandon.

Nein, aber er wird bald kommen, ich warte ebenfalls auf ihn.

Es iſt gut, ſagte der Aſſeſſor und winkte mit der Hand, worauf ſich der Nuntius alſobald zurückzog, und nun mußte ihm Meyer die Veranlaſſung des Streites erzählen.

Meyer hatte nichts zuverſichtlicher erwartet, als daß ſein Freund mit ihm die ſittliche Entrüſtung über ein ſo unbegründetes Attentat auf ſeine Ehre theilen würde, aber wie umflorte ſich ſein Blick, als der Aſſeſſor, nachdem er die Geſchichte zu Ende gehört, mit einem ſardoniſchen Lächeln ſagte:

Sie haben jetzt recht viel Unglück, Freund. Ich habe auch von Ihrer Verlobungsgeſchichte gehört und geleſen. Es ſcheint faſt, daß dieſes Alles ein Fingerzeig ſein ſoll — daß Sie mit den Frauen kein Glück haben

werden. Treten Sie aus der Concurrenz, lieber Meyer, und ich bin überzeugt, daß sich Ihr böses Geschick sofort wenden wird.

Aus welcher Concurrenz? fragte Meyer.

Wie Sie unwissend thun, entgegnete der Assessor, und leise fügte er hinzu: Sie werden Rosa nicht bekommen. Sehen Sie nicht, daß sich seitdem Alles gegen Sie verschworen zu haben scheint, seitdem Sie an Ihre Verheirathung mit dem Mädchen denken?

Es ist wahr, sagte Meyer, Gott will, wie es scheint, zuvor mein Herz prüfen, ehe er mir diese Perle seiner Schöpfung gänzlich anvertrauen will, und der Herr wird mich bewährt finden, ich bin dessen gewiß.

Diese Worte waren mit so edler Resignation, mit so tiefem prophetischem Vorgefühl ausgesprochen, daß der Assessor unwillkührlich erbebte.

Ich habe Ihnen als Freund gerathen, sagte er dann, sich zu einem sarkastischen Lächeln zwingend, nehmen Sie sich in Acht, Sie haben jetzt, wie gesagt, eine unglückselige Inclination zum Mißgeschick. Bleiben Sie in Ihrer Wohnung, lassen Sie die Hummel Hummel sein und —

Und? fragte Meyer.

Der Assessor sah seinen Freund mit einer Miene an, welche dieser noch niemals an ihm bemerkt zu haben glaubte. Sie war frei von jedem Sarkasmus, von jeder Ironie, es lag jetzt etwas in seinen Zügen, was man ein tragisches Gefühl hätte nennen können, dann sagte er: —

Bleiben Sie Junggeselle — ich bleibe es auch.

Sie bleiben — —

Der Assessor erfaßte Meyers Arm, beugte sich zu ihm hinab und sagte dann mit leiser Stimme:

Ich verzichte auf Rosa's Hand, wenn —

Wenn? sagte Meyer und sein Auge blitzte.

Wenn Sie und der Hauptmann verzichten und wenn —

Wenn? fragte Meyer in der höchsten Spannung, da sein Freund abermals inne hielt.

Und wenn Rosa verzichtet —

Mein Gott, worauf? —

Auf die Ehe! sagte der Assessor.

Meyer sah seinen Freund, seinen Nebenbuhler mit seinem großen sanften Auge sehr ernst und feierlich an und sagte dann mit bewegter Stimme: Wir sollten über diese wichtige, heilige Angelegenheit nicht so im Vorbeigehen, an der Treppe sprechen; lassen Sie uns eine Zusammen-

sunft feststehen — aber so viel sage ich Ihnen, lieber Brandon, unter einer solchen Bedingung trete ich nicht zurück. Es geschieht nur in dem Falle, wenn Rosa ihre volle Freiheit wieder erlangen soll.

Adieu, sagte der Assessor und klingelte an der Thüre des Justizrathes.

Sinnend stieg Meyer die Treppe hinab.

Viertes Kapitel.

Meyers fernere Schicksale beim Wohnungssuchen.

Durch die ernste Wendung, welche die Unterhaltung mit dem Assessor genommen hatte, war Meyer ganz von dem Ereigniß, das ihn in eine so große Unannehmlichkeit versetzt hatte, abgekommen, seine Ideen waren einem anderen Gegenstande zugedrängt worden, so daß er seinen Diener Jacob ganz vergessen hatte. Aber er wurde bald wieder an ihn erinnert, als er ihn nämlich ganz gemüthlich, eine Cigarre rauchend und die Lorgnette zwischen den Augen geklemmt, in einer, wie es schien, sehr wohlwollenden Unterhaltung mit einem Mädchen begriffen, ein paar Häuser weiter hinab stehen sah.

Das war wirklich zu viel. Meyers Zorn flammte hoch auf, und der Entschluß, ihn sofort zu entlassen, bemächtigte sich mit der größten Entschiedenheit seiner Seele. So ging er auf Jacob zu, der im Feuer der Unterhaltung seinen Herrn nicht eher gewahrte, bis er dessen Stimme hörte. Entsetzt blickte er nun auf, ließ die Lorgnette fahren, hielt die Cigarre hinter dem Rücken und sagte dann, als er diese verdächtigenden Zeugen nicht allzu scharfer Augen glücklich beseitigt hatte, mit mehr Ruhe, als man hätte erwarten sollen:

Na, Gottlob, daß Sie endlich da sind, Herr. Ich bin hier ordentlich Schildwache gestanden, patrouillire nun schon eine halbe Stunde hier auf und ab, so daß mich die Leute alle ansahen. Ich konnte doch nicht wissen, ob Sie fortgegangen sind, und wohin, wenn's der Fall war, da dachte ich denn, es ist am besten, Jacob, wenn Du hier bleibst, bis Herr Meyer Dich ablöst.

Jacob, verſetzte Meyer, Du haſt mich wiederum in eine der peinlichſten Lagen verſetzt, in der ich mich jemals befunden habe —

Ich? fiel Jacob mit einer Miene ein, in welcher wirklich die vollkommenſte Unſchuld ſich auszuſprechen ſchien.

Ja Du, ſagte Meyer, und damit Du es wiſſeſt, Jacob, ich habe beſchloſſen, Dich jedenfalls noch heute aus meinem Dienſte zu entlaſſen. Nun ſage mir, wo Du geweſen biſt, während ich in dem Hauſe dort Deinetwegen in der größten Unruhe war und in den heftigſten Streit gerieth.

- Meinetwegen? ſagte Jacob ſeinen Herrn verwundert anblickend, nun das iſt curios, das iſt ſehr auffällig, Herr Meyer, das zeigt zwar von großer Zuneigung zu mir, und ich bin Ihnen auch ſehr dankbar dafür, aber ich weiß wirklich nicht, warum Sie eigentlich um mich Angſt hatten. Sehen Sie — ich ging ja mit Ihrer Erlaubniß und auf Ihren Befehl in das Haus hinein; nun weiß ich, daß die Vicewirthe gewöhnlich im Hofe wohnen, oder im Keller, oder oben vier Treppen hoch. Ein Keller war nicht da, und nun ſteige ich vier Treppen hinauf, klingele mit Energie, da ich Sie doch nicht lange warten laſſen wollte, man öffnet die Thüre man ſo ein Stückchen und ich frage nach dem Vicewirth. Hier wohnt kein Vicewirth, giebt man mir zur Antwort und ſchlägt die Thüre ſo barſch zu, daß meine Naſe faſt dazwiſchen gekommen wäre. Nun, das war doch ein wenig zu unhöflich, ſo etwas compromittirt ja deinen Herrn, dachte ich, in deſſen Namen du hier handeln ſollſt, und nun ſchimpfe ich drauf los, verſteht ſich Alles in den gebührenden Grenzen der Schicklichkeit, wie Sie es befohlen haben. Ich ſteige alſo die vier Treppen wieder hinunter und gehe in den Hof, und da frage ich nun rechts und links nach dem Vicewirth, ſteige zweimal vier Treppen hinauf und hinab — aber es war gerade, als wenn den Leuten ein Vicewirth das merkwürdigſte Geſchöpf von der Welt wäre, ſo guckten ſie mich an. Da blieb mir natürlich nichts anderes übrig, als das merkwürdige Haus zu verlaſſen und Ihnen den Beſcheid zu bringen — aber weg waren Sie. Ich geh. die ganze Straße hinunter, ich frage alle Hausmädchen nach Ihnen, aber es weiß auch Niemand, wo Sie geblieben ſind. Das Mädchen, mit dem ſie mich eben haben ſprechen ſehen, habe ich auch gefragt, und ich wollte ihr gerade recht deutlich machen, wie Sie eigentlich ausſehen — da kamen Sie an.

Meyer hatte mit einer lobenswerthen Ruhe und Geduld Jacobs Erzählung angehört, ſchweigend ging er nun eine Weile neben ihm her,

denn er wog bei sich Schuld und Unschuld seines Dieners mit der größten Gewissenhaftigkeit ab, endlich sagte er:

Jacob, nach der reiflichsten Erwägung, nach der genauesten Prüfung, kann ich dennoch nicht umhin Deine Handlungsweise zu tadeln. Du hast Verstand genug, um Dir sagen zu können, daß man in zweifelhaften Fällen erst nach dem Wirthe fragen muß, bevor man sich nach dem Vicewirth erkundigt —

Ja, in zweifelhaften Fällen, fiel Jacob ein, ich habe aber wirklich gar nicht gezweifelt, Herr Meyer.

Darin eben liegt das Tadelnswerthe Deiner Handlungsweise, Du hättest hier durchaus zweifeln müssen Jacob, da Du es doch nicht gewiß wußtest, ob in dem Hause der Wirth oder der Vicewirth wohnt. — Hättest Du sofort nach dem Wirth gefragt, würdest Du Dir und mir eine große Unannehmlichkeit erspart haben, denn der Wirth wohnt parterre. Es bleibt bei meinem Entschlusse.

Das ist aber ein sehr ungerechter Entschluß, Herr Meyer, sagte Jacob mit weinerlicher Stimme. In unserm Hause ist auch ein Vicewirth, und da konnte man das wohl für die Regel halten. Und dann ist es auch sehr unrecht, daß so etwas nicht genau auf dem Zettel steht, oder daß nicht wenigstens bei der Klingel ein Schild ist, mit dem Worte „Wirth" darauf. Nun wollen Sie mich noch für die Unterlassungssünden eines unbekannten Hauswirthes verantwortlich machen, das finde ich wirklich ein wenig zu hart, bester Herr.

Und Jacob zog sein Taschentuch heraus und weinte sehr ernsthaft.

Jacob, sagte sein Herr, was sollen die Leute davon denken? Du wirst meinen Zorn für weniger ungerecht halten, wenn ich Dir sage, daß die Menschen, weil ich nach Dir im Hause herum suchte, mich im Verdachte der Dieberei hatten, und mich sogar arretiren lassen wollten.

Was? rief Jacob und streckte die geballte Faust, das Taschentuch zusammenpressend empor, und auf seinem Antlitze zeigte sich plötzlich die Wuth eines Tigers — Sie im Verdachte der Dieberei! — Warten Sie Herr Meyer — ich werde Sie revangiren — ich —

Jacob! Jacob! rief Meyer seinen Diener mit großer Mühe zurückhaltend, bist Du denn ganz außer Dir? — Du bleibst hier.

Nein, Herr Meyer, sagte Jacob energisch, das lasse ich nicht auf Ihnen sitzen, und wenn Sie mich auch sofort aus Ihrem Dienste entlassen. Glauben Sie, daß ich ein solcher Unmensch bin, und meinen Herrn so blamiren lasse, und noch dazu meinetwegen? —

Jacob, ſagte Meyer mit ſanftem Tone, die Leute haben zu ihrer Beſchämung ihr Unrecht einſehen müſſen, ſie ſind für ihren unwürdigen Verdacht hinlänglich beſtraft. Der Aſſeſſor hat mich aus meiner üblen Lage befreit, wir ſind damit fertig —

Aber ich nicht, verſetzte Jacob, die Fauſt gegen das Haus ballend.

Dein jetziges Benehmen beſtärkt mich nur in meinem Vorſatze, ſagte Meyer.

Und Ihr Vorſatz beſtärkt mich in meinem Benehmen, entgegnete Jacob, denn wenn Sie mich gehen laſſen, ſind die Unmenſchen in dem Hauſe dort ganz allein Schuld daran. Ich werde mir die Nummer ſchon merken.

Es entſtand eine ziemlich lange Pauſe. Meyer ging ſehr tiefſinnig weiter und Jacob ſchien eben ſo wenig an den eigentlichen Zweck ihrer Wanderung zu denken. Er ſchien ſich noch immer mit den Leuten zu unterhalten, die ſeinem Herrn ſo übel mitgeſpielt hatten. Er hörte nicht auf, vor ſich hin zu fluchen, wobei dann und wann ſeine geballte Rechte unwillkührlich aufzuckte. Dies hinderte ihn jedoch nicht, öfter einen wenn auch etwas finſtern Blick auf die Mädchen zu werfen, die ihm begegneten.

So gelangten Sie, ohne daß ſie es wußten und wollten in einen ganz andern Stadttheil. Die Straßen verengten ſich plötzlich und einige unangenehme Stöße, welche Meyer empfing, riſſen ihn endlich aus ſeinen Betrachtungen und er gewahrte, daß er ſich nicht mehr in den breiten Straßen der Friedrichsſtadt bewege, wo man gefahrlos philoſophiſchen und langſamen Gedanken nachhängen kann.

Er blickte ſich nach ſeinem Diener um und ſagte:

Jacob, wir ſind jetzt, wie ich ſehe, in der Königsſtadt. Es war eigentlich nicht meine Abſicht, in dieſem Stadttheil zu miethen. Da wir aber einmal hier ſind, wollen wir uns umſehen, es iſt möglich, daß wir auch hier eine paſſende Wohnung finden.

Das ſollte ich auch meinen, verſetzte Jacob, die Menſchen ſtoßen hier zwar ſehr unangenehm, aber ſie thun es doch nicht aus Nichtswürdigkeit, dazu haben ſie keine Zeit. Denn hier treibt Alles Geſchäft, und das Geſchäft treibt auch ſie.

Da haſt Du ſehr Recht, verſetzte Meyer mit der Bemerkung ſeines Dieners überaus zufrieden. Die Leute haben alſo auch zu Klatſchereien und unnützem Begaffen keine Zeit, man wird nicht ſo aufmerkſam in ſeinem Thun und Laſſen beobachtet, man wohnt hier ungenirt. Da drüben hängt ein Zettel, das Haus ſieht auch recht reſpectable aus; Du

kannſt hineingehen, Jacob, und Dich erkundigen. Ich hoffe aber, Du wirſt es nicht machen, wie vorhin, und diesmal zunächſt nach dem Wirthe fragen. Ich werde indeſſen bei dem Bücherladen ein wenig ſtehen bleiben.

Das Haus, in welches Jacob jetzt hineinging, befand ſich in der Königsſtraße. Es war neu erbaut, großartig, doch ſolide aufgeführt. Unten befand ſich ein eleganter Laden. Meyer brauchte diesmal nicht lange zu warten, Jacob kehrte ſchon nach wenigen Sekunden zurück und benachrichtete, daß die Wohnung im erſten Stock belegen und für ſie geräumig genug ſei.

Gut, ſagte Meyer, ſo erwarte Du mich hier unten, ich werde mit dem Wirthe reden und mir die Wohnung anſehen.

Der Wirth wohnt eine Treppe hoch, ſagte Jacob, und zwar links, er will von rechts noch ein Zimmer zu ſeiner Wohnung werfen, deshalb ziehen die jetzigen Miether aus. Wir wären ihm gerade recht.

Meyer ging ins Haus, ſtieg eine Treppe hinauf und klingelte links, alſobald wurde die Thür geöffnet und es erſchien ein junges Mädchen, deſſen Stellung im Hauſe Herrn Meyer zweifelhaft erſchien. Wie er aber in allen zweifelhaften Fällen ſich ſtets für die mildeſte Anſicht zu entſcheiden pflegte, ſo ſagte er auch diesmal: mein Fräuleiu, ich wünſche mit dem Herrn Wirth wegen der zu vermiethenden Wohnung Rückſprache zu nehmen.

Das Mädchen lächelte ſehr freundlich und ſagte: daß ſie ihr Fräulein rufen wolle. Sie ſchloß die Thüre vor Meyers Naſe wieder zu, und nach einer ziemlich geraumen Weile wurde ſie faſt halb wieder geöffnet und ein Geſicht zeigte ſich zwiſchen der Fuge der Thüre und des Pfoſtens, von dem er abermals zweifelhaft geweſen wäre, welchem Geſchlechte es angehöre, hätte nicht die große roth bebänderte Mütze angezeigt, daß die Perſon ſelbſt dem weiblichen Geſchlechte ſich unzweifelhaft zuzähle. Aber dieſe Mütze war dennoch nicht im Stande ihren zwar ſehr beſcheidenen aber wiederum ſehr indiscreten Schnauzbart zu verbergen. Ihre Figur hatten etwas unbeſchreiblich Männliches oder vielmehr Männiſches und ſie ſah den durch dieſe unerwartete Erſcheinung ganz verdutzten Meyer mit einem Blicke an, der zu ſagen ſchien: Verträgt es ſich mit meiner Würde, mit dieſem Menſchen zu ſprechen? — Madame, ſagte Meyer ein wenig zerſtreut —

Ich bin keine Madame, verſetzte das Individuum den Kopf in die Höhe werfend, ich bin Fräulein Hammerbein.

Verzeihen Sie — ich wollte mich nach der Wohnung erkundigen —

Hier gegenüber, vier Zimmer, zweihundert Thaler Miethe, Kinder werden nicht eingenommen. Miethe pränumerando. Mit Holzpantoffeln darf auf den Treppen nicht gegangen werden.

Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, als auch das Fräulein die Thür wieder zuſchlagen wollte. Meyer verhinderte ſie jedoch daran, indem er die Thür ein wenig feſthielt und ſagte:

Wollen Sie mich die Wohnung nicht ſehen laſſen? —

Sie hören ja, entgegnete das Fräulein, daß die Miethe pränumerando bezahlt werden muß.

Wenn mir die Wohnung ſonſt gefällt, entgegnete Meyer, iſt das Andere eine Kleinigkeit.

Und Sie haben keine Kinder? —

Nein.

Das Fräulein ſah Meyer ſehr mißtrauiſch an.

Sie ſind aber doch verheirathet?

Auch das nicht, verſetzte Meyer lächelnd.

Fräuleins ſteinernes Geſicht erheiterte ſich ein wenig.

Alſo Wittwer oder gar noch —

Ja, ich bin noch Junggeſelle, verſetzte Meyer.

Und welches Geſchäft haben Sie? —

Gar keines.

Gar keines? — Sie müſſen doch irgend ein Geſchäft haben? —

Nein; das habe ich nicht.

Sind vielleicht Beamter.

Auch das nicht.

Wenn Sie nichts ſind, verſetzte das Fräulein ſehr ſchnippiſch, dann kann ich Ihnen auch meine Wohnung nicht vermiethen. Ich nehme nur ſichere Leute ein. Und ſie machte abermals Miene die Thür wieder zu ſchließen.

Ich bin Rentier, verſetzte Meyer mit unerſchütterlichem Gleichmuth.

Rentier? — Sie heißen?

Meyer.

Meyer? — Und wohnen jetzt? —

In der Behrenſtraße.

In der Behrenſtraße? ſagte das Fräulein Hammerbein in einem höchſt auffälligen Tone, und ſie machte in ihrer Stellung eine ganz eigenthümliche Wendung, indem ſie die Thür völlig öffnete, Meyer umging und einen wenn auch flüchtigen, doch ſehr ſcharfen und bedeutſamen Blick

auf Meyers Rücken fallen ließ. Aber kaum hatte sie gesehen, was der Unglückliche selbst unter seinen Kragen nicht verbergen konnte, als ihr Gesicht feuerroth wurde und sie mit einer fast convulsivischen Bewegung die Thür ergriff, indem sie rief: Gehen Sie nur, gehen Sie nur, ich nehme keinen Menschen ein, der die Frauen verfolgt!

Meyer stutzte zurück. Er ließ die Thüre fahren, welche er noch immer festgehalten hatte; aber im selben Augenblicke reckte sich eine Faust und ein Arm über seine Schulter empor, ein gellender Ton und ein entsetzliches Hülfe- und Mordgeschrei folgte unmittelbar darauf. Meyer blickte sich entsetzt um, und nun gewahrte er Jacob, welcher schnell entschlossen die Thür zuschlug, seinen Herrn beim Arme ergriff, und mit ihm in raschem Zuge die Treppe hinunter stürzte. Meyer war ihm willenlos gefolgt, denn er sah wohl ein, daß er schleunigst fliehen müsse, um einem Skandale zu entgehen und Jacob handelte diesmal ganz nach seinem Wunsche, indem er eine vorüberfahrende Droschke anrief, blitzschnell den Schlag öffnete, seinen Herrn hineinschob und sich selbst auf dem Bock neben dem Kutscher placirte, den er dringend anging, sein Pferd tüchtig anzutreiben.

Der Assessor hat Recht, sagte Meyer als er ruhig und sicher im Wagen saß, das Mißgeschick scheint mich jetzt auf jedem meiner Schritte zu verfolgen. Und ich bin mir doch wirklich nicht bewußt, womit ich solches verschuldet hätte. So viel ich mich auch prüfe, ich stehe vor mir rein da, ich habe nichts Böses gethan, niemals mit bestem Wissen etwas Böses gewollt — ja, ich bin sogar zu einem Opfer entschlossen, das fast über meine Kräfte geht.

Meyer hielt in seinem Monologe inne, er mußte seine Gedanken sammeln, es wogte gewaltig in seinem Innern und erst nach einer Weile fuhr er fort:

Ich glaube, daß ich wirklich gut thue, wenn ich Jacob entlasse. Das Schicksal scheint es von mir ganz kategorisch zu fordern. Er trägt zumeist die Schuld an allen diesen unangenehmen Zufällen. Es thut mir leid — denn er meint es wirklich nicht böse. Es ist gerade seine Anhänglichkeit, seine Liebe zu mir, welche ihn zu allen diesen Ungebührlichkeiten verleitet hat. Und auch sie scheint ihm so gut zu sein. — Sie vergißt, wenn sie an mich schreibt, niemals mich zu bitten, daß ich ihn grüßen solle. Sie ist immer so engelsfreundlich gegen ihn, und er liebt sie ebenfalls so sehr, daß sein ganzes Gesicht lacht, wenn er zu ihr gehen soll. Ja, es ist wirklich ein guter Mensch. — Und wenn mir Gott eine

große Gnade erweisen und mich, wie ich mit Gewißheit zu hoffen glauben darf, prüfen will, ob ich auch einer solchen Gnade werth sein werde, ist es nicht möglich, daß er gerade Jacob zum Werkzeuge dieser Prüfung auserkohren hat, und daß ich ihn, statt ihm Vorwürfe zu machen und unaufhörlich mit seiner Entlassung zu bedrohen, nicht vielmehr mit Beweisen meiner Liebe und Zuneigung überschütten muß? —

Meyers Empfindung steigerte sich während dieses Selbstgespräches fast bis zur Begeisterung. Sein Antlitz verklärte sich, er hob den Blick, wie in einem innigen Gebete zum Himmel, und dieser Blick sagte es: — Mögest Du mich prüfen, guter Gott, ich will ein treuer Dulder sein und ich will meinen Diener Jacob nicht entlassen.

Die Droschke hielt. Jacob sprang schnell wie ein Reh vom Bock herab, öffnete eilfertig den Wagenschlag, blickte ein wenig ängstlich in das Antlitz seines Herrn und war nicht wenig erstaunt — über die erhabene Ruhe, welche auf dessen Antlitz thronte.

Jacob, sagte Meyer, als sie in ihrer Wohnung angelangt waren und sein Diener ihm behülflich war, den Rock auszuziehen, ich will Dir keineswegs allzustrenge Vorwürfe über Dein abermaliges etwas voreiliges Wesen machen. Jedenfalls hat uns Deine Entschlossenheit aus einer großen Verlegenheit gerettet. Ich werde nicht mehr nach einer Wohnung suchen gehen. Ich werde die Sache einem Mäkler übergeben. Ich hätte das eigentlich gleich thun können, aber ich dachte so schneller zum Ziele zu kommen.

Auch ich habe dies Wohnungmiethen satt, versetzte Jacob, dabei seht man noch seine Gesundheit zu. Der Aerger ist gar nicht zu verdauen. Erst kommt man in den Verdacht, daß man auf's Stibitzen ausgeht und dann nimmt sich eine solche alte —

Ich bitte Dich Jacob, nur nicht zu fluchen, unterbrach Meyer den Redefluß seines Dieners.

Ja, das ist mir eben auch eingefallen, daß Sie das nicht gerne hören, sonst hätte ich bald was gesagt was sie nicht an den Spiegel stecken würde. Aber ich habe mir gleich gedacht, wie ich so dastand, es könnte doch leicht geschehen, daß Sie wieder Malhör haben und da schlich ich mich leise hinauf und richtig komm' ich gerade darauf zu, wie die der — —

Ich bitte Dich, Jacob — nahm Meyer. —

Ja — so. Nun, ich habe ihr aber das A, B, C, christlicher Liebe und Duldsamkeit gehörig beigebracht —

Wie ſie nur wußte — — ſagte Meyer —

S' iſt gewiß ſo eine Freundin von der Hum — von der da drüben, verbeſſerte ſich Jacob und zeigte auf Fräulein Hummels Fenſtern. Nun, ich denke, ſie ſollen uns bald in Ruhe laſſen, ich habe ihnen einen ganz canibaliſchen Reſpect vor meines Vaters älteſtem Jungen beigebracht.

Inzwiſchen hatte Meyer ein paar Worte an einen bekannten Mäkler, der ſich mit Vermittlung der Wohnungen befaßte, geſchrieben und übergab ſeinem Diener den Brief zur Beſorgung. Jacob entfernte ſich, und Meyer legte ſich auf's Kanapee, um von den Mühſalen ſeiner verunglückten Wanderung auszuruhen, und freundlichern Gedanken nachzuhängen.

Fünftes Kapitel.

Ein Studentenquartier.

Es giebt in Berlin ſehr viele Leute, welche die ſtudirende Jugend auch Philiſter zu nennen pflegen, die ein Gewerbe daraus machen, chambre garnis zu vermiethen, d. h. ſie begnügen ſich nicht damit, ihre Zimmer zu vermiethen, indem ſie ſelbſt mit ihren zahlreichen Familien — welche mit einem zwanzigjährigen Fräulein Tochter beginnen, und in einer höchſt eſſ- und ſchreiluſtigen Kinderſcala bis zu einem ſiebenmonatlichen Würmchen hinab ſchließen — ſich auf den äußerſt nothdürftigen Raum von einer Küche und einem künſtlichen Kämmerchen beſchränken, ſondern ſie ſuchen ihren kümmerlichen und oft trotz großer Anſtrengung dennoch nicht ausreichenden Erwerb auch dadurch zu vermehren, daß ſie ſo zu ſagen auf jeden Conſum ihrer Herren, wie die Chambregarniſten titulirt werden, eine doppelte Steuer legen, welche jede Zollfreiheit, jede Freihandelspolitik zu Schanden macht. Will der Herr einen Hering eſſen, und ruft einen der dienſtbaren Geiſter aus der Familie, wo dann gewöhnlich das Kind der Mitte, ein zehnjähriges Bübchen oder ein dito Mädchen mit einem höchſt freundlichem Geſichte erſcheint, dann wird er ſehr zuvorkommend und ſehr ſchleunigſt bedient, aber er wird für einen Sechſerhering mindeſtens ſeine ſechs Dreier geben müſſen. Freilich iſt er auch

von vorzüglicher Qualität, besonders wenn der Kaufmann zufällig einen für den Herrn sehr glücklichen Griff in die große allen Klein- und Großmädchen seiner Kundschaft wohlbekannten Tonne macht, in welcher die Heringe, unbekümmert um ihr Dasein, in verträglicher Ruhe — wie alle Todten — neben einander liegen, bis sie durch das blinde Ungefähr der greifenden Hand des Kaufmannslehrlings oder Dieners getrennt und zum zweiten Tode verdammt werden. Der Herr nimmt dann dankend seinen zuvor in der Küche scalpirten Hering in Besitz, ißt ihn, wenn's irgend möglich ist, und bestellt, um den durch ihn verursachten Durst zu löschen, eine Weiße, wofür ihm aber irrthümlich eine Braune von etwas sauerlichem Geschmack gebracht wird, die aber deshalb einen Sechser mehr kostet, weil die Familie sie noch sehr brauchbar zur Zubereitung eines Schmorbratens findet, wenn ihre Mittel, einen solchen nächsten Sonntag zu genießen, erlauben. O, ihr Armen, wie oft habt ihr schon aus der Hand eines so sorgenlosen, eben nicht verschwendrischen, aber auch eben nicht knauserigen Studenten, den rettenden Groschen empfangen, der euren hungernden Kindern das Abendbrot oder das Frühstück gewährte, und ihr wußtet nicht, daß der strenge Vater daheim, dem Sohne jeden Groschen über seinen Wechsel als eine unverzeihliche Missethat und Verschwendung anrechnete, während er damit Thränen stillte, Jammer beschwichtigte und dafür nichts genoß als einen unschuldigen Hering und eine intendirte Weiße, die ihm zu Essig geworden! —

Es giebt aber auch noch eine andere Klasse von Zimmer vermiethenden Familien, welche nur ihre überzähligen Zimmer vermiethen. Einige von ihnen begnügen sich damit, ihre Miethe pünktlich ausgezahlt zu erhalten, und überlassen es ihrem Mädchen für Alles, ihren etwas kärglich zugemessenen Lohn auf dem Wege der Contribution von den „Herren" zu vergrößern, oder sie machen höhere Ansprüche und vermiethen nur mit Kaffee, Zeugreinigung und ähnlichen kleinen Accordlieferungen, die das Nadelgeld der Hausfrau bilden. Die Herren sind unstreitig bei der ersten Art der Zimmervermiether am besten daran. Denn bei diesen pflegen die Herrschaften sehr kurz und die Mädchen sehr freundlich zu sein, die Bedienung ist gut, wenn auch die Herrschaft ein wenig darunter leiden muß, und manches Stück Holz, manches Pfeffer- und Salztütchen wandert aus der Küche in die Stube der „Herren," wofür nichts berechnet wird. Bei der zweiten Gattung ist das Verhältniß umgekehrt, die Mädchen sind kurz und die Herrschaft ist freundlich und die

„Herren" müssen es oft genug fühlen, daß es kein mächtigeres Wesen für einen Chambergarnisten giebt, als ein Mädchen für Alles.

Wahrlich, ihr hart geplagten, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht fremden Grillen, fremder Laune unterthanenen Mädchen, die ihr keinen Fehler, kein Bedürfniß der Freiheit haben dürft, wie grausam wäre euer Schicksal ohne die Poesie, welche eure „Herren," eure Chambergarnisten in euer einförmiges Leben bringen, die mit humanem Herzen eure Schwächen und Fehler übersehen, welchen alle Menschen unterworfen sind, und die ihr nun einmal nicht haben sollt.

Leute der zweiten Gattung nun waren es, bei welchen Grunow wohnte. Das Haus gehörte einem Maurermeister, der parterre seine Residenz hatte, und im ersten Stock hatte sich seine Mutter habilitirt, bei welcher ihre Tochter, eine von ihrem Manne getrennt lebende Apothekerin mit ihren zwei Kindern lebte. Wahrscheinlich in Rücksicht dieser vermehrten Ausgaben, welche die heimgekommene Tochter der Mutter verursachte, hatte diese das Zimmer an Grunow für einen sehr anständigen Preis vermiethet. Doch begnügte sich Madame mit der Miethe und überließ die Einnahmen für das Ausklopfen und dergleichen Liebesdienste ihrem Mädchen, einer kleinen, freundlichen Gärtnerstochter. Es war demnach in Ordnung, daß der Student mit dem Mädchen und dieses mit dem Studenten auf dem besten Fuße lebte, und daß sich allmählig ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen bildete. Um seine Wirthinnen — Mutter und Tochter — kümmerte Grunow sich nicht viel, denn er liebte die Unabhängigkeit, selbst das Grüßen war ihm zu unbequem, und obwohl er schon einige Monate daselbst wohnte, hatte er dennoch weder mit der Alten, noch mit der Tochter, einer hübschen, ziemlich gebildeten und stolzen Dame, mehr als bloße unausweichbare Höflichkeitsformeln gewechselt. Nur ein einziges Mal hatte er der jungen Dame um Mitternacht einen Besuch abgestattet, als sie ihn nämlich in ihrer Mutterangst zu ihrem plötzlich erkrankten Söhnlein rief. Der Student saß noch bei seiner Studienlampe, beschäftigt, ein begeistertes Sonett an irgend eine rosige Schöne zu machen, als Madame leise anpochte, eben so leise die Thür öffnete und den Dichter mit ihrer geisterhaften Erscheinung fast erschreckte.

Nachdem Grunow die Ursache ihres späten Besuches erfahren, ging er sofort an das Bette ihres Söhnchens. Der Knabe wälzte sich in großer Angst in seinem Bettchen umher, der Studio erkannte an verschiedenen Symptomen, die er aus dem Umgange mit Medicinern kennen ge-

lernt hatte, Gefahr, eilte fort zu einem alten bekannten Arzte, der in so später Nacht in Rücksicht seiner siebenzig Jahre nicht von der Stelle weichen wollte, aber dennoch dem Andringen des Studio nachgeben mußte. Die Gefahr für das Leben des Kindes war wirklich sehr groß, doch Dank den energischen Mitteln des erfahrenen Arztes, bald gehoben. Nun waren die Dankesäußerungen der Mutter und Großmutter überschwänglich, und es blieb nicht beim Händedruck. Es wurden ihm Pasteten und Kuchen in die Stube geschickt, aber der Kindesretter wies solchen Dank entschieden zurück, obwohl er sonst kein allzugroßer Verächter von derlei Süßigkeiten war. Aber er begnügte sich in seinem egoistischen Tugendstolze mit seinem frohen Bewußtsein und kümmerte sich nicht darum, daß auch die arme Mutter und Großmutter ihren Gefühlen einen unschuldigen und delicaten Ausdruck geben wollten.

Seit dieser Zeit waren nun zehn Wochen vergangen. Das Verhältniß zwischen Grunow und seinen beiden Wirthinnen war kein anderes geworden — freundlich aber kurz. Die eidevant Frau Apothekerin schien von diesem kalten Stolze ihres „Herrn" nicht sehr erbaut zu sein.

Wir haben die Bekanntschaft des Studenten auf eine Weise gemacht, die uns hinlänglich dargethan, daß er kein großer Oekonom war. Ein Wechsel von 800 Thaler jährlich ist nicht wenig, und mancher Bruder Studio würde sich glücklich wie ein König fühlen, wenn ihm die Hälfte zugesichert wäre. Aber Grunow war der Sohn reicher Eltern und an Bedürfnisse gewöhnt, die dem ärmlich Erzogenen allerdings als ein großer Luxus erscheinen würden. Er war gutmüthig und excentrisch, zu tollen Streichen stets bereit und seine kühn beschwingte Fantasie bot ihm hierzu eine unerschöpfliche Quelle. So kam es, daß er, ohne Verschwender zu sein, mit seinem Wechsel nicht ausreichte. Bedurfte es auch der Verschwendung, um in Berlin 800 Thaler jährlich zu verbrauchen, wenn man in die Hände eines Wohlthäters, wie Schnahse, gerathen war?

Doch wie unwirthschaftlich Grünow auch sonst in seinen Ausgaben sein mochte, mit einer Ausgabe pflegte er es sehr strenge zu nehmen — nämlich — mit der Miethe. Es giebt keinen schlimmerern Gläubiger, als den Wirth, pflegte er seinen Commilitonen zu sagen; wenn der Schneider oder Schuster kommt, dann bin ich nicht zu Hause, aber der Wirth ist wie das böse Gewissen, man kann ihm nicht entfliehen, man wird Leibeigener, sobald man die Miethe schuldig ist.

Diesem Grundsatze getreu, hatte er denn auch die erste und zweite völlige Monatsmiethe an seine jetzige Wirthin pünktlich bezahlt, im drit-

ten Monat kam er jedoch in's Gedränge. Er ging mit der Miethe in der Tasche zur Wirthin hinein und hielt ihr die blanken Thaler entgegen und sagte:

Liebe Frau, hier ist Ihr Geld; da ich aber jetzt gerade sehr in der Klemme bin, so möchte ich Sie bitten, wenn Sie dessen, wie ich glaube, nicht benöthigt sind, es mir noch einige Zeit zu borgen.

Ach Du mein Gott, sagte die Wittwe, darum machen Sie sich nur keine Sorgen, Herr Grunow, das Geld ist uns sicher. Stecken Sie es nur wieder ein, und wenn wir nichts bekommen, ist es noch so.

Das war ein großes Wort von einer Wirthin. —

Grunow nahm es auch sehr gut auf und folgte ihm endlich. Er ließ noch zwei Monate verstreichen, ohne an Bezahlung seiner Miethe zu denken, hatte jedoch bei sich beschlossen, sobald er seinen nächsten Quartalswechsel erhalten würde, sofort zu bezahlen.

So standen die Sachen, als der Student an einem schönen Sommernachmittage, zur Zeit ungefähr, als Meyer ausging, um sich eine Wohnung zu miethen, in einer höchst glückseligen und schwärmerischen Stimmung nach Hause kam. — Er war sehr nobel gekleidet, denn Schnapses Geld hatte ihm glücklich und schnell zu einem neuen Anzuge verholfen. In diesem neuen Anzuge hatte er verschiedene Besuche abgestattet, die ihn an- und aufgeregt, und trat nun vergnügt in die Küche, woselbst sein Stubenschlüssel hing. Die freundliche Louise reichte ihm denselben, sah sich dann ängstlich um, erröthete, blickte zu dem Studenten auf, als wollte sie ihm etwas sehr Wichtiges sagen, und schien doch nicht den Muth dazu zu haben.

Ach, Herr Grunow — — sagte sie endlich.

Was giebt's Louise? —

Das Mädchen sah sich abermals ängstlich um.

Nun, was haben Sie denn? —

Ja, ich möchte Ihnen gern etwas sagen, Herr Grunow, — aber ich weiß nicht —

Sie wissen nicht? —

Ob ich's soll.

Ei, was soll das heißen Louischen? Entweder sprechen oder schweigen Sie; solche Halbheiten nützen zu nichts. Wollen Sie reden? —

Ach, ja —

Dann kommen Sie herein.

Grunow zog das Mädchen in seine Stube hinein und diese begann

Frauen Verein
zur
Verbesserung der Seele
des Menschen
gegr. a. 1878

jetzt ihre Scheu zu überwinden und erzählte dem Studenten folgende Geschichte. Die Wirthin Wittwe nebst Tochter hatten ihn, den Herrn Studio, in den Verdacht, daß er ausrücken, d. h. daß er seine Wohnung heimlich verlassen wolle, ohne zuvor seine Miethe zu entrichten. Grunow wollte seinen Ohren nicht trauen, aber Louise log nicht. Die Wirthin Tochter hatte sie wirklich angewiesen, des Morgens 5 Uhr auf dem Posten zu stehen und ein waches Auge darauf zu haben, daß der Chambregarnist mit seinen Sachen nicht ausrücke. Sie selbst, die Dame, erzählte sie weiter, gehe jedesmal, wenn er sein Zimmer verlassen, hinein und untersuche, ob auch nicht etwa von seinen Sachen, von der Garderobe, der Wäsche und den Büchern irgend ein Stück entführt. Ja, sogar an den Polizeilieutenant hatte sie sich schon gewandt, damit seine Sachen mit Beschlag belegt würden, der jedoch habe gesagt, sie müsse sich an das Universitätsgericht wenden, der Studio gehöre nicht zu seinem Ressort. Und das wolle sie denn auch spätestens Montag thun. Sobald er sein Zimmer verlassen, würde sie den Schlüssel nehmen, ihn dem Universitätsgerichte übergeben, die Sachen und wo möglich auch die Stube versiegeln lassen und nicht eher öffnen, bis der Studio auf Heller und Pfennig bezahlt haben würde.

Das Blut erstarrte dem jungen Manne in den Adern. Eine so entsetzliche Verschwörung hätte er den von Dankbarkeit übersprudelnden Frauen nicht zugetraut. Das ist gemein, sagte er entrüstet und ging heftig im Zimmer auf und ab, und diese Leute halten sich für anständig und machen auf Bildung Anspruch. Wahrlich der rohseste, dürftigste Mensch würde in diesem Falle anders gehandelt haben! —

Nach diesem Ausrufe wandte er sich entschlossen an das Mädchen, welches gesenkten Hauptes und mitleidigen Blickes, die Röthe der Schaam auf den Wangen, an der Thüre stand, denn sie schämte sich wirklich der Undelicatesse ihrer Herrschaft. Gehen Sie, Louise, sagte er also, ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, und ich hoffe, daß Sie davon keinen Nachtheil haben werden. Sie haben gewiß die Absicht, diesen Leuten zu kündigen. Thun Sie es, Sie sind zu anständig für eine solche Herrschaft, Sie werden schon einen andern Dienst bekommen.

O, mir bangt nicht darum, sagte Louise, und ich gehe auch — denn es ist wirklich unrecht, was sie Ihnen thun.

Sie sind doch etwa nicht in Geldverlegenheit, Louise? — fragte Grunow —

Ei bewahre, und wenn Sie etwas gebrauchen Herr Grunow — o, ich habe sechs Thaler baares Geld liegen.

Diesen Antrag that das Mädchen mit schüchterner Stimme und Grunow streichelte ihr lächelnd die Wange. Ich gebrauche Ihr Geld nicht, Louischen, sagte er. Auch meinte ich, ob Ihre Herrschaft etwa in Geldverlegenheit wäre, denn es wird mir wirklich schwer, für ihre Handlungsweise keine Entschuldigung zu finden.

O, die Alte hat so viel Geld liegen — sagte Louise — die gebraucht ja noch lange ihre Zinsen nicht auf.

Prächtig! Sie sollen aber nach Verdienst bezahlt werden.

In Grunows erfindungsreichem Kopfe hatte sich bald ein Plan gebildet und mit seiner gewöhnlichen Entschlossenheit ging er an die Ausführung. Louise mußte ihm eine Droschke holen und Grunow fuhr zu seinem Intimus, einem Studenten der Medicin, bei dem er zu seiner Freude noch zwei andere Studenten antraf.

Hast Du Geld? fragte er seinen Freund.

Wie viel? lautete die Gegenfrage.

Ich gebrauche einige Fritzen.

Kannst bekommen; antwortete der Medicaner mit dem ihm eigenthümlichen Lakonismus.

Gut, dann lade ich Euch, wie Ihr da seid, zu einer Soirée auf diesen Abend ein.

Zu einer Soirée? der Tausend. Was ist Dir begegnet?

Das sollt Ihr später erfahren, jetzt muß ich mich verabschieden. Seid gleich nach zehn Uhr bei mir, aber nicht früher bitte ich.

Du sinnst wieder auf einen Streich, Grunow. Hast Du wieder etwas mit dem kleinen Meyer vor? — Nimm Dich in Acht — es könnte sich wohl Jemand finden, der die hundert Thaler verdienen will. Du hast doch gegen Niemanden geplaudert?

Ach, an diese Geschichte denke ich in diesem Augenblick gar nicht, entgegnete Grunow — Also auf Wiedersehen.

Grunow fuhr wieder fort und stattete einem bekannten Restaurateur und Weinhändler, dann einem Fleischer und Bäcker seine Besuche ab. Ersterer war so gefällig ihm auch Gläser, Teller, Messer und Gabel nebst einem Korbe zu borgen, mit welchem er dann ziemlich gegen neun Uhr nach Hause fuhr. Bis gegen zehn Uhr legte er sich auf's Sopha, rauchte eine Pfeife und grübelte, dann deckte er säuberlich den Tisch, zerschnitt die Wurst und den Schinken, legte die Stücke kunstgerecht auf

die Stullen, stellte die Teller zurecht, pflanzte vor jedem eine Flasche Wein auf, und öffnete dann das Fenster, erwartungsvoll in die Gasse hinunterschauend.

Es war nach zehn Uhr, der Kutscher des Maurermeisters hatte das Haus schon geschlossen.

Endlich hörte er einen taktmäßigen Marsch, seine drei Freunde kamen an, Grunow eilte hinunter, schloß auf und empfing sie.

Ah — riefen sie, als sie den gedeckten Tisch sahen, famos!

Dort stehen noch mehr Flaschen, sagte Grunow zufrieden lächelnd, es wäre mir lieb, wenn Ihr recht tollen Lärm machtet.

Wollen schon machen; versetzte der Medicus schmunzelnd.

Man setzte sich, aß, trank und lachte, Grunow erzählte seine Geschichte.

Und wozu diese Soiree? — Willst Du Dir den Aerger wegzechen? fragten die Freunde.

Wozu? Ihr sollt gleich sehen.

Und nun erhob sich Grunow und nahm ganz eigenthümliche Dinge vor. Er leerte sein Kleiderspinde und schob seine Garderobe unter die Bettstelle. Er nahm die Wäsche aus den Schubladen der Kommode, legte sie in seinen Koffer und schob diesen unter das Sopha. Die Schiebladen selbst stellte er neben die Kommode. Endlich verbarg er auch seine Bücher und sonstiges Besitzthum, nur seine Rappiere nebst einem großen Fechthandschuh blieben in einem Winkel des Zimmers stehen.

Seine Freunde sahen diesem wunderlichen Gebahren kopfschüttelnd zu.

Wir möchten doch wissen, sagten sie, wozu das soll?

Begreift Ihr denn nicht, entgegnete Grunow lachend, ich bin ausgerückt.

Famos! Famos! riefen die Studenten, Rache den Philistern! —

Ich habe das Meinige gethan, sagte jetzt Grunow sein Glas erhebend, nun thut Ihr Eure Schuldigkeit. Man stieß an, man trank, man sang, man jubelte, man tanzte, es war große Munterkeit unter den Jüngern der Wissenschaft. Die Wirthinnen, Mutter und Tochter, schliefen neben dem Zimmer, in welchem die ausgelassene Gesellschaft ihre Orgie feierte. Man hörte dann und wann ein leises Gerassel an der Thüre, wornach nicht zu bezweifeln, daß sie wach waren und horchten.

Die Studenten achteten hierauf nicht. Es wurde viel erzählt und mancher lustige Streich kam zum Vorschein, auch Meyer mußte Stoff zur allgemeinen Erheiterung geben.

In diesem Moment machte sich ein ziemlich lautes Geräusch an der Thüre hören, welche durch das Bette, in dem Grunow schlief, versetzt war.

Guckuk, sagte der Medicus leise, die haben uns belauscht, das wird eine schöne Geschichte werden. Du kannst Dich darauf verlassen Grunow, daß Du Morgen denuncirt bist. Diese Philisterinnen sind zu allem fähig, zumal nachdem Du sie so verteufelt geneckt hast.

Du hast Recht, sagte Grunow nachdenklich, sie sollen das Fräulein Hummel da drüben sehr bedauert haben und die Alte ist mit ihr gut bekannt. Aber wartet, dem Unglück will ich schon vorbeugen. Und nun sagte er laut: Kinder, ich hoffe, daß Ihr über diese Geschichte das tiefste Schweigen beobachten werdet. Ich habe dem armen Brese mein Wort gegeben, es Niemanden mitzutheilen, daß er der Schalk ist, welcher dem armen Meyer und der unglücklichen Hummel einen so üblen Streich gespielt hat.

Die Freunde verstanden und lachten.

Wir geloben Dir Schweigen, sagte der Medicus feierlich und so laut er konnte, wir werden den guten Brese nicht verrathen.

Ja, ich bitte sehr darum, fuhr Grunow fort, denn der arme Teufel lebt jetzt in einer beständigen Angst, weil er seinen Witz vielen Bekannten mitgetheilt hat und hundert Thaler Belohnung sind anlockend.

Wir wollen hoffen, daß er unentdeckt bleibe, entgegnete der Mediciner, stoßt an Kinder, Brese und sein Witz lebe hoch! —

Nun mit einem entsetzlichen Gebrüll wiederholte die Gesellschaft diesen Toast.

Ich muß Euch nur sagen, bemerkte dann Grunow leiser, Brese wohnt nicht weit entfernt von hier und ist ein ehrsamer Schneider.

Die Studenten wollten laut auflachen, aber ihr Wirth gab ihnen schleunig ein Zeichen, indem er auf die Thür hinwies.

Ich habe da einen Einfall, sagte jetzt der Mediciner mit feierlicher Miene, es wäre doch eigentlich nicht übel, wenn wir die hundert Thaler verdienten. Ich sehe gar nicht ein Grunow, warum Du Deinen Witz nicht besser ausbeuten willst.

Wie meinst Du das? —

Du oder ich — einer von uns beiden muß denunciren.

Bist Du toll? rief Grunow.

Et! — sagte der Medicus, vor den Frauen drinnen müssen wir uns sichern, sie sind auf falsche Fährte geleitet, und wir wollen sie darauf be-

lassen. Mein jetziger Vorschlag geht nur uns an. Vor Allem sag mir: hast Du Abschrift der Briefe an Meyer, die Du uns vorgelesen?

Versteht sich — ich besitze sie sämmtlich noch.

Prächtig. Ich schreibe einen Brief an Meyer, in welchem ich ihm melde, daß mir der unglückselige Spaßvogel bekannt sei. Zum Beweise schließe ich ihm einen Deiner Briefe bei. Er möge Text und Handschrift vergleichen. Sobald er die hundert Thaler — —

Halt! halt! rief Grunow, ich weiß schon was Du sagen willst — aber der Vorschlag gefällt mir nicht, ich mache einen bessern.

Heraus damit; sagte der Mediciner.

Ihr kennt den kleinen närrischen Baron Pietsch, wie er spottweise genannt wird, jenen aufgeblasenen, verdorbenen Studenten, welcher sagt, daß sein Schnurrbart für ihn mehr Werth habe als eine ganze Baronie, der alle Welt anpumpt, sein Ehrenwort zehntausendmal verpfändet und nicht ein einziges Mal eingelöst hat, dabei ißt, trinkt, lebt und leibt wie jedes andere ehrliche Menschenkind, ohne vor irgend einer charakterlosen Handlung zurückzuschrecken, dieses Kerlchen, das arrogant genug ist, alle Studenten für Nichtswisser und sich selbst für einen zweiten Salomo zu halten —

Nun, was wirds? fiel der Mediciner ein.

Der soll mein Sündenbock sein, versetzte Grunow.

Nun, das collidirt ja durchaus nicht mit meinem Vorschlage, sagte der Mediciner, einen Sündenbock müssen wir allerdings haben, aber das Geld wollen wir in die Tasche stecken.

Nein, sagte Grunow sehr entschieden, ich will mich an meinen Witzen ergötzen, aber kein Geld damit verdienen.

Ein unfruchtbares Genie! bemerkte der Mediciner.

Ich schreibe also folgendermaßen an Meyer, fuhr Grunow fort:

Mich auf Ihre Annonce in No. der und der Vossischen Zeitung beziehend, nenne ich mich selbst als den Ausstifter Ihres Verlobungsverhältnisses, den Urheber der Annonce, den Schreiber der Briefe, lege Ihnen zum Beweis die Copien der Briefe bei, welche Fräulein Hummel von mir und Sie von ihr erhalten, bitte, den Text und die Handschrift zu vergleichen und sehe schließlich Ihrer zugesicherten Belohnung von hundert Thalern entgegen.

Ihr ergebener u. s. w.

Das ist ein großer Gedanke, sagte der Mediciner ironisch, dem Herrn Baron Pietsch hundert Thaler zu verschaffen.

Ich sage Euch der Witz ist colossal, entgegnete Grunow, denkt Euch, wenn der Baron die hundert Thaler wirklich bekommt, und aller Welt — woran gar nicht zu zweifeln ist — die Geschichte erzählt, seine hundert Thaler in aller Gemüthlichkeit verzehrt, Meyer ihn verklagt und mit einer zweimal so langen Nase als er bereits besitzt, abfährt — denkt Euch, sage ich, dieses colossale Gelächter, diesen Eclat, die die Geschichte verursachen wird. Ich könnte mich halbtodt lachen, wenn ich nur daran denke

Hm, sagte der Mediciner sich bedächtig den Bart streichend, von der Seite betrachtet ist der Einfall so übel nicht.

Und er wird ausgeführt, sagte Grunow.

Der junge Mann kramte in seinen Papieren herum, fand richtig die vier Briefe, schrieb an Meyer, schloß die Briefe in den seinigen ein, fügte die Adresse des Barons bei und versiegelte ihn, damit war er fertig. —

Diesen Brief wird Meyer durch die Stadtpost erhalten, sagte er mit triumphirender Miene, indem er sich wieder setzte, und nun Freunde laßt uns ein Schläfchen machen. Es ist schon drei Uhr. Bettet Euch, so gut Ihr könnt —

Das geschah und eine viertel Stunde später war die Stube in eine Schlafstelle verwandelt, und die Studenten schnarchten in gemüthlicher Nachbarschaft wie homerische Götter. —

Sechstes Kapitel.

Die Gruppen auf der Schloßbrücke.

Es war fünf Uhr, als Grunow erwachte. Lachend stieß er den Mediciner an, der neben ihm auf dem Bette lag. Es sah im Zimmer sehr wüste aus, überall waren die Spuren der nächtlichen Orgie sichtbar. Auch die anderen Studenten erwachten.

Jetzt ist es Zeit, sagte Grunow.

Wozu Zeit? — Es scheint noch sehr früh zu sein, entgegnete der Jurist sich reckend und gähnend.

Wir müssen auf dem Posten sein, unsere Leute sind es auch, versetzte Grunow — wir werden Damenbesuch erhalten.

Damenbesuch? — riefen alle verwundert.

Ich glaube mich in dem Charakter meiner Wirthin jun. nicht zu täuschen, sagte Grunow, sie wird sich selbst von dem überzeugen wollen, was ihr das Mädchen berichten wird. Ihr sollt sehen, sie macht uns einen Besuch.

Wenn das ist, sagte der Mediciner, dann wollen wir noch nicht Toilette machen.

Wie, wir sollen hier fast in einem paradiesischen Zustande verharren? fragte der Jurist.

Du wirst Dich nicht erkälten, versetzte der Mediciner —

Aber wenn die Frauen kommen, wandte der Jurist wieder ein —

Dann bilden wir die Gruppen auf der Schloßbrücke, versetzte der Mediciner, ich denke, daß die Natur hinter der Kunst nicht zurückbleiben wird, und daß sie vor ihr nicht zu erröthen braucht.

Ich muß gestehen, sagte Grunow, daß mir jene Gruppen da, wo sie jetzt stehen, gar nicht gefallen.

Und warum nicht? Du scheinst von der Prüderie inficirt zu sein, die sich zu gestehen scheut, daß der Schneider uns nicht schöner machen kann als Gott.

Das ist eine Sache für sich; entgegnete Grunow, vom Standpunkte der Aesthetik betrachtet, läßt sich gegen die Gruppen natürlich nichts einwenden, aber es ist ein Anachronismus, in unserm modernen Leben der antiken Kunst solche Concessionen zu machen, daß sie wie eine Satyre auf dieses erscheint. Man stelle dergleichen plastische Erzeugnisse in die Museen, wo Sinn und Idee für die Kunst mit hineingebracht wird, nicht aber ins Gewühl des Alltäglichen, wo sich die gemeinste Gesinnung daran ergötzen kann. Das Nackte paßt nun einmal nicht zu unserer modernen Anschauungsweise, wir sind nicht daran gewöhnt, um es mit jener Unbefangenheit, wie die alten Griechen, zu betrachten. Diese bildeten ihre größten Heroen, ihre Helden und Götter nackend ab, und sie verloren nichts von ihrem Nimbus, vielmehr traten sie gerade dadurch in ihrer ganzen ästhetischen Vollendung hervor. Denkt Euch aber einen unserer modernen Helden in einem solchen Zustande hingestellt, denkt Euch den Blücher, den Scharnhorst oder Gneisenau oder gar den alten Fritz nackend auf ihren Postamenten, würden wir es nicht und mit Recht wie eine Entweihung betrachten? — Und wir wollen, daß der große Haufe diese Gruppen mit einem heiligen Schauer, mit Ehrfurcht betrachten soll? — Nimmer; und man kann es ihm nicht verargen; denn

er weiß, daß wenn es Einem von ihnen einfallen sollte, mit nackten Beinen über die Straßen zu gehen, er sicher nach der nächsten Wache geführt werden würde. Die Kunst aber — in so fern sie sich öffentlich zeigt, darf eben so wenig gegen die herrschenden Begriffe von Anstand und Sitte verstoßen, wie das Leben selbst. Das Volk wird durch solche Kunstentweihung — anders kann ich es nicht nennen — nicht gebildet, sein ästhetisches Gefühl nicht gehoben, es ist gerade so, als wenn man mit ihm lateinisch spräche und nun glaubt, der Wohllaut dieser Sprache würde ihm einen höheren Sinn für das Schöne beibringen.

Gut gebrüllt Löwe, versetzte der Medieiner lachend, ich kann Dir nicht ganz Unrecht geben, denn jedes Ding hat seine zwei Seiten, aber ich bleibe bei meiner Ansicht.

Si — ich höre Stimmen, sagte Grunow. Er öffnete die Thüre. Draußen stand Louise, und die Wirthin Tochter schien vor ihm eben die die Flucht ergriffen zu haben, denn er sah etwas Weißes dahin schweben und im Hintergrunde der Küche verschwinden.

Schon auf Wache? fragte Grunow. Nun, es hilft Ihnen nichts mehr Louise, gehen Sie hinein und sagen Sie nur, Sie hätten durch's Schlüsselloch gesehen und es komme Ihnen Alles so verdächtig bei mir vor.

Das Mädchen sah den Studenten fragend an.

Ich bin ausgerückt, sagte Grunow lächelnd, nicht ein einziges Stück von meinen Sachen ist noch da.

Wann? fragte das Mädchen erstaunt und zufrieden.

In dieser Nacht.

Ah! — rief sie und lief in die Küche.

Bald darauf erschienen die Frau Wirthin Wittwe nebst ihrer Tochter, Beide nur sehr dürftig angekleidet, denn sie hatten sich gar zu sehr beeilt. Sie bemühten sich, durch's Schlüsselloch zu sehen — aber — der Schlüssel steckte.

Die Frauen waren wuthroth und ihre Entrüstung unbeschreiblich.

Wir wollen uns vor allen Dingen völlig ankleiden, sagte die Tochter entschlossen, das Uebrige soll sich finden. Sie gingen, und es dauerte nicht fünf Minuten, da erschien die Tochter wieder, horchte eine Weile, öffnete dann entschlossen die Thüre, prallte aber entsetzt wieder zurück — denn diese griechischen und afrikanischen Gruppen blendete selbst den Heroismus einer um ihre Miethe besorgten jungen Wirthin.

Ich will noch etwas warten, sagte sie zu dem Mädchen, das noch

immer seinen Posten nicht verlassen durfte, wir müssen nur aufpassen, daß sie uns nicht davon laufen, wenn sie angekleidet sind.

Es waren wieder fünf ängstliche Minuten verstrichen. Sie öffnete zum zweiten Male die Thüre, aber zum zweiten Male prallte sie zurück vor den plastischen Gebilden, welche der Mediciner zur Anschauung brachte.

Madame biß sich in die Lippen, denn nun glaubte sie Absichtlichkeit zu bemerken, sie besann sich eine Weile, dann aber alle Selbstverleugnung, deren sie fähig war, zusammen raffend, öffnete sie entschlossen die Thür, trat mitten unter die Studenten, warf einen forschenden Blick in das Kleiderspinde, besah prüfend die Kommode, richtete das Auge nach der Mitte, wo Grunows Gelehrsamkeit in der Form von einigen Compendien und Lexikons zu thronen pflegte, und als sie Alles, Alles leer und ausgeräumt, die Tische aber um so voller und die Studenten so ungemein aufgeräumt sah, da vermochte sie nicht länger an sich zu halten und in höchster Entrüstung trat sie gerade vor Grunow hin, der eben beschäftigt war, sich sitzend die Stiefel anzuziehen und schrie:

So betragen Sie sich, Herr Grunow, so benehmen Sie sich gegen uns, solcher Schändlichkeiten sind Sie fähig! Pfui, schämen sollten Sie sich, das hätten wir Ihnen nimmer zugetraut! —

Ei sieh da, versetzte Grunow mit einem grenzenlosen Phlegma in seiner Toilette fortfahrend, ich danke Ihnen für die gute Meinung. Es thut mir wirklich leid, daß ich ihr so schlecht entsprochen habe.

Also betrügen wollen Sie uns! schrie Madame außer sich.

Wahrhaftig, will ich das? entgegnete Grunow mit unverwüstlicher Ruhe, da sagen Sie mir wirklich keine Neuigkeit. Das weiß ich besser als Sie. Ganz gewiß, ich will Sie betrügen und ich werde Sie auch betrügen.

Und womit haben wir das verdient, rief die Alte, die jetzt ebenfalls in's Zimmer trat.

Nun, mit Ihrer Dankbarkeit; versetzte Grunow.

O, es ist kein Wunder, rief die Tochter wieder, daß man so spricht, wenn man auf diese Weise die Nächte verbringt und so viele Flaschen ausgeleert hat. Statt Wein zu trinken sollten Sie lieber ehrlich bezahlen.

Bezahlen soll ich Sie? sagte Grunow, ei der Tausend, Sie kommen schon so früh mich mahnen; nun, das habe ich mir wirklich nicht vorgestellt. Ich habe Sie aufrichtig für betrunken gehalten. Ich soll Sie also bezahlen, hat das nicht noch eine halbe Stunde Zeit?

Ja, um dann fortzulaufen, nicht wahr, und uns das Nachsehen zu lassen!

Aber, ich begreife nicht; weshalb haben Sie denn so plötzlich solches Mißtrauen gegen mich gefaßt? —

Wie? Sie bringen Ihre Sachen heimlich fort, und wundern sich über unser Mißtrauen?

So — also deshalb.

Ja, deshalb. — Ich will mein Geld! rief die Tochter in der höchsten Wuth — und ich hoffe doch noch Einiges zu finden, woran ich mich halten kann. Ah, dieses hier.

Madame fing an aufzuräumen, denn es lagen auf den Stühlen noch sehr nöthige Garderobestücke der Studenten, die sämmtlich mit ihrer Toilette noch nicht ganz zu Stande gekommen waren.

Halt! rief der Medicinер, lassen Sie gefälligst meinen Rock liegen, der gehört mir.

Nun, das hier!

Halt! rief der Jurist, ich bitte gütigst zu bemerken, daß diese Weste mein alleiniges Eigenthum ist.

Ha — aber hier, da stehen wenigstens die Rapiere —

Stehen Ihnen zu Diensten, sagte Grunow, wollen Sie mich zum Ritter schlagen? —

Und er kniete sehr galant vor der Dame hin und überreichte ihr die Rapiere.

Herr, ich will mein Geld! rief sie nun außer sich, da die Studenten in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Also immer Geld, entgegnete Grunow, Schade, Shakespeare müßte heute leben, Sie könnten ihm als Modell zu einem neuen weiblichen Shilok dienen. Nun, liebe Frau, Sie sehen wohl ein, daß es recht unzart von ihnen ist, uns bei unserer Toilette zu stören. Verlassen Sie uns gefälligst bis diese beendet ist. Ich werde Sie das wissen lassen und dann wollen wir weiter mit einander reden. Ich empfehle mich Ihnen.

Und Grunow faßte die Dame beim Arm und führte sie hinaus.

Siebentes Kapitel.

Grunow's Escamotage.

Während Grunow's Freunde ihre Toilette vollendeten, war er selbst schnell dabei, seine versteckten Sachen wieder hervorzuholen und an ihre gewöhnliche Stelle zu bringen. Das Spinde wurde wieder voll, die Schubladen ebenfalls, jedoch vermied er es sorgfältig, daß dieses auf den ersten Blick sichtbar wurde; deshalb stellte er seine messinge Lampe, seinen Tabackskasten und einige andere Gegenstände, welche sonst auf dem Tische und der Kommode standen, in das Spinde hinein. Nachdem er hiermit fertig war, rief er das Mädchen, gab ihr Geld und bestellte sich eine gute Chokolade. Das Mädchen lachte, die Damen befanden sich ebenfalls auf dem Vorplatze, denn sie besorgten, die Herren möchten, wenn sie ihre Toilette beendet, wie die Töchter es ja schon gegen Grunow ausgesprochen, davongehen, und waren entschlossen, ihren Gläubiger nicht entwischen zu lassen. Das Mädchen hatte die gemessensten Befehle erhalten, Herrn Grunow tüchtig anzugreifen und Hülfe zu rufen, sie selbst würden nicht zurückstehen, und auf dieses allgemeine Geschrei, meinten sie, würde ihnen der Mauermeister mit seinem Kutscher schnell genug zu Hülfe kommen.

Die Damen delibrirten jetzt, ob sie die Anfertigung der Chocolade gestatten sollten. —

Das Mädchen gab durch die Erklärung den Ausschlag, daß sie für den Herrn jeden Morgen den Kaffee gekocht habe, und es also auch heute thun müsse. Ob er nun Kaffee oder Chokolade verlange, das wäre einerlei. Man ließ sie also gewähren, denn die Damen hatten im Grunde doch einige Furcht vor ihrem Herrn und wollten ihm keinen Anlaß zu Chikanen bieten.

Es war gegen sieben Uhr, als die Chokolade den Studenten ins Zimmer gebracht wurde. Die Herren saßen sämmtlich um den runden Tisch, eine brennende Cigarre im Munde. Grunow schenkte die Chokolade ein, und nachdem jeder der Studenten seine volle Tasse vor sich stehen hatte, befragte er das Mädchen, die Damen eintreten zu lassen.

Der Zorn der Frauen wurde nicht unbedeutend vermehrt, als sie diese Herren, die ihnen so übel mitgespielt, denen sie alles Böse zutrau-

ten, jetzt mit dem Ernste eines Ehrengerichtes dasitzen, als sie die kalten durchbohrenden Blicke auf sich geheftet sahen.

Grunow räusperte sich und begann dann feierlichst.

Sie haben uns, meine Damen, diesen Morgen zu sehr ungelegener Zeit ihren ungebetenen Besuch abgestattet. Es scheint mir, als hätten Sie den Rausch, dem Sie sich gestern wahrscheinlich in die Arme geworfen haben, noch nicht ausgeschlafen. Darf ich fragen ob dem so ist, oder ob irgend eine besondere Veranlassung, Sie die Schicklichkeit so weit vergessen ließen, bei uns einzudringen, da wir so eben kaum das Bette verlassen hatten? —

Ob wir eine Veranlassung hatten? sagte die Tochter. Wie können Sie noch darnach fragen? — Das Mädchen meldete uns, daß es ihr bei Ihnen höchst sonderbar vorkomme, ich schöpfte den nur allzugegründeten Verdacht, daß Sie Ihre Sachen fortgeschaft haben würden, wollte mich selbst überzeugen und wurde überzeugt. Jetzt verlangen wir unsere rückständige Miethe und Sie mögen hinziehen, wohin Sie wollen.

Meine Damen begann jetzt Grunow, ich sehe wohl ein, daß ich Nachsicht mit Ihnen haben muß, Ihr Verstand scheint in der That gelitten zu haben. Haben Sie mich denn als solchen Lump kennen gelernt, um mir diese Zumuthung machen zu dürfen? — Haben Sie mir meine Schuld nicht anscheinend mit der größten Freude gestundet? Ich glaubte wahrlich Ihnen damit einen Dienst zu erweisen, einige Zeit Ihr Schuldner zu bleiben. Ihr — wie ich jetzt genügend einsehe — allerdings falsches Benehmen bestärkten mich in diesem Irrthum. Warum zogen Sie es nicht vor, mich offen an meine Schuld zu mahnen? Und Sie schämen sich nicht, mir hier mit einer so niederträchtigen Anklage entgegen zu treten und mir die Beschuldigung in's Gesicht zu schleudern, daß ich Sie betrügen wollte?

Freilich wollten Sie das — sonst hätten Sie Ihre Sachen nicht heimlich fortgeschaft, entgegnete die Tochter.

Und wer sagt Ihnen, daß ich das heimlich gethan habe?

Nun, es kann doch erst in dieser Nacht geschehen sein, denn gestern —

Was gestern? —

Da waren alle Ihre Sachen noch da — fiel die Mutter ein. —

Sie haben also nachgespürt? Sie gestehen es also ein, daß Sie schon längere Zeit mich in den Verdacht hatten, daß ich Ihnen davonlaufen wollte? —

Nun, der Verdacht iſt ſehr gerechtfertigt, ſagte die Tochter, Sie haben gar keine Urſache, ſich darüber zu wundern.

Meinen Sie? — Warum haben Sie denn, wenn Sie einen ſolchen Verdacht hegten, nicht beſſer aufgepaßt, meine werthen Damen? Warum haben Sie ſo feſt geſchlafen, während unſerer vier hier auf die lärmendſte Weiſe mit Packen beſchäftigt waren? Wahrlich, wir haben es Ihnen leicht genug gemacht, uns an unſerm Vorhaben zu hindern. Und dennoch ſagen Sie, daß ich heimlich meine Sachen bei Seite geſchafft? —

Allerdings haben Sie das! —

Sie träumen.

Das iſt unverſchämt, rief die Tochter im höchſten Zorne, wollen Sie uns am Ende gar einreden, daß ein leerer Schrank voll iſt, und —

Ein leerer Schrank? — Bitte — ſchließen Sie auf.

Nun, das geht zu weit! rief die Tochter und ſchloß wüthend auf, aber als würde Sie von dem Federwiſch des Narren im Heidelberger Schloſſe unverſehens getroffen, prallte ſie aufs Höchſte überraſcht zurück.

Sie ſcheinen meine Garderobe beſſer als ich ſelbſt zu kennen, fuhr Grunow mit eiſerner Ruhe fort, welches Stück fehlt noch, wenn ich fragen darf?

Aber Ihre Wäſche haben Sie doch fortgebracht — ſagte die Mutter.

Meine Wäſche? bitte, öffnen Sie die Kommode, Louiſe, laſſen Sie Madame hineinſehen!

Das Mädchen, welches nur mühſam ihr Lachen zu verbeißen vermochte, öffnete die Kommode, und zog Schublade nach Schublade auf — es lag da Alles wie gewöhnlich. —

Nun, aber Ihre Bücher, die haben Sie jedenfalls fortgeſchafft, — fuhr die Mutter fort.

Bitte, ſehen Sie ſich etwas genauer um, ſagte Grunow, es hat mir gefallen, meine Bücher in das Spinde zu legen, und Sie werden ſie daſelbſt finden. Louiſe überführen Sie Madame.

Es entſtand eine unbeſchreibliche Pauſe —

Es ſchien wirklich als hätten die Damen urplötzlich den Verſtand verloren. — Sie vermochten die Zauberei nicht zu faſſen, welche jetzt vor ihren Augen vorgegangen war.

Wahrlich, ich habe Mitleid mit Ihnen, ſagte Grunow, Sie gehören zum ſchwachen Geſchlechte, und das iſt das Einzige, was Sie ein wenig entſchuldigt — Nun ſagen Sie mir gefälligſt, wie viel Sie von mir zu fordern haben? —

Sechs und zwanzig Thaler, verſetzte die Alte, die laufende Miethe eingerechnet.

Hier nehmen Sie Ihr Geld, ſagte Grunow, indem er auf das Kaffeebrett deutete, woſelbſt das Geld ſchon abgezählt lag.

Die Tochter verließ jetzt eiligſt das Zimmer.

Sie gehen, rief ihr Grunow nach, ich hoffe Ihnen eine gute Lehre gegeben zu haben.

Ich danke, ſagte die Alte demüthig und ging ebenfalls.

Und nun, meine Freunde, wandte ſich jetzt Grunow, an die andern Studenten, ich danke Euch für Eure Unterſtützung, die Sitzung iſt aufgehoben.

Und in der größten Ordnung verließen ſie Alle die Wohnung ihres Freundes, um ſich in der ſchönen, lauen Luft zu ergehen.

Es war ein coloſſaler Witz, ſagten ſie.

Aber in dem Zimmer der Wirthinnen ſah es ſehr trübe aus. Die beiden Damen ſaßen an einem Tiſche, den Kopf auf die Arme geſtützt, ſtieren Auges und ſeufzten unaufhörlich: Ach, wären wir nur nicht hineingegangen! Ach, wären wir hier nur nicht hineingegangen! —

Louiſe theilte den Mädchen unten die Geſchichte mit, denn dieſer Spaß hatte ſie nun entſchiedener als jemals auf des Studenten Seite gebracht. Die Geſchichte wurde im ganzen Hauſe bekannt; der Maurermeiſter, ein vernünftiger Mann, brach in ein unauslöſchliches Gelächter aus und ſagte ſeiner Mutter und Schweſter:

Seht Ihr? — Fangt Ihr ein andermal nichts mit Studenten an! —

Die Mutter war im Grunde eine gutmüthige Frau und ſie verzieh ſehr bald dem Studenten ſeinen coloſſalen Witz. Aber in dem Herzen der Tochter kochte es gewaltig, denn ſie war ſtolz — und ihr Stolz war aufs tiefſte gekränkt. Rache den Studenten, das war der Gedanke, der ſie von nun an Tag und Nacht beſchäftigte *).

*) Die Damen, welche dieſes Luſtſpiel, das bis auf ſehr geringe Kleinigkeiten hiſtoriſch treu wiedergegeben iſt, veranlaßt haben, werden — wenn ſie dieſe Kapitel der Pickwickier leſen — dem Verfaſſer für Verſchweigung ihrer Namen dankbar ſein. Es iſt ihnen übrigens vollſtändig verziehen.

Achtes Kapitel.

Von der Charybdis in die Scylla.

Meyers Wohnung bot in diesem Augenblick einen sehr misanthropischen Anblick dar. Es zeigte sich hier jenes wilde, wirre Durcheinander, welches das unverkennbare Symptom eines Quartierwechsels ist. Und so war's in der That. Meyer hatte glücklich eine Wohnung gefunden, und Jacob war diesmal, wie es schien, sein guter Genius gewesen. Er war nämlich dem menschenfreundlichen Schnahse auf der Straße begegnet und von diesem angeredet, hatte er ihm seines Herrn Noth mitgetheilt; — Schnahse war sehr ungehalten. Weiß denn Herr Meyer nicht, sagte er, daß er einen jederzeit dienstwilligen Freund besitzt, der Eigenthümer von drei Häusern ist, und der ihm sein letztes Zimmer mit Vergnügen einräumen würde? —

Drei Häuser, rief Jacob und lüftete respectvoll die Mütze, das sieht man Ihnen wahrhaftig nicht an, Herr Schnahse. Bitte sehr zu entschuldigen, wenn ich Sie bei Ihrem neulichen Besuche nicht mit der gehörigen Würde empfangen habe. Es ist ein wahrer Jammer, daß heute fast jeder Mensch blank geputzte Stiefel trägt und daß somit fast alle Erkennungs- und Unterscheidungszeichen fehlen. Und sehen Sie, Herr Schnahse — entschuldigen Sie gefälligst — Ihr Hut sieht eigentlich — bei Licht betrachtet, und ich habe scharfe Augen, muß ich Ihnen sagen — nicht dreihäusermäßig aus. Ihr Rock — Jacob warf einen Blick, der den Kenner verrieth, auf den Hauseigenthümer — ist zwar sehr sauber abgebürstet, aber es fehlt ihm der Pli. Tuch gut — aber unmodern. — Die Hose —

Laßt das, guter Freund, unterbrach Schnahse Jacobs Reflexionen, ich habe es Euch ja nicht übel genommen, daß Ihr mich für einen armen Mann hieltet. Ich bin nicht stolz und überhebe mich nicht meines Reichthums wegen. Was ich habe — gehört den Armen.

Ach — Sie sind gewiß Oekonom in einer Armenanstalt, oder —

Nein, entgegnete Schnahse, ich meine, daß ich —

Waisenvormund sind; — gerathen? fiel Jacob abermals ein.

Auch das nicht, versetzte Schnahse ungeduldig, ich bin nichts guter Freund, aber Ich helfe, wo ich kann —

Ah — ich verstehe, sagte Jacob — Sie kaufen gute Wechsel für mäßige Zinsen.

Das kann wohl sein, entgegnete Schnabse, aber das meine ich auch nicht, ich wollte sagen, daß ich spare, um desto mehr Gutes thun zu können.

Ah — so! — Sie gehören zur gemeinnützigen Baugesellschaft. Dann wohnen wohl nur arme Leute, die keine Miethe in Ihren drei Häusern bezahlen?

Schnabse stutzte. Diese scharfsinnige Bemerkung Jacobs gefiel ihm ganz und gar nicht, jedoch faßte er sich bald und sagte:

Mein Freund, wovon sollte ich Gutes thun, wenn ich mein Besitzthum nicht verwerthen wollte? —

Das ist eigentlich wahr, entgegnete Jacob, und wovon sollten Sie die Zinsen bezahlen?

Aber wir sind von unserer Sache ganz abgekommen, fuhr Schnabse fort, also Ihr Herr ist um eine Wohnung verlegen, das trifft sich sehr glücklich. In meinem Hause in der Röthnerstraße ist gerade eine sehr noble Wohnung frei, die für Herrn Meyer durchaus passend ist.

Die Sache wird sich machen lassen, sagte Jacob.

Ich werde sogleich Euren Herrn besuchen und ihm den Vorschlag machen. Werde ich ihn jetzt treffen?

Jacob bejahete das und Schnabse folgte ihm zu seinem Herrn, der auch gar kein Bedenken trug, die Wohnung sofort zu miethen. Er besah sie nicht einmal zuvor, denn Schnabse beschrieb sie ihm auf das Genauste, und Meyer glaubte nicht, daß es bei seinem neuen Wirthe irgend einer Vorsicht bedürfe.

So war denn auch diese Verlegenheit beseitigt und der Umzug sollte vor sich gehen. Einen ganzen Tag hatte Meyer mit der Verpackung aller werthvollen Kleinigkeiten verbracht, die nicht einzeln transportirt werden konnten. Es war ein sehr bewegter Tag, und Meyer hatte große Mühe, dem Eifer Jacobs, welcher in diesem Chaos, wie in seinem Elemente war, zu steuern. Da verging keine Minute, in welcher es nicht hieß: Jacob, nimm Dich in Acht, bedenke, daß das Glas ist. Jacob, Du weißt, daß dieser Gegenstand ein Andenken von meiner Großmutter ist. Ich lege vielen Werth auf diese Kleinigkeit, Jacob, Du mußt nicht so leichtfertig damit umgehen. Jacob, tritt nicht hier hinein, ich will das erst ordnen. Jacob, Du zerbrichst mir wirklich das Kästchen, das fasse mir bei Leibe nicht an. Das werde ich schon selbst verpacken —

Wir wiſſen, ſagte Jacob mit den Augen zwinkernd, das kommt von dem Scorpion.

Von dem Scorpion? — Was willſt Du damit ſagen, Jacob? —.

Nun, ich meine, daß es ein Geſchenk von Fräulein Roſa iſt, verſetzte Jacob.

Aber was hat das mit einem Scorpion gemein? — fragte Meyer, ſeinen Diener ſehr ernſt anblickend.

Nun, das iſt ſehr einfach, entgegnete Jacob, alle Ihre Kalender, Herr Meyer, haben auf der Seite, wo der Scorpion ſteht, und zwar bei dem Datum **achtzehn**, ein großes rothes Kreuz. Dann iſt nämlich Fräulein Roſas Geburtstag, und von der ſtammt auch das Käſtchen.

So unangenehm Meyer von dieſer Ideenverbindung ſeines Dieners auch berührt wurde, ſo konnte er doch nicht gut eine Einwendung machen, denn die Sache war richtig. Bei ſich jedoch beſchloß er, einen andern Kalender zu kaufen, in welchem bei den Monaten die Sternbilder des Thierkreiſes nicht vorhanden wären.

Endlich war die mühevolle Arbeit des Tages geſchehen, die darauf folgende Nacht verſtrichen und Meyer erhob ſich ſehr früh, um nach ſeiner neuen Wohnung zu gehen, dort ſeine Sachen zu erwarten und im Voraus für jedes Stück den paſſendſten Platz auszuwählen. Auf dieſe Weiſe hoffte er bald in Ordnung zu ſein und dem unwirthlichen, ungemüthlichen Interim ein Ende zu machen. Da Alles gut und ſicher in Kiſten und Körben eingepackt und nur größere Stücke zu tranſportiren waren, glaubte Meyer das Weitere ohne Beſorgniß ſeinem Diener überlaſſen zu können, und ſo ſehen wir ihn denn jetzt von Kopf bis zu Fuß angekleidet, ſeinen Stock mit goldenem Knopf in der Hand, in einer erhabenen Stellung vor drei etwas unerhabenen Leuten ſtehen, welche zu der ungewiſſen Klaſſe der Tagelöhner gehörten und einige ernſte Worte an ſie richten, während Jacob beſchäftigt iſt, den Rücken ſeines Herrn von den Stäubchen zu ſäubern, die ſich eben wieder darauf angeſetzt hatten.

Ich hoffe alſo, ſagte Meyer, daß Ihr Leute mit meinen Sachen ordentlich und gewiſſenhaft umgehen werdet. Laßt Euch in Gottes Namen Zeit, gut' Ding will Weile haben. Ich bezahle Euch für den ganzen Tag. Ihr braucht Euch alſo nicht zu übereilen, den Secretair dort leg' ich Euch beſonders an's Herz —

Ja, es iſt ein Erbſtück von Herrn Meyers Großmutter, fiel Jacob ein — es war eine hundert und zehnjährige Greiſin, der Secretair war eins ihrer Ausſteuerſtücke und hat nicht weniger als hundert und ſiebenzig — —

Ich bitte Dich, Jacob, fiel Meyer ein —

Halten Sie gefälligst, Herr Meyer, da auf dem Kragen sitzt eine Feder, es ist hier viel Staub heute — sagte Jacob, und begann von Neuem zu bürsten.

Seien Sie unbesorgt Herr, sagte jetzt einer der Auszugsgehülfen, indem er sich bemühete das Deutsch der höhern Gesellschaft zu reden. Wir wissen mit solchen Sachen umzugehen, Sie können sich beim Fürsten Radziwill nach uns erkundigen, da haben wir gestern Holz gehauen.

Meyer warf einen prüfenden Blick auf den Redner, dessen Aeußeres ihm durchaus nicht geeignet schien, seine Besorgniß gänzlich zu bannen. Er trug eine sehr bunte Jacke, welche nicht nur die deutschen, sondern die Farben aller Länder präsentirte und eine Mosaik zeigte, die sie zu einem wirklichen Kabinetsstück erhob. Konnte man auf diese Weise nicht sagen, welche Farbe an der Jacke vorherrschend war, so trat um so entschiedener die Farbe seiner Nase hervor, welche den Naturhistorikern beweisen konnte, daß es eine sechste Menschenrace gebe, und zwar die rothnasige, die in dem Klima des Spiritus und des Branntweins gedeiht.

Das war der Mann, der sich auf den Fürsten Radziwill berief, um Meyers Besorgniß völlig niederzuschlagen und darzuthun, daß ein Mensch, der sich auf's Hauen verstehe auch unbedingt noch andere mechanische Künste auszuüben verstehen müsse.

In Folge aber seiner so eben gemachten Beobachtungen, sagte Meyer:

Sie scheinen mir nur ein wenig zu trinken, Freund.

Ick drinken, Herr? versetzte der Bunte mit einer Verwunderung, über die sich seine Nase zu freuen schien, det wäre ja 'ne Leidenschaft. Ne, man det nich; vielmehr hab' ick die Absicht, dem Mäßigkeitsverein beizutreten, der vor mäßige Preise ville giebt. Et wär' doch menschenfreundlich von dem Mann, der sich uf die Erfindung legen däte, den Branntwein so einzurichten, det man en Dutzend Pullen däglich drinken könnte, ohne seinen jöttlichen Verstand aussen Europäischen Gleichgewicht zu bringen.

Det würre woll nich ville helfen, sagte der zweite des Kleeblattes, indem er mit seinem Arm zu einem sehr verfänglichen Zwecke über den untern Theil seines Profils fuhr. Die Dürken drinken gar nischt Geistiges nich un kommen dadrum doch aussen Gleichgewicht. Die Mäßigkeitsvereine sind aberst „sehr löblich vor unser Eens, denn man gewöhnt

sich doch mit der Zeit daran, die Pulle mit mehr Philosophie zu betrachten. Ich drinke deßhalb wirklich sehr mäßig, Herr Meyer.

Des versteht sich ooch ganz von selbsten, sagte der Dritte, indem er sich seinen Rock abzog, wahrscheinlich, um dem Zipfel, der aus dem Hintergrunde seines Beinkleides lebenslustig hervorquoll, zu seinem Rechte zu verhelfen, wenn uns Eener sagen wollte, det wir über'n Durscht drinken, det müßt 'n großer Menschenfeind sind. —

Nun, es ist schon gut, entgegnete Herr Meyer, ich hoffe, daß Sie sich in Acht nehmen werden. Ich habe meinem Diener ein ansehnliches Trinkgeld für Sie gegeben, doch nur für den Fall, daß Sie, so lange Sie mit meinen Sachen beschäftigt sind, keinen Branntwein trinken. Und Du Jacob, wandte er sich an diesen, der eben den Hut seines Herrn einer Revision unterzog, Du weißt, was ich Dir gesagt habe, und ich hoffe, daß ich heute keine Veranlassung zur Unzufriedenheit haben werde.

Gott behüte, versetzte Jacob, mit einer sehr würdevollen Miene, lassen Sie mich nur machen. Und flüsternd fügte er hinzu: Ich werde die Andern schon zusammenhalten, sie haben einen ganz kannibalischen Respect vor mir.

Meyer ging, wandte sich jedoch an der Thür noch einmal um und warf einen besorglichen Blick in's Zimmer.

Und den Trümeau, Jacob, sagte er, nimm Dich dabei sehr in Acht — und —

Meyer hatte offenbar noch etwas auf dem Herzen, doch er trat über die Schwelle, ohne es auszusprechen.

Alles was von Glas ist, rief ihm Jacob nach, das fasse ich mit an.

Und daß mir ja der Papagei keinen Schaden nimmt, oder am Ende gar davon fliegt, sagte Meyer mit halb umgewandten Kopfe.

Das wäre noch schöner, versetzte Jacob, den nehme ich unter meine Flügel, schon um Fräulein No — —

St! sagte Meyer und stieß mit seinem Stocke auf den Fußboden, ich bitte Dich um Alles in der Welt, Jacob, halte wenigstens in dieser Beziehung Dein Versprechen.

Sie können sich auf mein Silentium verlassen, Herr, entgegnete Jacob, und was Ihre Sachen anbetrifft, ich werde sie halten, als kämen sie alle von Ihrer Großmutter selig.

Meyer ging endlich wirklich und Jacob machte ein sehr zufriedenes Gesicht, denn jetzt begann seine Herrschaft.

Jetzt Hand angelegt, Leute, sagte er, wir wollen rechtschaffen arbeiten. Wenn wir bis Mittag fertig werden, dann ist es Euer Vortheil.

'S wär' woll wünschenswerth, meinte der Bunte, seinen Kameraden einen sehr bezeichnenden Blick zuwerfend, det wir uns erscht ein wenig anfeuchten däten, denn der Mensch is als wie 'ne Locomotive, die ooch bei jede Station geschmiert werren muß. Is 't nich so, Herr Jacob? —

Trinken könnt Ihr meinetwegen, sagte dieser durch das „Herr" sehr zu Gunsten des Bunten gestimmt, aber nur eine Weiße.

Mit man eenen Kümmel unterwischt, entgegnete der Bunte, det wirkt nachhaltiger, wie die Minischters in Frankreich sagen. Nann, komm Lude.

Komm Peyke, sagte Lude zum Dritten, der eben damit beschäftigt war, mit dem Papagei des Herrn Meyer, welcher in einem hübschen messingnen Käfig auf einem Tisch dicht neben dem Fenster stand, ein Freundschaftsbündniß zu schließen.

Wenn ick Thierquäalerverein wär', sagte er kopfschüttelnd, litt ick det nich, det man 'nen Vogel zum Deptirten macht.

Zum Deputirten? fragte Jacob.

Nun, ick meene zum Redner, entgegnete Peyke, denn ick seh man gar nich ein, warum der Papagei höher stehen soll in die thierische Gesellschaft, als wie een Ochse oder een anderer Beest.

Aberst nann keene Fillosoffi mehr, sagte der Bunte und ging.

Haltet Euch aber nicht zu lange auf, ermahnte Jacob, sonst muß ich das Trinkgeld zurück halten.

Man een Weilicken; sagte Lude, und das würdige Kleeblatt ging hinunter, um einen der Boutiquerkeller aufzusuchen, welche die unterirdischen Himmel sind, in denen die Berliner Eckensteher und Tagelöhner ihre Seligkeit finden. Sie brauchten nicht lange zu suchen, denn fast jede Straße in Berlin hat einen solchen Keller aufzuweisen, der gleichsam symbolisch ein oder zwei blaue Schilder hat, auf welchen eine schäumende Weiße, eine lebensvolle Blut- und Leberwurst, ein kraft- und saftreicher Schinken und mehr dergleichen vielversprechende Attribute eines freudevollen Daseins in künstlicher Natürlichkeit prangen. In einem solchen Keller also ließen sich die drei würdigen Männer, an dem einzigen Tische, der vorhanden war, und der alle Ständeabsonderung unmöglich machte, nieder, kannegießerten über Napoleon und den Sultan, vergaßen dabei die Dämpfer zu zählen, mit welchen sie die Weiße versetzen und würden wohl in Anbetracht des zu erwartenden Trinkgeldes

auf etwas unsichern Beinen an ihr Tagewerk gegangen sein, wenn nicht glücklicher Weise Jacob erschienen wäre, um sie zum Aufbruch zu ermahnen.

Es wäre aber doch sehr Unrecht, meinte der Bunte, wenn wir uf Herrn Jacobs Gesundheit nich een Toast ausbringen däten.

Dagegen habe ich nichts einzuwenden, sagte Jacob mit einer sehr wichtigen Miene.

Wartet nur, wandte Lude ein, dadruf hab' ick nich gerechnet, ick habe meine Weiße schon ausgedrunken. Det hilft nischt, unter die Umstände — Frau Suse, noch eene Weiße mit —

Frau Suse brachte das Verlangte. Das Kleeblatt trank auf Herrn Jacobs Wohl und verließ mit ihm in einer sehr behaglichen Stimmung die Boutique.

Und jetzt war es eine Freude die Leute handthieren zu sehen, wie sie sich gegenseitig Befehle gaben und empfingen, mit welcher Umsicht der Bunte den nußbraunen Secretair glücklich über alle Wendungen und Krümmungen der Treppe hinweg brachte, wobei er sich mit Jacob im Kommando theilte, und ehe zwei Stunden vergangen waren, rasselte einer jener colossalen Möbelwagen durch die Straßen, welche beim Quartalswechsel zu den wichtigsten und angesehendsten Individuen der Residenz gehören. Die Arbeitsleute gingen bedächtig nebenher, denn sie hatten verschiedene zarte Gegenstände in der Hand, die eine etwaige Collision auf dem Wagen nicht vertragen konnten. Jacob aber ging mit dem Papagei, den er vorsichtig trug hinter dem Wagen einher, wobei er die Blicke bald rechts bald links schweifen ließ, denn er war überzeugt, daß eine so stattliche fahrende Habe, zu einer so ungewöhnlichen Zeit viele Mitglieder des neugierigen Geschlechtes ans Fenster locken würde.

Meyer stand in der Thür seines Hauses und machte ein sehr zufriedenes Gesicht, als er den Wagen so bedächtig heranrollen und Jacob so vorsichtig hinterhergehen sah. Ihm war die Zeit sehr schnell vergangen, und er war deshalb mit den Leistungen des Kleeblatts und seines Dieners sehr zufrieden. Theils hatte sich Meyer damit beschäftigt, zu überlegen, wie er seine Mobilien stellen wollte, theils aber auch damit, dem Treiben gegenüber zuzusehen, denn in Folge eines jener merkwürdigen und unerklärlichen Zufälle, welche oft so unbedeutend scheinen und doch vom größten Einflusse auf die Geschicke der Menschen sind, fand zu gleicher Zeit in dem Meyers Wohnung gegenüber liegenden Hause

ein Umzug ſtatt. Es waren dem Anſchein nach ein paar Studenten, welche die Wohnung wechſelten, denn auf einem ſehr beſcheidenen Wagen wurde eine Kiſte, ein Koffer und ein Bücherregal fortgefahren, ein junger Mann in einem Sämmtling, einige Pfeifenröhren, einen Schirm und einen Stock unter dem Arm, ging hinter dem Wagen her, und gleich darauf fuhr eine Droſchke vor, aus welcher wiederum ein junger Mann, mit einem kleinen Schnurrbart ſtieg, dem verſchiedene Utenſilien, eine meſſingne Lampe, ein paar Rappiere, eine blecherne Kaffeemaſchine und mehr dergleichen Dinge folgten.

Meyer wurde in ſeinen Beobachtungen durch die Ankunft ſeiner Mobilien unterbrochen. Da er ſchon Alles in ſeinem Kopfe geordnet hatte, waren die Sachen bald an Ort und Stelle gebracht und in ſehr kurzer Zeit, eine leidliche Ordnung wieder hergeſtellt. Die Arbeitsleute waren endlich fertig, Jacob bezahlte ſie, gab ihnen ihr Trinkgeld unverkürzt, hielt eine ſehr belobende Anrede an ſie, ließ eine Ermahnung in Betreff ferneren Wohlerhaltens darauf folgen und trat dann in die Stube ſeines Herrn, der eine brennende Cigarre im Munde, damit beſchäftigt war, ſeine Papiere in ſeinem Secretair wieder unterzubringen.

So weit wären wir alſo, ſagte Jacob, das nenne ich arbeiten. Alles gut abgelaufen, kein Stückchen abgebrochen, keine Stecknadel verloren gegangen, Dank ſei es meinen ſcharfen Augen, die überall dabei waren.

Und Jacob unterſuchte den Secretair von allen Seiten, er hatte wirklich nicht den geringſten Schaden genommen.

Es wohnen ſehr anſtändige Leute hier im Hauſe, fuhr er dann fort. Ueber uns wohnen Geheimraths, über uns zwei Treppen ein Doctor mit Equipage und einem Kutſcher. Eine Frau hat er auch — aber vor der ſind wir ganz ſicher, ſie iſt bitter häßlich. Zwei Treppen rechts wohnt einer von der Eiſenbahn, mit einem ſehr hübſchen Mädchen, die Amalie heißt, und drei Treppen hoch wohnt eine Juſtizräthinwittwe und eine Predigerwittwe, die eine mit drei und die andere mit vier Töchtern, alſo die ſieben Mädchen in Uniform, von denen fünf ganz leidlich, eine aber buck —

Jacob hielt plötzlich in ſeinem Redeſtrom inne und ſann darüber nach, wie er ſeinen Mißgriff wieder gut machen könne — dann fuhr er fort:

Die Siebente ſoll aber ganz außerordentlich hübſch ſein und mit Fräulein Roſa viele Aehnlichkeit haben.

Wer ſagt das? fragte Meyer ſehr betroffen.

Nun, ich denke; verſetzte Jacob, nach der Beſchreibung von des Doctors Kutſcher ſcheint es mir wirklich ſo. Vier Treppen hoch wohnt links ein Mädchen ohne Anhang, und rechts ein Anhang ohne Mädchen.

Wie verſtehſt Du das? fragte Meyer, dem dieſe Aufzählung der Mitbewohner des Hauſes keineswegs ohne Intereſſe war.

Nun, links wohnt ein Junggeſelle und rechts ein Fräulein. Es iſt aber möglich, daß aus beiden mit der Zeit eine Familie wird, denn ſie ſollen gegenſeitig Heirathsabſichten haben. Unter uns parterre wohnt ein Hofrath und ein Baron. Beide verheirathet, jedoch ohne Kinder. Aber ſie haben noch Großmütter von denen ſie mal ſehr viel erben werden. Wer im Hofe wohnt, weiß ich noch nicht.

Jacob war endlich fertig und ging jetzt auf Befehl ſeines Herrn zum Mittagseſſen, denn Meyer ließ ihn aus dem Hauſe ſpeiſen. Er ſelbſt beſchäftigte ſich noch eine gute Weile mit dem Ordnen ſeiner Papiere und begab ſich dann ebenfalls zum Eſſen.

Es war drei Uhr Nachmittags, als Meyer wieder in ſeine Wohnung trat, woſelbſt Jacob ſchon beſchäftigt war. Nun kann ich Ihnen auch ſagen, wer im Hofe wohnt, ſagte er. Parterre der Vice, ſoll ſehr grob ſein und iſt ein ehemaliger Huſar. Eine Treppe hoch eine Tiſch — —

In dieſem Augenblick ſtieß Meyer, der eben am Fenſter ſtand, einen Schrei aus und prallte zurück. Entſetzt fuhr Jacob auf ihn zu. Mein Gott; rief er, was hat Sie denn in einem ſolchen Schrecken verſetzt, ſagte er, ich habe doch ſcharfe Augen —

Und Jacob warf einen Blick nach jenſeits hinüber.

Alle Wetter, da iſt ja unſer Student aus der Behrenſtraße, ſagte er dann, wie kommt denn der hierher?

Jacob, rief Meyer mit zitternder Stimme, war es denn ein Traum, oder eine optiſche Täuſchung — oder —

Nein, es iſt wirklich der Student, entgegnete Jacob, aber ich begreife nicht, warum Sie vor dem einen ſolchen Schreck bekommen.

Ich meine nicht den Studenten, ſagte Meyer noch immer mit gedämpfter Stimme — eine ganz andere, haſt Du ſie denn nicht geſehen? —

Ich? — die Frau Majorin? —

Nein, nein, ſagte Meyer, den Arm ſeines Dieners wie krampfhaft faſſend — ich meine die Hummel —

Nun, da ſollte doch! — rief Jacob zornig — wenn uns die alte

Jungfer bis hierher verfolgen wollte, der Sache werde ich gleich auf den Grund kommen.

Jacob, rief Meyer, seinen Diener festhaltend, Du bleibst und sagst mir, wer da drüben wohnt.

Darnach wollte ich mich ja eben erkundigen, versetzte Jacob.

Jacob, sagte sein Herr, ich bitte Dich, sei nicht vorlaut, geh, erkundige Dich, aber gieb mir keine Blößen.

Wie werde ich denn, sagte Jacob, ich verfahre, wie Sie wohl wissen Herr Meyer, stets mit der größten Discretion.

Jacob ging und Meyer setzte sich sehr besorgnißvoll in seinen Lehnsessel. Man, kann jedoch nicht sagen, daß ihn gerade die Furcht vor der Hummel in einen so krankhaften Zustand versetzte, es war vielmehr der Gedanke — daß ihn das Unheil mehr und mehr umstricke, daß sein Geschick immer dämonischer werde — was ihn diesmal so gänzlich zu Boden schlug.

Jacob kam mit einer sehr wichtigen Miene zurück. Nun kenne ich das ganze Haus da drüben, sagte er. — Oben, unter'm Dache — —

Das interessirt mich wirklich nicht, Jacob, versetzte Meyer, mit einer sehr ungeduldigen Miene, wer wohnt — —

Ich kann auch von unten anfangen, fiel Jacob ein, parterre — —

Ich will nur wissen, wer uns gerade gegenüber wohnt, Jacob.

Ach so. Na, das ist eine schöne Sippschaft. Das Mädchen, das bei ihnen dient, hat mir eine sehr genaue Beschreibung gemacht. Er ist ein geborner Baldrian, und sie ist ein gewesener Jüngling —

Jacob, Jacob, sagte Meyer kopfschüttelnd, bedenke doch was Du sprichst.

Es ist ganz richtig, Herr Meyer, betheuerte Jacob, sie ist wirklich einmal ein Jüngling gewesen —

Du meinst er, Jacob, Du meinst er.

Nein sie, denn sie ist nämlich zum zweiten Male verheirathet. Ob sie nun als Jüngling oder an einen Jüngling verheirathet war, das habe ich wieder vergessen. Sie soll aber mit ihrem Manne wie Hund und Katze mit einander leben. Sie war ehemals Schenkmamsell im Thiergarten und er ist Kornmakler und sehr reich. Sie führt aber die Kasse — —

Und die Hummel, Jacob, und die Hummel? —

Die Hummel ist eine gute Freundin von ihm.

Von ihm?

Ja, und die Baldrian iſt eine Freundin von ihr. Sie kommen wöchentlich wenigſtens einmal zuſammen, wenn nämlich Sitzung iſt.

Worüber ſitzen ſie denn? —

Sie haben nämlich einen Verein geſtiftet, der ſich noch von anno 48 her datirt, und wahrſcheinlich aufzulöſen vergeſſen worden iſt. Der Verein heißt: „die Frauengeſellſchaft zur Veredlung des Herzens und der Seele.“

Eine ſehr ſchöne Tendenz, ſagte Meyer vor ſich hin.

Herr Baldrian iſt der Secretair, und Madame Baldrian die Präſidentin, reden darf nur, wer den Finger in die Höhe hebt —

In dieſem Augenblick wurde geklingelt und Jacob ging hinaus, um zu öffnen, er kehrte mit einem Briefe zurück. Stadtbrief, ſagte er, indem er denſelben ſeinem Herrn überreichte.

Während Meyer las, beſchäftigte ſich Jacob mit dem Ordnen der Gegenſtände, die noch nicht ihren Platz gefunden hatten, wobei er die Gelegenheit nicht vorbeigehen ließ, über ſeines Herrn Schultern hinweg einen Blick in den Brief zu werfen. Meyer ſah ſehr bedenklich aus.

Das iſt ſonderbar, ſagte er, der junge Mann iſt entweder ſehr frech oder in ſehr großer Noth. Freilich weiß er nicht, daß ich ihm ſchon hundert Thaler geſchickt habe, da mir Herr Schnabſe das Wort gegeben hat, meinen Namen nicht zu nennen —

Und er las noch einmal den Brief, mit deſſen Inhalt wir jetzt die Leſer bekannt machen wollen. Er lautete nämlich:

Mein ſehr ehrenwerther Herr!

Da mich meine Schulden und mein böſes Gewiſſen auf gleiche Weiſe ſehr bedrücken, ſo habe ich mich entſchloſſen, mich Ihrem Edelmuthe ohne Rückhalt in die Arme zu werfen und bin überzeugt, das Beſſere gewählt zu haben. Der Menſch, welcher die Verlobungsanzeige, der Eingebung einer muthwilligen Laune folgend, in die Blätter hat einrücken laſſen, iſt kein Anderer — als ich ſelbſt. Vergleichen Sie gefälligſt dieſe meine Handſchrift mit derjenigen, welche Ihnen die von Fräulein Hummel empfangenen Briefe zeigen, vergleichen Sie ferner die Briefe, die ich Ihnen in dieſem Schreiben beigeſchloſſen habe und welche eine getreue Copie von jenen Briefen ſind, die Fräulein Hummel empfangen hat und die ſich nun in Ihren Händen befinden. Sie werden dann nicht den leiſeſten Zweifel hegen, daß ich der Urheber jenes unglücklichen Scherzes bin, der Ihnen, wie mir ſcheint, nicht geringen Verdruß bereitet hat. Mein Name und

meine Adresse steht unter diesem Briefe, ich bin darauf gefaßt, daß Sie mich verklagen, und werde ohne zu murren die Folgen meines schlechten Spaßes hinnehmen; aber eben so zuverlässig erwarte ich auch, daß Sie mich umgehend in den Besitz von jenen hundert Thalern setzen werden, deren ich bedarf, um der Wuth meiner Gläubiger zu entgehen, die mich zum Aeußersten treiben, und zeichne mit vollkommener Hochachtung

Baron v. Malzew,
Stud. jur. et cam.

Es ist allerdings kein Zweifel, sagte Meyer nach einigen Minuten stillen Nachdenkens, daß der Schreiber dieses der Student ist, von dem mir Schnahse erzählt hat, und daß er und der Schreiber jener Briefe und der Annonce identisch sind. Aber ich werde ihm nichts schicken, denn es scheint mir doch, daß Schnahse durch seine zu große Gutmüthigkeit sich hat täuschen lassen. Ich werde von diesem Briefe — weiter keine Notiz nehmen — ich habe ihm einmal meine Verzeihung angelobt.

Meyer legte den Brief in seinen Sekretair und sagte dann zu seinem Diener:

Jacob, es scheint allerdings, als sollten wir von dieser unglückseligen Person, dem Fräulein Hummel nämlich, die übrigens selbst außer aller Schuld ist, als sollten wir, sage ich, von dieser Hummel nicht loskommen. Vielleicht hätten wir eben so gut gethan, wir wären in unserer alten Wohnung geblieben. Doch wir haben das Unsrige gethan, das Uebrige steht bei Gott. Jetzt gilt es, durch unser Benehmen diese häßliche Geschichte wirklich todt — völlig und durchaus todt — zu machen. Ich bitte Dich also, und verbiete es Dir streng, ferner in irgend eine Berührung mit dem gegenüberliegenden Hause, namentlich aber mit der Familie Baldrian — —

Eine Familie ist es nicht, wandte Jacob ein, sie haben zwar ein Kind gehabt, aber das hat die Amme verhungern lassen, weil sie keine —

Das thut hier nichts zur Sache, sagte Meyer, genug, ich untersage es Dir strengstens, mit diesen Baldrians, seien sie selbst es, oder mit ihrem Mädchen, oder —

Mit ihrem Vieh, — supplirte Jacob —

Kurz um, fuhr Meyer fort, Du wirst Dich von aller mittel- und unmittelbaren Berührung mit ihnen fern halten —

Und wie ist es denn mit dem Studenten, der bei ihnen wohnt?

fragte Jacob. Das ist ein sehr guter Mann, ein recht freundlicher Mann — wirklich, ein ausgezeichneter Mensch —

Ich habe gegen die Studenten im Allgemeinen nichts, entgegnete Meyer, die größten Männer der Wissenschaft sind gegangen und gehen noch aus ihrer Mitte hervor —

Ja, Luther war auch ein Student — bemerkte Jacob —

Aber in diesem besonderen Fall, fuhr Meyer fort, muß ich Dich doch sehr bitten, auch mit dem Studenten drüben jede nähere Berührung zu vermeiden. Du versprichst mir das, Jacob.

Versteht sich, versetzte Jacob, ohne Weiteres. Ich kann mich sehr gut von jeder Berührung enthalten, wenn ich will. Ich werde dem Hause da drüben immer ein ungeheuer brummisches Gesicht machen, ich will es mir ordentlich einstudiren —

Das ist gerade nicht nöthig, sagte Meyer, behalte Du unter allen Umständen Deine natürliche Physiognomie bei, nur vermeide jedes Gerede —

Versteht sich, alle Contusionen — fiel Jacob ein.

Alle Collisionen willst Du sagen, Jacob, so meine ich allerdings und ich verlasse mich darauf, daß Du Dich streng an meine Worte hältst.

Unerschütterlich streng, sagte Jacob mit einem sehr feierlichen Gesichte.

Nachdem Meyer also künftigen Mißverständnissen vorgebeugt zu haben glaubte, vollendete er die Ordnung seiner Wohnung, wobei Jacob sich sehr thätig und auch nicht ohne Einsicht bewies. Namentlich verstand er es sehr gut, Nägel einzuschlagen, wie er denn überhaupt für sein Leben gern klopfte und hämmerte. Herr und Diener arbeiteten noch bis in später Nacht, denn Meyer hatte es sich vorgenommen, nicht eher zu Bette zu gehen, bis es wieder wohnlich bei ihm aussehen würde. Es schlug gerade zwei Uhr, als er die letzte Hand an's Werk legte. Dann setzte er sich auf's Sopha, zündete sich die letzte Cigarre an und übersah mit einem recht behaglichen Gefühle sein Zimmer. Jacob fand noch Einiges zu mäkeln, worauf sein Herr übrigens keine Rücksicht nahm. Endlich schlug es drei Uhr. Meyer verabschiedete seinen Diener, entkleidete sich, und bald darauf beschien der Mond, der sich durch's Fenster stahl, einen glücklichen Schläfer.

Neuntes Kapitel.

Das Ehepaar Baldrian und die Frauengesellschaft zur Veredelung des Herzens und der Seele.

Acht Tage waren seitdem verstrichen und Meyer war, sei es, daß sich das Schicksal an seiner Langmuth und edeln Ergebung ermüdet, sei es, daß Jacob dem Befehle seines Herrn gewissenhaft nachgekommen, von keinem neuen Unfall heimgesucht worden. Er trat selten oder gar nicht an's Fenster, und wenn es geschah, ignorirte er sein vis-à-vis völlig und sah höchstens auf die Straße hinab. So geschah es auch heute, und er konnte nicht umhin, zu bemerken, daß sehr viele Damen die sonst eben nicht sehr belebte Straße frequenter als gewöhnlich machten. Sie lenkten sämmtlich ihre Schritte nach dem gegenüberliegenden Hause, und als Meyer auch die Hummel erblickte, welche eine Tasche über den Arm, gemessenen, langsamen Schrittes sich näherte, da trat er schnell, als hätte er auf den Kopf einer Natter getreten, vom Fenster zurück und flüchtete sich in seine Hinterstube.

Es war nicht zu zweifeln, daß die Frauengesellschaft zur Veredlung des Herzens und der Seele heute ihre Wochenversammlung hielt, und wir wollen jetzt ebenfalls in die Wohnung der Baldrians treten, um diesen merkwürdigen Verein, welcher in so bescheidener Verborgenheit so große Zwecke verfolgte und sicher die ausgedehnteste Theilnahme und Nachahmung verdiente, näher kennen zu lernen. Blicken wir eine Stunde etwa vor Beginn der Versammlung, welche für den Sommer auf sieben, für den Winter auf sechs Uhr Abends festgesetzt war, in das für die Sitzungen bestimmte Zimmer. Wir finden das Ehepaar Baldrian beschäftigt, Stühle und Tische zu ordnen, und Herr Baldrian bringt eben einen großen Lehnstuhl ins Zimmer, welcher der Präsidentensitz war. Der gute Mann seufzt unter dieser Last, denn er hat vollständig genug an der eigenen körperlichen zu tragen, welche in einem großen Schmeerbauche besteht, den sich Herr Baldrian während der letzten Jahre seiner Ehe zum großen Verdrusse seiner Frau beigelegt hat. Herr Baldrian besaß aber außer diesem Bauche noch andere sehr schätzenswerthe Eigenschaften. Auch sein Gesicht hatte sich seit seiner Verheirathung ganz bedeutend gerundet und dadurch jenen schwammigen Ausdruck erhalten, welcher einer Charakteristik nicht günstig ist. Wir werden uns deshalb begnügen, nur einen

vorherrschenden Zug anzuführen, welcher der einer behäbigen Gelassenheit und wahrscheinlich die Ursache war, daß Madame Baldrian im Zustande der Gereiztheit ihren Ehemann ein Kameel zu nennen pflegte, welchen Titel er übrigens mit einem unerschütterlichen Gleichmuth, als wäre es ein ihm mit Recht gebührender Ehrentitel, hinnahm.

Madam Baldrian haben wir bereits, aber nur oberflächlich als Kuchenliebhaberin, kennen gelernt. Sie war groß und hager und überhaupt in Allem das Extrem ihres Mannes, heftig, ungeduldig, herrisch — doch wir werden uns über den Charakter dieser guten Dame am besten unterrichten, wenn wir sie jetzt mitten in einer Thätigkeit sehen, die ihr größter Stolz war.

Der Stuhl ist sehr schwer, sagte Herr Baldrian keuchend, sei so gut, Pinchen, mir ein wenig zu helfen, ich bringe ihn nicht allein herunter —

Eins, zwei, drei, vier — zählte Madame Baldrian, die Stühle überschauend, ohne sich um ihren keuchenden Mann im Geringsten zu bekümmern —

Ich bitte Dich — Pinchen — sagte der Ehemann — ich halt' es nicht länger aus —

Es fehlen noch zwei Stühle, fuhr Madame Baldrian fort, die müssen wir noch holen, denn es wird heute sicher Niemand fehlen. Es kommen wichtige Dinge zum Vortrag —

Bei diesen Worten warf Madame einen sehr strengen und anklagenden Blick auf ihren Gemahl.

Ich habe alle hineingesetzt, die wir haben, d. h. außer denen in der guten Stube, welche Du nicht hergeben willst, sagte Baldrian.

Dummheit, rief die Frau Gemahlin, als gäbe es nicht noch mehr Stühle im Hause —

Ja, in der Küche — sagte Baldrian —

In der Küche, Kameel! — rief Frau Gemahlin sehr empört, es scheint wirklich, daß Dein Verstand um so mehr abnimmt, je mehr Zeug Dein Tailleur zu Hose, Rock und Weste verlangt.

Pinchen, ich lasse den Stuhl fallen —

Man wird Dich doch wenigstens dazu gebrauchen können, einen Stuhl zu halten — rief die Ehefrau erzürnt.

Ich halte es wirklich nicht mehr aus, der Stuhl ist zu schwer.

Sag' lieber, Du bist zu unbeholfen.

Deine Schuld, Pinchen, Deine Schuld — das kommt von all den

Kraftsuppen und Beefsteaks, die Du mir im Anfange unserer Ehe gegeben hast, ich sagte es ja immer, Du pflegst mich zu gut.

Du brauchtest deshalb nicht so dick zu werden, entgegnete die Baldrian; hätte ich wissen können, daß aus einem Skelette — denn Du warst wirklich ein wahres Skelett — ein solcher Mehlsack werden könnte, ich würde Dich wahrhaftig nicht geheirathet haben —

Pinchen, der Stuhl wird wirklich zu Schanden gehen, denn ich muß ihn abwerfen — er verliert schon das Gleichgewicht.

Diese Demonstration brachte dem armen Manne endlich Erlösung. Die Frau Gemahlin faßte mit an und der Stuhl gelangte glücklich und wohlbehalten auf den Fußboden.

Gottlob, sagte Baldrian und wischte sich mit seinem Schnupftuch den Schweiß von der Stirn; ich würde mir den oft gemachten Vorschlag zu wiederholen erlauben, setzte er zögernd hinzu, indem er seine Frau zaghaft anblickte, den Präsidentenstuhl ein- für allemal hier stehen zu lassen.

Spare Deine Vorschläge, versetzte Madame, und hole die noch fehlenden zwei Stühle.

Willst Du mir den Schlüssel zu der guten Stube geben? fragte Baldrian schüchtern.

Du bist wohl verrückt, ich habe Dir schon einmal gesagt, daß es außerdem noch Stühle giebt —

Ich wüßte nicht wo — wüßte wirklich nicht —

Wüßte wirklich nicht, äffte Madame ihrem Manne nach, das glaub' ich wohl, wenn ich nicht wäre, wüßtest Du wahrhaftig nicht, wer Dich erschaffen hat. Alles muß durch meinen Kopf. Gehe zu unserm Studenten hinein. In seinem Zimmer stehen drei Stühle, er gebraucht doch höchstens nur einen —

Wenn er aber gerade Besuche hat —

Wer soll Besuche haben? fragte die Baldrian, ihren Mann mit einem durchbohrenden Blicke ansehend.

Nun, Herr Grunow.

Ich glaube, daß ich das besser wissen muß als Du. Herr Grunow wird keine Besuche haben, sage ich Dir —

So? — Nun, dann kann ich allerdings —

Er wird keine Besuche haben, denn er wird unserer heutigen Sitzung beiwohnen.

Ah — sagte Baldrian sehr erfreut über die Aussicht, daß noch ein

männliches Mitglied anwesend sein würde. Aber ich denke — sagte er jedoch — daß Dein Verein keine Männer — ich meine, daß er alle Männer ausschließt —

Allerdings, außer dem Sekretair, aber Herr Grunow hat sich bereit erklärt, das Amt zu übernehmen, welches Du leider so schlecht verwaltest —

Ah — sagte Baldrian noch erfreuter — dann kann ich ja wohl ganz fortbleiben, ich möchte so gerne diesen Abend —

Was möchtest Du? herrschte Madame mit einem Blicke ihren Gatten an, der diesen erzittern machte.

Sieh mal, Pinchen — es ist eine Geschäftsangelegenheit —

Heute bleibst Du zu Hause, denn Du mußt Dein Amt ordnungsgemäß niederlegen und also gegenwärtig sein, bis der neuernannte Sekretair Deine Stelle angenommen hat, und dann gebrauche ich Dich noch zu verschiedenen kleinen Handdiensten — wenn eine der Damen einen Schemel, oder ein Glas Wasser, oder sonst irgend etwas verlangt.

Ah — sagte Baldrian abermals — nun gut, Pinchen, wenn ich unentbehrlich bin, dann bleibe ich allerdings zu Hause —

Bringe mir das Symbol, sagte Madame, aber hast Du auch reine Hände? —

Ich habe sie mir gewaschen, ehe ich Dir Dein Kleid zugemacht habe.

Baldrian ging hinaus und kam bald darauf mit einem Gegenstande zurück, welcher dem Ansehen nach einem sehr großen Honigkuchen in der Gestalt eines Herzens glich. Es war das, was Madame Baldrian das Symbol nannte, ein großes hölzernes Herz mit braunem Sammet überzogen, auf welchem in Gold Folgendes gestickt war:

Frauenverein zur Veredelung der Seele und des Herzens,
gestiftet anno 1848.

Diese Worte waren von verschiedenen Attributen umgeben, die in einer Bibel, einem Engel, einem Amor und zwei schwörenden Händen bestanden.

Baldrian hing dieses Symbol an einen für diesen Zweck besonders eingeschlagenen Nagel über dem Präsidentenstuhle auf, während die Baldrian vor denselben einen kleinen Tisch rückte, auf den sie zwei Leuchter mit Stearinkerzen stellte.

Nun noch den Sekretairtisch, sagte Baldrian, indem er einen Spieltisch in einen Winkel des Zimmers stellte —

Hier weiter her, rief Madame —

Weiter her? sagte Baldrian ganz erstaunt —

Ja, neben dem Präsidentensitz —

Das ist aber merkwürdig, Pinchen — sehr merkwürdig — ich sitze ja immer in der Ecke dort.

Ja, Du — aber Herr Grunow kann nicht in einen Winkel geschoben werden, wie jeder Hansnarr.

Ah! — rief Baldrian.

Das liebliche Ehepaar war endlich mit der Anordnung des Zimmers fertig, und Herr Baldrian hatte jetzt ein anderes Amt zu versehen, nämlich das eines Portiers. Es wurde ein über das andere Mal geklingelt, die Damen des Vereins versammelten sich nach und nach, und da Madame Baldrian schon seit einigen Tagen kein Mädchen hatte, weil keins bei ihr aushalten konnte und keins zu ihr hinziehen mochte, so mußte der Herr Gemahl die Thüre öffnen, was er auch mit einer sehr freundlichen Miene that. Besonders lächelnd aber wurde sein Gesicht, als Fräulein Hummel erschien. Gewiß war es nichts anders, als eine sympathetische Uebereinstimmung zweier Seelen, welche dieses Lächeln des Herrn Baldrian mit einem Händedruck des Fräulein Hummel erwiedern machte, denn beide waren durchaus reine Charaktere, die sicherlich an nichts Sündhaftes dachten. Nur die böse Welt, welche ein so scharfes Auge hat, daß sie Alles bis zum Nichts durchdringt, und eine so scharfe Zunge, daß sie ihren eigenen Mund damit verletzt, munkelte allerlei Zweideutigkeiten, worunter auch die gehörte, daß Herr Baldrian, als er und seine Gattin noch ein paar schlanke Jünglinge gewesen waren, dem Fräulein Hummel die Kour gemacht haben sollte. Es war dieses allerdings nicht unmöglich, weil in der Welt überhaupt sehr Vieles möglich ist, aber wir wollen uns wohl hüten, den bösen Leumund unserer Zeit in Schutz zu nehmen, und bestätigen nur die Wahrheit, daß Madame Baldrian allerdings auf das gegenseitige Benehmen Fräulein Hummels und ihres Gatten ein sehr wachsames Auge hatte.

Da uns die anwesenden Damen, außer denen, die wir bereits kennen, nur als Gesammtheit interessiren, wollen wir sie hier nur in Bausch und Bogen vorstellen.

Da war Madame Bredow, Madame Lorenz, Kaufmannsfrauen, Frau Inspectorin Junknagel, verwittwete Frau Justizräthin Honigfüß, Fräulein Hammerbein, verwittwete Frau Bürgermeisterin Dunkel und separirte Krupe, endlich war die pensionirte Steuereinnehmerin Peters und

die Frau Chirurgin II. Klasse Taubengeier, die wir schon früher bei Fräulein Hummel kennen gelernt haben, ebenfalls anwesend.

Jede der Damen hatte eine Tasche in der Hand, in welcher sich verschiedene Werke von Paul de Kock, ein Fremdwörterbuch und ein Gesangbuch befanden. Sie begrüßten sich gegenseitig sehr freundschaftlich, umarmten und küßten sich schwesterlich und nahmen, als sie sahen, daß Madame Baldrian sich auf ihren Präsidentenstuhl niederließ, ihre Sitze ein. — Herr Baldrian setzte sich ebenfalls auf seinen Platz und ordnete seine Mappe, in welcher sich die Protokolle des Vereins befanden.

Die Präsidentin klingelte und es entstand ein altum silentium. Herr Baldrian saß wie festgenagelt.

Wir beginnen unsere heutige Sitzung, hub seine Ehegemalin an, wie immer und wie es sich bei der Tendenz unseres Vereins von selbst versteht, mit einem Vers aus dem Gesangbuche, Seite — —

Sollte sich das Gedicht von Schiller: Ehret die Frauen! nicht besser passen? fiel die Frau Chirurgin ein.

Ich muß bemerken, versetzte die Präsidentin mit einem eisernen Gesicht, daß die Sprecherin einen Silbergroschen in die Vereinskasse zur Anschaffung eines Lottospiels einzuzahlen hat, da sie, ohne den Finger in die Höhe zu heben, das Wort genommen hat.

Ich protestire — rief Frau Taubengeier, ich habe das Podagra in den Fingern und alle Gelenke sind mir angeschwollen, ich kann unmöglich den Finger in die Höhe heben.

In diesem Falle hätten Sie um Dispensation nachsuchen müssen, bevor Sie das Wort ergriffen, sagte die Präsidentin. Es bleibt bei dem Groschen Strafe.

Ich appellire an die Gesellschaft! rief die Chirurgin, haben Sie die Güte, Frau Präsidentin, die Frage zu stellen, ob diese meine Appellation angenommen wird.

Ich muß bemerken, entgegnete Madame Baldrian mit feuerrothem Gesichte, daß — so lange ich auf dem Präsidentenstuhle sitze — ich allein eine Frage zu stellen habe.

Nun, so fragen Sie! rief die Chirurgin.

Und daß, fuhr die Präsidentin fort, sich Niemand, wer es auch sei, erlauben darf, mir Vorschriften zu machen. Es bleibt bei dem Groschen.

Herr Baldrian staunte mit offenem Munde den Heroismus und die Entschiedenheit seiner Frau an.

Und ich werde ihn nicht geben! rief die Chirurgin.

Wie, Sie werden ihn nicht geben? —

Nein, entschieden nicht! Ich bestehe darauf, daß diese ehrenwerthe Gesellschaft darum befragt werde, ob mich mein Podagra vom Fingeraufheben nicht vollkommen entbindet.

Sie wollen also den Groschen nicht geben? —

Nimmermehr! —

Madame Baldrian erhob sich mit feierlicher Majestät, und mit einer Stimme, welche eine tiefe, innere, welthistorische Bewegung verrieth sagte sie:

Wenn die Madame Taubengeier den Groschen nicht erlegt, dann erkläre ich hiermit, daß ich sofort den Präsidentenstuhl verlassen werde, und ich gebe es der Gesellschaft zu bedenken, daß unser jetzt in höchster Blüthe stehender Verein auf das Aeußerste gefährdet sein wird. Ich müßte der Gesellschaft mein Lokal entziehen; ich könnte die Lichte — es sind Stearinkerzen, meine Damen, sechs auf ein Pfund — nicht mehr ohne Entschädigung hergeben; ich müßte das Symbol, welches ich auf meine Kosten habe anfertigen lassen, der Gesellschaft entziehen; ich müßte ihr den Sekretair entziehen, und — —

Ah! — rief Herr Baldrian ganz unwillkührlich, und Madame warf ihm einen tödtlichen Blick zu.

Und, fuhr sie dann fort, der Verein müßte unwiderruflich auseinander gehen.

Die verwittwete Frau Justizräthin Honigsüß hob den Finger in die Höhe.

Nein, kein Wort, rief Madame Baldrian, bevor diese Hauptfrage entschieden, ob die Frau Taubengeier nicht den Groschen zu entrichten verbunden ist. Es ist eine Lebensfrage für den Verein, ich wiederhole es — wirklich eine Lebensfrage.

Fräulein Hammerbein hob den Finger in die Höhe.

Ich gestatte Niemanden das Wort, rief die Präsidentin, bis die Hauptfrage entschieden ist.

Die ganze Gesellschaft, außer der Frau Chirurgin, hob die Finger in die Höhe. —

Gut, sagte Madam Baldrian, reden Sie.

Ich bin der Meinung, rief Fräulein Hammerbein, — daß, wenn Jemand von uns das Podagra —

Die Justizräthin wollte dem Fräulein Hammerbein in's Wort fallen.

Ich habe jetzt das Wort, donnerte Fräulein Hammerbein.

Daß allerdings der Groschen zu bezahlen ist, rief Madame Krupe, und alle Andern riefen ähnliche oder andere Dinge durch einander.

Es entstand ein entsetzlicher Lärm.

Die Präsidentin klingelte, aber ganz vergeblich; das Getöse übertönte ihre Glocke.

Wenn das so fortgeht, muß ich die Sitzung aufheben, schrie sie; bedenken Sie doch, meine Damen, welche wichtige Angelegenheiten diesen Abend zur Verhandlung kommen sollen. Wenn es nicht anders sein kann, dann mag die Groschenangelegenheit unentschieden bleiben. Wir sind zufrieden mit einem Sechser.

Keinen Pfennig! rief die Chirurgin.

Meinetwegen, wenn Sie denn durchaus das Podagra haben — rief die Präsidentin. Zur Ruhe, meine Damen, zur Ruhe — dieser Skandal ist unerhört, die ganze Stadt wird darüber reden, am Ende wird die Polizei noch einschreiten. Seite 17, Vers 3, meine Damen.

Madame Baldrian schlug schleunigst ihr Gesangbuch auf und begann zu singen. Eine Weile dauerte der Spektakel noch, nach und nach sänftigte er sich jedoch und die ganze Gesellschaft sang den angegebenen Vers mit vieler Andacht zu Ende.

Die Sitzung ist eröffnet, sagte jetzt Madame Baldrian, ist es gefällig, daß das Protokoll von voriger Sitzung vorgelesen werde?

Ein allgemeines Ja.

Herr Baldrian erhob sich, die ganze Gesellschaft blickte mit der größten Spannung auf ihn hin.

Herr Baldrian räusperte sich.

Anfang! Anfang! rief die Präsidentin ungeduldig.

Herr Baldrian warf einen sehr kläglichen Blick auf seine Frau.

Nun, wird's bald? rief diese.

Hm, sagte Baldrian, ich bitte um die Erlaubniß, der Präsidentin etwas ins Ohr sagen zu dürfen —

Madame Baldrian blickte mit der Entrüstung einer beleidigten Majestät auf ihren Gatten.

Ich bitte darauf zu achten, meine Damen, sagte sie dann, was sich dieser Mann hier herausnimmt. Haben Sie wohl je gehört, in unsern Kammerverhandlungen, in der Beilage der Vossischen Zeitung je gelesen, daß sich ein Sekretair hätte herausnehmen dürfen, dem Präsidenten etwas ins Ohr zu flüstern?

Die Damen warfen einen vernichtenden Blick auf Herrn Baldrian, nur Fräulein Hummel schlug die Augen nieder und seufzte.

Ich fordere den Sekretair also nochmals auf, fuhr die Baldrian fort, das Protokoll ohne Widerrede zu lesen.

Aber mein Gott, Pinchen, rief Baldrian mit dem Muthe der Verzweiflung, Du hast es ja gestern selbst zerrissen, weil ich, wie Du sagtest, Deine Rede über den Einfluß der Frauen auf die Behandlung der Kartoffelkrankheit nicht getreu wiedergegeben habe.

Nun? fragte die Präsidentin, ihren Gatten starr ansehend.

Nun? Nun — ich habe also das Protokoll nicht und kann es also nicht lesen.

Die Präsidentin stemmte die Arme in die Seiten und sah ihren Mann eine Weile sprachlos an. Ein tiefes Schweigen herrschte in der Gesellschaft. Herr Baldrian hustete und schnäuzte sich die Nase.

Meine Damen, begann dann die Präsidentin, Sie haben sich nun zur Genüge überzeugt, welch einen herzlich schlechten Sekretair wir haben, und Sie werden mir Dank wissen, daß ich mich bereits nach einem neuen umgesehen habe. Der Herr Studiosus Grunow, ein junger, höchst solider und bescheidener Student der Rechte, der seit acht Tagen bei uns wohnt, hat sich auf meine Anfrage bereit erklärt, das Amt unseres Sekretairs zu übernehmen. Ich habe sein uneigennütziges Anerbieten mit großer Freude angenommen, ihm bereits für diesen Abend den Zutritt gestattet und ich frage Sie, ob Sie mir, meine Damen, für diese meine aufopfernden Bemühungen einen Dank votiren wollen? — Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß dieses durchaus parlamentarisch ist.

Die Frau Chirurgin erhob sich.

Sie können sprechen, sagte die Präsidentin.

Ich muß bemerken, nahm die Chirurgin das Wort, daß es das Beste sein wird, mit dem Dank zu warten, bis wir unsern neuen Sekretair gesehen haben. Ich glaube, daß dieses ebenfalls parlamentarisch sein wird.

Fräulein Hummel warf einen sehr dankbaren Blick auf die Chirurgin.

Ich kann es durchaus nicht dulden! rief die Präsidentin, daß dieser geweihte Ort hier dazu benutzt wird, Sticheleien vom Stapel laufen zu lassen.

Ich frage die geehrte Versammlung, ob ich habe sticheln wollen? rief die Chirurgin.

Nein! ja! — Ja! nein! tönte es wirr durcheinander.

Die Zählung muß vorgenommen werden, sagte die Präsidentin, die Majorität ist nicht zu erkennen. Wer mir nicht beistimmt, hebe den Finger in die Höhe.

Diese Bestimmung war offenbar eine Malice, da die Chirurgin den Finger nicht in die Höhe heben konnte, und sie rief deshalb wohl nicht mit Unrecht:

Ich protestire gegen diese Art der Abstimmung, sie muß umgekehrt vorgenommen werden.

Wie, rief Fräulein Hammerbein, Sie begehren, daß wir die Füße in die Höhe heben sollen? —

Ein schallendes Gelächter erfolgte auf diese Bemerkung.

Fräulein Hammerbein kann es halten, wie sie will; sagte die Chirurgin spitz; ich glaube aber nicht, daß sie Ursache hat, ihre Füße zu zeigen.

Das wollen wir sehen, rief Fräulein Hammerbein, mein Schuh ist sicher um einen Stich kleiner als der Ihrige.

Die Präsidentin klingelte.

Meine Damen, rief sie, wir kommen diesen Abend nicht zur Sache, ich befehle Ruhe, persönliche Bemerkungen sind unerlaubt und unparlamentarisch.

In diesem Augenblicke wurde geklingelt.

Baldrian erhob sich.

Wenn es Herr Grunow ist, führe ihn sofort zu uns herein, sagte Madame Baldrian.

Ihr Gemahl ging und die Damen füllten die jetzt entstehende Pause damit aus, verstohlene Blicke in den Spiegel zu werfen und sich eine möglichst malerische Stellung oder vielmehr Sitzung zu geben.

Aller Augen waren auf die Thür gerichtet.

Zehntes Kapitel.

Der neue Secretair.

Es war in der That der Studiosus Grunow, welcher jetzt in's Zimmer trat; Herr Baldrian ging bescheiden hinter ihm her, und Grunow, welcher in den acht Tagen, die er nun bereits bei den Baldrians wohnte, sowohl dieses amüsante Ehepaar, als die Mitglieder des Vereins, letztere allerdings nur aus den Mittheilungen der Madame Baldrian, kennen gelernt hatte, schritt mit der ernstesten Miene von der Welt bis vor den Präsidentensitz vor, machte eine tiefe Verbeugung und sagte mit einem ironischen Pathos:

Frau Präsidentin, ich stehe zu Ihren Diensten.

Fräulein Hummel konnte ein Husten nicht unterdrücken, als sie den Studenten erkannte, der bis vor Kurzem ihr schräge gegenüber gewohnt, und von dem sie in der letzten Zeit so Manches gehört hatte, was eben nicht zu seinem Gunsten war.

Sehr willkommen, sehr angenehm in der That, entgegnete Madame Baldrian mit einem süßen Lächeln, indem sie sich erhob; ich bin sehr erfreut, daß Sie Wort halten. Und sich gegen die Gesellschaft wendend, fügte sie hinzu:

Meine Damen, ich habe die Ehre, Ihnen unsern neuen Sekretair, in der Person des Herrn Studiosus juris Grunow, welcher seiner Promotion sehr nahe ist, hiermit vorzustellen. Herr Grunow, Sie sind uns Allen sehr willkommen und ich statte Ihnen im Namen des Vereins unsern besten Dank für Ihre Bereitwilligkeit, uns gefällig zu sein, hiermit ganz verbindlichst ab. Belieb es Ihnen, Ihren Platz einzunehmen.

Die Damen murmelten etwas, was eben so wohl Worte der Dankbarkeit, als eine bescheidene Opposition sein konnte, und verharrten dann in einem sehr verlegenen Stillschweigen; Herr Baldrian trat an den Sekretairtisch, um dem Studenten einige Mittheilungen über die Beschaffenheit seiner Schreibmaterialien und einige Winke darüber zu geben, wie das Dintefaß stehen müsse, um seinen Zweck zu erfüllen, da ihm die Dinte leicht von der Sonne eingetrocknet sei. Madame Baldrian wies aber ihren Mann mit einem sehr strengen Blicke zurück, indem sie gebieterisch sagte:

Herr Grunow wird sich wohl ohne Deine einfältigen Bemerkungen zurechtfinden.

Aber liebes Pinchen — es ist ja keine Dinte —

Herr Grunow, sagte die Präsidentin, wenn etwas manchelhaft ist, dann bitte ich Sie, meinem Manne die gemessensten Befehle zu geben, damit Alles sofort zu Ihrer Disposition gestellt werde. Er ist dazu hier.

Ja, ich werde sogleich noch Dinte und Papier besorgen, sagte Herr Valdrian, und entfernte sich.

Grunow hatte Mühe, sein Lachen zu verbeißen, als er die Gesellschaft übersah. Er versprach sich einen herrlichen Abend und entwarf mit schnellem Blick seine Strategie. Er erhob sich jetzt und streckte, mit dieser Ordnungsregel schon vertraut gemacht, den Finger in die Höhe.

Sehr liebenswürdig! flüsterte Fräulein Hammerbein ihrer Nachbarin zu.

St! St! rief die Präsidentin, der Herr Sekretair hat die Güte, reden zu wollen, der Herr Sekretair hat das Wort.

Grunow begann:

Meine hochachtbaren Mitglieder des schönen Geschlechtes! —

Die Damen machten allesammt eine stumme, dankende Kopfverbeugung.

Grunow machte ebenfalls eine Verbeugung und fuhr fort:

Hochzuverehrende Frauen und Fräuleins!

(Abermalige Verbeugung.)

Hohe Versammlung und wohllöblicher Verein zur Veredelung des Herzens und der Seele! fuhr Grunow fort.

Ein prächtiger Mensch! rief Fräulein Hammerbein, in ihrer unwillkürlichen Bewunderung etwas allzu verständlich.

Ich muß bemerken, sagte die Präsidentin, dem Fräulein einen giftigen Blick zuwerfend, daß alle und jede Unterbrechung eines Redners unparlamentarisch ist. Haben Sie die Güte, fortzufahren, Herr Secretair.

Grunow warf einen sehr liebenswürdigen Blick auf die Valdrian und dann auf Fräulein Hammerbein, blickte aber im Verlauf der Rede eine Dame nach der andern lächelnd an.

Meine liebenswürdigen Damen, fuhr er fort, ich kann es Ihnen in Worten nicht ausdrücken, wie dankbar Ihnen mein Herz für die große Ehre ist, die Sie mir, indem Sie mich in Ihren Verein aufnehmen, erweisen. Ich erkenne dies vollkommen an, da ich wohl weiß, daß Sie

meiner geringen Person wegen eine Ausnahme von Ihrer aufgestellten Regel, keinen Mann in Ihren Verein aufnehmen zu wollen, gemacht haben.

Grunow schöpfte Athem und hielt ein wenig inne.

Sehr gut! Sehr gut! riefen die Damen.

Ich will mich hier nicht auf eine Kritik Ihres Statuts einlassen, fuhr er dann fort, von dem ich durch die Güte unserer erhabenen Präsidentin bereits Einsicht genommen habe, aber so viel erlauben Sie mir hier auszusprechen, daß alle Männer dieser Welt hierher kommen sollten, um von Ihnen den parlamentarischen Geist zu lernen, den wir leider in allen Volksversammlungen so sehr vermissen. Und deshalb muß ich mein Bedauern aussprechen, daß — mit so vieler Weisheit und Umsicht ihr Statut auch abgefaßt sein mag — durch die Ausschließung der Männer diesen die Gelegenheit benommen ist —

In diesem Moment trat Herr Baldrian zum allgemeinen Verdruß der Gesellschaft und zum besonderen der Madame Baldrian ins Zimmer, blieb jedoch bescheiden und regungslos an der Thüre stehen.

Die Gelegenheit benommen ist, fuhr Grunow fort, bei Ihnen in die Schule zu gehen.

Allgemeine Bewegung, Husten, Flüstern und Taschentuchgeräusch.

Grunow fuhr fort:

Ich will mir nun keineswegs anmaßen, Sie, ehrwürdiger Damenverein, darauf aufmerksam zu machen, wie wahrhaft veredelnd Sie auf das Herz und die Seele der Männer wirken würden, wenn Sie zur Beseitigung dieses Paragraphen Ihr preis- und lobwürdiges, mit so gediegener Sach- und Menschenkenntniß entworfenes Statut einer Revision unterwürfen. Ich habe als Sekretair allerdings nur Ihre weisen Beschlüsse in dieses Buch Papier einzutragen, welches würdig ist, ein Blatt im Buche der Geschichte zu werden — aber ich kann nicht umhin, Sie an die große, heilige Bestimmung zu erinnern, welche die Vorsehung dem schönen Geschlechte anheimgegeben, nämlich seine eigene, hohe Vertretung auf das andere, sogenannte starke, aber in der That schwache, elende, der weiblichen Unterstützung und Hülfe so sehr bedürftige, männliche Geschlecht zu übertragen.

Ein rasendes Beifallgeklatsch und theilweises Zuwinken mit dem Taschentuche zwang den Redner, einige Sekunden inne zu halten, welche Herr Baldrian dazu benutzte, einige Schritte vorwärts zu schreiten. Er hätte gern den Tisch erreicht — aber Herr Grunow nahm eben seine Rede wieder auf.

Ich bin auf's Tiefste gerührt und bewegt, meine Damen, sagte er, von Ihrem unverdienten Beifall, doch ich werde diese anticipirte Auslassung Ihres gütigen Wohlwollens, welches ich erst noch verdienen soll und hoffentlich auch verdienen werde, als einen immerwährenden Stachel betrachten, der mich vorwärts treiben wird auf der Bahn der Veredlung meines Herzens und meiner Seele, und ich gebe Ihnen schließlich die Versicherung der lautersten Amtstreue und strengsten Pflichterfüllung. Seien Sie versichert, daß ich — sie mögen nun Ihr Statut in dem von mir so eben angegebenen Sinne verändern oder nicht — daß ich — mögen Sie es Alle als einen Schwur von mir betrachten — mich als nichts Anders betrachten werde, als einen zur höchsten weiblichen Vollendung anstrebenden Mann und füge schließlich die Bitte hinzu, daß auch Sie mich als einen paris inter pares betrachten mögen.

Ein unerhörtes rauschendes Beifallgeklatsche folgte dieser Rede, ja in den Augen einiger Damen standen Thränen. Selbst Herr Valerian mußte sein Taschentuch hervorziehen, als er jetzt glücklich Papier und Tinte an den Ort ihrer Bestimmung brachte. Grunow setzte sich und probirte, mit dem Eindruck seiner Rede sehr zufrieden, einige Federn.

Ein gottvoller Mensch! flüsterte Fräulein Hammerbein mit einer sehr schmachtenden Miene.

Welch eine hübsche weiße Hand er hat; versetzte die Frau Justizräthin leise.

Und wie klein sie ist; sagte Fräulein Hammerbein.

Welch eine interessante Physiognomie! flüsterte Madame Struve dem Fräulein Hammerbein zu, indem sie sich über ihre Nachbarin hinüber beugte.

Die Präsidentenklingel ertönte, und mit Spannung und Neugierde blickte Alles auf Madame Valerian, denn es gehörte in der That kein geringes Talent dazu, die eben vernommene Rede zu erwidern.

Ich frage die hohe Versammlung, sagte Madame Valerian, ob eine der Damen die wahrhaft classische Rede unsers Herrn Secretairs beantworten will? —

Leises verlegenes Stillschweigen, Husten und Augensenken.

Also Niemand? — fragte Madame Valerian.

Die Damen stießen sich gegenseitig an, um sich zu einer Rede zu ermuntern. Große innere Aufregung, die auch äußerlich durch verschiedenes flüchtiges Erröthen, Gliederzucken, Zittern der Hände bemerkbar wurde.

Grunow erhob sich.

Ich muß bemerken, sagte er, den Finger in die Höhe hebend, daß ich es durchaus nicht verlangen kann, daß auf meine Rede ex tempore geantwortet werde, da ich doch selbst mehrere Tage Zeit hatte, diese einzustudieren. Vielleicht gefällt es der Gesellschaft und besonders der Frau Präsidentin durch das Loos die Rednerin zu bestimmen und die Antwort bis auf die nächste Sitzung auszusetzen.

Allgemeines beistimmendes Kopfnicken.

Die Gesellschaft billigt es einstimmig, sagte Madame Baldrian, und ich selbst habe nichts dagegen, doch muß ich die Bestimmung treffen, daß die Loosung erst am Schlusse unserer heutigen Sitzung vorgenommen werde, und daß wir zur Tagesordnung übergehen.

Allgemeiner Ruf: Tagesordnung! Tagesordnung!

So viel ich mich aus diesen Protokollen in der Eile vernehmen konnte, sagte Grunow jetzt — ist eine Angelegenheit von der verehrten Fräulein Hummel an der Tagesordnung.

Allgemeine freytige Bewegung —

Die Präsidentin klingelte und ergriff das Wort:

Ich habe unsern Herrn Secretair mit dieser traurigen Geschichte, welche wohl wie keine, den moralischen Verfall der Männer bekundet, bereits bekannt gemacht. Die Zeitungsblätter mit der Annonce liegen ad acta und Fräulein Hummel hat jetzt die Verpflichtung uns zu sagen, wie weit sie gegen den besagten Joseph, Eduard Meyer, der wie sie wissen, frech genug war, sich eine Wohnung mir gegenüber zu miethen, vorgeschritten ist. Fräulein Hummel hat das Wort.

Alle Blicke wandten sich auf Fräulein Hummel, welche sehr verlegen erröthete. Man konnte das Pochen ihres Herzens im ganzen Zimmer hören.

Fräulein Hummel, ermahnte Madame Baldrian, wenn Sie nicht reden wollen, obgleich Sie an der Tagesordnung sind, dann werde ich Ihnen eine außerordentliche Strafe zudictiren. Ich habe die Befugniß dazu. Wenn Sie also nicht während der ganzen Sitzung mit dem Gesangbuch in der Hand an der Thür stehen wollen, so reden Sie.

Fräulein Hummel erhob sich jetzt sehr entrüstet.

Gegen eine solche Behandlung würde ich feierlich protestiren, sagte sie, eventualiter aus dem Vereine treten, denn unser Statut besagt ausdrücklich, daß persönliche Angelegenheit wohl dürften und könnten, aber nicht müßten in unseren Versammlungen verhandelt werden.

Das mag sein, versetzte Madame Baldrian, aber wir haben einmal diese Angelegenheit, als eine, die Ehre des weiblichen Geschlechtes ganz

besonders kränkende männliche Unverschämtheit, zu unserer gemeinsamen Sache gemacht, Sie selbst haben unsere Mitwirkung bei Ihrem Processe erbeten und angerufen, Sie sind also verpflichtet sich mit uns über diesen Gegenstand in einen beständigen Rapport zu setzen.

Die Sache hat jetzt aber eine ganz andere Wendung genommen, sagte Fräulein Hummel, ich habe jetzt die vollkommene Gewißheit, daß Herr Meyer an der Annonce durchaus unschuldig ist —

Eine ungeheure Sensation.

Jawohl, daß er vollkommen unschuldig ist, fuhr Fräulein Hummel fort, daß die besprochene Belohnung, die er auf die Entdeckung des Thäters aussetzt, von ihm ehrlich gemeint ist und daß ich meine bereits gegen ihn eingereichte Klage zurückgenommen habe.

Abermalige Bewegung und Ueberraschung.

Sie haben durchaus voreilig gehandelt, rief Madame Baldrian, Sie haben unsere Zustimmung durchaus nicht, Sie müssen Ihre Klage wieder aufnehmen — Sie müssen, Fräulein Hummel!

Wie, wenn ich den wirklichen Thäter kenne? — entgegnete Fräulein Hummel.

Und wer ist der wirkliche Thäter? fragte die Präsidentin.

Fräulein Hummel schwieg, indem sie einen sehr verlegenen Blick auf Grunow warf.

Ja, nennen Sie uns sofort den Thäter, rief Madame Baldrian, die ganze Gesellschaft besteht auf's Hartnäckigste darauf.

Allgemeine Beistimmung.

Nun, ich will auch kein Geheimniß daraus machen, fuhr Fräulein Hummel fort, es ist ein gewisser Schneider Briese, welcher in meiner Nähe wohnt. —

Und Sie wissen das ganz gewiß Fräulein Hummel? fragte die Präsidentin.

Aus der zuverlässigsten Quelle, und es befindet sich sogar Jemand in unserer Gesellschaft, der uns darüber genauere Aufschlüsse geben könnte.

Nennen Sie den Jemand! rief Madame Baldrian.

Ja, nennen Sie den Jemand! riefen alle Damen.

Ich überlasse diesen Jemand, sich selbst zu nennen, entgegnete Fräulein Hummel.

Wie, Sie wollen ihn nicht nennen? rief Madame Baldrian wüthend, Sie wollen hier mit uns Blindekuh spielen? — Fräulein Hummel, Sie sind durchaus verpflichtet, uns den Jemand zu nennen.

Nein, dazu bin ich nicht verpflichtet, entgegnete Fräulein Hummel sehr bestimmt.

Meine Damen, sagte Grunow jetzt ganz unbefangen, ich werde mir den Vorschlag zu machen erlauben, diesen Jemand gänzlich aus dem Spiele zu lassen. Es ist, glaube ich, am besten, wenn man sich an das Factum hielt, daß der Schneider Brese die beleidigende Annonce eingerückt hat, und daß man die Klage gegen ihn einreiche.

Allerdings, rief die Präsidentin, das kann gar keine Frage sein, dieser Schneider Brese muß sofort verklagt werden. Wahrlich, meine Damen, ich muß Ihnen sagen, daß ich mich darüber wundere, daß uns die Zunge vor Entrüstung nicht stille steht. Während wir hier an der Veredlung der Seele und des Herzens unermüdlich arbeiten, wagt es ein Schneider, ein Schneider sage ich, die Ehre eines unserer Mitglieder in den Staub zu treten und wir sollten noch anstehen, mit der ganzen Wucht unserer moralischen Entrüstung eine solche Beleidigung zu rächen? Fräulein Hummel, Sie haben also die Klage gegen diesen Schneider Brese sofort einzureichen und uns die Abschrift dieser Klage in der nächsten Sitzung mitzutheilen.

Fräulein Hammerbein hob den Finger in die Höhe.

Fräulein Hammerbein hat das Wort, sagte die Präsidentin.

Ich muß der hohen Versammlung bemerken, sagte das Fräulein, daß, wenn besagter Meyer auch die Annonce nicht gemacht hat, er dennoch unsere Verachtung und eine ganz eclatante Bestrafung verdient. Ich habe Ihnen bereits erzählt, wie entsetzlich mir dieser Mensch, bei der Nachfrage nach einer Wohnung in meinem Hause in der Königsstraße begegnet ist, und daß ich um nichts in der Welt davon abstehen würde, ihn wegen einer der niederträchtigsten Realinjurien nach Verdienst gezüchtigt zu sehen. Und ich bewundere es, setze ich hinzu, ja ich bewundere es in der That und ich bitte die ganze Gesellschaft es ebenfalls zu bewundern — denn er ist wahrlich bewundernswerth — daß — —

Fräulein Hammerbein hielt verlegen inne. Sie hatte den Zusammenhang ihrer Rede verloren, und ihre Verlegenheit wuchs um so mehr, da sie glaubte, den Secretair lächeln zu sehen.

Nun, was bewundern Sie Fräulein Hammerbein? fragte Madame Baldrian ein wenig moquant.

Ich bewundere — fuhr das Fräulein fort — daß ein Mann wie Meyer, der einen Bedienten hat, und sehr reich sein soll, wie wir jetzt gewiß wissen, ich bewundere es, daß Fräulein Hummel, sage ich, diesen

Mann nicht verklagen will — und ich bewundere es um so mehr, da er selbst mit seinem schändlichen Bedienten in ihre Wohnung eingedrungen ist, zweimal sogar, ja zweimal sage ich — Fräulein Hummel insultirt hat, das Mädchen blutig geschlagen hat, und daß das Fräulein Hummel gegen einen solchen Menschen die Klage zurückgenommen hat, zumal da es klar ist, daß er jedenfalls mit dem Schneider unter einer Decke steckt.

Fräulein Hummel hob den Finger in die Höhe und erhielt das Wort.

Ich muß auf eine so traurige Beschuldigung entgegnen, sagte sie, daß mein Sachwalt, der Assessor Brandon, mir selbst gerathen hat, die Klage gegen Meyer zurückzunehmen, und nur gegen seinen Bedienten zu klagen, da er, wie erweislich, in meine Wohnung eingedrungen ist und mich und mein Mädchen ganz abscheulich, die Letztere sogar zweimal, insultirt hat. Ich habe also die Sache ganz in die Hände meines Advokaten gelegt.

Ich bewundere es dennoch; sagte Fräulein Hammerbein, den Finger in die Höhe haltend.

In diesem Momente wurde geklingelt und Baldrian ging hinaus, kam aber sofort wieder zurück und übergab seiner Frau das Intelligenzblatt.

Elftes Kapitel.

Besuch des Herrn Hilarius Baldrian und des Studenten Grunow bei Meyer.

Madame Baldrian erhob sich jetzt.

Meine Damen, sagte sie, wir wollen jetzt von dem bisherigen unglücklichen Gegenstand abbrechen. Wir wissen, daß gegen Meyer und seinen Bedienten mehrere Klagen schweben, und daß auch gegen den Schneider Briese eine solche eingereicht werden wird. Ist es nicht so, Fräulein Hummel?

Fräulein Hummel bejahete.

Wir wollen also jetzt zu einem andern Gegenstand vorschreiten. Die neue Nummer des Intelligenzblattes liegt vor uns, der Herr Secretair wird die Güte haben, sie uns vorzulesen.

Sehr gern, sagte Grunow, wo beliebt es Ihnen, daß ich anfange? —

Wo der Anfang ist, Herr Secretair, sagte Madame Baldrian.

Grunow nahm das Intelligenzblatt und warf wie von ungefähr einen Blick auf die dritte Seite.

Meine Damen, sagte er plötzlich, verzeihen Sie — ich lese hier zufällig eine Annonce, eine Verlobungsanzeige, die sehr sonderbar ist. Darf ich sie vorlesen?

Lesen! Lesen! rief die ganze Gesellschaft in der höchsten Spannung.

Grunow las:

Als Verlobte empfehlen sich:

Philippine Baldrian verwittwete Jüngling geb. Sperling,

Eduard Joseph Meyer, Rentier.

Was? rief die Präsidentin mit einer entsetzlichen Stimme und sprang von ihrem Sitze auf, während die ganze Gesellschaft in die größte Bewegung gerieth. Und an ihren Mann herantretend, faßte sie wüthend dessen Arm und sagte mit dumpfer, wutherstickten Stimme:

Hilarius — Du mußt mich rächen. Ja, ich will Rache! Das ist eine neue Malice, eine neue Bosheit von diesem abscheulichen Menschen. Du mußt sofort zu ihm hinüber gehen, sofort sage ich. Nimm Dir einen Stock, einen Kammerbesen, nimm Deine Fäuste, all Deine Kraft nimm zusammen, aber ich will Rache — Rache will ich — und durch Dich. Hörst Du, durch Dich — oder ich lasse mich scheiden.

Aber mein Gott, Pinchen, rief Herr Baldrian, es ist ja schon so spät —

Spät oder früh, rief Madame Baldrian, Du gehst augenblicklich. Ich will doch einmal sehen, ob Du Deine Frau zum Gespötte und Gelächter werden lassen willst. Hilarius — ich sage Dir, wenn Du nicht sofort gehst — ich räche mich selbst.

Ach — Gott — ja doch — Pinchen, ich will gehen — ich will gleich gehen. Es ist wirklich schrecklich und ich bin auch wirklich sehr böse. Ich kann eigentlich noch gar nicht recht zur Besinnung kommen. Erlaube nur, daß Herr Grunow mit mir geht.

Ich bin gern bereit, sagte Grunow.

O, Sie sind unendlich gütig, entgegnete Madame Baldrian, ich werde Ihnen sehr dankbar sein, denn es ist allerdings auch zu bedenken, daß der schlechte Mensch noch einen Bedienten hat. — Wir werden indeß hier am Fenster eine beobachtende Stellung einnehmen —

Aber was soll ich ihm denn sagen? fragte Herr Baldrian —

Nichts sollst Du ihm sagen, rief Madame, durchprügeln sollst Du ihn —

Ah — versetzte Herr Baldrian — dann muß ich einen Stock mitnehmen — aber Pinchen, wenn er nun unschuldig ist? —

Kein Aber — ich sage Dir kein Aber, Hilarius — ich möchte wohl wissen, wer es sonst sein könnte. Er will es mit mir wie mit der Hummel machen. Aber er soll sich gewaltig verrechnen, an mir soll er seinen Mann finden. Gehe, sage ich Dir, er ist zu Hause, ich sehe ihn in seinem Zimmer, ich glaube den Unhold sogar lachen zu hören. Nicht, Herr Grunow, hören Sie nicht auch ein ganz teufliches Gelächter drüben? —

Es kann wohl sein, versetzte Grunow, mühsam sein Lachen verbeißend, ich glaube allerdings so etwas zu hören.

Es wäre wahrlich nicht zu viel, wenn wir sämmtlich in corpore hinüber gingen, sagte Fräulein Hammerbein — der Mensch müßte exemplarisch bestraft werden.

Ja, das wäre wirklich sehr gut, meinte Herr Baldrian.

Das würde wohl nicht ganz schicklich sein, wandte Fräulein Hummel ein, daß wir einen Herrn und noch dazu einen Junggesellen, auf seinem Zimmer besuchen.

Ich halte es ebenfalls für gerathen, wenn wir beide allein gehen, sagte Grunow.

Allerdings stimmte Madame Baldrian zu, wir können immer noch kommen, wenn es Noth thut.

Nun, so kommen Sie, Herr Grunow, sagte Baldrian indem er sich einen Stock nahm.

Wollen Sie nicht lieber auch ihren Stock mitnehmen, Herr Grunow? sagte Madame Baldrian.

O, ich kann mich auf meine Fäuste verlassen, versetzte Grunow.

Mit diesen Worten entfernte er sich, Baldrian folgte ihm. Die Damen traten ans Fenster und blickten unverwandt in Meyers Zimmer hinüber.

Wir wollen Herrn Baldrian und dem Studenten voraneilen und sehen, in welcher Verfassung sich der Unglückliche befindet, über dessen schuldloses Haupt sich ein neues Ungewitter zu entladen drohte.

Meyer hatte, wie wir schon erwähnt, das Fräulein Hummel in das gegenüberliegende Haus hineintreten sehen und sich gleich darauf fortbegeben, um im Pariser Keller zu Abend zu speisen. Er war so eben nach Hause gekommen und jetzt im Begriffe sich's bequem zu machen,

während Jacob seinen Herrn Schlafrock und Pantoffeln reichte, und mit ihm folgendes Gespräch anknüpfte:

Heute ist da drüben bei Baldrians große Klatschvisite Herr Meyer, da wird es wohl auch über uns hergehen.

Laß sie in Gottes Namen, Jacob, wenn wir nur, was ich hoffe, von ihnen nicht belästigt werden.

Ich sehe das Haus mit keinem Auge an, sagte Jacob, sie sind gewiß höllisch wüthend auf mich.

Daran brauchst Du Dich nicht zu kehren Jacob.

Kehre mich auch nicht daran.

Trotzdem konnte es Jacob nicht unterlassen einen verstohlenen Blick hinüber zu werfen. Es war gerade in dem Augenblicke, in welchem Madame Baldrian und ihre Gesellschaft Meyers Fenster zu beobachten begonnen.

Es ist nur schlimm, fuhr Jacob fort, daß die Frauenzimmer durchaus mit uns Krakehl anfangen wollen; sehen Sie, jetzt steht wieder ein ganzes Dutzend Frauenzimmer drüben am Fenster und wenden keinen Blick von uns ab.

Das können wir ihnen nicht verwehren Jacob, komm wir wollen nach hinten gehen.

Ich sehe aber gar nicht ein, remonstrirte Jacob, warum wir vor den Frauenzimmern immer flüchten sollen —

Jacob, sagte Meyer, ich hoffe, Du wirst den Frieden, den wir endlich wieder errungen haben, nicht stören wollen.

Jacob folgte brummend seinem Herrn, konnte aber nicht unterlassen einen drohenden Blick auf die Frauen hinüber zu werfen.

Während sie nun in die Hinterstube gingen, hatten Baldrian und Grunow Meyers Thür erreicht.

Ich weiß wirklich nicht, sagte Baldrian zögernd, was ich dem Manne eigentlich sagen soll. Wissen Sie es, Herr Grunow?

Das wird sich finden, wenn wir drinnen sind, versetzte Grunow.

Wollen Sie nicht klingeln? — sagte Baldrian.

Grunow klingelte.

Nicht wahr, Sie gehen zuerst hinein, fuhr Baldrian fort und ergreifen das Wort.

Das wäre sehr unschicklich, Herr Baldrian, das ist Ihre Sache, versetzte Grunow.

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und Jacob's Gestalt zeigte sich am Eingange.

Ah, sagte Jacob, den Studenten und Herrn Baldrian erkennend, was ist gefällig, meine Herren?

Wir wünschen Herrn Meyer zu sprechen, sagte Grunow.

Ich werde ihn mal fragen, ob er zu Hause ist, sagte Jacob und ging; er erschien jedoch bald wieder, indem er die Herren hereinzutreten einlud.

Meyer empfing sie in seinem Vorderzimmer.

Meine Herren Nachbaren, sagte er mit der freundlichsten Miene von der Welt, was steht Ihnen zu Diensten? —

Herr Baldrian sah den Studenten mit einer sehr kläglichen Miene an.

Herr Baldrian erbittet sich die Ehre, Ihre Bekanntschaft machen zu dürfen, sagte Grunow.

Ja, in der That, bestätigte Baldrian, ich hatte längst den Wunsch, Sie kennen zu lernen.

Außerordentlich verbunden, sagte Meyer, bitte, nehmen Sie Platz, meine Herren, ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Aufmerksamkeit. Es ist eine gar sehr schöne Sitte, dieses nachbarliche Zusammenhalten, diese nachbarliche Freundschaft, auf welche unsere Vorfahren so viel hielten, daß sie das Sprüchwort hatten: Ein guter Nachbar ist mir lieber, als ein entfernter Bruder. Leider aber geht diese edle Sitte nachbarlichen Zusammenhaltens in unserem großstädtischen Leben gänzlich verloren. Es ist uns nur das Schlimme und nichts von dem Guten desselben geblieben. Man kennt sich kaum, man grüßt sich kaum, man verkennt sich gegenseitig durch diese theilnahmslose Kälte, — aber der böse Leumund ruht demungeachtet doch nicht und dringt in alle Familiengeheimnisse, horcht an allen Thüren und spionirt, wo er nur kann.

Wahrhaftig, sagte Grunow, Sie haben ein sehr wahres Wort gesprochen, Herr Meyer.

Sehr wahr — allzu wahr — ganz wahr — sagte Baldrian.

Ah — aber ich vergesse ganz, fuhr Meyer fort, indem er sich erhob und eine Cigarrenkiste von seinem Sekretair herunternahm. Ist Ihnen gefällig, meine Herren?

Ich bin so frei, sagte Grunow und nahm eine Cigarre.

Ah — sehr gütig, sagte Baldrian, indem er eine Cigarre an dem ihm dargereichten Wachsstocke anzündete.

Eine sehr schöne Cigarre, sagte Grunow.

Wirklich, sehr schön, stimmte Baldrian bei — von Prätorius?

Nein, ich nehme meine Cigarren von meinem Nachbar, denn ich bin der Ansicht, daß man seine Bedürfnisse, vorausgesetzt, daß man sie sonst gut und nach Gefallen erhalten kann, in der Nachbarschaft kaufen soll, weil diese auf die Kundschaft ihrer Umgebung, und wohl nicht mit Unrecht, rechnet.

Sehr human gedacht, sagte Grunow, indem er den kleinen Mann mit einem sehr aufrichtig gemeinten Wohlwollen ansah.

Ganz gewiß, sehr human, brummte Baldrian, das muß ich meinem Pinchen sagen.

Wir sind Beide fast zu gleicher Zeit hier eingezogen, nahm Grunow jetzt das Wort; es ist ein merkwürdiger Zufall, wir waren schon einmal Nachbaren.

Ich erinnere mich, versetzte Meyer — allerdings ein sonderbarer Zufall, indeß der Zufall fügt noch ganz andere Dinge, und man möchte fast sagen, der Zufall macht Alles! —

»Alles! Alles! bestätigte Baldrian, ich kann davon auch ein Lied singen. Ohne Zufall würde ich niemals die Bekanntschaft meiner Philippine gemacht haben. Es war ganz eigenthümlich. Denken Sie sich — ich gehe mit mehreren Freunden auf einen Ball bei Kroll. Ich sehe hinter dem Buffet ein junges hübsches Mädchen stehen. Nicht wahr, Herr Grunow, meine Philippine ist sehr hübsch? —

Allen Respekt vor Ihrem Geschmack, sagte Grunow.

Nun sehen Sie, fuhr Baldrian fort, ich ging damals keineswegs mit der Absicht um, mich zu verheirathen, aber ich machte dem hübschen Fräulein ein wenig die Cour, und ehe ich mich versah — war ich dem Herzen meiner Philippine so theuer, daß sie mich und sich zu erschießen drohte, wenn ich sie nicht heirathen würde. Nun sagen Sie mir, was da zu machen war? — Ich ließ also den Zufall gewähren und freite die kleine Bestie — nun, klein ist sie gerade nicht — genug, ich freite sie nicht, weil ich wirklich damals noch nicht Lust hatte, und drei Jahre später, was geschieht? — Ich bin wieder auf einem Ball, aber nicht bei Krolls, sondern im Gesellschaftshause, ich sehe meine Philippine wieder, aber nicht mehr als Jungfrau, sondern als Jüngling, als Wittwe nämlich von einem gewissen Jüngling; sie betheuert mir, daß sie mich noch immer liebe und gewiß schon längst aus Sehnsucht zu mir gestorben wäre, wenn sie nicht die Hoffnung, mich dereinst in jener Welt wieder zu finden, aufrecht gehalten hätte, und ich werde gerührt und heirathe sie.

Und sind jetzt glücklich und zufrieden, suppliute Meyer, wenigstens sehen Sie recht glücklich und behäbig aus.

O, sehr glücklich, sehr glücklich, sagte Baldrian, mein Pinchen thut mir, was sie mir an den Augen absehen kann.

Das scheint wirklich so, bekräftigte Grunow, der laut hätte auflachen mögen. Sie haben eine ausgezeichnete Frau, und malitiös fügte er hinzu: Ach, sehen Sie doch, Ihre Damen stehen jetzt alle am Fenster drüben. Was die Frauen doch neugierig sind, es scheint wirklich, als wollten sie uns belauschen.

Baldrian hustete verlegen und wagte nicht hinüber zu sehen.

Treten Sie doch einmal an's Fenster, Herr Baldrian, fuhr Grunow fort, indem er den armen Mann ans Fenster zog. Grüßen Sie, verbeugen Sie sich, flüsterte er, sonst glauben die Damen, Sie werden hier massacrirt.

Herr Baldrian erkannte seine Frau, welche mit flammenrothem Gesichte am Fenster stand, und machte ihr eine höchst graziöse Verbeugung.

Wollen Sie den Herrn Meyer nicht einladen, Sie zu besuchen? flüsterte der diabolische Grunow Herrn Baldrian zu, es ist, glaube ich, nicht mehr als Ihre Schuldigkeit.

Ganz gewiß, ganz gewiß, sagte Baldrian, und sich wieder gegen Meyer wendend, fügte er hinzu: Es würde meiner Philippine gewiß sehr angenehm sein, wenn Sie uns die Ehre Ihres Besuches widerfahren lassen wollten, gewiß, sehr angenehm. Mein Pinchen liebt es außerordentlich, Besuche zu empfangen.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, entgegnete Meyer, ich werde von Ihrer Güte sicherlich bald Gebrauch machen.

Wenn Sie meinen Wirth besuchen, sagte Grunow, dann habe ich gleichfalls das Vergnügen, da ich so glücklich bin, bei Herrn Baldrian zu wohnen, ich würde es sonst kaum wagen, Sie in meine bescheidene Klause einzuladen.

Ich bin auch Junggeselle, versetzte Meyer, und habe früher ebenfalls Chambre-Garnis gewohnt, es läßt sich in einer solchen Junggesellenklause recht gemüthlich plaudern und leben.

Grunow machte eine Verbeugung und reichte Herrn Meyer die Hand zum Abschiede, Herr Baldrian that es ihm nach und man trennte sich auf die freundschaftlichste Weise.

Ein merkwürdiger Besuch, sagte Meyer, als er von der Begleitung der beiden Nachbaren zurückkam. Ein eigenthümlicher Mensch, dieser Bal-

drian, aber naiv und gutmüthig. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er von der Hummel die unselige Verlobungsgeschichte gehört hat, daß diese zu der rechten Ueberzeugung von meiner Unschuld gelangt ist, und daß es die Baldrians übernommen, uns auf eine so delicate und zarte Weise auszusöhnen. Nun, ich werde mich nicht unversöhnlich zeigen und will ihnen nächstens einen Gegenbesuch abstatten.

Mit diesem Vorsatze trat Meyer wieder in das Hinterzimmer, wo Jacob eben beschäftigt war, die Decke vom Bette zu nehmen und einige sonstige Anordnungen für die Nacht zu treffen. Meyer war sehr vergnügt. Mit diesem Besuche des Herrn Baldrian war ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, er sah mit ruhigem, heiteren Blick in die Zukunft, vor der ihm so gebangt hatte. Er glaubte, daß sich das Schicksal endlich mit ihm ausgesöhnt habe, und jetzt sagte er mit lachender Miene zu Jacob:

Du brauchst Dich nicht mehr zu genieren, Jacob, es wohnen da drüben uns gegenüber sehr gute Leute —

Ja, wenn nur nicht die Hummel zu ihnen käme, entgegnete Jacob.

Ich hoffe, daß Fräulein Hummel jetzt eine andere Meinung von uns gewonnen hat, versetzte Meyer, ich wünsche nicht, Jacob, daß Du sie und irgend Jemanden von drüben noch ferner mit feindseligen Augen betrachtest.

Also Friedensschluß, sagte Jacob, russisch-türkische Freundschaft.

Warum russisch-türkisch, Jacob?

Warum? — Es kommt mir nur so vor.

Du mußt aber doch einen Grund zu einem solchen Vergleiche haben.

Grund? — Es giebt sehr viele Dinge in der Welt, von denen ich keinen Grund anzugeben weiß, und sie sind doch richtig.

Es ist gut, Jacob, es war wieder so ein unbesonnener Ausdruck von Dir, von welchem Du Dir keine Rechenschaft zu geben vermagst. Du kannst jetzt gehen.

Jacob wünschte seinem Herrn gute Nacht, und Meyer ging mit Wohlbehagen im Zimmer auf und ab. Es scheinen sehr gute Leute zu sein, diese Baldrians, sagte er nochmals vor sich hin, wie leicht verkennt man sich gegenseitig, wenn man eine vorgefaßte Meinung hat.

Zwölftes Kapitel.

Meyer findet Anerkennung.

Nun haben wir aber ganz vergessen, den Mann durchzuprügeln, sagte Baldrian zu Grunow, als sie auf die Straße angelangt waren.

Nichts weniger, entgegnete Grunow, ich hätte Sie schon daran erinnert, aber Sie sehen wohl ein, daß dieser Meyer an der Annonce unschuldig ist, er hätte sonst sicher ein anderes Benehmen zeigen müssen. Ein böses Gewissen kann sich nicht so leicht verbergen.

Ja, ja, wandte Baldrian ein, ich habe, aufrichtig gestanden, gleich an seiner Schuld gezweifelt, der Mann scheint mir viel zu ordentlich zu sein — aber meine Philippine will es nun einmal, daß er die Annonce gemacht haben soll, und ich weiß wirklich nicht, was ich ihr sagen soll. —

Baldrian war während dieser Rede bei seinem Hause angelangt, aber hier blieb er plötzlich stille stehen und nahm eine sehr besorgliche und nachdenkliche Miene an.

Wissen Sie was, sagte er, ich möchte doch wieder hinübergehen und den Menschen wenigstens zu Rede stellen, denn bedenken Sie — wenn meine Philippine in Wuth geräth — ich sage Ihnen, Herr Grunow — ein Erdbeben! —

Wenn weiter nichts ist, entgegnete Grunow — Sie könnten ja sagen, daß wir den Mann jämmerlich zugerichtet haben —

O, die hat Augen und Ohren, meine Philippine, das ist ganz erstaunlich, sage ich Ihnen, sie dringen durch ein Brett, durch eine zehnfache Wand, Sie können sich darauf verlassen, daß sie Alles mit angesehen hat.

Nun, seien Sie unbesorgt, mein lieber Herr Baldrian, ich werde die Sache auf mich nehmen und durchfechten.

Sie sind wirklich ein Prachtmensch, mein allerliebster Herr Grunow, rief Baldrian, und viel fehlte nicht, er hätte den Studenten auf offener Straße umarmt, ich habe aber gleich eine große Zuneigung zu Ihnen gefaßt und meine Philippine auch. Seitdem Sie bei uns wohnen, ist es mir noch einmal so leicht, ich habe eine ganz andere Zuversicht, denn — nun Sie wissen ja selbst — meine Philippine ist herzensgut, aber — — Nun ich — will schweigen, aber ich kann Ihnen sagen, daß mir unser Arzt die größte Schonung gegen sie empfohlen hat. Da muß ich ihr schon in Allem den Willen thun.

Und Sie haben Recht, sagte Grunow, denn Sie leben auf diese Weise recht glücklich.

O ja, versetzte Baldrian, sehr glücklich; wenn ich meiner Philippine den Willen thue, dann giebt es auf der weiten Welt keine bessere Frau.

Baldrian! Baldrian! kommst Du nun bald! erscholl es jetzt plötzlich.

Gott erbarme sich, meine Frau ruft aus dem Fenster, sagte Baldrian zitternd und trat rasch ins Haus; ich verlasse mich auf Sie, Herr Grunow.

Seien Sie unbesorgt.

Madame Baldrian kam ihrem Gatten auf halbem Wege entgegen. Sie packte ihn beim Arm und zog ihn in die Wohnung hinein.

Herr Grunow! Herr Grunow! rief der arme Mann, dem der Angstschweiß auf dem Gesichte stand.

Der Student trat schnell heran.

Madame, sagte er mit einem sehr entschiedenen Tone, wir haben den Herrn drüben sehr scharf ins Verhör genommen — aber wir haben die Ueberzeugung gewonnen, daß er völlig unschuldig ist.

Ja, Pinchen, ich kann's sogar beschwören, es ist ein sehr guter Mensch, der Meyer, er läßt Dich bestens grüßen, er findet Dich sehr hübsch. Er hat mir gar nicht glauben wollen, daß ich eine so hübsche Frau habe.

Das kann ich bestätigen, sagte Grunow, von Baldrians Kriegslist nicht wenig erbaut; er hat von Ihnen in den höflichsten, achtungsvollsten und ehrfurchtsvollen Ausdrücken gesprochen —

Ja, er hat es bewundert, fiel Baldrian ein, wie wirthschaftlich Du bist. Immer so hübsch blanke Scheiben, sagte er, man kann durch und durch sehen, und wie sie sich kleidet, viel — sehr viel Geschmack —

Es ist wahr, bekräftigte Grunow, ich muß gestehen, daß ich Ihres Mannes Gelassenheit bewunderte — ich hätte mehr Veranlassung zur Eifersucht gefunden —

Der eifersüchtig! rief die Baldrian, ich glaube, es könnte mich ein Beduine entführen und er würde doch nicht eifersüchtig werden.

J, sagte Herr Baldrian — wenn das geschieht, Pinchen, ich würde mich todtschießen — darauf kannst Du Dich verlassen.

Das würde mir sehr gleichgültig sein, entgegnete die Baldrian, die Beduinen sind wahrlich galanter, als Du. Nun, ich sage Ihnen meinen besten Dank, Herr Grunow; wenn Sie meinen, daß Meyer unschuldig ist, dann zweifle ich nicht daran. Nicht wahr — wandte sie sich an die

Damen — es ist gar kein Zweifel, daß Herr Meyer unschuldig ist. Er scheint im Gegentheil ein sehr netter Mensch zu sein.

Aber wer soll denn der Thäter sein? fragte Fräulein Hammerbein sehr piquirt.

Ja, wer soll es sonst sein? stimmten die andern Damen bei.

Ist es nicht denkbar, fragte Fräulein Hummel, daß der Schneider Brese, welcher die erste Schändlichkeit begangen auch dieses zweite Attentat unternommen hat?

Fräulein Hummel, versetzte die Baldrian, Sie haben Recht, Sie haben ganz Recht, es ist der Schneider Brese und kein Anderer. Baldrian, Du mußt sogleich zu diesem Bösewicht hin — sogleich —

Und mit diesen Worten ergriff sie den Stock, welchen Herr Baldrian bereits in die Ecke des Zimmers gestellt hatte.

Hier, sagte sie, indem sie den Stock über Baldrians Kopf schwang, ich sage Dir, wenn ich diesen Menschen unter meine Hände bekommen könnte, ich würde ihn mores lehren, an mich sollte er denken —

Ja, ja, Pinchen, ich verstehe schon, rief Baldrian, zitternd zurückweichend; aber bedenke, es ist schon spät, ich komme ja kaum mehr ins Haus hinein, und wenn ich auch hineinkomme, komme ich nicht wieder hinaus, und wenn mich dann dieser gräßliche Schneider verfolgt —

Dich verfolgt? rief die Baldrian und hielt ihrem Manne den Stock unter die Nase, ich bitte Sie, Herr Brunow, welch eine Memme dieser Mann ist, er will sich von einem Schneider verfolgen lassen —

Nein, Pinchen, ich will durchaus nicht — aber gesetzt den Fall —

Baldrian sah den Studenten mit einer so kläglichen Miene an, daß dieser nicht umhin konnte, sich des armen Teufels anzunehmen, was er um so lieber that, da ihm eine ergötzliche Combination durch den Kopf fuhr.

Madame Baldrian, sagte er, ich würde mir den Rath zu geben erlauben, daß Sie Ihren Mann morgen zu dem Schneider gehen lassen, es wäre doch möglich, daß dieser noch nicht zu Hause ist, von dem Besuche Ihres Mannes erfährt, Lunte riecht und sich auf einen wiederholten Besuch einrichtet.

Das ist wahr, sagte Baldrian sehr erfreut.

Das ist freilich möglich, versetzte Madame Baldrian, nun gut, ich will für heute davon abstehen, aber morgen, Hilarius, morgen, sobald der Tag graut, machst Du Dich auf. Verstanden? —

Sei unbesorgt, Pinchen, versetzte Hilarius Baldrian, ich werde Dich schon rächen.

Es wurde nun noch Manches in der Gesellschaft über dieses Thema gesprochen, dann endlich rüstete sich diese zum Aufbruche. Man beschloß, was sich übrigens von selbst verstand, in acht Tagen wieder zusammen zu kommen. Für den Fall, daß dazwischen etwas Ungewöhnliches vorfallen sollte, übernahm es Madame Baldrian, die Gesellschaft per Stadtpost davon in Kenntniß zu setzen und früher zusammen zu berufen. Man trennte sich unter den freundschaftlichsten Ceremonien. Die Präsidentin wurde von sämmtlichen Frauen sehr innig geküßt, Herr Baldrian aber erhielt nur einen sehr flüchtigen Gruß. Fräulein Hummel war die Einzige, welche ihm mit einem mitleidigen Blicke die Hand reichte.

Es ist unerhört, sagte sie, als sie auf der Straße war, zu den andern Damen, wie diese Baldrian ihren guten Mann behandelt.

Nun, ich würde es nicht anders machen, sagte Fräulein Hammerbein, das Weib muß den Mann beherrschen.

Die Bibel lehrt uns umgekehrt, entgegnete Fräulein Hummel.

Das kommt daher, wandte die Chirurgin ein, weil zu der Zeit, als der liebe Gott die Offenbarung gegeben, die Männer wahrscheinlich viel besser waren, als heute.

Und die Frauen ebenfalls, sagte Fräulein Hummel.

Darüber können Sie gar nicht urtheilen, fiel die Chirurgin sehr schnippisch ein, Sie sind noch niemals eine Frau gewesen, und es frägt sich sehr, ob Sie je eine werden —

Was das anbetrifft, entgegnete Fräulein Hummel, machen Sie sich keine Sorge, einen Chirurgen II. Klasse kann ich noch jeden Tag bekommen.

O, versteht sich — Sie sind einen Geheimrath werth. Sie brauchen nur die Arme auszustrecken, wie Sie es bei Herrn Meyer gethan haben — und Sie haben zehn für einen.

Ich bin durchaus nicht darauf versessen, eine Madame oder Frau zu heißen, replicirte Fräulein Hummel, ich gönne Ihnen Ihren Mann von Herzen —

O, was gäben Sie darum, wären Sie an meiner Stelle, sagte die Chirurgin.

Nicht einen Pfennig, Beste, wahrlich nicht einen Pfennig — ich beneide Sie um Ihre Hauben durchaus nicht, entgegnete Fräulein Hummel.

Und ich Sie wahrlich auch nicht um Ihren Schneider, entgegnete die Chirurgin.

Wer weiß, wie schlimm die Damen noch einander gerathen wären,

wenn nicht ein paar junge Männer, welche der Caravane ſchon eine ganze Straße gefolgt waren, in dieſem Augenblick ein ſchallendes Gelächter erhoben hätten. Die Damen wurden mäuschenſtill und trennten ſich je nach den verſchieden Richtungen, die ſie einſchlagen mußten.

Wir müſſen übrigens, ehe wir von unſerer Geſellſchaft für dieſen Abend Abſchied nehmen, erwähnen, daß einige der Hauptperſonen, welche bei dem Luſtſpiel dieſen Abend mitgewirkt hatten, gewiſſermaßen in eine neue Phaſe rückten, welche wir kurz jetzt darſtellen wollen. Grunow war von Meyers Weſen und Benehmen ſehr überraſcht. Er hatte kein ſchlechtes Herz, vielmehr edele und innige Gefühle. Er war nur ein Teufel, wenn es ſich um einen loſen Streich handelte, und ein Hang zu ſolchen riß ihn dergeſtalt hin, daß er nicht Freund und Feind ſchonte. Wenn Alles recht bunt und toll durcheinander wirrte, dann war er in ſeinem Elemente, und ſein empfindungsreicher, an Combinationen unerſchöpflicher Geiſt trieb ihn dann unaufhaltſam vorwärts. Wir würden den Studenten aber gänzlich verkennen, wenn wir behaupteten, daß es ihm Vergnügen machte, guten Menſchen Böſes zuzufügen. Ihnen eine kleine Verlegenheit zu bereiten machte ihm das Gewiſſen nicht ſchwer, aber er ſchätzte Edelmuth und Humanität zu ſehr, um Menſchen mit dieſen Eigenſchaften zur Zielſcheibe ſeiner ausgelaſſenen ſprudelnden Laune zu machen. Konnte er aber der Bosheit, der Narrheit, Aufgeblaſenheit, einfältigem Stolze und anderen dergleichen Liebenswürdigkeiten einen Streich ſpielen, dann wurde er wirklich wahrhaft dämoniſch, und er kehrte den ganzen Mephiſto eines ausgelaſſenen Geiſtes nach außen.

Stets zu tollen Dingen aufgelegt, hatte er ſich ohne Bosheit und ohne Wahl gegen den armen Meyer gekehrt, und da ihm dieſer Witz ſo gut gelang, wollte er auch ſo weit gehen, alser irgend kommen konnte. Es war durchaus kein Zufall, wie er ſagte, daß er jetzt dem ſo ſehr bedrohten Meyer gegenüber wohnte. Er hatte von Jacob erfahren, daß ſein Herr aus- und wohin er ziehen werde, und da er, in Folge der Scene mit ſeinen Wirthinnen, die wir bereits kennen, ebenfalls ſeine Wohnung verändern wollte, gerieth er auf den Einfall, abermals in Meyers Nähe zu ziehen und der Zufall kam jetzt allerdings, wie ſo oft im Leben, ſeiner Tollheit zu Hülfe, während er die Weisheit ſo oft im Stiche läßt. Er wohnte jetzt nach Wunſch und ein Tag genügte ihm, ſeine neue Wirthin vollkommen gut kennen zu lernen, und ihre Eigenſchaften boten ſeinem ſatyriſchen Hang ein reiches Feld zu den ſonderbarſten Plänen.

Wie schnell er sich in die Gunst der Madame Baldrian zu setzen wußte, haben wir bereits gesehen. Je herrschsüchtiger die Frauen, je leichter sind sie zu betrügen, je schneller zu gewinnen. Denn Herrschsucht, Eitelkeit und Leichtgläubigkeit sind drei verwandte Eigenschaften, und mit dem innigsten Ergötzen stürzte sich Grunow in sein satyrisches Fahrwasser, wie er seine Tollheiten zu nennen pflegte. Wir brauchen wohl nicht hinzuzufügen, daß auch die neue malitiöse Annonce von ihm herrührte.

Die kurze Zusammenkunft mit seinem unglücklichen Opfer aber genügte seinem scharfen Verstande, Meyers noblen, reinen und liebenswürdigen Character zu erkennen. Er begann sich in der That Vorwürfe darüber zu machen, diesen Mann, dessen Worte und Handlungen die reinste, edelste Humanität athmeten, zur Zielscheibe seiner Witze genommen zu haben und er beschloß — ihn sofort aus dem Spiele zu lassen. Aber wenn der Pfeil abgeschossen ist, kann ihn der Schütze wieder zurückrufen?

Die Empfindungen Meyers haben wir bereits geschildert, ebenso wissen wir, wie schnell Madame Baldrian aus seiner Feindin seine Freundin wurde. Auch mit Fräulein Hummel war eine Veränderung vorgegangen, sie war gegen Meyer, seitdem ihr Grunows ehemalige Wirthinnen den Namen Brese verrathen, weniger mißgestimmt, sie bedauerte es sogar, ihm Unrecht gethan, seine Vorliebe für Madame Baldrian aber berührte sie so unangenehm, daß sie fast wieder geneigt wurde, ihn für einen wirklich schlechten Menschen zu halten. Was aber Herrn Baldrian anbetraf, so erhielt sie ihm ferner ihr Wohlwollen, und schon halb im Schlafe, seufzte sie über das Loos dieses unglücklichen Mannes, welches ihn dem Pantoffelregimente seiner Frau auf Gnade oder Ungnade überliefert hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Zwischen den Mauern.

Und während Fräulein Hummel also eingehüllt in Ihre weiche Daunendecke, an der Seite ihres getreuen Bello, ihren Gedanken freien Spielraum ließ, stand Meyer bei seinem Papagei, liebkoste mit ihm und unterhielt sich mit ihm, wie mit einem guten Freunde. Dann reichte er ihm ein Stückchen Zucker, lächelte ihn traulich an und der Papagei bezeigte seine Dankbarkeit, indem er plötzlich ein sehr gelehrtes Gesicht machte, seinen Mund spitzte und mit heller, klarer Stimme rief: — Rosa! —

Es durchzuckte Meyer wie ein elektrischer Funke als er diesen Namen hörte, den sein Papagei, allerdings nach einigen Lectionen, aber zum ersten Male unaufgefordert und in seiner ganzen Reinheit aussprach.

Was sie jetzt wohl thun mag? dachte Meyer. Schläft sie schon, oder spielt sie, stickt sie, oder liest sie, — oder träumt sie gar — von ihren Pathen? —

Und weiter dachte er: Ob sie wohl mit ihm glücklich sein könnte, wenn es ihm beschieden wäre, sie zu besitzen? — Oder ob es besser für sie sein würde, wenn der Assessor oder der Hauptmann ihr Gatte würde? — Und ob sie wirklich keinem von ihnen in ihrem Herzen den Vorzug einräume? —

Aus diesen Gedanken störte ihn plötzlich ein lautes Hämmern und Pochen, das, wie es schien aus der nächsten Nachbarschaft zu ihm herüberdrang.

Meyer trat ans Fenster und lüftete ein wenig das Rouleau. Ihm gegenüber, in der Wohnung, wo die fleißige Wittwe mit ihren fünf Kindern hauste, war noch Licht, und ein junger Bursche hämmerte an einem schwarzen Kasten herum, der auf dem Tische stand.

Er macht einen Sarg, sagte Meyer, einen Kindersarg, wieder eine junge Blüthe, welche für die Erde nicht reifen soll!

Und während Meyer diesem Gedanken weiter nachhing, begann der junge Geselle ein Liedchen zu trillern, und hämmerte an seinem schwarzen Kasten lustig weiter bis eine bleiche Frau in die Werkstatt trat und von einem Gegenstande, der auf dem Tische lag, eine Decke abnahm. —

Da lag eine kleine Kinderleiche, welche sich die Mutter eine Weile mit thränenden Augen ansah dann wieder bedeckte, und nachdem sie

einige Worte mit dem Gesellen gesprochen hatte, schwankend das Zimmer verließ.

Also ihr eigenes Kind, für das sie den Sarg machen läßt, sagte Meyer, indem er vom Fenster zurücktrat, dann blieb er lauschend an der Thüre stehen, und als er hörte, daß Jacob in der Küche noch thätig war, rief er ihn zu sich hinein.

Jacob, sagte er, hast Du mir nicht gesagt, daß das eine sehr arme Frau ist, die da drüben wohnt? —

Blutarm, sagte Jacob, sie sollte erst vorige Woche ermittirt werden.

Nun, das würde Herr Schnahse auf keinen Fall thun, das wird ihr höchstens der Vice gesagt haben. Welches von ihren Kindern ist denn gestorben? —

Das Jüngste — aber die Frau wird sich wohl nicht sehr grämen, denn sie behält noch vier, die ihr sauer genug werden —

Meinst Du Jacob, daß eine Mutter ihr Kind ohne Kummer verlieren kann? —

Na, wenn ich Mutter wär' — ich würde mir keinen Kummer daraus machen, das ist gewiß. Aber, Herr Meyer, wollen Sie nicht noch ein wenig vorne hinaussehen?

Was giebt's denn da, Jacob?

Eine Verlobung. Jetzt ist Musik und sie tanzen.

Meyer trat in der That wieder in seine Vorderstube, — Etwas tief unten in der Straße bemerkte er ein hellerleuchtetes Zimmer und fröhliche Musik tönte von dort her.

Welch ein verschiedenes Geschick doch in einer einzigen Nacht in der nächsten Nähe über den Menschen waltet, dachte er. Es müßte doch recht interessant sein, könnte man wissen, was in allen diesen Häusern in diesem Augenblicke geschieht, was die Menschen thun, was sie sinnen, über welchen Plänen sie brüten, mit welchen Hoffnungen sie sich schmeicheln, welche Befürchtungen ihre Herzen beschweren, und was da droben im Schicksalsbuche steht, was aus allen diesen Hoffnungen, diesen Befürchtungen, diesen Plänen noch werden soll? — Und es war Meyer in diesem Augenblick, als trete ein Gespenst in der Gestalt eines Leichenbitters vor ihn hin und deutete mit dem Finger auf den kleinen Sarg bei der Frau Martini, den der lustige Geselle so eben vollendet hatte.

Meyer wollte das Fenster wieder verlassen, aber da blieb plötzlich sein Blick noch an den Fenstern Valdrians haften. Die Vorhänge wa-

un herabgelaſſen, aber es war noch Licht in der Stube, in welcher die Sitzung ſtattgefunden hatte, und die Eheleute ſchienen noch auf zu ſein.

Ja, ſie waren noch wach, die guten, lieben Eheleute und Madame Baldrian war ſo eben beſchäftigt, ihrem Manne eine Gardinenpredigt zu halten, welche wie folgt lautete:

Hilarius, ich ſage Dir Mann, wenn Du nicht Morgen dieſem Schneider Breſe in die Perrücke fährſt, wie es ſich gebührt, wenn Du ihm nicht ein Gedenkzeichen für Zeit ſeines Lebens giebſt, dann laſſe ich mich ſofort von Dir ſcheiden und Du wirſt es noch erleben —

Aber Pinchen — ich will's ja —

Du wirſt es noch erleben, ſag ich Dir, daß ich den Buckel drüben heirathe, der galanter iſt als Du, und der meine Rechte beſſer vertheidigen wird, als Du, feiger Menſch, je im Stande biſt.

Aber ich bitte Dich, Pinchen — ich bin ja durchaus entſchloſſen, Morgen zu ihm zu gehen, und ich werde ganz gewiß mein ſpaniſch Rohr mitnehmen.

Dein ſpaniſch Rohr, Du Nachtmütze? Was hilft Dein ſpaniſch Rohr, wenn Du keine ſpaniſche Courage haſt.

Nun, Du wirſt ſehen, Pinchen — er ſoll bluten — und wenn ich auch deshalb drei Jahre nach Spandau muß.

Und ich ſage Dir, Du biſt und bleibſt ein Schaf, das ſich auf der Naſe ſpielen läßt — nicht etwa von einem Löwen, nein — ſelbſt von einem Sperling —

Baldrian gähnte.

Ich ſehe wohl ein, fuhr ſeine Ehehälfte fort, das mir all mein Predigen nicht helfen wird, und daß Du bleiben wirſt, wie Du biſt, bis mich der liebe Gott von Dir erlöſt. Komm — laß uns beten, Schaf — und zu Bette gehen.

Und Baldrian faltete, herzensfroh, am Ende des Tages zu ſein ſeine Hände, und Madame Baldrian that ein Gleiches, — was aber wohl der liebe Gott zu dieſen beiden Betenden geſagt haben mag? —

Meyer aber ging wieder in ſein Schlafzimmer, und ins Bette ſteigend, ſagte er zu ſeinem Papagei:

Du haſt den Namen zum erſten Male zu meiner Zufriedenheit ausgeſprochen, Trauter, — ich will mich dafür dankbar bezeigen und werde Morgen der armen Frau drüben ein kleines Geſchenk machen — und überhaupt ſehen, was ich für ſie thun kann. Es ſcheint mir doch eine ſehr ordentliche Frau zu ſein, und wer weiß, ob der liebe Gott mich

nicht grade in diese Wohnung geführt hat — damit einer unglücklichen Wittwe Trost und Hülfe werde.

Und Meyer hüllte sich ebenfalls in seine Daunendecke, wie Fräulein Hummel, und die Baldrians, und wie viele andere Menschenkinder, die es eine Nacht wie alle so zu machen pflegen, aber was für eine Welt müßte es sein, wenn jeder der sich so behäbig niederlegen kann, ähnliche Gedanken beten möchte.

Drüben in Frau Martini's Zimmer hatte der lustige Gesell sein Werk vollendet und sich dann auf die Hobelbank niedergestreckt, einen Rock unter dem Kopfe und ein paar Röcke der Frau Martini über dem Leib — denn die arme Frau hatte mit dem Erlöse ihrer Betten die Miethe bezahlt — und schlummerte neben dem Sarge und neben der Leiche.

Druck von G. Bernstein in Berlin, Mauerstraße 53.

Berliner Pickwicker

Fahrten und Abenteuer

Berliner Junggesellen bei ihren Kreuz- und Querzügen durch das moderne Babylon.

Von

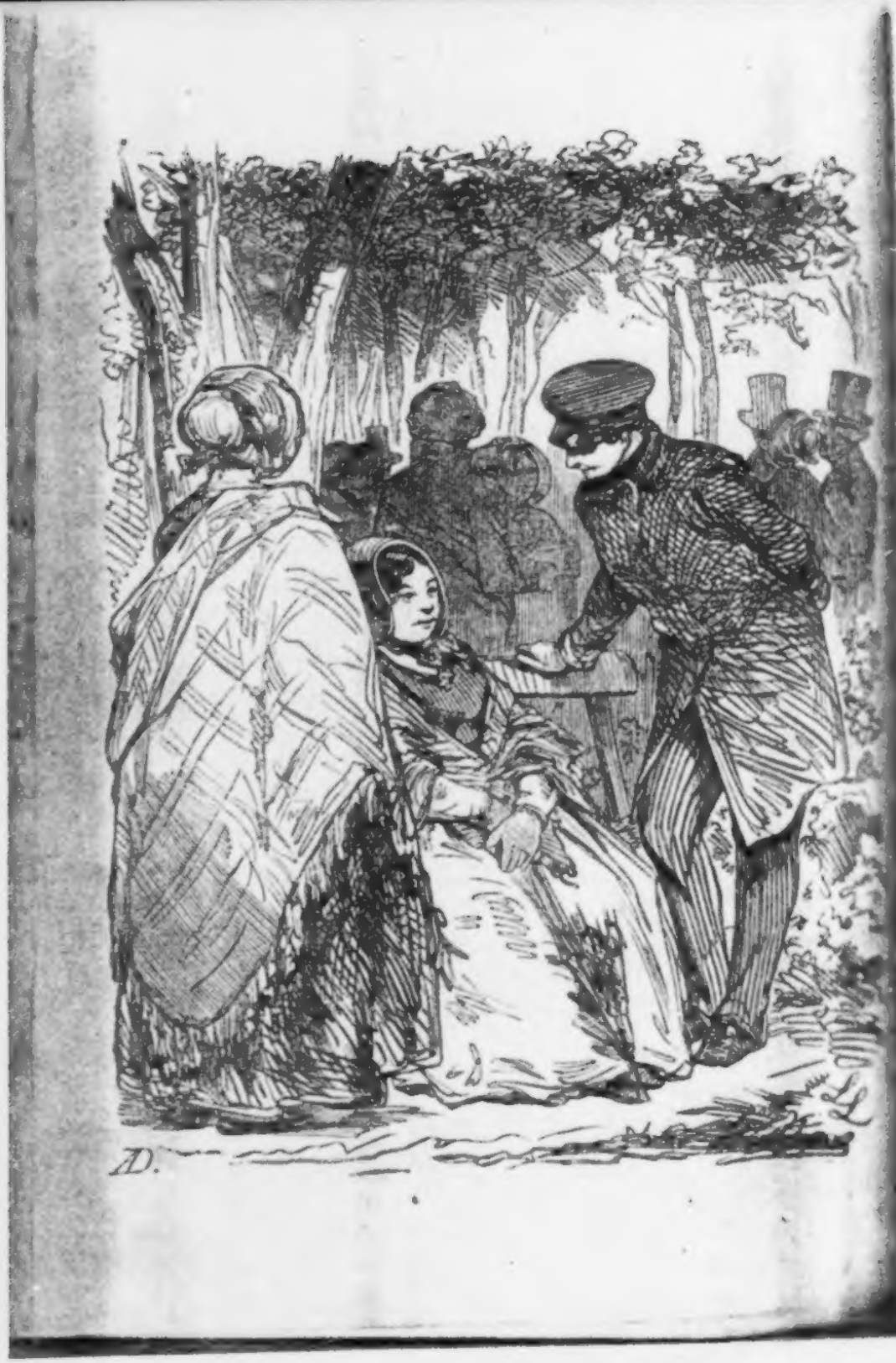
Dr. Bernhard Hesslein.

Mit Illustrationen von Ludwig Löffler.

Band II.

Verlag von Adolph Stubenrauch u. Co.

Berlin 1854.



Berliner Pickwickier.

Fahrten und Abentheuer

Berliner Junggesellen bei ihren Kreuz- und Quer-zügen durch das moderne Babylon.

Von

Dr. Bernhard Heßlein.

Mit Illustrationen von Ludwig Löffler.

Band II.

Verlag von Adolph Stubenrauch & Comp.

Berlin 1854.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Schneidermeiſter Breſe.

Wir wollen jetzt in die Werkſtatt eines Meiſters treten, welcher unbedingt zu den merkwürdigſten Menſchen, welche je von einem Weibe geboren, zu zählen wäre, wenn er alle die Eigenſchaften wirklich beſeſſen hätte, deren er ſich zuverſichtlich rühmte. Meiſter Breſe behauptete nämlich von ſich, daß er jedem Menſchen an der Naſe anſehen könne, ob er zum Glück oder zum Unglück geboren ſei; er behauptete ferner, auf den erſten Blick — ja, er machte ſich ſogar verbindlich, dabei ein Auge ganz und das andere halb zuzudrücken — und dennoch auf den erſten Blick mit dem einen halben Auge es alſobald wegzuhaben, ob ein Individuum es ehrlich meine, oder ein Spitzbube der Gelegenheit oder endlich ein geborner Spitzbube ſei, und endlich that ſich Meiſter Breſe nicht wenig darauf zu Gute, von jeder Sache die richtigſte, geſundeſte und verſtändigſte Anſchauung zu haben. Die erſten beiden Eigenſchaften hatten ihm ein ſolches unumſtößliches Vertrauen zu ſich ſelbſt eingeflößt, daß er Jedem ohne Weiteres Credit gab, in deſſen Zügen er die erwünſchte Bürgſchaft der Ehrlichkeit und des Glückes fand, und da er ein nicht unbedeutendes Kapital beſaß, und ſeine Eigenthümlichkeiten bald bekannt wurden, ſo konnte es nicht fehlen, daß Meiſter Breſe im Verlaufe weniger Jahre ſeine ſchönen blanken Thaler, die er von ſeiner Großmutter geerbt hatte, in eine Reihe von adeligen und bürgerlichen Namen umgeſetzt hatte, welche in einem dicken Buche meiſterhaft calligraphiſch verzeichnet waren. Dieſes Buch bildete jetzt Meiſter Breſe's hauptſächliche

Aktiva, und obwohl es Gläubiger enthielt, deren Schuld über zehn Jahre alt war, und andere, welche längst das letzte Kleid angelegt hatten, so beharrte Meister Brese doch unerschütterlich fest dabei, und hätte selbst gegen einen Rothschild sein ganzes Vermögen darauf gewettet, daß er nicht einen Pfennig an den in dem Buche verzeichneten Summen verlieren würde.

In der That würde derjenige sehr übel daran gehandelt haben, der dem guten Manne diesen Trost geraubt hätte, denn Meister Brese war als Junggeselle mit wenigen Bedürfnissen noch immer in der Lage, einem armen Schlucker auszuhelfen, und mancher Candidat der Theologie hatte es weniger seinen Kenntnissen, als dem humanen Vertrauen des Meister Brese, der ihn mit einem schwarzen Anzuge auf Rechnung versah, zu danken, daß er sein Examen pro facultate docendi absolviren und seine Carriere machen konnte.

Meister Brese aber hatte noch eine sehr merkwürdige Eigenschaft, welche jedenfalls aus den beiden erstgenannten entsprungen war, oder wir möchten statt Eigenschaft eigentlich lieber Leidenschaft sagen. In Folge nämlich seines unerschütterlichen Vertrauens zu seinen gesunden Ansichten war er in die Sucht verfallen, bei jeder Meinung und Ansicht, die er selbst aussprach, selbst dann, wenn sich nicht der geringste Zweifel von irgend einer Seite dagegen erhob, eine Wette anzubieten, daß er das Richtige errathen und ausgesprochen habe, und er war dabei so waghalsig, daß er sehr oft, und sobald er überhaupt etwas in Feuer gerieth, sogar sein Buch, d. h. um mit Meister Brese zu sprechen, fünftausend dreihundert und siebenzehn Thaler, zwei Silbergroschen und einen Pfennig, als Objekt für die angebotene Wette anbot, falls sein Widerpart sich entschließen wolle, diese Summe dagegen einzusetzen.

Es ist wohl möglich und auch höchst wahrscheinlich — da wir Deutschen nicht sehr gewohnt sind, auf unsere Meinung einen allzu großen Werth zu legen, und uns gern bescheiden lassen — daß Meister Brese diese Wettsucht erst in London sich angeeignet hat, denn wir müssen — um die Charakteristik unsers Meisters zu vollenden — noch bemerken, daß er etliche Jahre in dieser Weltstadt wie auch in Paris gearbeitet hat, und sogar einmal im Begriffe stand, nach Amerika zu gehen. Schon hatte er das Schiff, welches ihn über den Ocean tragen sollte, bestiegen, als er auf demselben einen Collegen, mit dem er einst zusammen in Arbeit gestanden, traf, dem er entschiedenes Unglück in allen seinen Unternehmungen prophezeit hatte, und auch jetzt war Meister Brese überzeugt,

daß das Schiff mit Mann und Maus untergehen würde, und verließ es, ohne das Opfer zu bedauern, welches er durch Verlust seines Passagiergeldes seiner Rettung brachte. Ob das Schiff wirklich untergegangen, oder vielmehr glücklich den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte, das vermochte Brese nicht in Erfahrung zu bringen, doch sprach er niemals von diesem merkwürdigen Ereignisse, ohne sein „Buch" zu verwetten, daß das Schiff in den Wellen des Oceans sein Grab gefunden habe.

Was nun das Aeußere unsers Meisters betraf, so müssen wir zwei Menschen unterscheiden, den Meister des Thrones, d. h. auf dem Schneidertisch sitzend, und den Meister außer dem Hause. — In ersterer Situation trug Brese eine große silberne Brille und ein schwarzes Sammetkäppchen, welches sich mit seinem Haupte so identificirt hatte, daß Meister Brese sich niemals von ihm ganz trennen konnte und ihm — wenn er ausging — den Platz in seinem Hute anwies. Auch des Nachts behielt es der Meister auf seinem Haupte, da er aber sehr unruhig zu schlafen pflegte, so geschah es nicht selten, daß er beim Erwachen sein Käppchen statt zu Haupten zu seinen Füßen fand, was ihn jedoch nicht abhielt, es mit dem freundlichsten Blicke von der Welt an seinen erhabenen Bestimmungsort zu bringen. Außerdem war der Meister mit einem Hausrock bekleidet, welcher von dem Bewußtsein durchdrungen schien, daß es kein unbedeutender Mensch sei, der in ihm stecke, und die großen weißen Perlmutterknöpfe verbreiteten auf beiden Hemisphären des Meisters einen Glanz und eine Würde, welche ihn sicher zu einem höchst respectablen und wünschenswerthen Gegenstande für alle heirathslustigen Jungfrauen und Wittwen machten. Auch war Brese für gewöhnlich mit Beinkleid und Weste bekleidet, welche aber in Ermangelung der unbequemen Hosenträger eine solche Kluft zwischen sich ließen, daß des Meisters Hemde die vollkommenste Freiheit erhielt, wie ein schäumender See zwischen zwei dunkeln Felsen hervorzuquellen.

Das war Meister Brese's Figur auf dem Schneidertisch, ging er aber aus, war seine Erscheinung noch würdevoller. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu dünn und nicht zu dick, war er ein geborner Centumsmann, von dem man auf den ersten Augenblick die günstige Meinung faßte, daß er es Jedermann Recht machen müsse, und dabei stand er noch auf der glücklichen Lebensstufe, auf welcher ein Junggeselle selbst von anspruchsvollen Jungfrauen noch nicht ad acta gelegt zu werden pflegt. Er hatte das fünfzigste Jahr noch nicht überschritten, und in diesem Augenblick fehlten gerade noch neun Tage, neun Stunden und vier

Minuten — Meister Brese wußte das auf's Genaueste, weil es, wie er sagte, für ihn das interessanteste Faktum sei, welches in der Welt, so lange sie steht, geschehen konnte und noch geschehen könne — an den vollen fünfundvierzig Jahren seiner bedeutungsvollen Existenz.

Zu allen diesen guten Eigenschaften, welche Meister Brese in Hülle und Fülle besaß, gesellten sich noch eine Zuvorkommenheit und Dienstfertigkeit, welche seinem Antlitze einen höchst einnehmenden Ausdruck gaben, den selbst eine etwas unbeholfene Nase, die mehr einem Viereck als einem Dreieck glich, nicht zu trüben vermochte, und in summa würde er mit seinem würdevollen Gang, in seinem sauber abgebürsteten schwarzen Anzuge und stets glänzendem Hute sicherlich das Herz von elftausend schlafenden und wachenden Jungfrauen gerührt haben, wenn Meister Brese seine Liebenswürdigkeit nicht selbst gemäßigt hätte, indem er jedem Weibe, mit dem er in Berührung kam, ohne Umschweife sagte, daß er durchaus kein Weiberfeind sei, und daß, wenn er bis jetzt noch nicht in den heiligen Ehestand getreten sei und auch ganz zuverlässig niemals treten werde, nur der Glaube die Schuld trüge, daß er mit jeder Frau Unglück haben würde, selbst dann, wenn sie ein Ausbund von Schönheit, Herzensgüte, Tugend, Bildung und Reichthum wäre.

Das war also der Meister Brese, den wir jetzt à la Türk auf seinem Tische sitzend finden, nicht ahnend, welch ein entsetzliches Ungewitter sich über seinem Haupte zusammenziehe. Neben ihm saß sein Lehrling, ein pausbäckiger Bursche, bei dem man vergebens nach einer Stirn suchte, da ihm, so zu sagen, der Kopf auf den Augen saß, was ihm das Ansehen eines Affen gab. Endlich war noch ein drittes lebendiges Individuum anwesend, welches in der Gestalt des Hundes Caro, als Liebling des Meisters, auf einem etwas alterthümlichen Lehnstuhl neben dem Ofen lag und als unbesoldetes Mitglied des Daseins sehr verlangende und traurige Blicke nach der dicken Stulle warf, die der Lehrling dann und wann heimlich aus der Tasche hervorholte und zu einem Stück seiner selbst machte. Uebrigens waren der Meister und sein Lehrling jetzt mit Anfertigung eines Rockes beschäftigt, zu welchem Brese eben die Schöße und sein Lehrling die Taschen machte.

Wilhelm, sagte der Meister jetzt zu seinem Lehrling, Wilhelm, ich habe immer behauptet, daß diese amerikanische Nähmaschine keine vernünftige Naht zu Stande bringen kann. Sie kann es nicht, Wilhelm, sage ich Dir — sie kann es absolut nicht, selbst wenn sie es auch wollte. Ich habe dem Herrn Landsberger eine Wette angeboten — so hoch

will — ja, so hoch er will; ich war entschlossen, mein Buch einzusetzen, aber er hatte keine Courage. — Wilhelm, ich wette, daß er niemals mit mir, selbst nicht um einen Dreier wetten wird. Zu unserm Handwerk ist viel mehr Geist erforderlich, als in einer Maschine jemals stecken kann. Ich habe Dir neulich den Witz eine Stunde lang mit angesehen — ich sage Dir aber, Wilhelm, diese Maschine ist zu dumm — viel zu dumm, als daß sie mir Furcht machen könnte.

Viel zu dumm, bestätigte Wilhelm, indem er schnell einen Bissen herunterschluckte.

Meinst Du nicht auch? — Ich wette.

Viel zu dumm, bestätigte Wilhelm nochmals.

Siehst Du, so mein' ich auch, und ich wette mit Dir, Wilhelm, so hoch Du willst, daß diese amerikanische Nähmaschine nichts von unserm Handwerk versteht, und daß diejenigen große Narren sind, welche glauben, daß sie nur ein Glied vom kleinen Finger eines Schneidermeisters entbehrlich machen könnte.

Große Narren, sagte Wilhelm, und überreichte seinem Meister die eben fertig gewordene Tasche.

Brese nahm die Tasche, sah sie einen Augenblick mit sehr denkender Miene an und sagte dann zu seinem Lehrling gewendet:

Höre mal, Wilhelm, was, meinst Du, wird einmal in diesen Taschen sein? He? — Was meinst Du? —

Nun, ein Taschentuch, sagte Wilhelm.

Und ich sage Dir, Wilhelm, daß ich dereinst für diese Tasche hundert Tausend Thaler bieten kann, und sie doch nicht erhalten werde.

Ja, versetzte Wilhelm, sie kann verbrannt sein.

Sie wird aber nicht verbrannt sein, Wilhelm, sage ich Dir, aber ich sehe es dem Manne, der diesen Rock erhält, an, daß er noch, ehe er ihn ablegt, über Millionen commandiren wird.

Wenn's gegen die Russen oder die Türken geht? fragte Wilhelm.

Ich meine Thaler, Wilhelm.

Er sieht jetzt gar nicht danach aus, versetzte Wilhelm, er geht ja ganz zerrissen.

Das will gar nichts bedeuten, Wilhelm, davon läßt sich ein Mann meiner Art gar nicht irre machen. Ich sage Dir, aus einem Menschen in Lumpen kann viel werden, und wir haben Exempel von Beispielen, daß die größten Männer und Berühmtheiten aus Lumpen hervorgegangen sind.

Ja, ich habe auch von einem Menschen gehört, sagte Wilhelm, der war sehr arm, so daß er betteln mußte, und nachher erbte er von einem amerikanischen Onkel viele Millionen, trotzdem aber legte er seinen zerrissenen Rock nicht ab, sondern ging vor wie nach betteln und ging stets mit gesenktem Kopfe und suchte Stecknadeln auf, die er dann verkaufte, und als er starb, fanden sie all sein ererbtes Geld und noch eine andere Summe dazu unberührt.

Siehst Du, Wilhelm, das ist es ja, was ich sage, es kann oft aus einem Lump viel mehr werden, als aus einem Millionär, man hat Exempel von Beispielen, sag' ich Dir. Ich habe einen Mann gekannt, leibhaftig, sag' ich Dir, Wilhelm, als wär's dieser Rock hier — der fuhr stets mit zwei arabischen Hengsten und hinten Einen und vorn Einen in Livree, und später begegnete ich ihm einmal in der Reezengasse, wo er sich soeben ein paar alte Stiefel gekauft hatte, obgleich er noch zweimalhundert Tausend Thaler im Vermögen hatte, aber er hatte mehr als das Dreifache gehabt, und der Verlust ging ihm so sehr zu Herzen, daß er sich einbildete, er sei jetzt ein ganz ruinirter armer Mann und müsse höchst sparsam sein, und er aß sich wirklich nicht einmal am trockenen Brode satt, obgleich er noch mehr als zehntausend Thaler jährlich zu verzehren hatte. Du siehst also, daß es nichts Interessanteres in der Welt geben kann, als ein Mensch in Lumpen, in Rücksicht nämlich darauf, was er gewesen und noch sein und was er einmal werden könnte, wenn der Weltlauf anders wird. So kann's also dem Herrn von diesem Rock auch gehen, obgleich er allerdings in einem sehr desparaten Zustande ist.

Ich befürchte aber doch, sagte Wilhelm, er wird mir kein Biergeld geben, wenn ich ihm den neuen Rock bringe.

Thut nichts, Du kannst ihm creditiren, versetzte Brese, ich nimm's über mich, Wilhelm — ich wette —

In diesem Augenblicke wurde gepocht.

Nur ohne Umstände herein! rief Meister Brese.

Und es erschien ein Mensch mit einer sehr unglücklichen Physiognomie, welche keinem Andern als Herrn Baldrian eigenthümlich war.

Diese Physiognomie scheiterte nämlich an dem Versuch, äußerst martialisch zu erscheinen, die Wirkung war vielmehr eine ganz entgegengesetzte, so daß Wilhelm nicht umhin konnte, hinter dem Rockärmel, an dem er jetzt arbeitete, eine sehr lächerliche Miene zu machen.

Womit kann ich dem Herrn dienen? sagte Brese, indem er sehr ver-

bindlich mit der Hand nach seinem Käppchen fuhr und mit dieser dem Hunde drohte, welcher ob der ungewöhnlichen Erscheinung und vielleicht in der Meinung, daß Herr Baldrian kein schlechter Bissen für ihn wäre — sehr zudringlich zu bellen begann.

Ich komme, sagte Baldrian, indem er mit seiner Hand in die Seitentasche seines Rockes fuhr und ein gedrucktes Zeitungsblatt herausholte, ich komme eigentlich, weil meine Frau —

Bitte, setzen Sie sich, fiel Brese ein. Caro, willst du gleich hinunter! — Setzen Sie sich auf den Lehnstuhl, bester Herr.

Baldrian setzte sich auf den Lehnstuhl und wischte sich den Schweiß von der Stirn, denn das Treppensteigen hatte ihn sichtlich angegriffen.

Es ist sehr warm heute, sagte er.

Ich wette, daß der Herr sich einen Sommerrock bestellen will, entgegnete Meister Brese.

Ja, eigentlich, sagte Baldrian, ich wollte mich in der That ganz freundschaftlichst erkundigen, wie viel Ellen Zeug ich zu einem Rocke — oder es kann auch eine Weste sein — ja, wie viel Ellen Zeug ich zu einer Weste gebrauche.

Ich wette, sagte Meister Brese, Ihre liebe Frau will Ihnen eine Weste zu Ihrem Geburtstage schenken.

Ja, eigentlich, entgegnete Baldrian, es ist ganz so, wie Sie sagen.

Meister Brese sah seinen Lehrling mit einer unaussprechlich triumphirenden Miene an.

Aber, fuhr Baldrian fort, es handelt sich zugleich um eine Ehrensache —

Ich wette, fiel Meister Brese wieder ein, daß Sie eigentlich durchaus nichts davon wissen sollen, und daß Sie sich jetzt heimlich das Maß nehmen lassen —

Ja, es ist eigentlich so — fuhr Baldrian hustend fort, aber —

Meister Brese war so entzückt über seine so oft gewonnenen Wetten, daß er sich in seinem Herzen vornahm, zur heutigen Mittagsmahlzeit eine saure Gurke zu spendiren.

Herr Baldrian war ganz aus dem Concepte gekommen; er hatte unterwegs so gut seine Rede an Meister Brese einstudirt gehabt, aber jetzt wußte er nicht mehr, was er sagen sollte. Er war eigentlich durchaus kein schlechter Redner, und seine Zunge nicht ganz so schwerfällig, wie der Leser nach den empfangenen Proben vielleicht glauben könnte; nur bedurfte der gute Mann, um seine Worte in Fluß zu bringen, einer so-

liden Basis, d. h. Verhältnisse, in welchen er sich sicher und furchtlos bewegen konnte. Daher konnte er auch in seinen Geschäften als ein gewandter Redner sehr wohl passiren, aber nur seiner Frau gegenüber und in zweideutigen Verhältnissen war er stets um Worte verlegen, und überhaupt ein höchst unbrauchbarer Mensch.

So kam es, daß er jetzt völlig entwaffnet war und durchaus nicht wußte, wie er es eigentlich anfangen sollte, den Meister zur Verantwortung zu ziehen, und zwar auf einen Verdacht hin, für welchen eigentlich gar keine Indicien vorhanden waren, und es war gewiß ein Zeugniß seines redlichen Charakters, daß er jetzt das Zeitungsblatt, welches die verhängnißvolle Annonce enthielt und als corpus delicti gelten sollte, in seiner Hand zerknitterte.

O, wir bedürfen dessen nicht, sagte Meister Brese mit einem bedeutungsvollen Blick auf das Zeitungsblatt, wir haben ein für allemal unser Maß und tragen das für jeden Besteller in unser Buch ein.

Nein, das soll kein Maß sein, entgegnete Baldrian, indem er all seinen Muth zusammen nahm. —

O, ich wette, sagte Meister Brese.

Ja, eigentlich, entgegnete Baldrian, aber mich führt dennoch eine ganz besondere Angelegenheit hierher, nämlich —

Ah — ich weiß schon, rief Meister Brese, ich wette, daß Sie mir sagen wollen, daß ich zu Ihrer lieben Frau mich hinbemühen soll, um das Weitere in Betreff des Stoffes mit ihr zu besprechen. Nicht so? —

Ja, freilich, entgegnete Baldrian hastig, denn es schoß ihm ein höchst glücklicher Gedanke durch den Kopf, und mit wesentlich erleichtertem Herzen sagte er:

Es wird allerdings höchst nothwendig sein, Meister, daß Sie selbst sich zu meiner Frau hinbemühen und das Weitere mit ihr besprechen.

Freilich, freilich, entgegnete Brese, das ist höchst nothwendig. Nun, ich werde Ihnen sogleich das Maß nehmen; brauchen viel Zeug — doch keine sechzig — ich hoffe —

Und Meister Brese begann mit einem sehr ernsten Gesicht den Herrn Baldrian mit seinem Maße zu umspannen.

Ei, entgegnete Baldrian lächelnd, bin schon kaum über die vierzig.

Ich wette neun und fünfzig, sagte der Meister und sah das Maß nach. Wahrhaftig auf ein Haar, setzte er dann sehr bedeutungsvoll den Kopf schüttelnd hinzu, indem er auf Baldrian einen höchst mitleidigen Blick warf. Ich kenne dieses Maß sehr genau, ich habe mehr als sechs

Kunden mit neun und fünfzig Zoll gehabt, und pflege deshalb dieses Maß das „Sargmaß" zu nennen.

Das Sargmaß? fragte Baldrian, der nicht recht gehört zu haben glaubte.

Ich wette, entgegnete Brese, daß Sie auch im Begriffe sind, die Wasserkur zu gebrauchen, denn Leute mit neun und fünfzig Zoll müssen es durchaus thun, sonst sind sie unwiederbringlich verloren. Von meinen sechs neun und fünfzigern ist nicht ein Einziger mehr am Leben, und es ist merkwürdig, daß ich stets, nachdem ich ihnen zum letzten Male das Maß genommen, meinem Wilhelm sagte, — denn alle meine Lehrlinge müssen Wilhelm heißen, weil ich mit jedem andern entschiedenes Unglück haben würde — Wilhelm, sagte ich also, ich wette, der Herr macht es keine vierzehn Tage mehr, und richtig, sie machten es Alle keine vierzehn Tage mehr.

Und alle neun und fünfziger? sagte Baldrian mit schwankender Stimme und einem leichenblassen Antlitz.

Wie ich Ihnen sage. Nicht wahr, Wilhelm, lauter neun und fünfziger.

Ganz accurat, sagte Wilhelm.

Baldrian ließ sich auf den Lehnstuhl nieder, weil ihm, wie er sagte, sehr heiß wurde und er das lange Stehen nicht vertragen könne, und dabei sah er mit ganz verstörtem Blick auf den Meister Brese, in dessen Zügen er ebenfalls sein Todesurtheil zu lesen glaubte.

Bring' dem Herrn ein Glas Wasser, Wilhelm, sagte Brese, Sie dürfen durchaus nur Wasser trinken, lieber Herr, und Sie müssen diesen Sommer durchaus nach Gräfenberg gehen, und dann verlieren Sie — ich wette — mindestens funfzehn Zoll. Nicht, Sie gehen nach Gräfenberg. Denn Sie müssen sich durchaus hüten vor der Nr. 60. Ich sage Ihnen, sobald Sie diese Nummer erreichen, sind Sie verloren, unwiederbringlich verloren. Alle meine sechs neun und fünfziger sind an der Nr. 60 gestorben.

Also nicht an Nummer neun und fünfzig? fragte Baldrian, etwas aufathmend.

Behüte — sechzig Zoll im Umfange, keine Linie früher. Gebrauchen Sie die Kaltwasserkur, trinken nichts als Wasser —

Ach, das thue ich schon, sagte Baldrian melancholisch, mein Pinchen giebt mir schon längst nichts anderes, weil sie auch Furcht vor Unglück hat — und das würde sie jedenfalls nicht überleben. Wäre ein

entsetzliches Unglück, das ganze Haus Baldrian würde dann mit einem Male ausgestorben sein.

Sie dürfen auch kein Fleisch essen, fuhr Brese unerbittlich fort.

Thue ich auch nicht, Bester — leidet meine Frau ebenfalls nicht — ich esse die ganze Woche nicht ein Loth Fleisch.

Sie dürfen höchstens nur Brodsuppen essen —

Ja, die esse ich, die kocht mir meine Frau sehr gern.

Nun, dann ist die Sache sehr ängstlich, fuhr Brese fort, wirklich — sehr bedenklich. Ich weiß gar kein Mittel mehr, wodurch dem Uebel Stillstand geboten wird — und bedenken Sie, es fehlt nur ein Zoll.

Baldrian seufzte tief auf und sah den Meister Brese so flehentlich an, als flehe er seinen Henker um Erbarmen an.

Nein, wirklich, ich bin ganz rathlos, sagte Meister Brese, welcher diesen Blick sehr wohl verstand. Nicht, Wilhelm — Du weißt, daß ich keine andern Mittel kenne —

Wilhelm hatte soeben einen so großen Bissen von seiner Stulle in den Mund gesteckt, daß er ohne Gefahr des Erstickens nicht antworten konnte, und er begnügte sich daher, mit dem Kopfe beipflichtend zu nicken.

Keine anderen Mittel? sagte Baldrian mit fast gebrochener Stimme und sah den Meister noch kläglicher an, als zuvor.

Meister Brese sah so ruhig aus, indem er sein Maß zusammenrollte, als hätte seinetwegen die ganze Welt sterben können, und sagte:

Ein Mittel giebt es allerdings noch. Nicht wahr, Wilhelm, ein Mittel giebt es noch.

Wilhelm hatte seinen Bissen glücklich heruntergewürgt und sagte:

Ja, Meister, ein Mittel giebt es noch.

Baldrians Gesicht nahm einen höchst spannenden Ausdruck an.

Es giebt noch ein Mittel, fuhr der Meister fort, aber — es ist tödtlich.

Tödtlich! stotterte Baldrian mit Grabesstimme.

Ja, es ist tödtlich, wenn es nicht mit der größten Vorsicht angewendet wird.

Baldrian athmete auf und wischte sich abermals den Schweiß von der Stirn.

Was ich meine, fuhr Brese fort, ist nichts anderes, als todt zu hungern —

Baldrian sah den entsetzlichen Meister mit einem Blicke an, der an Wahnsinn grenzte.

Sie müssen von jetzt an ab, d. h. also sofort, und selbst dann, wenn Sie auch ganz nüchtern wären, nichts essen und nur Wasser trinken, d. h. verstehen Sie mich recht, Bester — so lange meine ich nichts essen, bis Sie ungefähr dem Tode ganz nahe sind, dann essen Sie ein Dutzend weiche Eier und trinken eine Flasche Porter, und wenn Sie sich solchergestalt wieder gesättigt haben, dann fangen Sie von Neuem zu hungern an, bis Sie dem Tode wieder nahe sind. Ich wette, im Verlauf von einer Woche sind Sie auf zwanzig Zoll reduzirt. Es ist die einzige Rettung, und für den Fall, daß Sie es so machen, schlage ich sogar vor, die Weste um die Hälfte enger zu machen.

Ich bitte sehr darum, versetzte Baldrian etwas aufathmend, indem er sich ein zweites Glas Wasser erbat, es kommt mir durchaus auf ein paar Groschen nicht an.

Herr Baldrian sah die Verkürzung seines Maßes offenbar als eine große Gefälligkeit von Seiten des Meisters an und wollte ihm auf eine zarte Weise zu erkennen geben, daß er sie zu würdigen wisse.

Freilich, versetzte Brese, wenn die Weste auf einen ganz andern Habitus, als auf Ihren gegenwärtigen berechnet sein soll, dann ist es sehr schwierig, das Richtige zu treffen. Aber wir wollen schon machen. Ich denke, Sie werden zufrieden sein.

Ganz gewiß, entgegnete Baldrian, ich bin überzeugt, aber irren Sie sich nur nicht. Ich glaube, Sie haben in Ihr Buch die andere Zahl angeschrieben (Baldrian wagte niemals die verhängnißvolle Nummer auszusprechen), bitte ändern Sie es doch sogleich — Zwanzig Zoll — ganz genug — mehr als überflüssig. So stark war ich gerade auch als Jüngling und meine Frau hat mich damals sehr hübsch gefunden. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihren Rath auf's Strengste befolgen werde.

Den letzten Zusatz machte der arme Baldrian, damit der Meister ja nicht zweifle, daß die zwanzig Zoll vollkommen genügen würden, und er war sehr erfreut, als er sah, daß Brese die Zahl in seinem Buche abänderte. Mit erleichtertem Herzen fuhr er fort:

Und wenn Sie mir noch einen großen Gefallen thun wollen, machen Sie meine Frau darauf aufmerksam, daß ich eine solche Kur unternehmen muß — sonst ängstigt sie sich zu Tode, wenn sie mich nicht essen sieht, und sie ist im Stande, ja wahrhaftig, sie ist fähig dazu — natürlich aus lauter Liebe — mich zum Essen zu zwingen. Und dann wäre es um mich geschehen —

Allerdings, sagte Brese mit unerschütterlicher Beharrlichkeit, dann

wäre es um Sie geschehen — bedenken Sie, wie bald der Mensch um einen Zoll zunehmen kann — und ich wette — wenn Sie nämlich nicht nach meiner Vorschrift leben — daß Sie, ehe acht und vierzig Stunden vergehen — merke Dir, Wilhelm, was ich dem Herrn gesagt habe, denn es gilt eine Wette, so hoch Du willst — daß Sie, ehe acht und vierzig Stunden vergehen, Ihre sechezig Zoll messen, so gewiß ich Brese heiße.

Und der Meister sah Herrn Baldrian mit einer Miene an, die so genügend anzeigte, daß er seiner Sache sicher sei, daß Baldrian sich ein drittes Glas Wasser forderte und es hinunterstürzte, als wäre dies das einzige Mittel, dem unfehlbaren Tode zu entgehen.

Kommen Sie noch heute? fragte Baldrian, ich habe noch verschiedene Kleidungsstücke — die —

Sie enger machen lassen wollen — ich wette, fiel Meister Brese ein.

Versteht sich — unfehlbar, versetzte Baldrian.

Ich werde kommen, sobald dieser Rock fertig ist, versprach der Meister.

Nun, dann will ich Sie nicht länger aufhalten. Ich bin Ihnen sehr verpflichtet für Ihren guten Rath — und meine Frau wird Sie gewiß sehr gut aufnehmen.

O, ich wette, sagte Meister Brese und drückte dem Herrn Baldrian die ihm dargereichte Hand mit ungeheuchelter Freundschaft. Ich werde kommen, sobald ich ausgehe. —

Baldrian verließ den guten Meister und kam mit einem so melancholischen Gesichte nach Hause, als hätte er die unglücklichste Spekulation von der Welt gemacht.

Nun, hast Du ihn gehörig durchgeklopft? fragte ihn seine freundliche Gattin, als er ins Zimmer trat.

Ich wollte es, Pinchen, wahrhaftig, ich wollte es — Du kannst ihn selbst fragen, ob ich es nicht gewollt.

Madame Baldrian nahm eine unheilverkündende Miene an.

Pinchen, sagte ihr Ehegemahl zitternd, ich bitte Dich, sieh mich nicht so an, bedenke nur noch einen Zoll — und Du hast keinen Hilarius mehr.

Keinen Hilarius mehr! rief Madame Baldrian, welche den elegischen Ausdruck ihres Mannes durchaus falsch verstand, und ihm den Zoll, von dem sie glaubte, daß die Rede sei, näher auf den Leib rückte, es wäre sehr viel daran gelegen, wenn ich keinen Hilarius mehr hätte; du mein Gott, als könnte man je um solche Männer, wie Du einer bist, verlegen sein.

Und ihren Mann mit der Linken beim Rocke faſſend, während ſie die Rechte drohend gegen ihn erhob, rief ſie: Ich frage Dich, ob Du den Schneider durchgeprügelt haſt, oder nicht? —

Nein, Pinchen, verſetzte ihr Mann mit verzweifelter Entſchloſſenheit, ich hätte es nie thun können, nie — bedenke doch — daß ich bereits leider neun und fünfzig Zoll meſſe — und daß der Mann mir einen guten Rath gegeben hat, der mir ganz gewiß das Leben retten wird, ganz gewiß.

Madame Baldrian, welche glaubte, daß die Furcht vor ihr ihren Hilarius um den richtigen Gebrauch aller der Sinne bringe, die ſie ihm zugeſtand, ſah ihn mit unbeſchreiblicher Verachtung an und ſagte gedämpft, indem ſie ihn ſchüttelte wie einen jungen Apfelbaum, Du haſt ihn alſo nicht durchgeprügelt, Du haſt ihm alſo gar nichts gethan, Hilarius?

Pinchen, er wird kommen, er wird ſelbſt zu Dir kommen, ſtöhnte Baldrian.

Wer weiß, welch einen Ausgang dieſe unglückliche Scene genommen hätte, wäre in dieſem Augenblick nicht Baldrians guter Geiſt — wie er ſelbſt glaubte — in der Perſon des Studenten Grunow in's Zimmer getreten. Er bemerkte wohl, in welcher Situation das Ehepaar ſich befand, aber ſeine Miene verzog ſich durchaus nicht zu dieſem ironiſchen Lächeln, welches er unter andern Umſtänden unfehlbar angenommen haben würde. Der Student ſah ſehr ernſt aus, er hätte das Pendent zu dem melancholiſchen Antlitze ſeines Wirthes geben können, und mit ſehr ernſter Stimme ſagte er zu Madame Baldrian, während ihr Gemahl ſich ſchutzſuchend an ſeine Seite drängte:

Madame Baldrian — eine ſehr dringliche Angelegenheit ruft mich ſchleunigſt nach meiner Vaterſtadt. Mittag reiſe ich ab. Ich weiß nicht, wie lange ich ausbleiben werde. Es könnte aber möglicher Weiſe ſehr lange dauern, und ich muß deshalb, ſo unlieb es mir auch iſt, meine Wohnung bei Ihnen kündigen. Natürlich werde ich die laufende Miethe bezahlen. Meine Sachen, die ich hier laſſe, wird einer meiner Freunde, der Mediciner Herr Fröhlich, abholen. Bitte, liefern Sie ihm dieſelben aus.

Grunow zahlte ſeine Miethe, und während Madame Baldrian ihm ihr Bedauern ausſprach, daß er ſie verlaſſen wolle, und den Grund dieſes plötzlichen Entſchluſſes zu erfahren hoffte, was ihr jedoch nicht gelang, benutzte ihr Gatte dieſe günſtige Gelegenheit, aus dem Bereiche der Fäuſte ſeiner Gattin zu kommen, verließ das Zimmer und ſchlich ſich in Grunows Stube, um die Rückkehr des Studenten abzuwarten, ihm ſein Unglück und die Gefahr, deren ganze Größe ihm der Meiſter ent-

deckt, mitzutheilen und um seine viel vermögende Vermittelung bei seiner Frau zu bitten.

Zu seinem Entsetzen hörte er aber bald darauf den Studenten, dessen Zimmer sich in der Nähe des Ausgangs befand, seiner Frau Adieu sagen. Um keinen Preis wollte und konnte er nun zu seiner Frau zurückkehren, und da ihm der Koffer, welcher gepackt dastand, die Rückkehr des Studenten verhieß, beschloß er hier zu bleiben, bis Grunow wieder kommen würde.

Eine dunkle Ahnung aber sagte ihm, daß vielleicht seine Gattin hereintreten könne, und er hielt es für gerathen, den Schrank zum Zufluchtsort zu wählen, in welchen er sich auch glücklich, wenn auch nicht ohne einige Anstrengung hineinzwängte. Der Boden des Schrankes drohte unter der Wucht seiner neun und fünfzig zölligen Peripherie einzubrechen, glücklicher Weise war aber der Schrank ein altes, gutes Stück Möbel und schien, obwohl er von Holz war, mit der Angst des armen Mannes Mitleid zu haben, genug, Hilarius stand sicher in seinem Schilderhaus und ließ die Thüre offen, um hinlänglich Luft zu schöpfen.

Es war wirklich zum Erbarmen und es hätte selbst einen Stein rühren können, wie er dastand, seufzend und ächzend, und den lieben Gott um zwei Dinge bat, erstlich um Nichterscheinung seiner Frau und dann um Reduktion seines verhängnißvollen Maßes.

Aber der liebe Gott läßt die Geschicke des Menschen sich nach ihren ihnen inwohnenden unwandelbaren Gesetzen erfüllen. Valerian hörte erbleichend die Schritte seiner Gattin und zweifelte nicht, daß sie ihn suche. Angstvoll zog er die Thüre des Schrankes an sich und hätte gewiß den Athem an sich gehalten, hätte er nicht bedacht, daß er hierdurch sehr leicht bis zu dem Sargmaße gelangen könne. Seine Frau trat wirklich ins Zimmer, aber sie suchte glücklicher Weise nicht ihn. Denn sie besichtigte genau jedes Stück Möbel, wendete die Stühle nach allen Seiten um, untersuchte genau das Sophapolster, den Tisch, die Kommode, den Spiegel und jetzt — o Grauen! — trat sie an den Schrank, an denselben Schrank, in welchem Hilarius athmete, dem der kalte Angstschweiß von der Stirn rieselte.

Aber die Gefahr ging glücklich vorüber. Madame Valerian beabsichtigte nichts, als zu untersuchen, ob ihre Möbel auch, während sie im Besitze des Studenten waren, nicht irgend einen Schaden genommen, den sie ihm dann natürlich in Rechnung bringen mußte. Außer einem kleinen Dintefleck, welchen die Tischdecke erlitten, fand sie jedoch nichts,

was berechnet zu werden geeignet war. Ob sie über diesen Tintefleck hinwegsehen könne, oder wie hoch sie den Schadenersatz anschlagen solle, darüber entbrannte in ihrem Innern ein edler Streit, der wahrscheinlich noch nicht ausgefochten war, als Grunow in Gesellschaft seines Freundes fröhlich zurückkehrte.

Madame Valdrian verließ sofort das Zimmer, und noch ehe ihr Gatte sein Schneckengehäuse verlassen konnte, waren die Studenten schon drinnen, und die Schaam bewog den Armen zu bleiben, wo er war, bis der andere junge Mann sich entfernen würde.

So wurde er ein unwillkührlicher und ungeahnter Zuhörer ihres Gespräches.

Nun sage mir, begann der Mediciner, mit welchem Witz Dein Jupiterhaupt wieder schwanger geht, Du hast eine verteufelte feierliche Miene. Ich hatte wirklich einen sehr nothwendigen Gang, wenn der Witz nicht colossal ist, verzeihe ich es Dir nicht, daß Du mich hierher geschleppt.

Freund, ich wollte es wäre ein Witz, versetzte Grunow, aber es ist leider ein sehr trauriger Ernst — hier sieh — es ist Alles gepackt, und Du wirst nun glauben, daß ich wirklich verreisen will.

Glaube gar nichts, bis ich's sehe, versetzte der Mediciner.

Lies, sagte Grunow, und übergab seinem Freunde einen Brief.

Es trat eine Pause ein, während welcher der Mediciner las. Grunow schrieb indessen einige Notizen in sein Taschenbuch.

Freund, begann endlich der Mediciner, das geht allerdings über den Witz. Es ist traurig. Ich bedaure nicht gerade Dich, denn ein junger Mensch vermag das Schlimmste abzuschütteln, die Hoffnung auf die Zukunft, die noch vor ihm liegt, läßt ihn Alles ertragen. Du wirst Dich durcharbeiten und Dein Ziel erreichen trotz dem, und vielleicht gerade, weil Du jetzt auf keine Unterstützung rechnen kannst. — Aber Deine armen Eltern, Dein braver Vater, welcher durch einen Schurken an den Bettelstab gebracht ist — das thut mir wehe. In seinen alten Tagen darben und entbehren zu müssen — das ist traurig. Traurig, Freund — das ist Alles, was ich sagen kann. Reise heim, tröste die Deinen, so gut Du kannst, arbeite für sie, mein Junge, wie es einem redlichen und braven Sohne zukommt, und — auf Wiedersehen, Du weißt, ich habe es eilig. Ich muß fort.

Der Mediciner umarmte und küßte seinen Freund und ging. An der Thüre kehrte er aber noch einmal um und sagte:

Grunow, es versteht sich von selbst, mein Wechsel ist nicht groß,

oder wenn wir uns einrichten, reicht er für uns Beide aus. Du brauchst Deine Carriere deshalb nicht aufzugeben. Leb' wohl, mein Junge.

Und fort war der Mediciner. —

Grunow warf ihm einen dankbaren Blick nach, dann aber stand er vor dem Tische, die Hände gefaltet, und auf seinem Antlitz war keine Spur mehr von seiner gewöhnlichen Malice. Ein feierlicher Ernst lag auf seiner Stirn, und sein Auge blickte ruhig und entschlossen nach oben.

Ich lasse sie hier zurück, sagte er, alle meine tollen Gedanken und Einfälle, alle meine schlechten Witze und nichtsnutzigen Streiche, ich lasse sie hier zurück meine Sorglosigkeit, meinen Leichtsinn, meinen Uebermuth. Ich opfere mein halbes Selbst — oder meine schlechtere Hälfte — der Kindespflicht, die mich anspornen soll, mit unermüdlichem Eifer dahin zu streben, die Stellung in der Gesellschaft zu erlangen, die meinen Fähigkeiten entspricht und es mir möglich macht, eine kräftige Stütze meiner unglücklichen Eltern zu sein. Das ist mein heiliger Schwur, den ich hier ablege an der Schwelle eines neuen und ernsten Lebens! —

Und nachdem Grunow diese Worte halblaut ausgesprochen, trat er an's Fenster, rief eine Droschke an, die gerade vorüberfuhr, und fünf Minuten später war die Hoffnung und der Trost des armen geängstigten Baldrian aus seinem Bereiche.

Ich unglücklicher, geschlagener Mann, stöhnte Hilarius, indem er zitternd den Schrank verließ, aber in diesem Momente hörte er, daß die Thüre von draußen zugeschlossen wurde, und nun war er gefangen.

Wenn sie mich nur vier und zwanzig Stunden in Ruhe läßt, ächzte Baldrian, damit ich hier ungestört hungern kann, oder wenigstens so lange, bis Meister Brese kommt.

Mit diesem kläglichen Ausrufe streckte er sich auf's Sopha hin, seine Augenlider schlossen sich und — offenbar das Beste, was er in diesem Augenblicke beginnen konnte — schlief ein. Aber böse Träume umgaukelten ihn. Der Meister Brese stand vor ihm mit einem entsetzlich ruhigen und freundlichen Gesichte und zeigte ihm ein Maß, worauf mit großen Ziffern geschrieben stand: „Gerade sechszig, ich wette." Und dann kam es ihm wieder vor, als wäre er plötzlich zu einem Gerippe geworden und Meister Brese ziehe ihm ein Todtenhemd an, indem er kopfschüttelnd sagte: ich wette, es paßt. Und dann wieder kam es ihm vor, als stehe er noch im Schrank und höre den Mediciner sagen: Grunow, es versteht sich von selbst, mein Wechsel ist nicht groß, aber wenn wir uns einrichten, reicht er für uns Beide aus. Baldrian bezog das im Traume

auf seinen Schrank, und es schien, als trete seine Frau zu ihm herein und dränge ihn mehr und mehr an die Wand, indem sie rief: Wenn wir uns einrichten, reicht der Sarg für uns Beide. Und der Schrank war in der That plötzlich ein Sarg geworden, in welchem er neben seiner Frau im Todtenhemde lag, der Athem verging ihm — es war ihm zu Muthe, als müsse er ersticken, und ängstlich schrie er auf: Meister, Meister — retten Sie mich!

Entsetzt richtete sich Baldrian auf, sah sich mit verstörtem Blick im Zimmer um, es war kein Sarg da, es war kein Meister da, er hatte kein Todtenhemde an, aber er sah auch, daß er kein Gerippe war und jedenfalls noch die verhängnißvolle Neunundfunfzig maaß, von der ihm der Hunger befreien sollte.

Zweites Kapitel.

Mamsell Humpel's Tag.

Es war der Tag, von welchem es im zweiten Buche Moses, Kapitel 20, heißt: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. Der Himmel war so blau, wie er an einem Sonntage nur sein kann, wo Tausende von hübschen blauen und schwarzen Augen fragend nach ihm aufschauen und ihn mit einem frohen, dankbaren Lächeln begrüßen, wenn er einen sonnigen Tag verkündet. Ja, der Himmel war so klar, so unbewölkt, so ruhig, als lausche er den Klängen der Orgel, die aus den Kirchen zum Himmel emportönten, oder lese auf der Stirn Gottes das große, herrliche Wort: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest.

Ja, sie erhoben sich die Menschen, die elenden, geplagten Werkeltagsmenschen mit einem heiteren, frohen Gesichte, um des Sabbaths zu gedenken. O, ob sie seiner gedachten? — Als hätten sie den siebenten Tag nicht sechs Tage lang als den Tag der Erlösung herbeigewünscht, als den Tag der Ruhe, des Genusses, der Erholung. Sie erflehen von Gott weiter nichts als einen blauen Himmel. — Ja, alle diese elenden, geplagten Werkeltagsmenschen erheben sich mit keinem andern Wunsche zu Gott, als mit dem: — Gieb uns einen blauen Himmel!

Ein Sonntag mit einem blauen Himmel — hat die Welt, hat Gottes Schöpfung etwas Schöneres aufzuweisen? Ist ein solcher Sonntag nicht ein wahrer Gottestag? — Und ob sie ihn heiligen die Sklaven der Werkeltage, die sich sechs Tage lang im Schweiße ihres Angesichtes abmühen müssen, um Tag für Tag einen Tag älter zu werden und um einen Tag dem Grabe näher zu kommen, und zu denen der heilige Sabbath mit seinem heitern, lächelnden Friedensgesichte spricht: Lebet und seid frei! —

Fehlt es uns an Kirchen, diesen Gnadentag zu feiern, diesen Geburtstag der Menschheit, an welchem die Gottheit sich ihres Werkes freut, fehlt es uns an Priestern, das schöne Wort zu verkünden und zu erläutern: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest! —

Als würde nicht jedes Haus eine Kirche, als würde nicht jeder Mensch ein Tempel, in welchem ein Priester, die entlastete Seele, es laut verkündet: Kommt zu mir — laßt alle Sorgen hinter euch! —

Wie sie hüpfen die Kinderchen, befreit von der Sorge der Arbeit, nicht eingezwängt zwischen den beängstigenden Wänden in der dicken, dumpfen, stickigen Schulluft. Wie sie sich freuen die Mädchen für Alles, die nur alle vierzehn Tage oder drei Wochen sich für den blauen Himmel interessiren, ihre Sklavenketten von sich abschütteln und sich einmal ein paar Stunden selbst angehören. Wie sie sich freuen die Knechte und die Herren, die Sklaven und die Freien, die Armen und die Reichen — und wie er sich freut der unglückliche Schuldner, der die ganze Woche unter dem beängstigten Drucke seiner Mahner gelebt und heute mit muthiger, lauter und dreister Stimme „Herein!“ ruft, wenn's pocht. Ja, wie sie sich freuen! —

Feierliches Geläute, feierliche Menschen, feierliche Gassen, feierliche Häuser, feierliche Kinder, feierliche Kirchengängerinnen mit feierlichem Kleide und feierlichen Gesangbüchern, feierliche Herzen draußen und daheim, wo ist der große Prediger, der in Euren Seelen das große Wort nachruft: Gedenket des Sabbathtages, daß du ihn heiligest! —

Blickt auf zum blauen Himmel, wo der Meister sich der Sabbathsruhe freut und wo er mit Sternenschrift das göttliche Wort geschrieben: An einem Tage sollt ihr frei sein, ihr Sklaven der Werkeltage, an einem Tage sollt ihr eurer selbst gedenken, und ich will die Sorge von eurem Herzen nehmen, und ihr sollt daran erinnert werden, daß ihr alle einen Vater habt, und daß ihr alle aus mir geboren seid: Brüder und Schwestern! —

Und nun erst der Nachmittag! — O, welch ein heiteres, prächtiges, fröhliches, welch ein entzückendes Bild. Ein himmelblauer Sonntagsnachmittag, grüne Flur und Wiese und frohe, heitere, sonntägliche Gesichter, sonntäglich geputzt, sonntäglich gestimmt. Wie der Menschensee den Thoren zuwogt, wie sie Alle ihren Kerker der Werkeltage, die Stadt, die dumpfen Häuser verlassen und hinauswogen in die freie Natur. Es ist ein heißer Tag, die Sonne brennt, als könne sie in ihrer sonntäglichen Freundlichkeit den Menschen nicht genug thun — aber welch armes Menschenherz vermag am Sonntage ihrem freundlichen, magischen Blick zu widerstehen, welcher es hinauszieht unter den Himmel, um es zu lehren, daß es ein großes Vaterhaus gebe, wo ein großer Versorger lebt und webt, der ihre Sorgen, ihren Kummer, ihre eitle Noth, ihr wahres und wirkliches Dulden kenne und der zu ihrem Troste sie zu sich rufe mit dem göttlichen Worte: Gedenke des Sabbathtages, daß Du ihn heiligest!

So mögt ihr denn pilgern und wallfahren, ihr Tausende, zu den Gärten außerhalb der Thore, wo die Vögel sich ihrer Freiheit freuen, und auch euch begrüßen als Freie. Und wenn alle Vergnügungslocale überfüllt sind, wenn so viele Tausende in Bewegung sind und zeigen, daß sie heute leben; — wenn dort die wirbelnden Staubwolken sich verziehen und euch das Bild einer bleichen, armen Mutter enthüllen mit einer langen, langen Reihe von Kinderchen, eins an der Hand, eins auf dem Arm, ein halbes Dutzend hinterher, die bleichen Gesichtchen im sonntäglichen Glanz; — wenn euch dort ein Mann enthüllt wird in einem flickenbunten Rocke mit einem Kinde an der Hand, dessen Putz, so schön er nur sein kann, ihn stolz und glücklich macht; — und wenn ihr dort wieder eine arme Familie auf dem Grase und im Graben am Wege lagern seht, die vorüberziehenden geputzten Menschen mit sonntäglicher Müßigkeit zu begaffen und sich über diese Kurzweil zu freuen, und dabei ihr trockenes Brod verstohlen verzehren; — und wenn ihr endlich in dem Biergarten fröhliche Väter und Mütter mit unendlich vielen Kindern und unendlich wenigen Groschen in unabsehbaren Reihen an langen, langen Tischen sitzen seht, und wenn ihr die Menschen frei wie die Vögel unter dem Himmelsdom singen und springen und tanzen und jauchzen hört — o, dann ihr Reichen und Stolzen und Glücklichen, die ihr aus jedem Tag euch einen Sabbathstag machen könntet — blickt zu dem großen Prediger auf, der es verkündet hat: Gedenket des Sabbathtages, daß ihr ihn heiliget! —

Auch Mamsell Gumpel gehörte zu den Glücklichen, welche an diesem sonnigen Sonntage die Sklaverei der Werkeltage abschütteln durfte — sie hatte ihren Tag. Von drei Uhr Nachmittags bis zehn Uhr Abends — volle sieben Stunden — sollte sie hingehen dürfen, wohin sie wollte, sprechen können, mit wem sie wollte, thun dürfen, was sie wollte. Mamsell Gumpel hatte nur alle drei Wochen ihren Tag, aber sie genoß diesen Tag ein und zwanzig Mal in diesen drei Wochen, denn so oft freute sie sich auf diesen Gnadentag im Voraus, und so oft durchlebte sie ihn in der Erinnerung nachher. Wie glücklich lächelnd sie den ganzen Morgen über hinter dem Buffet stand, wie heiter und selig sie um sich schaute, wie dienstfertig sie war, als hätte ihr ganzes Wesen durch irgend ein glückliches Ereigniß einen neuen Schwung bekommen, und dieses glückliche Ereigniß, welches sie mit tausend Augen auszustrahlen schien, war nichts anderes, als — ihr Tag! —

Glückliche Gumpel, wie poetisch heute deine Aniee sind, und welch ein Zauber in deinen lachenden Blicken liegt, und wie sich dieser Zauber unwillkührlich allen Dingen mittheilt, die durch deine Hände gehen und auf welche du deine frohen Augen wirfst. Die Gläser funkeln und erzählen dir von den kräuselnden Wellen der Spree, welche in ihrem bescheidenen Stolze keinen höheren Lebenszweck zu haben scheint, als dich und deine erwählte Gesellschaft von den Zelten nach Moabit hinüberzutragen und dich zu ergötzen, indem sie gleich dir in sonntäglicher Behäbigkeit den Klängen des Orgeldrehers lauscht, die die Spree und du und vielleicht auch er selbst in Gedanken mit den verlockenden Tönen einer Syrene vergleicht. Und indem du die leichtblütige überschäumende Weiße oder die ernste, maßvolle Bairische, welche niemals an den äußern Rand des Seidels tritt, einschenkest, denkst du, daß du nun bald eines dieser Getränke mit einigen ersparten Groschen bezahlen wirst, und freust dich dieser Freiheit, etwas kaufen zu dürfen, was du drei Wochen lang umsonst genießen kannst. Und wie dankbar du für diese Freiheit dem Biere bist! Welche hübsche Dinge du ihm sagst, und wie der Schaum dich an die kurzen, vergänglichen, aber genußreichen Stunden der Freiheit erinnert, die deiner warten. O, wie es schäumt, wie dein Herz schäumt, wie deine Seele schäumt, und wie die ganze Welt dir im verklärten Lichte erscheint an dem einen Tage im Monat, an dem einen Tage von ein und zwanzigen, welcher dein Tag ist, und an welchem du das große Wort des großen Predigers endlich vernehmen darfst: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest.

Mamſell Gumpel hatte aber eine ganz beſondere Urſache, den heutigen Tag als einen Haupttag unter die ſechszehn oder achtzehn Tage einzutragen, aus welchen ihr Kalenderjahr beſtand, denn ſie ſollte heute einer nicht geringen Ehre theilhaftig werden. Herr Schnahſe, welcher ſich fortwährend um Mamſell Gumpels Gunſt beworben hatte, war endlich darin ſo weit gekommen, es von ihr zu erlangen, daß ſie ihn an ihrem heutigen Sonntage, aber auch nur auf ein Weilchen, zu beſuchen verſprach, und dann mit ihm gehen wolle, wohin Herr Schnahſe es für gut finden würde. Sie hatte ihm indeſſen verſprechen müſſen, die ſtrengſte Verſchwiegenheit über dieſe Verabredung zu beobachten und auch namentlich weder gegen die Madame Bremer, noch gegen die Kellner irgend etwas von dieſer Zuſammenkunft zu äußern. Herr Schnahſe hatte dabei nicht ſehr unzweideutig zu verſtehen gegeben, daß von dieſer Verſchwiegenheit ſehr viel abhängen würde, und daß ſie die conditio sine qua non ſei, an welche ſich zartere Verhältniſſe knüpfen könnten.

Es war allerdings ein großes bewunderungswerthes Opfer, welches Mamſell Gumpel dieſen zarteren Verhältniſſen brachte, indem ſie in der That ein unverbrüchliches Schweigen über dieſe Gunſt, welche ſie Herr Schnahſe gewährte, beobachtete. Sie konnte ſich aber doch nicht enthalten, ihrem übervollen Herzen Luft zu machen und Alles, was ſie von dieſen angedeuteten zarteren Verhältniſſen zu träumen vermochte, den lebloſen Weſen und Dingen mitzutheilen, welche mit ihr das Glück genießen ſollten, von Herrn Schnahſe empfangen und von ihm ſpazieren geführt zu werden.

Und ſo kam der Nachmittag herbei, die erſehnte dritte Stunde rückte auf ſo ſchnellen Fittigen heran, daß Mamſell Gumpel faſt befürchtete — und wohl nicht mit Unrecht — ſie möchte über ſie hinwegrauſchen und ſie mitzunehmen vergeſſen. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie beim Mittageſſen durchaus keinen Hunger verſpürte — wie dies erfahrungsmäßig bei allen Mädchen der Fall iſt, die ihren Tag haben, — und daß ſie mit lobenswerther Entſchiedenheit ſich an die ſchwere Aufgabe machte, ihren Körper in die für Herrn Schnahſe muthmaßlich angenehmſte Façon zu bringen. Wir können aber auch nicht verſchweigen, daß Mamſell Gumpel bereits ſeit vierzehn Tagen — ſeitdem die Verabredung getroffen war — ſich mit dieſem Thema ausſchließlich beſchäftigte, und daß ſie zehn Tage lang zwiſchen dem grünen und dem rothen Merinokleide geſchwankt. Sie hatte ſich endlich für die letztere Farbe entſchieden, weil ſie bemerkt, daß Herr Schnahſe in der letzten Zeit faſt immer eine rothe

Weste trug, woraus sie schloß, daß ihm diese Farbe die angenehmste sein müsse. Sie selbst glaubte natürlich, daß diese Farbe ihre Gestalt auf das Günstigste und Vortheilhafteste hervorheben würde. — Ihre größte Sorgfalt aber wendete sie ihrem Haare zu, welches sie mit Recht als ihre größte Zierde, als die Krone ihrer Schönheit betrachtete. Sie wußte mit der Flechte, die ihr fast bis an das Knie ging, kaum zu bleiben, und es kostete einige Mühe, bis sie wie eine zusammengerollte Schlange, mit aufwärts gestrecktem Kopf, als laure sie auf Beute — und sie war wirklich gefährlich — auf ihrem Haupte befestigt war. Die Röcke und das Kleid waren aber sehr vernünftig. Es war ordentlich, als verständen sie sehr gut, was ihnen Mamsell Gumpel unaufhörlich sagte: ich muß heute schön sein, ihr müßt alle dazu euer Möglichstes beitragen, ihr müßt mir Ehre zu machen suchen, denn Herrn Schnahses Augen werden euch sehen und prüfen, und es wäre sehr undankbar von euch, wenn ihr mich, die ich euch zu Ehren bringe, im Stiche ließet.

Dank sei es also den vernünftigen Seelen dieser gesteiften Unterröcke, welche in ehrfurchtsvollem Gefühle, wie hochgeehrt ihre Herrin werden sollte, sich in einer sehr anständigen und liebenswürdigen Entfernung von Mamsell Gumpels eigentlichem „Ich" hielten und so dem rothen Kleide und Mamsell Gumpel selbst eine Haltung gaben, die wenigstens imposant genannt werden konnte; Dank also sei es diesen Unterröcken, welche Mamsell Gumpel zum Mittelpunkte einer Peripherie machten, die gleichsam eine schützende Mauer um ihre jungfräuliche Unschuld zog und — die selbst dem verwegensten Stürmer einen unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt haben würde — daß sie endlich mit selbstzufriedener Miene den Hut aufsetzen, das Tuch umschlagen und unter dem donnernden Hurrah der Kellner und der anwesenden Gäste ihr Werkeltagsgehäuse verlassen konnte. —

Herr Schnahse war auf den Besuch Mamsell Gumpels seinerseits aufs Beste vorbereitet. Dieser Ehrenmann, immer bemüht, sich im besten Lichte zu zeigen — und welche Achtung vor der Menschheit sprach sich hierin aus — hatte für heute ganz besondere Anstalten getroffen, aus welchen hervorzugehen schien, daß er sich der Gunst Mamsell Gumpels ein für allemal versichern wollte. Herr Schnahse pflegte nämlich an jedem Ersten einem Dutzend Bettlern ein bestimmtes Almosen zu geben, welches von einem bis zu drei Pfennigen nach der Aufführung der Almosenempfänger stieg. Ein Dreier drückte das höchste Maß der Schnahseschen Menschenliebe aus, und es war merkwürdig, welch eine moralische

Gewalt er durch diese Steigerung von eins zu drei über die Bettler erlangte, deren höchster Ehrgeiz Herrn Schnabse gegenüber darin bestand, des Maßes seines höchsten Wohlwollens, in der Zahl von drei Pfennigen ausgedrückt, theilhaftig zu werden. Was die zwölf Armen für so viel Güte und Menschenliebe zu leisten hatten, war in der That erstaunlich wenig — es war gar nichts. — Der Dank bestand in nichts Anderem, als in einer zweiten Wohlthat, die Schnabse den Almosenempfängern gewährte. Er hatte es nämlich eingeführt und hielt strenge darauf, daß jeder seiner Armen — so nannte er die zwölf — eine Bibel sich verschaffte, die gewöhnlich auf seine Vermittelung den Armen von der Bibelgesellschaft bereitwillig gegeben wurde. Da aber so arme Leute für Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, eine besondere Passion zu haben pflegen, so behielt er diese Bibeln in seinem Gewahrsam. An jedem Ersten nun händigte er den Leuten, bevor sie ihr Almosen erhielten, dieses himmlische Trostbuch aus, las mit ihnen ein Kapitel, gab auch wohl einige beherzigenswerthe Erläuterungen dazu und entließ sie dann mit seiner Gabe von ein bis zu drei Pfennigen, seinem Troste und seinem Seegen.

Eine herrliche Idee, — ins Schnabsische übersetzt allerdings nichts als Heuchelei — aber doch eine herrliche Idee! Das wußte Schnabse sehr gut, und da er es oft zu veranstalten wußte, daß ihn Bekannte an diesem Tage besuchten, und auch oft zufällige Besuche am Ersten kamen, so konnte es nicht fehlen, daß diese Einrichtung des barmherzigen Schnabse bekannt wurde und das Vertrauen zu ihm hob. Er selbst sprach nie davon. Aber dennoch wußte es Jedermann, der ihn kannte, und auch Meyer hatte sich nicht wenig darüber gefreut, ja ihm sogar versprochen, dieser herzerhebenden Feier einmal mit beizuwohnen. Die Summe der vertheilten Almosen blieb aber in ein bescheidenes Dunkel gehüllt. Es verstand sich von selbst, daß sie bei solcher energischen Bruderliebe, die Schnabse bewährte, nicht ganz gering sein konnte.

Diesen Sonntag war nun nicht der Erste, vielmehr der Dritte im Monat, aber Schnabse hatte seinen Armen am Ersten nichts gegeben, und zwar — wie er ihnen offenherzig gestand — weil er nichts habe. Einer der armen Teufel erbot sich sofort, ihm zehn Pfennige zu borgen, in deren Besitz er gerade war. Natürlich schlug Schnabse das aus und bestellte seine Armen auf den Sonntag Nachmittag gegen drei Uhr.

Mamsell Gumpel, welche, wie es bei dem Charakter der Madame Bremer nicht anders zu erwarten stand, sehr zurückhaltend und wachsam

auf ihre Tugend war und sich dem bösen Leumund nicht aussetzen wollte, indem sie — eine Jungfrau — einen Junggesellen besuchte — hatte ein sehr politisches Auskunftsmittel gefunden, dem zu entgehen. Es war wirklich genial ausgedacht. Sie ging zur Bürstenhändlerin Amalie Kirschgrün — ein sonderbarer Name, aber auch die Namen haben ihre Launen, — zu deren jetzt dreijährigen Söhnchen sie Pathe gestanden hatte, und dem sie wirklich mit einer wahren Vice-Mutterliebe anhing. Mamsell Gumpel war noch einfältig genug, zu glauben, daß die Pathenschaft ganz nichtsnutzig wäre, wenn man sie ihrer schönen sinnigen Bedeutung, die das wahre Christenthum und die Menschenliebe hineingelegt, entkleide, wenn sie — wie dies ja heute gewöhnlich ist — nichts mehr bedeutet, als eine Schale, aus welcher der schöne Kern herausgeschält — leere Ceremonie. Mamsell Gumpel hatte allerdings nicht viele Menschen, die sie lieben konnte, sie war elternlos, ihre Verwandten kümmerten sich nicht um sie und hielten sich ferne von ihr, und da sie ein Herz hatte, das wirklich der Liebe — mochte sie solche nun empfangen oder geben — bedürftig war, so hatte sie ihrem kleinen Oskar Kirschgrün ihr ganzes Herz zugetragen. Daher unterließ sie es nie, ihn jedesmal an ihrem Tage zu besuchen und ihm ein kleines Geschenk, bestehend in Früchten, Kuchen oder Bonbons, mitzubringen. Besonders freigebig aber bewies sie sich an den Geburtstagen des kleinen Weltbürgers, und man konnte wohl sagen, daß alle rothen Kittelchen und Höschen, welche er besaß, aus Mamsell Gumpels fleißigen Händen hervorgegangen waren.

Diesen kleinen Herrn also beschloß sie mit zu Herrn Schnahse zu nehmen, und da die Mutter und das Söhnchen natürlich keine Schwierigkeiten machten, so sehen wir sie jetzt, Oskar Kirschgrün an der Hand, der es wohl zu fühlen schien, daß er der Beschützer der jungfräulichen Tugend und des guten Rufes seiner Pathin sei, mit einem gewiß verzeihlichen Stolz auf dessen rothes Kittelchen der Mauerstraße zuschreiten.

Jetzt stand sie vor Schnahses Thür.

War es ihr zu verdenken, daß an dieser verhängnißvollen Schwelle, gleichsam dem Rubicon, den ihre Jungfräulichkeit überschreiten sollte, ein leises Zittern sie beschlich, daß sie zu zagen begann, daß sie fast glaubte, es könnte trotz aller Sorgfalt dennoch etwas mangelhaft an ihr sein? Was würde sie darum gegeben haben, hätte sie jetzt noch einmal, ehe sie die Thüre öffnete, einen Blick in den Spiegel werfen können. Sieh mal, Oskar, sagte sie zu dem Knaben in Ermangelung eines solchen, findest Du Alles in Ordnung an mir? —

Deine Naſe iſt ganz roth, ſagte Oskar.

Roth? rief Mamſell Gumpel — ach du lieber Gott! — Nun noch? fragte ſie dann, als ſie ihre Naſe mit ihrem weißen Taſchentuch ein wenig gerieben hatte.

Immer noch roth, ſagte Oskar.

Aber doch nicht fleckig, Oskar? — Naturfarbe, nicht wahr? —

So wie die Wangen, verſetzte der Knabe.

Aber doch im Ganzen nicht häßlich, Oskar. — Nicht? ich ſehe hübſch aus und Du magſt mich ſo leiden.

Ja, ich mag Dich leiden, verſetzte Oskar.

Dieſe Antwort ließ Mamſell Gumpel ihr volles Vertrauen zu ſich ſelbſt wieder finden, denn wer hätte ſie häßlich finden dürfen, wenn Oskar Kirſchgrün ſie hübſch fand. Noch einen Blick auf ihren Buſen, der mit einer hübſchen Schleife geziert war, und — der Rubicon war überſchritten.

Im erſten Augenblick wollte die überraſchte Jungfrau wieder zurücktreten. Sie glaubte fehlgegangen und in irgend eine Spelunke gekommen zu ſein. Bald jedoch erkannte ſie Herrn Schnahſe, welcher hinter dem Tiſche am Sopha ſtand und ſo eben beſchäftigt war, ſeinen Armen, welche ihn theils ſitzend, theils ſtehend umgaben, eine Erläuterung des funfzehnten Kapitels der erſten Epiſtel St. Pauli an die Corinther zu geben. In dieſem Augenblicke ſprach er über Vers 26, welcher lautet:

Der letzte Feind, welcher aufgehoben wird, iſt der Tod.

Herr Schnahſe ſprach ſo rührend über das Ende der Menſchen und knüpfte ſo erbauliche Betrachtungen an dieſe äußerſt demokratiſche Inſtitution der Natur, welche man „das Sterben“ nennt, daß die verkümmerten und karikirten Geſichter der zwölf Bettler eine Spannung und Rührung ausſprachen, welche ihnen viel von ihrer abſtoßenden Häßlichkeit benahm. Ein paar alte Weiber trockneten ſich in Abweſenheit der Schnupftücher — ein Luxusgegenſtand für die Armuth — mit den Zipfeln ihrer Schürzen die Thränen, ein Mann mit einem Stelzfuß bediente ſich zu einem ähnlichen Zwecke ſeiner Mütze. Ein anderer alter Invalide mit einem martialiſchen Schnurrbart und einer Medaille auf der Bruſt hielt den Finger ſehr bedächtig an der Naſe und ſah dabei ſeine Nachbarin, ein ſteinaltes Mütterchen mit einer ungeheuren Brille, ſo bedeutungsvoll an, als wollte er ihr zu jedem Wort, welches Schnahſe ausſprach, noch einen beſonderen Commentar geben.

Schnahſe ließ ſich natürlich durch Mamſell Gumpels Beſuch in ſeiner

frommen Beſchäftigung nicht ſtören, er winkte ihr nur, daß ſie neben ihm auf dem Sopha Platz nehmen ſolle, und Mamſell Gumpel machte ſich wirklich im Stillen bittere Vorwürfe, daß ſie es für nöthig befunden, den kleinen Kirſchgrün mitzubringen. Einem ſo herzensguten, frommen Manne gegenüber wurde nach ihrer Meinung das leiſeſte Mißtrauen zum Verbrechen. Doch der Kleine war einmal da und blickte die ſonderbare Geſellſchaft mit einer ſo beſorglichen und ängſtlichen Miene an, daß Mamſell Gumpel, durch dieſen Blick des Knaben angeſteckt, ſelbſt in Angſt gerieth und Schnahſes Muth bewunderte, ſo ſorglos und unbefangen in einer ſolchen Geſellſchaft zu ſein.

Endlich war der gute Mann fertig, drückte zum höchſten Erſtaunen der Mamſell Gumpel jedem ſeiner Armen mit den Worten: Gott ſei mit Euch, die Hand, in welche er ſeine Gabe faſt unbemerkt gleiten ließ, und als ihn die Geſellſchaft mit tauſend Bücklingen, Knixen und Dankſagungen, welche er ſämmtlich für den wohlfeilen Preis von zwei Silbergroſchen und ſechs Pfennigen eingekauft, verlaſſen hatte, wandte er ſich mit einem Lächeln der inneren Zufriedenheit und Glückſeligkeit an die entzückte Dame.

Mamſell Gumpel wußte vorläufig nichts Beſſeres zu thun, als mit der Hand des kleinen Kirſchgrün zu ſpielen, und Schnahſe glaubte, ihr nunmehr einen ſo hohen Begriff von ſeinem Charakter beigebracht zu haben, daß er ohne Weiteres auf ſein Ziel losſteuerte.

Liebe Gumpel, ſagte er, nachdem er ſich ein Weilchen mit dem Kinde beſchäftigt und ihm ſeinen Segen, mit welchem er ſtets ſehr freigebig war — ertheilt hatte, ich hoffe, wir verſtehen uns? —

Mamſell Gumpel ſchlug die Augen nieder und würde ganz gewiß roth geworden ſein, wenn der Platz nicht ſchon völlig beſetzt geweſen wäre. —

Wir verſtehen uns, fuhr Schnahſe fort, Sie ſind brav, ich habe Sie immer leiden können und mich immer geärgert, wenn ich bemerkte, daß die jungen Laffen mit Ihnen Kurzweil treiben wollten. Sie haben ſich aber tapfer gegen jede Anfechtung gewehrt. Ich glaube, daß Sie erkennen, daß ich es mit Ihnen herzlich gut meine. Wie? —

O, ich bin überzeugt — ſtammelte Mamſell Gumpel.

Ich hoffe — fuhr Schnahſe fort, und ich wünſche, daß Sie ſtets recht offen gegen mich ſein mögen. Sonſt iſt gar kein Verhältniß zwiſchen zwei Leuten unſerer Art möglich.

Das iſt gewiß, verſetzte Mamſell Gumpel, die nicht recht begriff, in welchem Verhältniß ſie eigentlich zu Herrn Schnahſe ſtehe.

Hören Sie, Liebe — fuhr dieſer fort — ich ſehe es gern, wenn Sie ſich von gewiſſen Leuten fern halten, die bei der Bremer aus- und eingehen. Da iſt z. B. der Stawinski — kennen ihn doch, he? —

Freilich, verſetzte Mamſell Gumpel.

Beſucht Sie ſehr oft, he? —

O ja — er kommt ſehr oft.

Geht faſt immer ins Hinterſtübchen, he? —

Ja, er hält ſehr viel auf die Madame Bremer —

Charmante Frau, Ihre Prinzipalin — giebt guten Rath, macht ſich ſehr verdient um die junge Leute, die bei ihr verkehren, hilft ihnen mit größter Bereitwilligkeit aus Verlegenheiten — haben Sie bemerkt, liebe Gumpel? —

Ich glaube wohl, daß ſie ſehr gern hilft, verſetzte die Gumpel.

Sie müſſen das nicht glauben, Liebe, Sie müſſen das ſehen — immer hübſch die Augen auf haben. Wenn man das Glück genießt, eine ſolche biedere Frau zur Herrin zu haben, muß man kein Auge von ihr abwenden. Man muß ihre geheimſten Gedanken und Handlungen zu erforſchen ſuchen, um ihr nachzueifern und in ihre Fußtapfen zu treten. Sie ſind ein gutes, braves Frauenzimmer, ich weiß das ſehr wohl, ich wünſche mir niemals eine beſſere Frau, aber es wäre mir doch ſehr lieb, wenn Sie in dieſer einen Beziehung mehr Aufmerkſamkeit hätten. Nicht — Sie geben es ſelbſt zu, nicht genau genug auf das Beiſpiel zu achten, welches Ihnen täglich vor Augen ſteht.

Madame Bremer macht ſich nur ſelten ſichtbar, verſetzte Mamſell Gumpel.

Nun, ſie führt doch, ſo viel ich weiß, ihr Geſchäft und überwacht alle Details — eine muſterhafte Frau.

Eigentlich führt Theodor das Geſchäft.

So? — der Kellner Theodor? — Und iſt ſie nicht ſehr oft in der Küche? —

Nein, gar nicht — oder doch wenigſtens höchſt ſelten.

So? — Eine vortreffliche Frau, wahrlich — hält muſterhafte Ordnung — und das Alles ſo ſtill — von ihrem Hinterſtübchen aus. — Eine ſehr gemüthliche Frau — kommen viele Leute zu ihr? —

O, ja —

Aber nur Männer — keine Frauenzimmer —

Doch — sie hat sehr viele Freundinnen.

Kein Wunder — eine sehr charmante Frau. Bilden Sie sich nur ganz nach ihrem Beispiel, meine liebe Gumpel. Ist gewiß auch sehr fromm, liest fleißig in der Bibel. Wie? —

Weiß es nicht, Herr Schnahse — ich komme wirklich sehr selten in ihre Zimmer, ich habe immer draußen zu thun, und sie hat es so am liebsten, daß sich Niemand um sie kümmert.

Aber Sie helfen ihr doch die Toilette machen? —

Auch das nicht, sie hat eine Friseurin.

Hat eine Friseurin — sieh mal an. Ja — eine sehr ordentliche Frau, es muß Alles bei ihr nach dem Schnürchen gehen. Sie verdient wirklich Vertrauen — ich würde ihr unbedingt mein ganzes Vermögen borgen. Aber sie scheint selbst genug Vermögen zu haben, sie scheint reich zu sein. Wie?

O, ja — sie hat immer Geld — und jeden Ersten bringt der Briefträger einen Geldbrief.

So? — Hat also Geld auf Zinsen?

Wahrscheinlich.

Sagen Sie mal, liebe Gumpel, wie lange ist denn eigentlich ihr Mann todt?

Das weiß ich wirklich nicht, versetzte Mamsell Gumpel.

Eine prächtige Frau, fuhr Schnahse fort, indem er der Mamsell Gumpel Hand ergriff und drückte, ich bin ihr schon deshalb gut, weil Sie bei ihr sind und anständig von ihr behandelt werden, und weil Sie viel von ihr profitiren können. Wäre mir wirklich sehr lieb, wenn Sie mir genauer sagen könnten, womit sich die brave Frau den Tag über beschäftigt. Ich möchte, daß Sie sich ganz auf dieselbe Weise — d. h. natürlich wenn Sie verheirathet sind —

Mamsell Gumpel schlug sehr verschämt die Augen nieder, worauf Schnahse sie scharf ansah und dann fortfuhr:

Es wäre mir sehr lieb, sage ich, wenn Sie, mein liebes Gumpelchen, sich ganz eben so einrichten. Zu dem Zweck müssen Sie schon — ich bitte Sie, es mir zu Liebe zu thun — die Augen ein wenig mehr öffnen. Wie? — Können Sie das? —

O, wenn Sie es wünschen — entgegnete Mamsell Gumpel.

Können Sie auch durch's Schlüsselloch gucken? — fuhr Schnahse wie scherzend fort, indem er mit Mamsell Gumpels Hand in die seine schlug. Nun, wie werden Sie nicht können. Konnt' ich es doch. Ich

war auch einmal bei einem sehr guten Manne im Dienste — als Gehülfe nämlich, — der hatte die hübsche Eigenschaft, nur im Geheimen Gutes zu thun. Dachte auch — wenn ich mal reich würde, möcht's eben so machen. Und dieser Gedanke brachte mich darauf, es von ihm abzusehen. Wie machte ich das? Nun, ich guckte durch's Schlüsselloch, ich verfolgte ihn auf allen Schritten und Tritten, und so entging mir nicht ein Zug seiner grenzenlosen und bescheidenen Wohlthätigkeit. O, es hat sich gelohnt. Es hat seine Frucht an mir getragen. Machen Sie's eben so, meine Liebe, und Sie werden etwas lernen von dieser braven, vortrefflichen Madame Bremer.

Mamsell Gumpel versprach in allem Ernste, daß sie seinen wohlmeinenden Rath gewissenhaft befolgen würde. Sie wolle auf jede Gefahr hin sich Einsicht von der Lebensweise ihrer Herrin verschaffen und sich deren gute Eigenschaften anzueignen suchen.

Herr Schnahse schien von diesem Versprechen sehr beglückt zu sein. Sie brauche es indessen nicht so auffällig zu machen, fügte er hinzu, daß sie oder irgend Jemand es merke. Die Erstere würde dadurch unangenehm berührt werden, wenn sie sehe, daß man wisse, wie viele Tugenden und gute Werke sie im Geheimen ausübe. Die Andern würden vielleicht gar Schlimmes davon denken und glauben, sie sei eine Horcherin. Die Welt ist immer geneigt, schloß Schnahse, indem er ihre Hand herzlich drückte und sogar that, als wolle er sie nach seinen Lippen führen, das Schlimmste zu glauben. Man muß sich hüten vor dem bösen Leumund, sagte er, denn er kann wirklich gute Menschen schlecht machen; und nun gehen Sie mit Gott, liebes Mamsellchen. Ich würde Sie gern noch länger bei mir behalten und Sie auch — wie es meine Absicht war — irgendwo hinführen, aber ich muß einen kranken Freund besuchen, und die Pflicht geht mir über Alles.

Und nun segnete Herr Schnahse auch den kleinen Knaben, ermahnte Mamsell Gumpel, gegen Niemanden etwas von ihrem Besuche bei ihm und ihrer Unterhaltung zu erwähnen, und entließ sie dann auf eine so wehmüthige Weise, daß ihr die Thränen in den Augen standen. Mit einem glücklichen Herzen wandelte sie durch die verödeten sonntäglichen Gassen dem Thiergarten zu. Herr Schnahse hatte sich zwar nicht im Geringsten erklärt, ob er sie zu heirathen gedenke. Er hatte ihr heute sogar weniger Schmeicheleien als am Büffet gesagt. Alles, was sie aus seinem Gespräche hatte entnehmen können, war eine große Vorliebe für Madame Bremer und der Wunsch, sie möge ihr nacheifern. Er hatte

aber auch etwas von ihrer Verheirathung fallen lassen, und obwohl er, auf die Weise, wie er davon sprach, durchaus nicht selbst dabei betheiligt zu sein brauchte, so war Mamsell Gumpel doch weit davon entfernt, zu zweifeln, daß die Sache mit ihr und ihm richtig sei. Schnahse hatte sich gegen sie benommen, wie es einem gesetzten, frommen Manne zukam — und wie fromm war der Gute! — Nein, das ging über ihre Erwartung. Er war ja ein wahrer Gottesmann, ein David, ein Moses, ein Engel! — Mamsell Gumpel fühlte sich auch so feierlich, in eine so fromme Stimmung versetzt, daß sie sich gewiß nicht gewundert hätte, wenn es plötzlich lauter Bibeln vom Himmel geregnet hätte. Es kam ihr wie eine Entweihung des Sonntags vor, wenn sie auf ihrem Wege irgend Jemanden lachen sah, sie verglich namentlich die Herren, die jungen zumal, wie sie stutzermäßig gekleidet mit gar so weltlichen Mienen ihren Vergnügungen nachgingen, mit dem frommen, biederen Schnahse, der sein Sonntagsvergnügen darin fand, arme Leute zu belehren und zu unterstützen, und Leidende zu besuchen. Sie begann sich Vorwürfe zu machen, daß sie selbst auf dem Wege sei, um in einem Garten, an einem Orte weltlicher Vergnügungen sich herumzutummeln. Sie entsetzte sich davor. Es schien, als wären die Bäume im Thiergarten schweigende, aber mahnende Geister, die ihr zu verstehen gaben, es wäre besser, wenn sie in eine Kirche ginge, und daß sie selbst lieber dort oder gar bei Schnahse, wo sie so fromme, erbauliche Dinge hören könnten, als hier unter Gottes Himmelsdom sein möchten, wo die Menschen mit weltlichen Gedanken spazieren gingen und die Vögel zwitscherten in eitel weltlicher Lust.

Die Gumpel war wirklich im Begriff, umzukehren und in die Matthäikirche zu gehen. Aber nicht weit von ihr drehorgelte ein alter blinder Invalide, und eine bunte Reihe von Kindern umgab ihn, hüpfte, sprang und tanzte vor ihm. Diesen einladenden Klängen vermochte ihres kleinen Kirschgrün Herz nicht zu widerstehen. Er wand seine Hand aus der ihren und schoß zu dem Invaliden hin.

Warte, warte, Theodor, rief Mamsell Gumpel, und suchte in ihrer Tasche nach kleiner Münze, Du sollst dem armen Manne etwas geben. Der Kleine kehrte rasch um, nahm mit freundlichem Blick den Sechser und legte ihn auf den Orgelkasten des Blinden, welcher den Klang vernehmend, dankend mit dem Kopfe nickte.

Die Gumpel nahm nun, um dem Knaben sein Vergnügen nicht zu stören, auf der Bank Platz, neben welcher der Invalide stand. Sie war

zu sehr mit dem braven, frommen Schnahse, welcher durch's Schlüsselloch guckte, um Tugend zu lernen, beschäftigt, um ein Auge zu haben auf das, was um sie vorging. Was ging auch um sie vor? O, es war so alltäglich, wenigstens so regelmäßig sonntäglich, daß alte Invaliden blind, oder einbeinig und einarmig, mit der Kriegsdenkmünze auf der Brust im Thiergarten standen und orgelten, und daß die Kinderchen ihn umjauchzten und daß die Großen in ihrem Staate vorübergingen, erfreut, daß der große Thiergarten durch die Musik der Invaliden belebt würde, und die Kinder es gern hörten, und daß dieses Alles nichts koste, und nur dann und wann ein Dreier, ein Sechser, zuweilen auch ein Groschen auf den Leierkasten des alten Musikanten fiel. Ja, das war eine gewöhnliche Geschichte, was hätte man darüber noch denken sollen? —

Alter, blinder Invalide, was denkst Du? — Deine Musik spielt nicht die Noten Deines Herzens, Du drehst und der Kasten spielt. — Und vielleicht doch auch nach Deinem Herzen, denn wie im Kasten, so ist auch in Deiner Brust jede Note eine Stachel und Du hörst andere Klänge, andere Töne, als die gedankenlosen Menschen, die kalt an Dir vorübergehen.

Armer Graukopf, hörst Du die Tritte der Vorübergehenden, wie Dir vorübergerauscht Deine Jugend, Deine Hoffnungen, Deine Pläne. Hörst die Stimmen der Lebenden, wie Du vernimmst die Stimmen der Todten, die auf dem blutgedüngten Schlachtfelde dahin sanken? — Sagen Dir die Töne, die Du dem Leierkasten entlockst: Auch ich war einst lebensfroh und jung, und goldene Hoffnungen schwellten meine Brust — und Kraft und Jugend und die goldene Hoffnung fraß das Schlachtfeld. Und welche blutigen, gräuelvollen Scenen schaut jetzt Dein inneres Auge — nichts als Blut und Thränen, Schmerz und Jammer. — Aber horch, jetzt klimpert's wieder. Ein Sechser fällt aus mitleidiger Hand in Deine Mütze. Dein graues Haupt muß pflichtgemäß nicken, während Dein Herz spricht: Wieder einen Sechser zum Sarge! —

Und die Kinder um ihn jauchzen und hüpfen und klatschen ihm Beifall, und Theodor Kirschgrün ist auch darunter, und Mamsell Gumpel sitzt noch immer auf der Bank und denkt an den braven, frommen Schnahse.

O, ich habe scharfe Augen! ertönte es da plötzlich, und Mamsell Gumpel fuhr erschreckt zusammen.

Ah — Herr Jacob, sagte sie.

Sie haben heute Ihren Tag, wie ich sehe, fuhr Jacob fort, indem er seine Vatermörder zurechtzupfte, ich bin heute ebenfalls nicht in Funktion, Herr Meyer ist in Potsdam.

Warum kommt er gar nicht mehr zu uns hin? fragte Mamsell Gumpel.

Hat seine Gründe, versetzte Jacob mit geheimnißvoller Miene — gewisse Leute gefallen ihm nicht.

Ich denke, es sind sehr anständige Leute, die bei uns verkehren.

Anständig, das versteht sich.

Wo Herr Schnahse aus- und eingeht, ist es gewiß auch für Herrn Meyer nicht zu schlecht.

Herr Schnahse ist ein braver Kerl, das versteht sich — trägt immer so blanke Stiefel, hat drei Häuser —

Ja, drei Häuser, sagte die Gumpel sehr bedeutsam lächelnd.

Wir wohnen bei ihm —

Bei ihm?

Nun, in einem seiner Häuser, er ist unser Wirth.

Ah — der gute Mann! —

Ihr Kleines? fragte Jacob, da Mamsell Gumpel dem kleinen Kirschgrün zurief, doch nicht gar zu wild zu sein.

Ich verbitte mir solche Sottisen, sagte die Gumpel sehr verletzt.

Nun, versetzte Jacob, ich habe nicht daran gedacht, daß Sie in einem Alter sind, wo es eben so schwierig ist, Mutter, als Gattin zu werden.

Sie verdienen es wahrlich nicht, bei Herrn Schnahse zu wohnen; ich werde ihn bitten, daß er Ihnen kündigt! rief Mamsell Gumpel und erhob sich.

Nanu! entgegnete Jacob, Sie sind heute sehr empfindlich, Mamsell, Sie werfen ja mit Ihrem Schnahse um sich, als wär's Rattenpulver. Ich fürchte mich vor ihm nicht, Mamsell — und Ihnen zu Liebe wird er uns wahrlich nicht kündigen.

Nun, das werden Sie sehen.

Ja, das möcht' ich sehen, ich bin sehr begierig auf dieses Schauspiel, und ich muß Ihnen gestehen, daß es mir sehr sonderbar vorkommt, daß Sie sich solche Impertinenz gegen mich herausnehmen. Ich möchte Sie nicht, das versichere ich Ihnen, weder als Mutter noch als Gattin, obgleich Sie wie die Morgenröthe aussehen. Aber es ist bloß eine Abendröthe, die bald untergeht und nichts als schwarze, grausige Nacht

zurückläßt. Na — leben Sie wohl und bessern Sie sich — denn viel Zeit haben Sie wahrscheinlich nicht mehr dazu.

Und Jacob warf stolz den Kopf in die Höhe, er ging aber noch nicht, denn neben der Mamsell Gumpel saß ein junges Mädchen, mit welchem er jetzt irgend ein Verhältniß anzuknüpfen suchte. Das Mädchen lachte und ließ etwas von Don Juan fallen, womit sich Jacob sehr geschmeichelt fühlte, und um zu beweisen, daß er dieses ehrende Epitheton verdiene, band er sofort mit einem andern Mädchen an, welches sich jetzt ebenfalls auf die Bank niederließ.

Ein schöner Tag heute, sagte Jacob.

O ja, er ist sehr schön, versetzte das Mädchen lachend.

Ein sehr hübsches Zeug, fuhr Jacob fort, indem er das Kleid des Mädchens mit einer Kennermiene besah, wahrscheinlich um sich das Ansehen eines Kommis zu geben.

O ja, es ist sehr schön —

Von Ihrem Bräutigam?

Ich habe keinen Bräutigam.

J — also für nichts so schön? — Diese hübschen Augen bloß für Ihre Herrschaft? — Bloß für den Feuerheerd und den Schornsteinfeger? Bloß für den Hauklotz und den Kammerbesen? — So viel Schönheit an nichts verschwendet — nicht einmal einen Bräutigam? Geben Sie mir nur Ihren Arm, Liebste, ich erlaube mir, an diesen Naturreichthum die Ansprüche eines galanten, treuen, höchst zuverlässigen und ehrbaren Mannes zu machen.

Ich erwarte hier meine Freundin, sagte das Mädchen lachend.

Ach so — Sie haben eine Freundin — na, wenn nur kein Freund daraus wird.

Ach, da kommt sie schon, rief das Mädchen.

Jacob blickte auf und erkannte zu seinem nicht geringen Schrecken in einiger Entfernung eine Dame in einem blauen Hut, gelben Tuche und mit einem Sonnenschirme, der es zweifelhaft ließ, ob er aus Mißtrauen gegen jeden Sonnenschein, oder gegen jeden Regen sich eine Größe angeeignet, die ihn zu einem Amphibium unter den Schirmen machte, so daß er auf dem Trockenen und im Wasser gleich gute Dienste leisten konnte. Dieser Sonnenschirm aber, von unzweifelhafter grüner Farbe, nebst Hut und Tuch war unserm Jacob so wohl bekannt, daß er sofort sich zurückzog und sich in einiger Entfernung hinter einen Baum stellte, um von hier aus das Zusammentreffen der beiden Freundinnen abzuwarten.

Er hatte sich nicht geirrt. Es war Hanne, die stolz, mit lächelndem Gesicht, immer ihren Sonnenschirm erhaben gegen ihre Freundin neigend, heranschritt, welche sich erhoben hatte, um ihr entgegen zu gehen. Sie faßten sich vertraulich unter die Arme und gingen weiter. Jedoch glaubte Jacob sehr wohl zu bemerken, daß Hanne's Freundin sich nach ihm umsah, und keineswegs freundlich lächelte, als sie seiner nicht mehr ansichtig wurde.

Dies ermuthigte ihn — obwohl Jacob in Stande gewesen wäre, auch ohne eine solche Ermuthigung sich in Gefahren zu stürzen — und er ging dem Mädchen nach und folgte ihnen auf den Fersen. Hanne's Freundin sah sich noch einmal um und bemerkte ihn. Er gab ihr ein Zeichen, gegen ihre Freundin zu schweigen. Sie lächelte und gab sich das Ansehen, als höre sie sehr aufmerksam dem Gespräche ihrer Freundin zu, welche so eifrig war, daß sie Gott und die Welt um sich her vergaß.

Jacob konnte jedes Wort hören, und er hatte wirklich Ursache die Ohren zu spitzen, denn es war nichts Geringeres als seine Wenigkeit in höchst eigener Person, welche sie jetzt zu einem wahren weiblichen Demosthenes der Beredsamkeit machte. —

Hanne erzählte nämlich, daß die ganze Behrenstraße sich freuete diesen Unhold los zu sein, daß kein Mädchen vor ihm sicher gewesen und daß sie jetzt ordentlich freier aufathme, seitdem sie wisse, daß ihr gegenüber kein Mensch mehr wohne, vor dem Unschuld, Schönheit und Tugend in den finstersten Winkel der Häuser sich habe verkriechen müssen. Es würde ihm aber sehr schlecht bekommen, fuhr sie fort, weniger als sechs Monate kriege er nicht, und sie stehe auch nicht von ihrer Klage ab. Sie sei nicht so weich, wie ihr Fräulein, die sich zu Allem überreden lasse, und die auch sie bewegen wollte, die Klage gegen den schlechten Menschen zurückzunehmen, sie habe aber einen Trumpf darauf gesetzt und würde nicht für hundert Zulukaffern ihm eine einzige Minute, von den sechs Monaten, die er sicherlich brummen müsse, erlassen.

Diese heftig ausgestoßenen Sätze hatte Jacob vollkommen genau gehört, während er mit Hanne's Freundin, die natürlich keine Ahnung davon hatte, daß Jacob leibhaftig hinter ihr gehe, eine stumme vielsagende Unterhaltung führte. Allmälig war er dem Mädchen ganz nahe gerückt, hatte leise ihren Arm ergriffen und sich dann plötzlich mit einer raschen Schwenkung zwischen beide Freundinnen gedrängt. Hanne schrie laut auf und wünschte in ihrem Zorne, daß jeder Baum ein Constäbler und jeder Grashalm ein Dolch werden möchte, den Verwegenen nach Gebühr zu

züchtigen. Jacob verließ ſich indeſſen gänzlich auf den Zauber ſeiner Vatermörder und ſeiner Lorgnette, und er mochte wohl nicht ganz ſchlecht gerechnet haben, denn ſchon nach wenigen Minuten ſehen wir ihn, lächelnden Angeſichts, an je einem Arme eine Schöne, den Zelten zuſchreiten. Er hatte, wie ein guter Feldherr, den Moment der Ueberraſchung ſehr gut zu nutzen gewußt, und als er ſeine Rede, die er in Erwiederung der ſchmeichelhaften Schilderung, die Hanne von ihm entworfen hatte, an dieſe mit einem ſehr angemeſſenen Pathos hielt, gar mit dem Verſe ſchloß:

Allen Sündern ſoll vergeben
Und die Hölle nicht mehr ſein —

da war ſein Sieg über Hanne's Herz — trotz ihrer Verſicherung nicht für hundert Zulukaffern ein Titelchen von ihrem Rechte zu vergeben — vollſtändig entſchieden.

Drittes Kapitel.

Aſſeſſor Brandon.

Wenn unſer Aſſeſſor nicht ſoviel im corpus juris ſtudirt hätte, pflegte Meyer wohl ehemals zu Meinhold zu ſagen, dann wäre er gewiß der ausgezeichnetſte Mann von der Welt. Sein größter Fehler beſteht darin, daß er Juriſt iſt. Er iſt einer der eigenthümlichſten Menſchen, die ich je kennen gelernt habe. Er hat nicht nur Scharfſinn und Geiſt, ſondern auch Herz und Gemüth. Er thut aber, als könnte er es vor ſeinem corpus juris nicht verantworten, daß er menſchlich fühlt, und ſucht dieſes vor aller Welt und ſich ſelbſt zu verleugnen. Er macht ſich ſchlechter als er iſt. Er giebt ſich das Anſehen, als wäre das corpus juris ſeine Bibel, die Pandektiſten ſeine Propheten, als halte er Alles, was darüber hinausgeht, für eitel Schwärmerei und Träumerei unpraktiſcher Idealiſten, und doch giebt es keinen größern Schwärmer und Träumer als er ſelbſt.

Wenn Meyer alſo geſprochen hatte, dann pflegte Meinhold ungläubig zu lächeln und auszurufen: Brandon ein Schwärmer! — Wohin denken Sie Meyer, ich bitte Sie, wohin verſteigt ſich ihre ſonſt ſo unbefangene Urtheilskraft. Wahrhaftig, ich möchte den Aſſeſſor einmal ſchwärmen ſehen. — Ich gäbe was darum.

„ober Dinte, und verbeſſert den Fehler, den der liebe Gott unzweifelhaft begangen hat, indem er den Menſchen geſunde Arme und Beine gab.

Ach was, entgegnete von Jachmann, das hat nichts auf ſich. Es würde an den noch übrigen Armen und Beinen ganz genug ſein, wenn nur geſundes Blut in ihnen pulſirte. Aber im Ernſt, lieber Brandon, ich möchte wirklich einen Zug mit meinem Degen machen, um einem guten Freund und einer Freundin einen Dienſt zu erweiſen.

Ein Duell? fragte Brandon.

Ich möchte unſern Meyer von ſeinem überflüſſigen — —

Ei der Tauſend, rief Brandon einfallend, laſſen Sie doch dem armen Menſchen, wie er iſt. Ich verſichere Ihnen, er befindet ſich ganz wohl dabei.

Aber Roſa nicht, platzte der Hauptmann heraus, als entledige er ſich einer beängſtigenden Laſt, die ihm lange auf dem Herzen gelegen. Hören Sie Brandon, ich habe über unſere Angelegenheit unausgeſetzt nachgedacht, und ich habe einen Entſchluß gefaßt, von dem mich Niemand abbringen ſoll. Niemand, ſage ich, und wenn die ganze ruſſiſche Armee gegen mich aufmarſchirte. Ich ſage Ihnen — hören Sie wohl, dieſer Meyer darf unſere Roſa nicht bekommen.

Der Hauptmann ſetzte ſich bei dieſen Worten dem Aſſeſſor gerade gegenüber, ſeinen Stock zwiſchen den Knieen und den Hut auf dem Stocke, als verlange es ſeine Energie, die er jetzt kundgab, daß noch ein zweiter Hauptmann von Jachmann, aus Stock und Hut beſtehend, dem Aſſeſſor grimmig in's Geſicht ſehe.

Und wie wollen Sie das vermeiden? fragte Brandon lächelnd.

Wie ich es vermeiden will? — Zum Kuckuk, Aſſeſſor, das ſollen Sie mir eben ſagen, ich glaube, daß Sie auch ein Intereſſe daran haben.

Ganz und gar nicht, verſetzte Brandon ſehr ruhig.

Das machen Sie einem andern weiß, rief der Hauptmann, Sie ſind paſſionirt für das Mädel, wie ich, wie wir Alle. Laſſen Sie uns über die Sache von der Leber weg ſprechen. Es iſt ſo beſſer, es iſt wirklich ſo beſſer, Brandon. Glauben Sie mir. Wenn das Mädchen dieſen Meyer heirathen ſoll — dann iſt ſie unglücklich. —

Wer hat Ihnen das geſagt? fragte Brandon.

Sie iſt unglücklich. Kann das noch eine Frage ſein? — — — Wie? Soll ein junges, blühendes, bildſchönes Mädchen ſich nicht unglücklich fühlen, wenn ſie an einen Krüppel geſchmiedet wird? — Verſtehen Sie mich recht, Aſſeſſor, ich verkenne Meyer nicht, er iſt ein ganz

wuherziger, achtbarer Menſch, aber er hat ſich in der letzten Zeit lächerlich gemacht. —

Ohne ſein Verſchulden.

Gleichviel, darnach fragen die Menſchen nicht. Die Leute werden ſagen, die alten Jungfern und Weiber wollten ihn nicht, und dieſe junge Perſon hat ihn aus Habſucht, aus Genußſucht oder Gott weiß warum genommen. Und wir, die wir ſo viel geopfert haben, um den guten Leumund des Mädchens zu erhalten, müſſen den Jammer erleben, ſolche Dinge über ſie zu hören. Sie wird lächerlich werden, wie er es ſchon längſt geworden iſt, und noch viel mehr werden wird, wenn man ihn Arm in Arm mit dem unglücklichen Mädchen ſehen, wenn man erfahren wird, daß ſie ſeine Frau iſt.

Aber mein Gott, ſagte Brandon, wir ſind ja noch weit entfernt davon, Sie ſprechen, beſter Hauptmann, als wäre die Sache ſchon richtig, als hätte das Geſchick ſchon entſchieden.

Auf das Geſchick gebe ich gar nichts, entgegnete von Jachmann. Das Geſchick hat ſeine Launen, und wird ſich diesmal gerade den Spaß machen, über den wir wahrſcheinlich nicht lachen werden. Nein, geben Sie es nur zu, Aſſeſſor, wir haben ein wenig zu unüberlegt, zu voreilig gehandelt. Wir hätten den Vorſchlag des lieben Kindes, daß der Zufall entſcheiden ſolle, zu ihrem eigenen Beſten nicht annehmen ſollen.

Und wenn ſie dann nach eigener Wahl für Meyer ſich entſchieden hätte? fragte Brandon.

Nach eigener Wahl? rief der Hauptmann, und ſtieß mit ſeinem Stocke ſo heftig auf den Fußboden, daß der Hut ſich eine ganze Weile hin und her ſchaukelte, als proteſtire er gleich ſeinem Herrn, entſchieden gegen ein ſolches Anſinnen.

Halten ſie das für unmöglich? — fragte Brandon.

Ja, das halte ich für unmöglich, ich für meine Perſon halte es für unmöglich, und ich hoffe, Aſſeſſor, daß es Jeder für unmöglich hält, der Sie und mich mit dem kleinen Meyer vergleicht.

Bei dieſen Worten blickte ſich der Hauptmann ſo grimmig um, als ſuche er nach irgend einem Gegenſtande, der ſich ſo etwas unterfinge, und den er dafür nach Gebühr abzüchtigen könnte. —

Und wenn nun gerade ihr Edelmuth, ihre Liebe, ihre Dankbarkeit darin eine Beruhigung gefunden hätte, an dem armen Meyer das gut zu machen, was die Natur an ihm geſündigt? — Wenn zu allen die-

sen Regungen ihres schönen, echt weiblichen Herzens sich noch das Mitleid gesellt hätte, und sie, vertrauend auf unser Versprechen, ihre Wahl unbedingt respektiren zu wollen, und daß wir uns ferner Freunde bleiben würden, dem kleinen Menschen doch ihre Hand gegeben hätte? —

Bei jedem Worte, das Brandon in dieser Sache sprach, drehte der Hauptmann seinen Stock heftiger in der Hand herum, und als er fertig war, ließ er ihn kreiseln, und den Hut darauf, als mache er Versuche zu einem perpetuum mobile. Dann stand er auf und ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb stehen, ergriff ein Aktenstück, das auf dem Tische lag, warf es wieder hin, als hätte er sich die Finger daran verbrannt, oder es sei voll von solchen Einwänden, wie sie ihm der Assessor eben gemacht hatte, und stellte sich endlich kerzengerade in die Mitte des Zimmers und murmelte: Mitleid — Ihr verteufeltes Mitleid! —

Sie können meinen Argumenten nichts entgegenhalten, sagte Brandon lächelnd, als wollte er den Hauptmann dennoch zu einer neuen Opposition ermuthigen.

Der Hauptmann brummte abermals: Ihr verteufeltes Mitleid, Assessor; wer konnte auch daran denken! Und doch haben Sie Recht. Ich würde dem Mädchen ein schreiendes Unrecht thun, wollte ich Ihnen bestreiten, daß zu ihren guten und erhabenen Eigenschaften auch das Mitleid zu zählen sei. Ich bezweifele garnicht, ja, ich nehme es sogar als gewiß an, daß Rosa im Stande sein würde, ihn aus Mitleid zu heirathen. Aber dann ist es an ihn — und jetzt wurde der Hauptmann wieder heftig — sich nicht aus Mitleid heirathen zu lassen, dann ist es an ihn, ein solches Mitleid auszuschlagen und freiwillig zurückzutreten.

Dazu ist er bereit, sagte der Assessor.

Wie, er ist bereit dazu? —

Wenn auch wir auf Rosa's Hand verzichten und ihr ihre Freiheit wieder geben wollen.

Das ist ja eine Falle, die er uns stellen will! rief von Jachmann. Wir sollen zurücktreten, und weil das Mädchen doch nun einmal weiß, so rechnet er, wie hoch wir ihren Besitz schätzen, würde sie trotz dem Einem von uns Dreien die Hand reichen, und ihr Mitleid — — Eine Finte, sage ich Ihnen, ist dieser Vorschlag, unterbrach der Hauptmann sich selbst, nicht im Mindesten ernst gemeint, und wenn er, wie es wirklich der Fall zu sein scheint, auf das Mitleid seines armen Schlachtopfers spekulirt, dann ist es an uns, Assessor, ihn daran zu verhindern.

Sie haben sich durch meinen Einwand, aber ohne meine Absicht,

auf einen ganz falschen Standpunkt hindrängen lassen, entgegnete Brandon. Ich meinte nur, daß der Zufall uns günstiger sein kann, als es die freie Wahl des Mädchens vielleicht gewesen wäre. Denn der Zufall ist ja eben von ihrem Mitleid unabhängig. Mithin ist es ja noch nicht ausgemacht, im Gegentheil — vielleicht entscheidet der Zufall für Sie oder — mich. — Oder glauben Sie, daß das Mädchen auch dann sich unglücklich fühlen würde? —

Der Hauptmann wurde durch diese plötzliche Wendung, durch welche der Assessor geradezu gegen ihn Front machte, ganz perplex. Er sah seinen Freund und Nebenbuhler mit einer Verwirrung an, als wäre ihm urplötzlich ein Eimer Wasser über den Kopf gegossen worden, oder erkenne in seinem besten und treuesten Freunde plötzlich einen Räuber, der, den Dolch auf seine Brust setzend, Geld oder Leben! rief. Und es dauerte eine Zeit, ehe er diese Verwirrung abschütteln und dem Assessor wieder antworten konnte.

Lieber Brandon, sagte er, wenn der Zufall für Sie entscheidet, werde ich sicher darüber kein te deum anstimmen. Es werden ohne Zweifel einige Mißtöne in meinem Herzen laut werden, und meine Schwächen — mögen Sie solche nun Neid oder wie immer nennen — werden sich mit aller Kraft, die der Egoismus ihnen mittheilen wird, Luft zu machen suchen. Ganz gewiß werde ich auch innerlich niedergeschlagen sein, aber ich werde mich trösten mit dem Gedanken, daß Sie ein Mann sind, dessen Rosa sich nicht zu schämen braucht, daß Niemand über Sie Glossen machen wird, und daß es von mir Unrecht wäre, die Ruhe und das Glück des braven Mädchens mit dem kleinsten trüben Hauche der Mißgunst zu stören. Unter andern Umständen aber, d. h. wenn Sie statt eines Freundes, dessen Rechte ich anerkannt, nur mein glücklicher Nebenbuhler wären, würde ich Ihnen den Hals umdrehen, natürlich, wie es unter Ehrenmännern üblich ist. — Aber ich gestehe Ihnen eben so offenherzig, daß ich eine solche Selbstbeherrschung nicht ertragen würde, müßte ich sehen, daß es Meyer ist, dem unsere kostbare Perle anheimfiele.

Sie haben ja aber auch seine Rechte anerkannt, und müssen sie ferner anerkennen, da er das, was ihn in Ihren Augen herabsetzt, nicht etwa erst nach dieser Anerkennung erhielt. So lange Sie ihn kennen, hat Meyer einen Buckel.

Ich habe mir aber stets, so lange es sich einfach um unsere Freundschaft handelte, den Buckel ohne Meyer oder Meyer ohne Buckel gedacht. Ich habe ihn vergessen, meine Freundschaft hat ihn nicht sehen

wollen oder auch wirklich nicht gesehen. Die Sache hat sich geändert, und ich sehe jetzt mit den Augen —

Eines Nebenbuhlers, fiel Brandon ein. —

Nein, mit den Augen eines Vaters — fuhr der Hauptmann fort.

Dann warten Sie ab, was Rosa sagen wird. Vielleicht wird Sie ebenfalls das nicht sehen oder noch nie gesehen haben, was Sie selbst so lange nicht bemerkt. —

Sie wollen sich nicht auf meinen Standpunkt stellen, sagte der Hauptmann, indem er sich ärgerlich erhob, Sie wollen, daß unsere Rosa durchaus ein Opfer ihres guten Herzens werde. Aber ich protestire feierlichst dagegen, und, wenn Sie nicht mit mir gemeinsame Maßregeln ergreifen wollen, werde ich auf eigene Faust handeln, und das unverzüglich. Adieu.

Was wollen Sie thun? fragte Brandon.

Der Hauptmann, welcher schon an der Thüre stand, kehrte noch einmal um.

Ich werde ihm Vorstellungen machen, sagte er, ich werde ihm kurz und bündig auseinandersetzen, daß er undelikat handelt, daß es seine Pflicht wäre, uns Beiden das Terrain ausschließlich zu überlassen, und daß es für ihn sich besser schicken würde, ihr Freund, als ihr Gatte zu sein.

Und wenn er troß Ihren Vorstellungen auf seinem Rechte besteht? —

Nun, dann werde ich ihn fordern, rief der Hauptmann heftig.

Und den kleinen Mann tödten oder verwunden, und Rosa's Namen in einen Skandal verwickeln und sie ganz gewiß betrüben und unglücklich machen?

Der Hauptmann wollte hierauf eben entgegnen, als die Thüre geöffnet wurde und Meyer eintrat.

Sieh da, rief er mit seiner gewöhnlichen freundlichen Miene, da wären wir ja Alle beisammen. Wie geht's Ihnen, meine Herren? —

Gut, lieber Meyer, versetzte Brandon, während ihn der Hauptmann mit einem höchst finstern Gesicht ansah.

Und Ihnen, mein lieber Hauptmann? fragte Meyer diesem die Hand reichend, der sie aber nicht annahm. Noch böse? fragte Meyer, und eine trübe Wolke beschattete sein wohlwollendes Gesicht.

Wir haben so eben von Ihnen gesprochen, versetzte der Hauptmann.

Gewiß nichts, was ich nicht hören dürfte, sagte Meyer.

Allerdings, entgegnete der Hauptmann, Sie dürfen es hören, und

da Sie uns wie gerufen kommen, so nehme ich keinen Anstand, — es zu wiederholen.

Mit diesen Worten nahm der Hauptmann auf eine so feierliche und zugleich so entschiedene Weise seinen vorigen Platz ein, indem er Meyer ersuchte, sich ebenfalls niederzulassen, daß dieser seinen Freund mit einer unruhigen Spannung ansah.

Wir sind Männer, begann dann der Hauptmann, und wollen uns frei ins Auge sehen, bei dem was wir jetzt verhandeln. —

Ich bitte aber mich ganz dabei aus dem Spiele zu lassen, sagte der Assessor, und ich muß Ihnen bemerken, lieber Meyer, daß ich mit dem, was Ihnen der Hauptmann jetzt sagen wird, durchaus nicht einverstanden bin. Und nun werden Sie mir erlauben, während des folgenden Gesprächs, weiter arbeiten zu können.

Wie Sie wollen, sagte der Hauptmann, und Brandon setzte sich an seinen Schreibtisch und war bald in seinen Acten vergraben.

Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, daß es sich um Rosa handelt, begann der Hauptmann wieder.

Um Rosa? sagte Meyer mit dem höchsten Interesse. Was ist's?

Es drückt mich ungemein, daß wir nicht darauf bestanden haben, daß sie frank und frei unter uns wähle.

Ich glaube, es ist besser, wie es jetzt ist, versetzte Meyer unbefanger.

Zum Kuckuk auch, rief der Hauptmann, denken Sie denn garnicht an den möglichen Fall, daß — gerade heraus — daß Ihnen der Preis zufallen könnte? —

Ich denke sehr an diese Möglichkeit, versetzte Meyer mit einem glücklichen Gefühle.

Herr, Sie denken an diese Möglichkeit? fuhr der Hauptmann auf, und Sie denken nicht an — nun Sie mögen es hören — Sie denken nicht an das häßliche Bild, wenn — wenn — ein krummer Stamm sich an eine Palme lehnt?

Der Hauptmann war sehr froh, als er mit dieser glücklichen Umschreibung zu Stande gekommen war, um so mehr, da ihn Meyer vollständig begriffen hatte.

Eine trübe Wolke umschattete abermals das Antlitz des armen Mannes, er sah den Hauptmann an, ohne die geringste Gereiztheit, ohne Gehässigkeit, mit einem ernsten und melancholischen Blicke, während von Jachmann wie ein Bär aussah, der nicht übel Lust zu haben schien, irgend etwas zu zermalmen, und wenn es selbst Meyer gewesen wäre.

Herr von Jachmann, sagte Meyer mit fester Stimme, es ist nichts mehr dabei zu thun. Ich war der Erste und der Einzige — Sie werden sich dessen wohl erinnern — der darauf bestand, dem Mädchen ihre volle Freiheit wiederzugeben. Sie weigerten sich dessen. Jetzt ist die Sache entschieden, und ich hoffe, Sie werden als Ehrenmann — der Sie gewiß und wahrhaftig sind — abwarten und sich fügen, wie auch die Sache kommen möge. Sind Sie es — bon; ist es der Assessor, auch dann wird Rosa nicht zu betrauern sein, und wenn ich es sein werde, dann werde ich dafür sorgen, daß die Palme durch den krummen Stamm nicht betrübt und im Mindesten an ihrem Glücke, an ihrer Ruhe und Zufriedenheit geschmälert werde.

Das ist Ihre Einbildung, rief der Hauptmann, oder glauben Sie, daß das Mädchen für das Aeußere ihres Gatten unempfänglich sein wird?

Ich kann hierüber nicht mit Ihnen diskutiren, sagte Meyer, aber es thut mir leid, es thut mir des Mädchens wegen wehe, daß ein solches Gespräch zwischen uns stattgefunden hat. Wir Alle haben dem Mädchen das feierliche Versprechen gegeben, uns ihrem Ausspruche unbedingt zu unterwerfen, sie hat den Zufall zu ihrem Stellvertreter, zu Ihrem Vermittler gewählt, sie hat ihm ihr Schicksal in die Hand gegeben, und ich wiederhole hier feierlich — nichts wird mich so weit hinreißen, daß ich es je vergessen könnte, was ich dem Mädchen, feierlich und vor Ihren und Gottes Augen, angelobt.

Und mit diesen Worten erhob sich Meyer, machte eine leise Verbeugung gegen Brandon und ging.

Der Hauptmann ging heftig im Zimmer auf und ab, während Brandon, dem Anscheine nach, von dem eben stattgefundenen Gespräch unberührt, in seinen Acten las. Der Hauptmann mußte sich eingestehen, daß Meyer sich ihm gegenüber mit würdevoller Festigkeit benommen hatte, daß das Recht ebenfalls auf seiner Seite, und daß er ihm nichts anhaben könne, wenn nicht etwa Rosa selbst erklärte, sie würde sich als seine Gattin unglücklich fühlen. Daß Rosa diese Erklärung geben würde, bezweifelte er, so sehr er es auch gewünscht hätte, aber Brandons Einwände hatten ihn überzeugt, wiewohl er sich diese Ueberzeugung nicht eingestehen wollte und beharrlich dagegen ankämpfte. Er hatte sich einmal gegen Meyer gesetzt, er mochte Recht haben, ja er hatte Recht, aber der Hauptmann verzieh es ihm nicht. Sein Unmuth gegen Meyer nahm je mehr und mehr zu, je weniger er ihm etwas anhaben konnte. Er wäre ihm gewiß weniger böse gewesen, hätte er etwas mehr Unrecht

gehabt, kurz, der Hauptmann war jetzt fest entschlossen, Meyers Gegner und im äußersten Falle, sein erbittertster Feind zu sein. Von dieser Erinnerung übertrug er eine nicht ganz geringe Summe auf den Assessor. Er nahm es ihm übel, daß er Meyers Recht so wenig bezweifelte, obwohl er selbst es nicht bezweifelte, er ärgerte sich über Brandons Ruhe, während es in seinem Innern tobte. Er glaubte auf des Assessors Stirn ganz deutlich zu lesen: Hauptmann, Du bist ein rechter Narr, Du ärgerst Dich um nichts, weder dem kleinen Meyer noch Dir wird der Sieg werden. Siehst Du mir's nicht an, daß ich mein Glück auf der Stirn trage? —

Aber warte, dachte der Hauptmann, ich spiele Euch einen Streich. Ich muß Euch einen Streich spielen, Ihr seid Verräther. Ihr habt Euch gegen mich verschworen. Glaubt Ihr etwa, weil ich ein Hitzkopf bin, daß Rosa mit mir minder glücklich als mit Euch sein würde? Hohoho! —

Der Hauptmann rief sein „Hohoho!" halblaut und dabei sah er den Assessor grimmig an. Er glaubte wirklich, daß sich die beiden Freunde gegen ihn verschworen hätten, er glaubte es, bloß weil sein Zorn nach Gegenständen suchte, und die abenteuerlichsten Pläne durchkreuzten ihn. Der Assessor lächelte, es lag allerdings ein gewisser Triumph in diesem Lächeln, und es berührte ihn nicht im Mindesten, als der Hauptmann mit einem dumpfen, zornigen Adieu aus der Thüre stürmte. —

Brandon wartete einige Minuten, als fürchte er, der Hauptmann könne zurückkehren, dann nahm er sehr geheimnißvoll aus einem Fache seines Schreibtisches ein goldenes Medaillon heraus, welches die Größe einer Damenuhr hatte. Ein leichter Druck machte zwei Kapsel aufspringen. Der Assessor hatte Recht, daß er lächelte, daß er seines Sieges gewiß schien. Würde Rosa, deren Gemüth er kannte, diesem sinnreichen Geschenke widerstehen können? Mußte sie es nicht allem Schmucke, allen Edelsteinen und Brillanten vorziehen? —

Es war in der That eine glückliche Eingebung, daß Brandon, bald nachdem er Meyer aus den Händen des mißtrauischen Nuntius beim Stadtgericht gerettet hatte, auf den Einfall gerieth, Meinholds Papiere durchzusehen, die er damals, als er verschwunden war, behufs der Feststellung seiner Verhältnisse an sich genommen hatte. Es befand sich unter diesen Papieren eine übrigens sehr sorgfältig ausgeführte Skizze der Situation, in welcher er Rosa zum ersten Male gesehen hatte. Meinhold war ein guter Zeichner und hatte den Moment, wo er das unglückliche Kind über die sterbende Mutter hingebeugt fand, mit rührender

Wahrheit wiedergegeben. So viel sich Branden zu erinnern vermochte, waren die Züge des Kindes frappant getroffen, und er konnte nicht zweifeln, daß es sich so auch mit der Mutter verhielt, um so mehr, da Meinhold die Leiche ja mehrere Tage in seinem Hause gehabt hatte. Branden hatte diese Skizze schon damals gefunden, sie aber wenig beachtet und bei den Papieren belassen. Jetzt war dieser Fund, wie er sich selbst gestand, das glücklichste Ereigniß, welches ihm begegnen konnte. Er war sofort zu einem der vorzüglichsten Maler geeilt und hatte die Skizze getreu en miniatur ausführen und in eine Doppelkapsel einschließen lassen. Die zweite Kapsel enthielt Rosa's Portrait.

Konnte Branden nun zweifeln, daß Rosa, welche von ihrer Mutter nichts mehr besaß, als die Erinnerung an ihre Schmerzen, ihre Thränen, daß sie über die Züge ihrer Mutter, die ihre verlassene, arme Waise wehmuthsvoll, die Blicke flehentlich gegen den Himmel erhoben, an ihre Mutterbrust preßte, alles Andere vergessen würde, und diese Kapsel, dieses zartsinnige Geschenk in der Hand, vor ihre Pathen treten würde? Nein, es mußte so kommen, oder Rosa's Herz mußte ein anderes werden, mußte Tand und eitlen Schmuck der Erinnerung an eine Vergangenheit vorziehen, welche ihr Leben geweiht, ihr Herz mit den erhabensten Empfindungen bereichert hatte.

Aber Branden kannte das Mädchen zu gut, um dies je glauben zu können. Er baute so fest auf seine Voraussetzungen, daß er schon längst ganz im Stillen die Vorbereitungen zu treffen begonnen hatte, welche seine Verheirathung nöthig machte. Eine comfortable Wohnung war gemiethet, das Mobiliar schon theilweise gekauft. Er war entschlossen seine Braut, als solche betrachtete er Rosa schon, so schleunig als möglich nach der Entscheidung aus der Pensionen zu nehmen. Wenn Alles so weit vorbereitet war, so konnte ja in vierzehn Tagen die Hochzeit sein. Alles, was zur Aussteuer nöthig war, besorgte er, wie es sich ja von selbst verstand. Natürlich wußte der Junggeselle nicht genau, was ein Hausstand erfordere. Was man gewöhnlich fertig kaufte, konnte in wenigen Stunden herbeigeschafft werden, aber es gab doch eine Menge Gegenstände, die erst angefertigt werden mußten. Branden sah sich nach einer weiblichen Bekanntschaft um, die ihm hierbei mit Rath zur Seite stehen konnte. Es fehlte ihm gerade nicht an Damenbekanntschaften, aber er konnte und mochte sich nicht jeder anvertrauen. Lange sann er hin und her, an welche Frau er sich wenden könne. Da fiel ihm Madame Brenner ein. Sie war eine verschwiegene, kluge, praktische Frau, und Alles

an ihr bezeugte es, daß sie mit den Anforderungen eines comfortablen und noblen Haushaltes vertraut war. Es schien Brandon ein sehr glücklicher Einfall zu sein, daß er sich an diese Frau wenden könne. Was konnte dabei bedenklich sein? Er brauchte ihr natürlich seine Braut nicht näher zu bezeichnen. Er kannte den feinen Takt der Frau, ihre Discretion, er war überzeugt, daß sie ihn nicht fragen, sich garnicht darum kümmern würde, so bald sie bemerkt, daß er seine Zukünftige nicht nennen wolle. Nach kurzer Ueberlegung war er dann auch zu ihr gegangen, wurde von ihr auf's freundschaftlichste in ihr Privatzimmer geführt, das Brandon jetzt zum ersten Male betrat. Trotz der guten Meinung, welche er von dem geläuterten Geschmacke der Madame Bremer hatte, war er dennoch überrascht, als er den Comfort und den Luxus bemerkte, mit welchem ihr Wohnzimmer ausgestattet war. Es hingen hier Gemälde, die einer fürstlichen Kunstgallerie zur Ehre gereicht haben würden, und auf Brandons Verwunderung sagte sie lächelnd, daß ihr Vater ein leidenschaftlicher Kunstliebhaber gewesen, und daß sie selbst von seinem Enthusiasmus angesteckt worden sei.

Bei jedem neuen Gegenstand, den der Assessor bemerkte, steigerte sich aber seine Ueberraschung. Für so wohlhabend hatte er die Frau, welche eine, wenn auch äußerst anständige Gastwirthschaft hielt, nicht gehalten. Aber die Ausstattung des Wohnzimmers verrieth eine mehr als gewöhnliche Wohlhabenheit, und Brandon mochte wohl einen Augenblick darüber nachdenken, warum eine solche Frau, die von ihrem Vermögen ganz gut anständig leben konnte, eine Gastwirthschaft hielt. Unmöglich konnte diese feine Frau daran so viel Geschmack finden, um sie aus Liebhaberei beizubehalten, und ebensowenig traute ihr Brandon so viel Habsucht zu, um hieraus das zu erklären, was ihm ein vollkommener Widerspruch an der noblen Frau zu sein schien.

Indessen hat jede ungewöhnliche Frauennatur ihre unergründlichen Tiefen. Warum sollte diese Frau nicht auch ihre Kapricen haben? — Sie war Wittwe, lebte wie es schien, sehr eingezogen und mochte Geschmack an dem Umgange und der Unterhaltung der vielen anständigen und noblen Männer finden, die sich alltäglich in ihrem Lokale versammelten. Der Assessor faßte nicht das geringste ungünstige Vorurtheil gegen die Frau. Er wußte wie höchst anständig sie sich stets benahm, und wie respectvoll sie von Allen behandelt wurde, ihre glänzende, höchst geschmackvolle Einrichtung, die einen so durchaus feinen und gebildeten Geist ver-

rieth, bestärkte ihn vielmehr in seiner guten Meinung, die er von ihr stets gehegt hatte.

Mit dem unbefangensten Gleichmuth nahm Madame Bremer Brandons Mittheilung auf, daß er sich zu verheirathen gedenke, daß seine Braut aber ein armes Mädchen sei und nicht in Berlin wohne, daß sie nicht wisse, daß er in so guten Vermögensumständen sich befinde, vielmehr glaube, daß er ein sehr geringes und die Bedürfnisse eines jungen Paares eben deckendes Einkommen habe. Er habe dies seiner Brat vorgespiegelt, um ihr Herz zu prüfen und ihrer Liebe sich zu vergewissern, was er bei seinem vorgerückten Alter für nicht überflüssig gehalten. Jetzt wisse er, seine Braut heirathe ihn nicht seines Geldes wegen, denn sie wäre jung und schön und würde auch ohne ihn eine gute Parthie machen. Er wolle sie daher überraschen, und wenn er sie gleich nach der Hochzeit heimbringe, solle sie eine noble und mit allem Comfort ausgestattete Einrichtung finden. Ob sie ihm dabei helfen und mit ihrem guten Rath zur Hand gehen wolle? Madame Bremer bejahete dies auf die liebenswürdigste Weise, und fragte ihn nur, ob er schon eine Wohnung habe? In diesem Falle bitte sie ihn, ihr die Räumlichkeit derselben so genau wie möglich zu beschreiben, aber besser wäre es, wenn sie solche zuvor sehen könnte, und dann würde sie ihm ein Verzeichniß von den Gegenständen machen, die er bedürfe, um einen vollständigen Haushalt einzurichten.

Brandon versprach ihr, sie in die Wohnung zu führen, die er bereits gemiethet hatte. Das geschah schon am andern Tage, und seitdem war Madame Bremer sehr emsig damit beschäftigt, sie einzurichten. Der Assessor war mit ihren Anordnungen vollständig einverstanden. Er hatte nicht unterlassen, der Madame Bremer zu bemerken, wie er es gern sehe, wenn sie von seiner Verheirathung nicht sprechen wollte, und die freundliche Dame sagte ihm, das verstände sich von selbst, sie wüßte auch nicht, wem sie diese Mittheilung machen sollte, da es ja seine Sache wäre, seine Bekannten davon in Kenntniß zu setzen.

So standen die Sachen an diesem Tage, an welchem der Hauptmann gegen den armen Meyer einen Sturm versuchte, der heldenmüthig abgeschlagen wurde. Meyer war sehr ruhig, er hatte sich nun einmal an den Gedanken gewöhnt, daß Gott ihm für all die schweren Anfechtungen, welche er in der letzten Zeit zu erdulden gehabt, gewiß den schönen Preis zuerkennen würde. Der Assessor war seinerseits sicher, den Sieg davon zu tragen, und so war es denn der Hauptmann allein,

welcher jetzt unglücklich, mißmuthig, voll bangen Zweifels, dem verhängnißvollen Tage entgegen ging, bis auch ihm ein glücklicher Einfall zu kommen ſchien, der — doch wir wollen unſerer Erzählung nicht vorauseilen und den Hauptmann begleiten, welcher ſo eben den Aſſeſſor voll Erbitterung und — wie er ſich ſelbſt eingeſtand — den Teufel im Leibe, verlaſſen hatte.

Viertes Kapitel.

Fahr zu! oder ein Stückchen Berlin innen und außen.

Wenn, wie ein Dichter oder vielmehr wie ſein unſterbliches Lied ſagt, „des Tages Stimmen ſchweigen", wenn die Bewohner der Rieſenſtadt Berlin ihre Tagesordnung vollbracht, ihre Arbeitsſorgen abgeſchüttelt und ihre Geſchäftsmienen gegen die heiteren der Ruhe vertauſcht; wenn die beſten Sklaven die Fabriken, die Läden, die Stuben und Kammern, an welche gefeſſelt ſie den ſonnigen Tag verlebten, mit aufathmender Bruſt verlaſſen, froh, daß ſie Gottes freie Schöpfung wieder ſchauen und unter ſeinem ſanften und milden Auge einige Stunden der Freiheit verleben können — dann iſt Berlin vergnügt. — Wohl manche Thräne mag noch im Verborgenen geweint werden, wohl manches Herz mag zitternd der Nacht entgegen ſehen, wohl manches müde Haupt mag ſich ruhelos auf dem Kiſſen herumwälzen, wohl manche Stirn mag ſich in ſorgenvolle Falten legen, und es mag viel Elend geben und keine ſichtbare Stütze, viel Unglück und kein naher Troſt, viel Kummer und keinen Rath, viel Verlaſſenheit und keine Freundſchaft in dieſem großen, wogenden Menſchenmeere — aber die Nacht iſt der große Troſt Gottes — ſelbſt für die Müden ohne Schlaf, und hinter ihm ſteht noch ein anderer Troſt, eine andere Nacht — die Vergeſſenheit.

Alſo wie es auch ſei — Berlin iſt jedenfalls am Abende am vergnügteſten — es zieht, um mit einem Narren zu ſprechen, ſeinen babyloniſchen Rock an.

Die Theater ſind gefüllt, und auf den Brettern wiederholen ſich Dinge, welche der Schatten der Nacht ſo eben mildthätig bedeckt. Un-

schuldige werden verfolgt, die Tugend duldet, die Niederträchtigkeit prahlt, das Gute krümmt sich unter dem Fußtritt der Böswilligkeit und dem Hohne der Gedankenlosigkeit — oder das Elend wird in eine Bajazzojacke gesteckt, worin es sich so ergötzlich ausnimmt, daß man glauben müßte, es wäre doch eigentlich ein Spaß — so ein Pechvogel zu sein. Es füllen sich die Gärten innerhalb der Stadt und vor den Thoren, die Tabagien, die Kneipen, Boutiquen und Spelunken; und alle die großen riesigen Zettel, die sich so unverschämt herausfordernd in rother, grüner, gelber und weißer Farbe an allen Ecken den Tag über breit gemacht haben, versuchen die letzte Anstrengung, um für ihr Eintagsfliegendasein, für die so schnell dahinsinkende Herrlichkeit an dem Kostbarsten der Menschheit — an ihrem Gelde und ihrer Zeit Rache zu nehmen.

Wenn Berlin schläft ist es nichts als ein lebendiger Kirchhof, die Häuser sind die Gräber, aufgeworfene Steinhügel, Grab und Denksteine zugleich. Eine Grabschrift, eine gemeinsame Grabschrift tragen sie alle: — Hier ruht ein Müder! — Ja, wie viele Unruhe sich die Menschen machen — um endlich ruhen zu können! —

Wenn Berlin sich Morgens mit neuer Kraft erhebt, dann ist es nichts als ein Laden, eine Fabrik, ein Comptoir, ein großer Bienenstock. Jedes Haus ist eine Zelle, die Menschen fliegen ein und aus, jedenfalls um den Blüthenstaub heimzubringen und Honig zu bereiten. Aber die Menschen verstehen es nicht oder sie haben leider zu viel Verstand, schleppen das Gift mit hinein und vergiften sich und Andern den Honig des Lebens.

Wenn aber Berlin seine Läden schließt, und der Comptoirbock verlassen wird, und in den Fabriken Stille herrscht, wenn es Abend ist, und die Stadt vergnügt wird — dann ist sie ein interessantes Buch, in welchem sich Geister offenbaren, Herzen bis in's Innerste belauschen lassen, Tugend und Laster in einem ewigen Kampf mit dem Leben zeigen, ein großes, inhaltschweres Buch, welches alle Bücher mit euren Millionen von debit und credit, die sich jetzt in eure feuerfesten Schränke verkrochen haben, mehr als überwiegen.

Nur wenigen der alten griechischen Heroen war es beschieden, lebend die Unterwelt zu betreten und mit den hygischen Schatten zu verkehren — was wird aber dem Menschen nicht möglich, wenn er, wie unser Hauptmann, den Teufel im Leibe hat? — Also hinab zur Unterwelt, hineingestürzt in's nächtliche Gewühl, in den tollen lustigen Mummenschanz von Berlins abendlicher vergnügter Welt!

Der Hauptmann, Zorn, Unmuth und Liebe im Herzen, war wirklich in einer Stimmung, die einem engliſchen Lord oder einem Gentelmann mit genügendem Spleen vollkommen überzeugende Gründe dargeboten haben würde, dem irdiſchen Daſein einen Fußtritt zu geben. Unter Menſchen durfte er nicht gehen, das fühlte er. Ein Dutzend Herausforderungen wäre die unmittelbare Folge geweſen, und doch war ihm jetzt nichts verhaßter als die Einſamkeit. Zwiſchen ſeinen vier Wänden hätte er unbedingt Hand an ſich ſelbſt legen müſſen, aber der Selbſtmord iſt keine noble Paſſion bei den Deutſchen, und es ſind zumeiſt nur arme, verwahrloſte Geſchöpfe, die ſich an's liebende Herz des Allvaters flüchten, wenn ſie den Duldermuth verlieren.

Alſo Droſchke! —

Der Hauptmann war nämlich ſchlau, das wiſſen wir. Er hatte wenigſtens ein gutes Theil Menſchenverſtand, und in der That gab es für ihn keinen beſſern, vernünftigern Ausweg, als ruhig ſitzend in einer Droſchke, durch die Stadt zu ſtürmen. —

Oho, vergnügte Welt! — Iſt dein Kutſcher vergnügt? Sieht der Mann aus, wie Einer, der des Tages Mühen hinter ſich hat? — Geduld; noch wenige Stunden und Kutſcher, Pferd und Wagen werden ſchlafen. Aber ſie genießen ſchon jetzt das Vorgefühl. Sie ſind wirklich alle drei recht vergnügt, daß ſie bald um einen Tag näher dem ewigen Schlafe gerückt. Und wie in aller Welt dürfte das Pferd ſo ermattet ſein, und der Kutſcher ſo gähnen, wenn es nicht Abend wäre? — Hätte das Pferd ſonſt das geringſte Anrecht an der Barmherzigkeit des Kutſchers, und der Kutſcher, der auf dem Bocke den Geſang der Glücklichen ſingt — allerdings in der Tonleiter eines Schnarchenden — hätte er das geringſte Anrecht an der Barmherzigkeit oder an der Unachtſamkeit des Conſtablers, wenn die verrätheriſche Sonne ſchiene? —

Der Hauptmann iſt eingeſtiegen und ſitzt im Droſchkenkaſten, wie Noah in der Arche, nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß Draußen nicht die Sünden, aber die Sündfluth, und Drinnen einige andere Requiſiten fehlten, aber wahr iſt es, daß der Hauptmann jetzt ernſtlich darüber nachdenken wollte, ob er es nicht verdiene, daß die Taube ſeinem Herzen das Oelblatt des Friedens bringe?

Der Kutſcher ſtand noch am Schlage und fragte: wohin? —

Fahre zu! rief der Hauptmann.

Wohin? fragte der Kutſcher. Fahre zu! rief der Hauptmann abermals.

Langſam? fragte der Kutſcher und warf einen indiscreten Blick in

die Droſchke, ob nicht irgend ein unſichtbares Weſen, eine Fee oder Nymphe mit dem Hauptmann hineingeſchlüpft ſei und ſich an ſeiner Seite ſchmiege? — Unwürdiger Verdacht einer niedrigen Seele! — Der Hauptmann ſaß allein in die Ecke gedrückt und wiederholte mit einem wahren Bramarbas: —

Zum Teufel — ſo fahr Er zu! —

Der hat den Teufel im Leibe, dachte ſehr richtig der Kutſcher, indem er auf den Bock ſtieg. Aber er war zufällig ein Freigeiſt — eine gewöhnliche Erſcheinung bei den Kutſchern, die gar zu oft in die Wolken ſtarren — und glaubte daher an keinen Teufel. Alſo mußte er auf andere Motive des ſonderbaren Benehmens ſeines Fahrgaſtes rathen.

Man muß nämlich wiſſen — und wer wüßte es nicht, der einige Studien über das Berliner Steinpflaſter gemacht — daß Berlin, zwar nicht wie Rom und Conſtantinopel, auf ſieben Hügeln, aber auf wenigſtens eben ſo viel Stätten ruht, welche jetzt nur die Körpertheile des emporgeſchoſſenen Rieſen ausmachen. Und da es in allen dieſen Stadttheilen oder Städten, zu denen ſich noch ein Dutzend Vorſtädte geſellen, Häuſer, Vergnügungslocale, Theater, Tabagien, Kneipen und rothe Laternen giebt, die ſich prahleriſch, als leuchtende Paradieſe aus ihren gerötheten Augen, inſinuiren, ſo war es gewiß keine leichte Aufgabe für den Kutſcher, das Ziel ſeines Fahrgaſtes zu errathen.

Doch er reſolvirte ſich kurz und machte eine verhängnißvolle Bewegung nach der Weſtentaſche. Er zog die Uhr heraus. Die längſte Tour, die es giebt, werde ich ihn fahren, brummte er, und dann wollen wir einmal ſehen, ob er noch einmal: Fahre zu! — ſagen wird.

So kutſchirte er dann nach dem Stralauer Thore zu, der Hauptmann hatte natürlich nichts dagegen, denn er ſaß finſtern Blickes in der Ecke der Droſchke, und warf nur dann und wann faſt unbewußt einen Blick durchs Fenſter auf die Straße hinaus. Als er in die Holzmarktſtraße einfuhr, glaubte er in einer andern Stadt zu ſein. Es ſah hier wirklich ganz anders aus, als ſonſt überall in Berlin, denn wie die Füße und die Arme etwas anderes ſind als Herz, Kopf und Leib, wie bei den Extremen nur das einzige Geiſtige der Unterthanengehorſam iſt, den ſie dem Magen, dem Herzen und dem Kopfe leiſten, ſo erkannte man auch hier die Phyſiognomie des leidenden Gehorſams. Dieſer Stadttheil ſah aus wie das Bein der rieſigen Stadt Berlin, das in Siebenmeilenſtiefeln ausſchritt in unbekümmerter Subordination, unberührt von den wunderbaren Phantasmagorien in ſeinem Haupte. Während das Herz

Berlins in Luſt und Freude ſchwelgte, während dort Muſik, Spiel, Bier- und Weinheiterkeit herrſchte, war es hier ſchon nächtlich ſtille. — Das Bein war müde, aber es ſah nur ſo aus. Denn es iſt früh am Morgen ſchon eben ſo müde geweſen, die Straßen ſind verödet, und wenn die Thüren dann und wann ſich öffnen, um einen Bewohner ein, oder einen Gaſt auszulaſſen, dann ſieht es aus, als gähnten die Häuſer vor Lebensüberdruß und Langweile. Denſelben Typus haben die Nebenſtraßen. Es ſind hier noch viele Gärten, ein Theil der Bewohner dieſes Stadttheils beſchäftigt ſich noch mit dem patriarchaliſchen Beruf des Ackerbaues, der Viehzucht oder mit Gewerben, die nicht zu den modernen gehören. Dieſer Stadttheil lebt bis auf wenige Straßen noch in dem Urzuſtande der Unſchuld. Die Civiliſation der farbigen Laternen hat ſich noch nicht bis hierher ergoſſen. Nur dann und wann wandelt ein Pärchen aus der dienenden Klaſſe Arm in Arm geräuſchlos durch die Straßen und ſie erzählt, wie Madame heute gezankt, weil ſie eine Schüſſel zerbrochen, die ſchon drei Spalten gehabt, und weil der kleine Paul gefallen, der doch noch hundertmal fallen würde, weil er ſo wild und ungezogen und ſich von ihr nicht verbieten ließe. Und er tröſtet: Wenn du erſt meine Frau ſein wirſt, dann ſollſt du es beſſer haben. Und ſie glaubt es wahrhaftig, obſchon einem Angſt werden könnte vor dem thieriſchen Geſichte des Menſchen und vor ſeiner Fauſt, welche roth iſt wie ein Krebs und ausſieht, als könne ſie nicht gut exiſtiren, ohne täglich einige Mal auf einen elaſtiſchen Gegenſtand loszuhämmern — und was wäre elaſtiſcher als ein Weib? —

Ob der Hauptmann ganz ſo gedacht hat, das wiſſen wir nicht, aber er hätte es denken können, denn er war mit einem Male aus ſeinem Brüten erwacht und aufmerkſamer geworden. Erſt jetzt leuchtete ihm die Weisheit ſeines Einfalls ein, die Kreuz und Quere durch die Stadt zu kutſchiren. Er machte Entdeckungen, von denen er niemals eine Ahnung gehabt, er ſah Dinge, an deren Exiſtenz in Berlin er bisjetzt niemals geglaubt. Er war zufrieden. Die Straßen waren endlos, aber es war eine idylliſche Gegend, kleine Häuſer ſchienen ſich zwiſchen einzelnen großen vor dem Glanze des Gaslichtes ſcheu und demüthig zu verkriechen. Anders war es in der Landsbergerſtraße, durch welche der Hauptmann dann fuhr. Sie charakteriſirte ſich als den Arm der Rieſenſtadt, der die ſchwielige Hand jetzt nach vollbrachter Arbeit ruhig in den Schooß legte. In dieſer Gegend wohnen namentlich die Leute mit den vielen Kindern. Hier wohnen die Arbeiter, die Weber, die Zeloten der modernen

Kultur und Fabrikation, die über ihre Köpfe hinweggesprungen ist, unbekümmert um den Magen der kleinen Würmer und ihrer Erzeuger, als sollte die römische Bezeichnung zur ewigen entsetzlichen Wahrheit und ihnen zum Fluche werden, daß sie nur proles procreandi causa vorhanden seien.

Dennoch hat hier die vergnügte abendliche Welt nicht den stillen Charakter der Stadttheile, die wir den Beinen Berlins verglichen. Vor den Thüren stehen haufenweise die Bewohner der Häuser klein und groß, namentlich aber viele Frauen und kleine Mädchen mit Kindern auf den Armen, nicht viel kleiner als sie. Die Schlafburschen, deren es in diesem Stadttheile nicht wenige giebt, dominiren, schäckern mit den Mädchen und, wenn's angeht, sogar mit den Frauen. Uebrigens machen die kleinen Bälge Spektakel, welcher beweist, daß sie es ganz vergessen haben, wie die Mutter so oft am Tage geseufzt, daß das Brod immer kleiner, die Kartoffeln immer theurer, und der Verdienst immer geringer würde, und schienen sich mit den Suppen, den Brodmarken, der Humanität der Armenkommissien und der bekannten Erfahrung zu trösten, daß Gott keinen Sperling verkommen lasse und daß es ja noch Goldgruben genug in Kalifornien und Sidney gebe, wovon sie auch ihr Theil bekommen müßten.

Uebrigens sind auch hier die farbigen Laternen spärlich gesäet, aber die blauen Schilder herrschen bedeutend vor, die lärmende Freude wohnt zunächst unter der Erde in den vielen Boutiquen, wo die Schilder hübschere Dinge zeigen, als meistens drinnen genossen werden; und da sitzen sie bei einer Weißen, in ihren schwieligen Händen die Karten, welche schwarzgrau aussehen, als betrauerten sie ihr allzulanges Dasein, und die Tische erzittern von dem verwegenen Pochen ihrer knöchernen Fäuste, mit welchen sie trumpfen.

Vor diesen Kellern wirft dann und wann ein bleiches abgehärmtes Weib einen finstern, trübseligen Blick durch die bestäubten Fenster, ob nicht ihr Gespons da unten sitzt und guten Muthes die wenigen Groschen verspielt und vertrinkt, von denen sie mit ihren sechs Kindern die ganze Woche noch leben soll? Sein Kammerad erblickt zufällig das bekannte bleiche, elende Gesicht und sagt wohlgemuth: Martin, da is, weeß Gott, wieder deene Olle! —

Die Weiber wollen auch ihr Plaisir, entgegnete der Mann mit gutmüthigem Phlegma und spielt ruhig weiter. Denn er hat sich muthig

und fidel getrunken und studirt in seinen Karten, als läge Glück, Wohlstand und Freude scheffelweis darinnen.

Andere Bilder hier und dort.

Es gelingt einem andern Weibe ihren Mann aus böser, vielleicht eben nur lustiger Gesellschaft zu ziehen, und Beide treten zankend den Weg zur ehelichen Behausung an. Oder ein Weib, das so eben in eine Boutique schritt, um ihren Mann auszuzanken, wird von ihm begütigt und setzt sich endlich neben ihn und versöhnt sich mit ihm bei einer Weißen, welche die Wirthin als ein freiwilliges Opfer des Friedens darbringt. Und dann tritt sie zur Wirthin und schüttet ihr Herz aus, und das rothe Vollmondsgesicht tröstet sie mit einem zuvorkommenden Kümmel, von dem sie die Hälfte trinkt, und damit, daß es die Männer alle nicht besser machen, und daß sie noch viel schlechtere kenne, als ihren Mann, und daß sie Dinge erzählen könnte — na — aber sie habe, Gottlob, lauter ordentliche Leute und lasse auch keine Niederträchtigkeit aufkommen, und die Polizei kenne sie dafür, und selbst Constäbler verkehrten bei ihr.

O, fallet hinweg ihr Mauern, die ihr so viele Bilder unsern Blicken entzieht, in welchen mitten im Elend sich noch so viel des bessern Menschlichen zeigt, wo noch tief, tief unter der Schlacke so viele Goldkörner liegen, die kein Bergmann zu Tage fördert, über die aber ein Gottesauge wacht, daß sie für die Menschheit nicht verloren gehen, und oft schießen hier zwischen Unkraut Blumen hervor, welche ein Gegengift sind gegen die blasirte Zerschlagenheit der Stände, die Armuth, Noth und Nahrungssorgen kaum dem Namen nach kennen. —

Jetzt fährt der Kutscher wohlgemuth durch die Rosenthaler Vorstadt. Wieder ein anderes Bild. In der Rosenthalerstraße wogt noch der Menschenstrom auf und nieder. In den vielen geheimnißvollen Tabagien sitzen confiszirte Gesichter und das Verbrechen spinnt zumeist von hier aus sein unsichtbares Netz über die Stadt aus, die Mädchen der Prostitution der gemeinsten Gattung schleichen durch die Straßen, Geschäftigkeit vor den wachen Augen der Constäbler heuchelnd, und ihre Blicke sprechen mit den Vorübergehenden jene stumme Sprache der Verführung, die oft verständlicher und vielsagender sind als Worte, bis sich der Eine und der Andere in ihr Netz verfängt, und in ihre Schlupfwinkel, die eine Person verlassen, kehren zwei zurück.

Es ist viel Lärm, ein geheimnißvoller, ungreifbarer Lärm in dieser Gegend, die Menschen gehen ruhig ihres Weges, die Droschken rollen

nicht allzu unbescheiden über das Straßenpflaster. Der Lärm scheint sich unter der Erde hervorzuarbeiten, und in der That ist der bekannte „Türkenkeller" am Haakschen Markt der Typus einer Anzahl von Tabagien, in welchen die Hefen des Volkes ihre Leiden, ihre verzweiflungsvollen Kämpfe mit dem Leben, ihre oft verbrecherische Existenz bei einer tollen sogenannten Janitscharenmusik, bei wildem Tanze und Gelage zu vergessen oder zu verdecken streben.

Ja — wohin jetzt? — In welche seltsame schmale Gasse führt der Mann seinen Fahrgast ein? — Wie eine böse Schlange ringelt sie sich theilweise um die Königsstadt. Die Mauern scheinen an die Droschkenfenster zu treten, kleine, elende Häuser, dann und wann ein größeres mit einem höhnenden Stolze hervorragend. Doppelte Laternen zeichnen sie und andere aus. Junge Männer gehen lachend hinein, nachdem sie die Klingel gezogen, ältere schleichen sich hinaus, und eilen dann die schmale Gasse hinaus, bis sie der Strudel einer größeren Menschenmenge in einer anständigen Straße in sich aufnimmt. Und in dieser elenden Gasse mit diesen verkrüppelten Häusern hört man Tanz und Musik und lärmendes Geschrei, lautes Lachen, als wäre hier das Vorthor zum Elysium.

Der Kutscher blickt rückwärts mit schlau blinzelnden Augen, er scheint irgend ein Zeichen von seinem seltsamen Gaste zu erwarten, aber der Hauptmann sitzt still in seiner Ecke. Er brütet vielleicht über diesen merkwürdigen, historischen Stadttheil, wo von jeher sich all der moralische Schmutz angesetzt hat, den die Stadt auswarf, und wo viel Unglück und Unrecht geschehen ist, von oben und unten. — Die Prostituirten hatten schon im 14. Jahrhundert hier ihr privilegirtes Quartier, wo sie zu den schmutzigsten Arbeiten herangezogen wurden und unter der Gerichtbarkeit des Henkers standen. Ihnen oblag die Straßenreinigung, dabei mußten sie sich die Köpfe verschleiern und kurze Mäntelchen tragen, damit sie von ehrbaren Frauen zu unterscheiden wären. Welch eine Ironie lag oft in den Strafen und Gesetzen des Mittelalters! — Da steht noch heute der kleine Judenhof, von wo aus die Juden zweimal in's Elend geschickt wurden, auf den Scheiterhaufen und in die Verbannung. Heute hat der Schacher hier sein Eldorado, und wäre es Tag, aus allen Thüren und Fenstern würden den Hauptmann alter Trödel und gewiß jene orientalische Physiognomien anzwickern, die dazu gehören, als wäre es wirklich ihr Beruf, ein nur antiquarisches Leben zu führen. Uebrigens zeigt sich auch jetzt noch ihr inniges Familienleben, denn Mann und Weib

ſſen mit den großen Reihen ihrer Sprößlinge, an welchen es bei dieſem produktiven Volke nie gebricht, gemeinſam vor den Häuſern und gewähren patriarchaliſche Familienbilder, von welchen auch die unter ihnen wohnenden Chriſten, die ſehr gut zu mauſcheln und eben ſo gut zu ſchachern verſtehen, wie ihre orientaliſche Nachbaren, nicht unberührt bleiben. Es iſt wirklich eine patriarchaliſche Gegend, mit äußerſt demokratiſchen Inſtitutionen, die ſich von ihrer verſänglichen Nachbarſchaft in der ſchmalen Gaſſe nichts anfechten läßt.

Durch den Kern der alten Königsſtadt, die Königsſtraße entlang, fährt der Kutſcher jetzt der glänzenden Friedrichsſtadt zu. — Welche Verwandlung! Paläſte und königliche Gebäude ſteigen in rieſigen Umriſſen aus dem ſie umhüllenden Nebel empor und geſtalten ſich zu einer feenhaften Anſicht. Wir ſind unter den Linden. — Wie geht hier Alles ſo ſicher, ſo ſtolz, welch ein betäubender Lärm verurſachen die im Sturme hin- und herrollenden Caroſſen. Aber ſtolzer als die Menſchen, ſtolzer als die ſtolzeſten Caroſſen blicken die rieſenhaften Häuſer und Palaſtmaſſen auf die Schatten der Vorüberwandelnden und Fahrenden. Sie ſehen in ihnen nur ein ewig vorübergehendes Geſchlecht, nicht einen Augenblick ſteht das wandelnde Bild, nur Bücher ſteht, nur der große König ſteht, aber Alles was nicht von Stein und Metall, alles Fleiſch und Blut, iſt dieſen ſtolzen Steinmaſſen nur eine augenblickliche, vergängliche Drapperie der Zeit und der Stadt. —

Aber welch eine Welt von kriechenden, giftigen Schwammgewächſen rankt an dieſem glänzenden Stadttheile empor. Wo ſich Reichthum, Glanz, wo die Höhepunkte des Lebens ſich befinden, da bildet ſich naturgemäß eine Fülle von Schmarotzergewächſe, die Wucherer, die Kuppler, und tauſend andere Formen des Berufs, die von dem Abfalle dieſes Glanzes ihr Daſein friſten, ſiedeln ſich ringsumher an. Hier befinden ſich auch die großartigſten Geſchäfte, und noch jetzt in ſpäter Stunde leuchtet es feenhaft in den großen Läden, in welchen eine entſetzliche Leere herrſcht, aber dann und wann verfängt ſich dennoch ein ſpäter Käufer in den Lichtglanz der großen Fenſterſcheiben, der ſchönen Luxusgegenſtände und der großen, ſchwarzen Augen einer Ladendemoiſelle.

Die rothen Laternen ſind in dieſem Stadttheile zu Hauſe; das nie ruhende Raffinement derjenigen, die Geld verdienen wollen, oder die Concurrenz, hat ſogar ſchon grüne erfunden, um die rothen zu überſtrahlen. Für das Vergnügen iſt nirgends ſo gut geſorgt als hier. Hier wohnen die Kranzler und die Fuchs — die Sala Turone und Farenhold,

hier sind der Pariser- und andere Delicatessenkeller, hier sind die glänzendsten Cafées wie Café Divan u. s. w.

Aber hier, zumeist in den stillen Quergassen der Friedrichs-, Charlotten- und Wilhelmstraße, sind auch die Anfänge der Polkakneipen zu suchen, mit Mädchen im Polkakostüm, die nun völlig im Erlöschen begriffene Romantik des Kneipenlebens. Hier sind auch, und zwar in den nobelsten Straßen, Conditoreien, wie der „deutsche Michel", die „Hammerbein-Kneipen", hier gab es und giebt es Verbrecherkeller wie die „Flinte", Stammgenossen des „Schmortopfes", des „Patzkopfes" und wie sie sonst noch alle heißen mögen, diese vom Volkswitze ausgezeichneten Tabagien, in welchen die Verbrecherwelt und die Hefe des Volks verkehren. Selbst das Geheimerathsviertel blieb von einer Nachbarschaft nicht verschont, wie sie in den Rumpelgassen der andern Stadttheile lebt, hier nur vielleicht in einer äußerlich etwas decentern Form.

Der Kutscher ist jetzt am Dönhofsplatze, er fährt durch die alte Kommandantenstraße, wo späte Gäste die Kaltewasserheilanstalt der Wasserfreunde verlassen und durch die neue, wo das Colosseum mit seinen zwei koquetten hellen Augen, den beiden wohlbekannten Laternen, in die sonst stille Straße hinunterschauen, in das Köpnicker Stadtviertel hinein.

Ha, frische Luft, frische Aussicht, frische Zukunft! —

Eine neue Stadt im Werden. Da ragt aus flachen Gassen, die auf ihre Häuser warten, das Krankenhaus Bethanien hervor, wo weibliche Hände liebreich pflegen. Da ist Licht und Luft. Noch sehr häufig liegen beackerte Felder zwischen den spärlich vorhandenen Häusern. Auch hier wohnt Armuth, aber sie ergötzt sich an dem frischen Hauche der unabsehbaren Weite, — eine Stadt ohne Häuser, die unberührt von dem dumpfen Geräusche der Nacht, welches anderswo herrscht, philosophisch nachzusinnen scheint, wie der leere Platz am besten zu Häusern der Armuth benutzt werden könne, auf, daß sich in Zukunft auch sie trockener, lichterer und luftiger Wohnungen erfreuen könne. Selten vernimmt man hier das rollende Geräusch eines Wagens. Es herrscht hier stille Ruhe, wenige Boutiquen; die Prostitution, diese Schlange am Baume der Erkenntniß, weicht hier scheu vor der hoffnungsvollen Leere zurück. Glück auf für dich du Vorstadt der Zukunft!

Und nun herum um die Mauern Berlins, wo Bäume, Wald und Wiese weit, weit zurückgedrängt sind von der sich dehnenden, reckenden und streckenden Riesenstadt. Mit ihren langen Polypenarmen greift

sie von Tag zu Tag mehr aus in die weite freie Natur. Wald, Wiese und Busch mußten den großen Fabriken Platz machen, diesen Usurpatoren einer neuen Cultur und Industrie. Daneben große Brennereien und Etablissements, stattliche Paläste, als könnte die Zeit nichts Kleines, Verkrümmtes und Kümmerliches mehr dulden, als wolle sie Alles, Alles gleich groß machen und schreite unbekümmert um die lebende Generation — mit ihr die Fugen ihrer neuen Schöpfungen verkittend — ihrer großen Zukunft zu.

Auch eine vergnügte, abendliche Welt! Die Schornsteine ragen, wie mahnende Zeigefinger, — daß die Zeit der modernen Titanen heranrücke, und daß die Menschheit ablassen solle, klein zu sein — in die dunklen Wolken empor. Sie senden ihnen keinen Rauch mehr als freundschaftliche Grüße derer, welche unten sind, an die, welche da oben sind — Welten und Geister. — Die hier jüngst noch rüstig thätigen Hände ruhen. Sie schaffen nicht mehr am Riesenzifferblatte der Industrie, an welchem sie den Tag über wie Sklaven und Tagelöhner, ohne sich selbst recht zu begreifen, gearbeitet. Und doch! — Vielleicht denken sie an den Ruhm der Pharaonen, die sich mit ihren Pyramiden ein Denkmal gesetzt, Berge aus vergossenem Menschenschweiß. Was macht man heute mit dem ihrem? — Hören sie vielleicht die Stimme, welche ihnen durch die nächtliche Stille über den Bettchen ihrer schlafenden Kinder entgegentönt: Wir bauen nicht als Sklaven, wir bauen nicht an leblosen Steinhaufen, zu groß für ihren Zweck, zu klein für das, was sie kosten; wir arbeiten mit an der großen Zukunft des Menschengeschlechts, und auch unsere Kinder werden darunter sein, und all unser jetziges Mühsal legen wir als Saamen in die Felder der Zukunft, die sich für die Unseren dereinst fruchtbringend aufschließen werden! — Und wenn sie nicht so oder ähnliches denken, dann rechnen sie auch wohl aus, wie weit ihr Auskommen reicht, und daß wo möglich der kleine Johannes ein neues Jäckchen, und die kleine Marie ein neues Kleidchen haben soll, und wie viele Jahre diese noch älter werden müssen, um einen Beruf zu wählen. Oder sie zählen ihre paar Pfennige von der linken in die rechte Hand, und von der rechten in die linke, und sehen die königlichen Züge auf den Silbergroschen träumend an, sie denken an die hereinbrechende Noth, wenn sie, wie es heißt, entlassen werden sollen, und an den Exekutor — aber die Nacht schwingt ihre Fittiche über die Betrübten, und was sie nachend nicht vergessen konnten, daß verhüllt Gottes demüthiger Friedens-

bote, den man auch Bruder des Todes nennt, aber sich dem Menschen niemals nähert ohne den Palmenzweig in den reinen Händen.

Und weiter, und immer weiter um die dunkle Häusermasse herum. Wer will noch zürnen, noch rechten mit der Gegenwart, die sich krümmt und bäumt und schäumt im Mahlstrome ihrer kreiselnden, unauflösbaren Widersprüche, in ihrem unbehaglichen Drängen nach Besserem und Anderem, in ihrer Selbstkritik, getragen von dem Bewußtsein, daß die Zeit über sie zu einer gänzlichen Umgestaltung und Umwandelung dahin braust. Wahrlich ein unbehagliches Gefühl, welches mehr Verirrungen — als vorhanden — verzeihlich machen würde. Ein unbehagliches Gefühl — denn der Geist verliert sich in Ahnungen der Zukunft — sie anzusehen, diese riesigen Bahnhöfe mit ihren schnaubenden Maschinen, mit ungeheuerlichen Lasten spielend, wie ein Kind mit Federbällen, eine wilde, wilde Jagd! — Sie anzusehen, diese Telegraphen — wahrlich Einrichtungen, mehr bestimmt für ein Titanengeschlecht, als für das unsere, das sich ängstlich, wie an einem Rettungsanker, an den kleinlichen Erinnerungen einer Vergangenheit anklammert, die wir zuweilen groß zu nennen pflegen, und dennoch winzig klein gegen die Zukunft ist, die auf feurigen Flügeln, unter der Erde, durch die Lüfte, über dem Wasser gegen uns heran- und über uns hinwegbraust, und die Menschen gebären muß, besser, größer, erhabener als unsere Zeit und alle Zeiten!

Und weiter, und immer weiter durch die dunklen Steinmassen, wo die künstlichsten Wasserwerke und Kanäle den befruchtenden, weltalldurchdringenden Wasserstrahl durch die Straßen dahintreiben wird, zu häuserhohen Springbrunnen emporzischend, durchdringend, reinigend, neubelebend jeden Winkel der Stadt, wo Staub, Schimmel und Moder sich setzen wollen, und ewig rein und frisch erhalten Herz, Leben und Gesinnung.

Und weiter, und immer weiter, wo in den großen Kesseln sich der geheimnißvolle Strom entwickelt, der sich in Licht- und Feueradern durch die Stadt wälzt, aufhellend den düstersten Winkel, die Nacht tageshell lichtend; ja weiter und weiter, wo Rauch- und Feuersäule vor dem Menschengeschlecht einhergehen, das endlich aus der allgemeinen Sklaverei der Inhumanität und des Aberglaubens befreit ist, auf, daß es eingehe in das gelobte Land der Zukunft.

Noch weiter? — Der Kutscher sah nach seiner Uhr. Er hatte drei Stunden fast gefahren. Jetzt kam ihm die Sache unheimlich vor. Er zweifelte nun zwar nicht, daß sein Fahrgast ein fremder, vornehmer Herr sei, welcher zum ersten Male in der preußischen Residenz, sie von allen

Seiten auch einmal beim Gasscheine sehen wollte. Er glaubte übrigens vollkommen seine Fuhrmannspflicht erfüllt zu haben. Er war an sehr viele Vergnügungslokale herangefahren, hatte daselbst Halt gemacht und einen fragenden Blick rückwärts durch's Fenster auf den Hauptmann geworfen. Aber dieser schien nun einmal Alles nur von Außen sehen zu wollen. So war er das Hennig'sche Theater vorbeigefahren, wo die Philister gemüthlich bei einer Weißen und einer dampfenden Cigarre im Garten saßen, und sich wohlsein ließen im Schweiße des Angesichts der armen Schauspieler; wo sie saßen die Männer mit den breiten Schultern und den vierschrötigen Gesichtern, und die Frauen mit den vergnügten Mienen und den Strickstrumpf in der Hand. So war er beim Vorstädtischen Theater vorbeigefahren, wo die Leute aus dem Volke Thränen weinen, aber sich vor Lachen schütten, sobald es nur irgend möglich, und oft da lachen, wo ein anderes Publikum weinen, und weinen, wo ein solches lachen würde, übrigens jederzeit mit den Leistungen der Komödianten höchst zufrieden und nicht karg in ihren Beifallsspenden. Und dann fuhr er vorbei an dem glänzenden Palast — Kroll's Etablissement genannt — der Matador unter allen öffentlichen Lokalen der Residenz, wohin die feinere und feinste Welt schaarenweise strömt, um bald nackte Menschen in Bronzefarbe und vom Geruch des Wildes, bald Affen als Menschen und bald Menschen als Affen, bald eine Oper, bald eine Posse, eine Schnurre zu sehen — zum Beweise, daß auch der Geschmack unserer Zeit in Kreisen liegt und in tausend Widersprüchen befangen ist.

Und wohin er sonst auch fuhr, der brave Rosselenker, sein seltsamer Gast gab kein Lebenszeichen von sich. Er fuhr vor das Odeum vor, wo ein ausgewähltes Publikum den Tönen eines wohlbesetzten Orchesters lauschte. Vielleicht um sich in Gedanken zu wiegen, wohin sie denn alle gehen mögen diese Töne, und diese Melodien, diese Gedanken und Empfindungen? Ob sie durch ihre Herzen hindurch sich in einem Tempel vereinigen und sich dort erzählen, was aus der Erde, und der Menschheit werden würde. Ob sie sich fragen, wozu es denn eigentlich Lieutenants gibt, seit Gott einen Regenbogen am Himmel gestellt und seinen großen Heils- und Friedensapostel verkörpert uns in die Welt gesendet. Und ob man auch im Jenseit Chocolade und Limonade schlürft, und ob wirklich der Geist allein lebensfähig und für die ewige Glückseligkeit genügend sei. Und was sonst noch diese Herrschaften im Schauer der Töne empfinden mögen! — Und sogar vor den Moritzhof fuhr der Kutscher vor, der diese noch fast einzig übriggebliebene Idylle Berlins, wo sich die

Leute an dicke Milch begnügen, und den Egyptern beiflichten, daß sie den Apis göttlich verehrten. Und weiter fuhr er, an dem Kemperhof vorüber, wo auch Musik ertönte, an der sich Niemand mehr zu behagen schien, als der Herr Concertmeister selbst und an dem Lokal vorüber, wo ein ewiger Sommer herrscht, und an vielen andern Vergnügungs-Etablissements, welche Berlins vergnügte, erholungsbedürftige und zerstreuungssüchtige Welt in sich aufgenommen.

O, seid mir alle gegrüßt, wenn wir auch nur oberflächlich den Blick an euch vorbei haben gleiten lassen. Wenn nur Einige von euren jetzigen Gästen ein Stückchen mehr Moral, ein Stückchen mehr Erkenntniß mit hinaustragen für den morgenden Tag, und wenn eure erregende, erheiternde Atmosphäre die Herzen zur Humanität stimmt, und wenn sie etwas frischen Sauerstoff mit in die stickstoffgefüllte Stadt hineintragen, wer wird euch dann noch verdammen als eben so viele Stufen auf der Baalsleiter der Verderbniß, wie es unsere heutigen Eiferer thun, welche die mächtigen Schwingen der Zeit für Eulenflügel halten. Sind es nicht vielleicht Windmühlenflügel, die euch zermalmen, wenn ihr sie aufhalten wollt? —

Aber der Fuhrmann einer Droschke kümmert sich um dergleichen Ideen nicht. Er weiß, daß er als guter Staatsbürger keine anderen Pflichten zu erfüllen hat, als sein Fahrreglement ausweist. Die Gedanken muß er allerdings demzufolge als blinde Passagiere sich gefallen lassen, aber als silbergroschenverständiger Mensch verkannte er nicht, daß es andere Ursachen als Gedanken gebe, welche einen Mann still und stumm machen können. Hatte seinen Fahrgast am Ende gar der Schlag gerührt? — Schon öfter dagewesen. Sogar in der Geschichte. Also geschah dem Kurfürsten Joachim II. Genug, der Rosselenker hielt und stieg vom Bocke herab, öffnete den Schlag und blickte nicht ohne ängstliche Spannung hinein.

Drinnen regte sich nichts.

Sie sind schon fast drei Stunden gefahren, rief der Kutscher.

Keine Antwort.

Nanu — das ist curios, sagte der Kutscher und sah sich nach einem Menschen um, um ihn nöthigenfalls herbeizurufen. Doch faßte er zuvor seinen Fahrgast beim Arm, rüttelte ihn und rief: Heda — Herr sind sie todt? —

Der Hauptmann schreckte aus dem Schlummer empor, in welchem er ohne Willen und Wissen aus seinen wachen Träumen versunken war.

Er sah sich verwundert um und fragte mit einer grimmigen Miene: Zum Teufel, wohin hat er mich denn gefahren? —

Wir sind in der Hasenheide, Herr. Es giebt hier sehr gutes bairisches Bier.

Wie spät ist's? —

Gegen zehn.

Fahr zu! rief der Hauptmann und lehnte sich in die Ecke zurück.

Der Kutscher stieg kopfschüttelnd wieder auf den Bock, und peitschte, weil er doch seinen Aerger an seinem Fahrgaste nicht auslassen konnte, unbarmherzig auf sein armes, lendenlahmes Pferd los, welches so eben von baldiger Ruh im Stalle, frischer Streue und einer königlichen Mahlzeit von Haber geträumt haben mochte. Er fuhr zum Halliſchen Thore hinein, die Wilhelmſtraße hinunter, in welcher, wie in keiner Straße, die Extreme, äußerſter Glanz und große Dürftigkeit ſich berühren. Das Oben und Unten dieſer Straße ſind zwei durchaus verſchiedene Welten. Aber der Ausgang einer jeden führt zur Siegesgöttin, auf den Brandenburger Propyläen und auf dem Halliſchen Platze. Ja, am Ausgange jedes Lebens, ob Bettler oder Fürſt, ſteht die Victoria — wer nichts mehr fürchten darf, hat Alles überwunden.

Diesmal achtete der Hauptmann genau, wohin er fuhr. Plötzlich fuhr der Droſchkenlenker zuſammen, als ſei ein Geſpenſt über ihn gekommen, faßt ſich aber ſchnell und ſtürzt vom Bocke herab, denn ihm ahnet, daß er bei der Rechnung, die er an ſeinen Fahrgaſt zu machen, eines feſten Standpunktes bedürfe. Er öffnet eilfertig den Schlag, denn er iſt begierig mit ihm fertig zu werden, aber der Hauptmann ſieht ihn mit einem wahren Bramarbas an und ſagt: was ſoll das heißen?

Will der Herr denn nicht ausſteigen? ſtammelt er.

Zum Teufel, warte Er, bis ich's ihm ſage.

Soll ich alſo weiter fahren?

Wenn ich klopfe.

Brummend ſtieg der Roſſelenker wieder auf ſeinen Thron. Der Wagen ſtand ſtill, der Kutſcher ſaß ſtill, damit er ja höre, wenn ſein Fahrgaſt gehe und warf dann und wann ſehr ſonderbare Blicke rück- und ſeitwärts. Die Wahrheit zu geſtehen — er ſchöpfte einigen Verdacht gegen den Inſaſſen ſeiner Droſchke. Er ſah allerdings nicht darnach aus. Aber in Babylon — iſt das nicht Alles möglich? — Wie leicht konnte der Mann aus der Droſchke ſchlüpfen und ſich davon ſchleichen, und er war um ſein Fahrgeld, um drei Stunden ſeines Lebens, und

anderthalb Thaler geprellt. Aber es verging Minute nach Minute, und der Mann schlüpfte nicht heraus und das Zeichen wurde nicht gegeben. Der ist wahrhaftig schon heraus! rief endlich der Fuhrmann und guckte durch's Fenster. Aber da laß er noch, wie immer, in der Ecke, stille und regungslos.

Der Kutscher brummte: bei dem ist's nicht richtig, und fügte sich in sein Schicksal, indem er alle Eventualitäten dieses Abenteuers an seinem Geiste vorüber gehen ließ, sich auf Alles gefaßt machte und sich mit seiner Peitsche und seinen Fäusten dahin verständigte, wie es auch kommen sollte, keinen Pfennig von dem Gelde abzulassen, das ihm rechtmäßig zukam.

Der Hauptmann aber wußte sehr gut, weshalb er hier stille hielt. Er war nämlich vor Rosa's Thüre. Sie spielte gerade Clavier. Er zweifelte nicht daran. Er erkannte ihre Manier, ihr Lieblingsstück, das auch ihre Pathen so gerne hörten, die Töne drangen tief in sein verstimmtes Herz. Wie gerne wäre er zu ihr hinaufgeflogen, an ihre Brust — aber durfte er sich so etwas als ihr Pathe herausnehmen? War das nicht gegen alle Regel, die sie bisjetzt treu beobachtet? Hätte es je einer von ihnen gewagt zu so ungewohnter Zeit zu dem Mädchen zu gehen und den nachbarlichen Lästerzungen Stoff zur Unterhaltung zu geben? Wie leicht ist es nicht in Berlin um den Ruf eines unschuldigen Mädchens geschehen. Auch hatte Madame Bertlin, der der Ruf ihres Hauses, als einer alleinstehenden Wittwe und Erzieherin, ganz besonders am Herzen liegen mußte, vor Rosa's Aufnahme gewisse Bedingungen gestellt, die ihre Beschützer bis jetzt treulich, wie es Ehrenmännern geziemt, gehalten. Durfte, konnte er es wagen, diese Schranke zu durchbrechen?

Nicht einmal? — Die Versuchung ist so stark! nur einen flüchtigen Besuch, einen flüchtigen Gruß. So kurz vor ihrer Verehlichung konnte ihr Ruf nicht wohl leiden. Der Hauptmann steigt auch wirlich, doch im Kampfe mit sich selbst, aus dem Wagen. — Jetzt will er in's Haus treten. Da vernimmt er ein donnerndes Halt, wie die Posaune des jüngsten Gerichts, hinter sich, und eine nicht allzuzarte Hand hält ihn beim Rockzipfel. Der Hauptmann sieht sich betroffen um, er glaubt nicht anders als der kleine Meyer und der Assessor sind hinter ihm, und wollen ihn an der Uebertretung seines Versprechens hindern. Er ist ganz zufrieden als er nur den Kutscher sieht, der ihm mit einer sehr entschlossenen Physiognomie und einem gewissen Triumph, weil er sich, wie er glaubte, nicht hatte übertölpeln lassen, sagt:

Erſt bezahlen, Herr! —

Kaum hatte der Kutſcher dieſe Worte ausgeſprochen, da kam ein junger Mann die Treppe herunter. Er ſah prüfend den Hauptmann und dieſer ihn an.

Ei, ſieh da — woher und wohin? — tönte es aus Beider Munde zugleich.

Der Hauptmann ſtotterte, daß er bei einem Bekannten oben drei Treppen einen Beſuch machen wolle. Der junge Mann ſagte, daß er ſo eben ein paar Damen beſucht und eine Götterſtunde in der Nähe eines Engels verlebt habe.

Bei wem? fragte der Hauptmann ſchwer aufathmend.

Bei Madame Bertlin.

Bertlin? rief der Hauptmann finſter — und dieſe Dame war der Engel, Herr von Stawinski? —

Nicht ſie. Aber ihre Pflegetochter — Fräulein Roſa.

Ich werde meinen Beſuch aufgeben, ſagte der Hauptmann mit einer Stimme, als wollte er den jungen Mann an die Kehle packen. Begleiten Sie mich zu Madame Bremer? —

Sehr gern, verſetzte der junge Mann.

Beide ſtiegen ein. Der Hauptmann nannte das Ziel, und der Roſſelenker ſchwenkte ſich noch einmal auf den Bock, mit dem feſten Vorſatz, daß er die Herren nicht eher ausſteigen laſſen wolle, bis er vollſtändig befriedigt ſei.

Und nun Huſſah, vorwärts! —

Fünftes Kapitel.

Noch ein Nebenbuhler.

Sie waren alſo bei Madame Bertlin? fragte der Hauptmann, als der Wagen ſich in Bewegung ſetzte.

Kennen ſie die Dame? fragte Stawinski dagegen.

O ja, ein wenig; ich bin in dem Hauſe ſo ziemlich bekannt; verſetzte der Hauptmann.

Dann kennen ſie auch die Mädchen? —

Ein wenig. Und Sie? — Sie haben sich doch nicht etwa verliebt? —

Herr von Jachmann, es ist unmöglich, sich in das eine Mädchen nicht zu verlieben. Ich bin überzeugt, Tausende würden zu ihren Füßen liegen, wenn die Damen nicht in strenger Eingezogenheit lebten, so daß sie gar keine Herren bei sich sehen.

Und wie kommt es, daß Sie eine Ausnahme machen? fragte der Hauptmann, dessen Gesicht so finster aussah, daß Stawinski sicher etwas gemerkt haben würde, hätte er es in der Dunkelheit beobachten können.

Ich bin zu diesem glücklichen Funde — anders kann ich es nicht nennen — ganz zufällig gekommen. Eine Verwandte, die auf ihrem Gute lebt, und ihr ältestes Töchterchen bei Madame Bertlin in Pension gegeben hat, hat mich vor einiger Zeit brieflich, mich dann und wann nach ihrem Töchterchen ein wenig umzusehen. Obwohl sie durchaus nicht zweifele, daß ihr Kind gut aufgehoben, würde sie mir doch sehr dankbar sein, zuweilen von mir einen kleinen Bericht zu erlangen, welche Fortschritte ihr Kind mache und wie es sich anlasse. Ich besuchte hierauf die Pension und fand nur das Fräulein Rosa zu Hause, und ich war so überrascht von ihrer holden Erscheinung, daß ich anfänglich ganz verwirrt wurde. Gott weiß, welch dummes Zeug ich gesprochen haben mag, während ich mit der kleinen Verwandtin sprach und an nichts — als an den Engel dachte, dessen Nähe mich bezauberte. Ich nahm endlich, nach einer halben Stunde etwa, Abschied mit dem festen Vorsatze, wieder zu kommen.

Und Sie kamen wieder? fragte der Hauptmann, nur mühsam an sich anhaltend.

Freilich; ich ging schon am andern Tage wieder hin, und zwar unter dem Vorwande, Madame Bertlin sprechen zu wollen. Ich fand sie zu Hause und wurde freundlich empfangen. Daß Rosa nicht ihre Tochter sei, hatte ich schon gestern im Laufe der Unterhaltung erfahren, und ich hatte mir die ganze Nacht den Kopf darüber zerbrochen, welche Stellung sie eigentlich in dem Hause einnehmen, ob als Lehrerin oder Gesellschafterin, oder ob sie eine Verwandte sein möge. Das Letztere war mir am einleuchtendsten, denn ihr ganzes Wesen erschien mir zu würdevoll, ich möchte fast sagen, zu graziös, zu nobel für eine Dame einer untergeordneten Stellung.

Und jetzt wissen Sie? — fragte der Hauptmann.

Ich glaube; versetzte Stawinski. Es wäre natürlich unschicklich gewesen

irgend eine Frage in dieſer Beziehung an die Damen zu richten. Aber ich fand im Laufe unſerer Unterredung Gelegenheit, einige Anſpielungen zu veranlaſſen. Die Tochter der Madame Bertlin, ebenfalls ein hübſches Mädchen, aber mit der holden Roſa nicht zu vergleichen, iſt etwas — wie ſoll ich gleich ſagen — raſcher in ihrem ganzen Weſen und daher zugänglicher. Ich habe alſo von ihr erfahren, oder glaube es wenigſtens ſo verſtanden zu haben, daß Roſa eine Penſionärin iſt.

Und ihre Eltern? fragte der Hauptmann.

Ja, das iſt mir noch ein Geheimniß; verſetzte der junge Mann. Wenn ich das erfahren könnte!

Und wenn Sie es nun wüßten?

Wenn ich wüßte? — Dann, mein lieber Hauptmann, würde ich es ſehr kurz machen, ich würde mich ihren Eltern vorſtellen und um ihre Hand bitten.

Haben ſie dem Fräulein Roſa ihre Neigung ſchon geſtanden? fragte der Hauptmann.

Nein, dazu hatte ich noch keine Gelegenheit. Und es iſt ſonderbar — aber vielleicht doch natürlich — ich habe dieſen Abend in ihrer Nähe verlebt, ſie hat geſungen, geſpielt, aber ich habe vielleicht keine zehn Worte mit ihr geſprochen. Es hat ſich nicht ſo machen wollen, ich unterhielt mich faſt immer mit dem Fräulein Ottilie und Madame Bertlin. Roſa ſprach überhaupt nur wenig, aber was ſie ſprach, verrieth ein himmliſches Gemüth und eine erhabene edle Seele.

Und denken Sie ihre Beſuche zu wiederholen?

Mein Plan iſt der. Es würde nicht recht von mir gethan ſein, wollte ich in einer Penſion ein Liebesverhältniß mit einer Penſionärin anknüpfen. Ich würde dem Renomme der Madame Bertlin leicht den größten Schaden zufügen können, ohne dadurch irgend etwas zu erreichen. Aber ich werde Morgen ganz offen mit dieſer davon ſprechen und ſie bitten, mir die Eltern ihrer ſchönen Penſionärin zu nennen. Da ich vollkommen unabhängig bin, hoffe ich, daß die Dame meine Handlungsweiſe nicht mißbilligen werde.

Sie brauchen Madame Bertlin deshalb nicht noch einmal zu beſuchen, ſagte der Hauptmann finſter, ich kann Ihnen den Gefallen thun.

Den Gefallen? —

Ich kenne die Familie der Penſionärin.

Sie? — Ach — tant mieux! — Ich würde Sie ſehr darum bitten.

Sie ist die Tochter eines Mannes von hohem, sehr hohem Stande — und sie hatte schon einen Bräutigam in der Wiege.

Hat schon?! — — rief der junge Mann.

Wir sind am Ziele, sagte der Hauptmann, indem er mit seinem Stocke an das Fensterchen der Droschke pochte. Der Fuhrmann sprang sehr schnell vom Bocke, als befürchte er, seine Fahrgäste könnten ihm entwischen, ehe er auf ebener Erde stehe. Der Hauptmann fragte nach seiner Schuld und bezahlte sie ohne Widerrede. Er war froh, daß ihm seine Fahrt mit Stawinski zusammengeführt hatte, und war so befriedigt von diesem Zusammentreffen, als wäre er dadurch einem Attentate gegen das Mädchen auf die Spur gekommen, und nun ihr Retter geworden. Die Liebe des jungen Mannes schien ihm wirklich ein Attentat zu sein, er sah ihn an, wie einen verwegenen Verbrecher, dem er mit der größten Energie entgegentreten müsse.

Der Rossehändiger aber nahm sein Geld mit einer Miene, die keineswegs Befriedigung verrieth. Er hatte sich so vertraut mit dem Gedanken gemacht, daß sein Fahrgast entweder ein Verrückter oder ein Schwindler sein müsse, der ihn keineswegs gutwillig bezahlen würde; er hatte seine Fäuste so gut auf diese Eventualität vorbereitet, einen so kräftigen Reif um seine Peitsche geschlagen, um sie gehörig gebrauchen zu können, daß er in der That eine große Leere empfand, als er wieder auf den Bock stieg, ohne irgend einen von seinen kräftigen Vorsätzen in Ausführung gebracht zu haben. Das arme Pferd mußte die Täuschung seines Herrn sehr übel empfinden, denn gleichsam als wollte er die Pistole, welche er nicht gebraucht, entladen, so schlug er mit der Peitsche, die er noch immer mit fester Hand hielt, unbarmherzig auf das Pferd los, bis er sich einigermaßen Luft gemacht. Und nun erst kam der arme Mann auf den Gedanken, daß es doch eigentlich nicht so übel war, daß die Sache so gut abgelaufen und er seine hübschen blanken Thaler in der Tasche hatte. Aber das Pferd hatte seine Hiebe fort. Es ist nicht anders in der Welt. Die kleinen, untergeordneten Leute empfangen wenig von den Freuden der Mächtigen, ihr Leid aber, ihre unangenehme Launen, ihre Täuschungen und bösen Stimmungen müssen sie nur zu oft mitempfinden, und für diese sogar der Blitzableiter sein.

Während dessen hatte der junge Mann des Hauptmanns Hand ergriffen und sie fast krampfhaft in der seinen haltend, sagte er:

Herr von Jachmann — ich hoffe, daß Sie falsch berichtet sind.

Sie mögen es hoffen, wenn Sie sich absolut täuschen wollen, sagte

der Hauptmann. Aber hören sie, mein Freund, wenn sie sich Morgen bei Madame Bertlin erkundigen, werden sie folgende Antwort erhalten: „Fräulein Rosa ist eine Waise, und bereits seit langer Zeit verlobt.“ Aber Sie werden vergebens in sie dringen, Ihnen den Namen ihrer Eltern und ihres Verlobten zu nennen.

Verlobt! sagte der junge Mann, wie zu sich selbst — und blickte den Hauptmann mit einer Miene an, die deutlicher als es Worte vermocht hätten, seine Verzweiflung aussprach. Dann empfahl er sich dem Hauptmann, welcher zu Madame Bremer hinausging.

Von Jachmann hatte den ganzen Abend, selbst nicht einmal mit Ausnahme der Zeit, welche er in der Droschke verträumte, denn auch im Traume verfolgten ihn dieselben Gedanken, über sein Verhältniß zu seinen beiden Freunden oder eigentlich Feinden, wie wir jetzt mit vollem Rechte sagen könnten, nachgegrübelt. Er sah gar keine andere Möglichkeit vorhanden, ihre Concurrenz oder Nebenbuhlerschaft zu beseitigen, als durch die ganz außergewöhnliche Wahl seines Geschenkes. Das war allerdings der Gedanke, der ihm, wie seinen beiden Nebenbuhlern am nächsten lag, und auf den sie wohl auch alle drei anfänglich ihre Hoffnung gesetzt. Meyer hatte sich vom Anfange an darin nicht beirren lassen. Es lag in seinem Charakter den harmlosesten und geradesten Weg zu machen, und er war schon längst einig mit sich, welches Geschenk er wählen sollte. Der Assessor war es erst, nachdem ihm der Zufall einen so kostbaren Fund in die Hände gespielt, und der Hauptmann allein hatte bisjetzt noch nichts gefunden, was ihn mit dem festen Vertrauen hätte erfüllen können, daß er Rosa's Aufmerksamkeit vorzugsweise auf sich lenken würde. Umsonst hatte er sich abgemüht, irgend etwas zu finden. An Einfällen fehlte es ihm durchaus nicht, aber sie waren so abenteuerlich, so bizar, daß er wohl nicht mit Unrecht sie verwarf. Er wußte wohl, daß Rosa mehr durch das Zarte als durch das Bizarre gewonnen würde, und er gab sich alle erdenkliche Mühe, etwas ungemein Zartes aufzufinden. Aber vergebens. Er sah ein, er bedürfe eines Rathgebers oder vielmehr einer Rathgeberin, und als er sich auf seine Damenbekanntschaften besann, fand er am Ende keine Dame geeigneter, um ihm einen Rath in dieser Angelegenheit geben zu können — als Madame Bremer.

Der Gedanke war ein sehr glücklicher, das stand bei ihm entschieden fest, Madame Bremer war just die Frau dazu, — in dieser schwierigen Frage einen klugen Rath zu geben. Nur über eine Sache konnte er mit sich selbst nicht einig werden. Ob er nämlich Madame Bremer völlig

reinen Wein einschenken, und sie ganz in das Geheimniß einweihen sollte? Er hielt dies für das Beste, denn erstens konnte er, wie er sicher glaubte, auf die Verschwiegenheit der Dame rechnen, und zweitens glaubte er, ihr Rath würde um so zuverlässiger sein, wenn sie das Verhältniß der drei Nebenbuhler zu einander und zu Rosa genau kennen lernte. Es handelte sich darum, etwas ganz Ungewöhnliches zu erfinden, dem Rosa nicht widerstehen konnte, und dazu gehörte allerdings die möglichste Vertrautheit mit den Umständen dieser eigenthümlichen Brautwerbung. —

Von Jachmann traf nur noch wenige Gäste an, Madame Bremer unterhielt sich so eben mit einigen derselben sehr angelegentlich. Als sie endlich in ihre Zimmer treten wollte, folgte ihr von Jachmann. Er theilte ihr mit, daß er etwas Wichtiges mit ihr zu besprechen wünsche, und bat sie um eine vertrauliche Unterredung. Madame Bremer wurde durch solche Mittheilungen niemals überrascht, sie that so, als wäre sie an dergleichen gewöhnt, wie ein Prediger auf dem Lande oder ein Rechtsconsulent. Sie führte also den Hauptmann in dieselbe Stube, in welche sie den Assessor geführt hatte. Der Hauptmann war nicht minder überrascht als jener, auch er machte seine stillen Bemerkungen, die aber eben so wenig, wie bei dem Assessor zu Ungunsten der Madame Bremer ausfielen. Es war ihm, als befinde er sich in dem Boudoir einer vornehmen Dame. Es athmete alles Geschmack, Bildung, nichts befand sich in dem Zimmer, das irgend etwas Zweideutiges verrathen hätte. In Zeit von funfzehn Minuten wußte Madame Bremer weit mehr, als ihr der Hauptmann entdeckt zu haben glaubte. Sie wußte jetzt, welche Bewandniß es mit des Assessors Wohnung hatte, obwohl sie sich über seine Zuversicht nicht wenig wunderte. Die Mittheilung des Hauptmanns gewährte ihr unendlich viel Vergnügen. Sein Vertrauen schmeichelte ihr ganz besonders, und schon deshalb wünschte sie ihm den Sieg. Es war aber dieses nicht allein, was sie interessirte. Sie wünschte das Mädchen kennen zu lernen, welche es vermocht, diese drei alten Junggesellen in Feuer und Flammen zu versetzen. Sie ließ indessen sich durchaus nicht merken, daß sie bei der Sache noch etwas anderes interessire, als die Gelegenheit, dem Hauptmann gefällig sein zu können. Sie sagte ihm, daß sie es kaum übernehmen könne, ihm in dieser kritischen Sache einen Rath zu ertheilen. Sie wolle es sich zwar überlegen, aber der Hauptmann müsse ihr feierlichst versprechen, sie für die Folgen nicht verantwortlich machen zu wollen, da sie ja nicht wissen könne, ob die andern beiden Herren nicht noch bessere Rathgeberinnen hätten, als sie zu sein

beanſpruchen dürfe. Der Hauptmann verſetzte, daß es ſich ganz von ſelbſt verſtehe, daß er ſie nicht für den Ausgang verantwortlich machen könne; doch bitte er ſie, angelegentlichſt darüber nachzudenken, welches Geſchenk er wählen ſolle. Die Zeit dränge — und falls er ſo glücklich ſein würde, das gewünſchte Ziel zu erreichen, ſolle ſie mit ihm den erſten Juwelier Berlins beſuchen und ſich einen Schmuck ganz nach Wunſch auswählen.

Dieſes Verſprechen war gewiß befruchtend für die Erfindungskraft einer Frau, aber Madame Bremer acceptirte es nicht, obwohl der Hauptmann dabei beharrte. Sie meinte, es bedürfe eines ſolchen Stachels nicht, um ihm mit Freuden zu dienen, wenn ſie es vermöge. Er müſſe ihr aber acht Tage Zeit laſſen, dann wolle ſie ihm ihre Meinung ſagen.

Von Jachmann fand dieſen Termin den Verhältniſſen durchaus angemeſſen und entfernte ſich von Madame Bremer mit dem Bewußtſein, daß er einen ſehr klugen Einfall gehabt, und daß die gute Dame ſicher keinen ſchlechteren haben würde.

Ein eigenthümliches Lächeln aber umſpielte Madame Bremers Lippen, als der Hauptmann ſie verlaſſen hatte. Sie ſchien plötzlich wie umgewandelt, ſie war in dieſem Augenblick ein ganz anderes Weſen. Die Ruhe, der Ernſt ihres Antlitzes verſchwand, man konnte bemerken, wie ihre Gemeſſenheit nur eine Maske war, welche ſie vor den Leuten trug, und alſobald fallen ließ, als ſie ſich unbemerkt und ohne Zeugen wähnte. Laut auflachend, als habe plötzlich der Teufel ihrer Seele ſeine läſtigen Feſſeln geſprengt und ſteige mit Hohn aus ihrem Innern empor, warf ſie ſich in ihren Lehnſeſſel, ſchlug die Hände zuſammen und rief mit einer Stimme, welche das Lachen heiſer machte: So ſind dieſe Männer! Solche Narren ſind ſie Alle! — Narren oder Böſewichter! —

Ganz ſo wie die Weiber; denn es iſt hier kein Unterſchied; ſie ſind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhmes, den ſie an Gott haben ſollten! rief da plötzlich eine Stimme.

Wäre Madame Bremer nicht geſchminkt geweſen, man hätte ſehen müſſen, wie ſie vor dieſer unerwarteten Entgegnung erbleichte. Sie ſtarrte in ihrem Zimmer umher, die Stimme war aus ihrer unmittelbaren Nähe gekommen, es mußte Jemand, ohne daß ſie davon eine Ahnung gehabt, in ihrem Zimmer ſein. Dies würde ſie vielleicht weniger beunruhigt haben, aber ſie kannte die Stimme nicht, ſie rief wenigſtens keinen freundlichen Wiederhall in ihrem Herzen hervor, und entſetzt rief ſie: Wer iſt hier?

Da raſſelte etwas hinter dem großen Lehnſeſſel, welcher ihr gegenüber ſtand, und auf dem der Hauptmann vorhin Platz genommen hatte, eine dunkle Geſtalt erhob ſich. Madame Bremer wollte aufſpringen und der Thüre zueilen. Die Geſtalt aber winkte ruhig mit der Hand und ſagte, als wäre ihre Erſcheinung etwas, was ſie durchaus nicht frappiren konnte:

Nur keine Umſtände, liebe Frau, wir ſind gute Bekannte, und wenn ich mich ein wenig ſonderbar bei Ihnen einführe, ſo hat das ſeine guten Gründe, die Sie erfahren ſollen.

Herr Schnabſe! rief Madame Bremer, die ſich noch immer nicht faſſen konnte.

Er war es in der That. Der fromme Mann ſpielte eine merkwürdige Figur. Er machte einen richtigen Katzenbuckel, ſeine Schultern waren faſt bis zu den Ohren in die Höhe gezogen, und der Kopf ſaß darauf, als wollte er jeden Augenblick von den Schultern herab auf Madame Bremer zuſpringen. In ſeinen kleinen, grauen Augen leuchtete ein ſeltſames Feuer. So trat er (leiſe und ſchleichend) hervor und näherte ſich der Dame.

Mein Gott, was wollen Sie und wie kommen Sie hierher? fragte ſie, nachdem ſie ihre Faſſung vollkommen wieder erlangt.

Ich will Ihnen die zweite Frage zuerſt beantworten, entgegnete Schnabſe. Ich habe mich hier eingeſchlichen, während Sie drinnen mit den jungen Herren eine Unterhaltung führten.

Wie iſt das möglich? fragte Madame Bremer.

Es iſt Alles möglich, Liebe, je nachdem man es anfängt. Es iſt nichts leichter, als hier in Ihre Zimmer zu kommen. Mamſell Gumpel braucht es nur zu ſehen — aber es iſt nichts leichter, als ſie blind zu machen. Man braucht ihr nur zu ſagen: ſehen Sie, welch ein ſeltſames Thier dort fliegt und huſch — hier drinnen iſt man.

Und zu welchem Zwecke? fragte Madame Bremer weiter, Sie konnten mir ja offen ſagen, daß Sie mich ſprechen wollten.

Es war mir aber auch darum zu thun, Sie mit Andern ſprechen zu hören.

Sie wollten horchen? —

Es iſt ſchon das dritte Mal, daß ich hier in Ihrem Zimmer bin, ohne daß Sie eine Ahnung davon hatten.

Das dritte Mal! rief Madame Bremer auf's Höchſte entrüſtet.

Bleiben Sie ruhig, Liebe, ſagte Schnabſe — es wird ſich Alles zu

Ihrer Zufriedenheit aufklären. Das erste Mal war ich vor acht Tagen hier — da hatten Sie zwei Besuche — den Assessor und noch einen sehr vornehmen Besuch. Das zweite Mal war ich vor drei Tagen hier, da war eine — Dame bei Ihnen, und ein Mensch, den Sie gewiß nicht am Tage und durch Ihre Vorderthüre zu sich kommen lassen würden. Heute habe ich Sie nur mit dem Hauptmann sprechen hören.

Also Sie haben sich hier hineingeschlichen, um mich zu behorchen? sagte Madame Bremer, kaum fähig ihren Zorn zurückzuhalten.

Ja, das war mein Zweck, versetzte Schnabse immer noch in derselben Stellung — aber es geschah in der besten Absicht von der Welt, beste Madame Bremer. Ich will zur Sache kommen, ich will mich kurz fassen. Ich hatte nur einen Grund, sie zu behorchen. Es geschah aus Eifersucht. —

Madame Bremer schrie laut auf.

Ja, wahrhaftig, es geschah aus Eifersucht, fuhr Schnabse fort, indem er sich der Madame Bremer bis auf die letzte Distanz näherte und plötzlich vor ihr niederknieete: Liebste, beste, gute Madame Bremer, ich liebe Sie, ich liebte Sie schon lange, schon so lange ich Sie kenne. Aber ich habe immer geglaubt, daß die Ehe eines frommes Mannes, dessen höchster Beruf es ist, ein Wohlthäter der leidenden Menschheit zu sein, nicht ganz würdig ist. Ich habe lange mit mir gekämpft, ich habe Sie fortwährend genau beobachtet, aber ich habe eingesehen, daß die glühendste Eifersucht mich allmählig verzehrte. Da sah ich Sie mehrere Male mit Herren in Ihre Zimmer gehen, ich konnte es nicht aushalten. Gott bewahre — ich war weit entfernt, Böses von ihnen zu denken, aber ich konnte mir nicht helfen, ich war nun einmal eifersüchtig. Und endlich war ich entschlossen, Ihnen meine Empfindungen zu entdecken, doch vorher wollte ich mich überzeugen, ob ich keine Nebenbuhler haben würde, denen ich nicht gewachsen wäre, und deshalb habe ich mir erlaubt zu Ihrem und zu meinem Wohle stummer Zeuge Ihrer Unterhaltungen mit mehreren Herren zu sein.

Und jetzt wollen Sie mich heirathen? fragte Madame Bremer lachend, und völlig getäuscht über den wahren Charakter ihres seltsamen Liebhabers.

Ob ich will? — Ich würde verzweifeln, wiesen Sie mich ab. — Es liegt etwas in Ihrem Charakter, was mich unauflösbar an Sie gefesselt hat. Ihre Güte, Ihre Menschenfreundlichkeit —

Sagten Sie nicht — alle Weiber seien Närrinnen oder Bösewichte? —

Sagten Sie es nicht auch von den Männern? fragte Schnabse.

Allerdings — und ich beſtehe darauf.

Und ich ebenfalls, entgegnete Schnahſe und ſtreckte ſeine Schultern noch höher empor.

Ich muß Sie, fromme Seele, alſo wohl den letztern zuzählen? —

Was ſagen Sie da? — entgegnete Schnahſe. Haben wir Beide nicht die Erkenntniß, daß es in der Welt nur Narren oder Böſewichte giebt, haben wir nicht die Erkenntniß, daß wir viel beſſer ſein könnten, als wir ſind, — und iſt es nicht dieſe Erkenntniß, welche uns zu guten wahrhaft erhebenden Beiſpielen für die Menſchen macht? — Unſer Wandel iſt moraliſch. Daß wir böſe ſind, wer ſieht es? — Daß wir ſchlecht handeln, wer merkt es? — Unſer Leben iſt eine Moral für alle Taugenichtſe. Die Welt ſieht nur den äußern Menſchen, den innern zu erſpähen iſt ſie zu dumm! — Nun, liebe Frau, — Sie ſind kein Kind mehr, ich bin ein reſpektabler Mann, ich habe Vermögen, ich bin nicht liebenswürdig — aber ein frommer, geachteter Mann. An der Börſe kennt man mich ſehr gut. Sie können Staat mit mir machen. Wir paſſen zu einander. Alſo eingeſchlagen! —

Jetzt erſt erkannte Madame Bremer, daß ſie ihren Mann falſch verſtanden hatte, daß er keineswegs zu den Narren gehöre, und daß ſie von ihm vollſtändig entlarvt, daß ſie in ſeinen Händen ſei. Sie begriff es, daß Schnahſe viel mehr von ihr wußte, als er bisjetzt geſagt hatte, und es war allerdings das Beſte was ſie thun konnte, ihm zu ſagen, daß ſie ſich die Sache überlegen wolle.

Sie wollen ſich's überlegen, gut, ſagte Schnahſe: ich hoffe aber, daß ſie mir ſchon morgen ſagen werden, wie es im Evangelium heißt: Wir haben große Freude und Troſt an deiner Liebe, denn die Herzen der Heiligen ſind erquickt durch dich, lieber Bruder.

Und mit einem ernſten Geſicht, als ſtehe er irgend einem ſeiner Almoſenempfänger gegenüber, reichte er der Madame Bremer die Hand, küßte ſie, als wäre ſie ſeine Tochter und verließ ſie auf eine ſo feierliche Weiſe, daß Madame Bremer ſelbſt faſt wieder irre wurde, zumal da ſie ſah, mit welcher Salbung er der Mamſell Gumpel ſeinen Segen gab, bevor er ging.

Das ſtand übrigens bei ihr feſt, daß Schnahſe ſie völlig durchſchaut habe. Von ſeinem Heirathsantrage war ſie aber eben nicht ſehr erbaut. Wenn ſie auch keineswegs die reiche Frau war, welche ſie ſchien, ſo hatte

ſie doch ein gutes Einkommen, und Schnabſe's Manieren ſagten ihr keineswegs zu. Ihren guten Ruf zu erhalten bedurfte ſie nicht eines ſo frommen Mannes. Es wurde ihr bei der ganzen Sache unheimlich zu Muthe. Sie fühlte ſich durch Schnabſe's angebliche Liebe keineswegs geſchmeichelt, denn, wenn ihr ſeine Abſichten auch nicht völlig klar waren, ſo hatte ſie doch eine Ahnung, daß er genau berechnet habe, wie viel ihm ihre Hand werth ſei.

So ſaß ſie jetzt nachdenklich da. Alle Welt begehrt Rath von mir, ſagte ſie halblaut, wer giebt mir jetzt einen ſolchen. — Ich mag den Mann nicht, aber ich weiß, weſſen er fähig iſt — wenn ich ſeine Hand ausſchlage. Er hat meine Geheimniſſe belauſcht.

Aber plötzlich lachte ſie höhniſch auf, wie vorhin, als der Hauptmann von ihr ging. Sie hatte es gefunden. Ich werde in ſeine Karten ſehen, rief ſie, indem ſie ſich in die Hände klatſchte, wie er in die meinen geſehen hat, — und dann Trumpf gegen Trumpf.

Herr Schnabſe's Schickſal war entſchieden.

Sechstes Kapitel.

Wilhelms Rache.

Es war noch früh am Morgen und die verehrlichen Mitglieder des Frauenvereins zur Veredlung der Seele und des Herzens waren noch nicht aus den Betten oder hatten wenigſtens noch keine Toilette gemacht, als jede der Damen durch das bekannte energiſche Klingeln, welches einen Briefträger ahnen ließ, überraſcht wurde. Es mußte etwas Außerordentliches vorgefallen ſein, denn Madame Baldrian berief die Mitglieder des wohllöblichen Vereins zu einer außerordentlichen Sitzung auf die Nachmittagsſtunde fünf Uhr. Wenn Berlin von der Aufregung nichts gemerkt hat, welche dieſes ungewöhnliche Ereigniß in acht bis zehn Häuſern hervorrief, welche in der Nachbarſchaft ſehr wohl bekannt waren, ſo können nur andere wichtige Ereigniſſe, welche gleichzeitig die Berliner ungemein beſchäftigten, hieran Schuld geweſen ſein. Mehrere der Damen ſchickten ſofort

ihre Dienstmädchen zu Madame Baldrian, um sich nach dem Ereigniß zu erkundigen, kamen aber sämmtlich mit dem lakonischen Bescheid zurück, daß die Damen nur warten sollten, es würde ihnen in der anberaumten Sitzung schon mitgetheilt werden.

Wir nehmen uns indessen als Autor die Freiheit, bei Madame Baldrian einzutreten, um uns im Voraus nach dem Ereigniß zu erkundigen.

Es waren schlimme Dinge in diesem Hause vorgefallen, seitdem wir den armen Baldrian in einer sehr traurigen Lage verlassen haben. Der eheliche Frieden zwischem dem Ehepaare war — wir sagen es nicht ohne Genugthuung — für immer dahin. Baldrian, dieser geduldige, fromme, sich selbstverleugnende Mann war zu einem Löwen geworden und Madame Baldrian hatte auf ihr Panier die entsetzliche Devise gesetzt: Tod oder Scheidung! — Auf welche Weise eine im ehelichen Leben so gewöhnliche kleine Zwistigkeit bis zu einem Kampfe auf Tod und Leben ausgeartet, wollen wir jetzt mit kurzen Worten zu erzählen versuchen.

Herr Baldrian hatte an jenem Tage, an welchem wir ihn zuletzt gesehen, das Zimmer des Studenten wirklich nicht verlassen und wollte darin verharren, bis der Meister Brese erscheinen würde. Voll Ungeduld trat er öfter an das Fenster, um zu sehen, ob er nicht komme. Aber er ließ lange auf sich warten der Meister. Es war schon Abend und er war noch nicht da. Herr Baldrian würde vor Langweile umgekommen sein, hätte er nicht glücklicher Weise eine sehr wichtige Beschäftigung gehabt. Zuerst von funfzehn zu funfzehn, dann von zehn zu zehn, und endlich, je später es wurde, und jemehr ihn ein wahrer Heißhunger daran erinnerte, daß er eine kräftige Kur nach Meister Brese's Verordnung begonnen habe, von fünf zu fünf Minuten, nahm er Maß von seiner Peripherie und ob es nun Einbildung oder Wirklichkeit war, er glaubte überzeugt zu sein, daß er gegen Abend mindestens einen Zoll am Umfange verloren hatte. Während Herr Baldrian auf diese Weise in seinem eigenen Hause ein sehr geheimnißvolles Dasein führte, war seine Gattin mehr erstaunt als entsetzt über sein räthselhaftes Verschwinden und Ausbleiben. Ja, als der Mittag längst vorüber war, wurde sie wirklich unruhig, oder sie nahm sich wenigstens vor, es nun bald zu werden. Sie wußte nämlich, daß Herr Baldrian täglich die Börse besuchte, sie kannte das verwegene Spiel, das hier getrieben wurde. Konnte es nicht sein, daß ihr Mann sich ohne ihre Erlaubniß, die er sonst zu allen seinen Geschäften einholen mußte, in gewagte Speculationen eingelassen hatte? — Vielleicht hatte er einen großen Theil seines Vermögens verloren, und

wagte es nun nicht, ihr unter die Augen zu treten. — Als es Abend wurde stieg ihre Unruhe auf's Höchste. Wie ihr Gatte, eilte sie jeden Augenblick an's Fenster und blickte hinaus, ob er nicht endlich komme? — Aber kam er? — Er kam nicht, obgleich sich Madame Baldrian vornahm, ihn nach Gebühr zu empfangen, das hieß in ihrer Sprache bei den Ohrläppchen. Daß sich ihre werthe Ehehälfte im Zimmer des Studenten befinde, konnte sie um so weniger ahnen, da sie ja im Laufe des Tages mehrere Male in diesem Zimmer gewesen. Es hatten nämlich einige Herren das Zimmer miethen wollen. Welche entsetzliche Augenblicke für den armen Baldrian, der jedesmal sich in den Schrank verkriechen mußte. Doch tröstete er sich mit dem Gedanken, daß diese Angst und Nöthen, verbunden mit seinem fürchterlichen Hunger, jedenfalls das günstigste Resultat erzielen würden. Genug, der arme Dulder litt mit einer Ergebung, die eines Märtyrers würdig war, und seine liebe Gattin merkte auch nicht das Geringste von seinem vorhandenen Dasein.

Endlich aber riß ihr der Geduldfaden. Sie hatte eben wieder eine halbe Stunde fast aus dem Fenster gesehen und noch immer kam ihr Mann nicht, und es that ihr ordentlich wohl, als jetzt bei Meyer ein Fenster geöffnet wurde und Jacob den Kopf hinausstreckte. Wahrscheinlich erwartete auch er seinen Herrn. Madame Baldrian konnte sich nicht enthalten, dem einflußreichen Bedienten eines Mannes, der eine so günstige Meinung von ihr hegte, ihre Besorgniß über das unerklärliche Ausbleiben ihres Mannes mitzutheilen. Es frägt sich, ob Jacob irgend einen besonders annehmbaren Trost für sie gehabt hätte, wäre nicht in diesem Augenblicke auch Herr Baldrian unglücklicher Weise an's Fenster getreten, um das Gespräch zwischen seiner Gattin und Jacob zu belorchen. So vorsichtig er auch war, so hätte er doch vor Allem wissen sollen, welcher scharfen Augen dieser sich rühmte. Er wurde wirklich von ihm bemerkt, und mit Entsetzen hörte er, wie Jacob jetzt ausrief:

Aber Frau — er ist ja bei dem Studenten drinnen! —

Umsonst begann der arme Mann seine Finger wie einen Telegraphen spielen zu lassen, um Jacob zu bedeuten, daß sein Dasein ein Geheimniß bleiben solle. Der unglückselige Jacob verstand ihn nicht und deutete unerbittlich auf den Fleck, wo Baldrian zitternd, entsetzt dastand. Und schon war es zu spät. Er hörte seine Frau heranstürmen, kalter Schweiß rieselte von seiner Stirn herab. Wo war ein rettender Ausweg vor ihr? Sollte er abermals in den Schrank kriechen? — Sie wäre im Stande gewesen ihn zuzuschließen, und sein Traum wäre auf diese entsetzlichste

Weise in Erfüllung gegangen, der Schrank wäre sicher sein Sarg geworden. In der Angst seines Herzens warf sich der Unglückliche auf's Sopha. Es war die höchste Zeit; denn kaum hatte er die Lage angenommen, welche ihn als einen Schlafenden bezeichnen sollte, da wurde die Thüre stürmisch aufgerissen und wie ein böser Dämon stand seine auf's Aeußerste erzürnte Gattin vor ihm.

Herr Baldrian hatte die Augen geschlossen, es war nothwendig und der Rolle angemessen, die er jetzt spielen wollte. Aber er hätte die Augen nicht öffnen können, wenn er auch gewollt. Er mußte sie schließen, wie vor dem blinkenden Henkersschwerte, er hätte es jetzt nicht gewagt, seiner Frau in's drohende Auge zu sehen, und wenn es sein Leben gegolten hätte.

Madame Baldrian untersuchte nicht, ob ihr Gemahl von Morpheus Armen umfangen war oder sich nur verstellte. Sie verließ sich auf das Reizmittel, welches in ihren knöchernen Händen lag. Baldrian hörte die Hand durch die Luft schwirren, er zuckte nur unmerklich, blinzelte etwas mit dem rechten Auge und machte im entscheidenden Momente, wo er es zum andern Mal inne werden sollte, daß er am Traualtar mit dem Herzen seiner Frau auch ihre Hand empfangen habe, eine so entschiedene Wendung, daß, statt seiner für eine Maulschelle nur zu günstig situirten Wange, die hölzerne Sophalehne den mörderischen Schlag empfing, und Madame Baldrian laut aufschrie vor Schmerz und Entrüstung.

Wir wollen aber einen Schleier über die Scene werfen, die sich jetzt zwischen dem Ehepaar entspann. Es ist genug, wenn wir bemerken, daß Herr Baldrian sich glücklich geschätzt haben würde, wenn seine Frau sich lieber eines Pantoffels, als ihrer Fäuste bedient hätte, und daß er jämmerlich ächzte: Pinchen, bedenke doch, sechzig! — Um Gotteswillen, Pinchen, ich bin ja ganz unschuldig — Meister Brese hat es ja so gewollt! — Gott erbarme sich — neun und funfzig sind schon voll! — Pinchen, du wirst mich bald verlieren, verbittere dir meinen Tod nicht noch mehr! — Ich bitte dich — ärgere dich nicht zu sehr. — Am Ende verlieren wir uns noch Beide! —

Alle diese Ermahnungen würden dem Unglücklichen wahrscheinlich nichts gefruchtet haben, denn die Wuth seiner Frau kannte keine Grenzen, und Baldrian war nur allzu empfänglich für Eindrücke, die er niemals zu erwiedern wagte. Aber wiederum erschien ihm ein Retter in der Person des Herrn Schneidermeister Brese, welcher jetzt klingelte. Madame eilte hinaus und ihr Mann, welcher glücklicher Weise eine Ahnung hatte,

daß es der Meister sein würde, folgte ihr. Er kam gerade noch zeitig genug, um, ermuthigt durch die Gegenwart des Meisters, sich zwischen diesen und seine Frau zu werfen; denn kaum hatte der Meister mit einer Miene, die sein hohes Selbstbewußtsein verrieth, seinen Namen genannt, als auch Madame Baldrian ihn bei der Brust packte, ihm die größten Sottisen in's Gesicht schleuderte und einen feierlichen Eid leistete, daß ihm der Lohn für seine Frechheit nicht entgehen solle. Der arme Meister konnte sich eine solche unerwartete Aufnahme nicht erklären, doch als ruhiger Bürger, der nichts mehr scheute, als mit der Polizei in Berührung zu kommen, machte er sich von der wüthenden Frau los, und gelangte glücklich auf die Treppe, fest entschlossen niemals wieder einen Schritt über die ungastliche Schwelle der Baldrians zu setzen.

Als er in seiner Behausung anlangte, konnte er sich natürlich nicht enthalten, sich gegen Wilhelm über die ihm widerfahrene Behandlung auszusprechen. Der treue Lehrling machte ein entsetzliches Gesicht, und es war gewiß, daß er sich vornahm, der Frau einen Streich zu spielen, welche seinen Meister auf eine so niederträchtige — niederträchtige sagte er dreimal hintereinander ganz laut — Weise begegnet war. Er theilte jedoch seinem Meister nichts von seinem Plane mit, den er den Tag über ausgebrütet hatte, und welcher die Systeme der Phrenologen Lügen strafte, welche besagen, daß ausgezeichnete geistige Gaben nur in einer hohen und gewölbten Stirn ihren Sitz hätten.

Wäre Meister Brese weniger vertieft in der Ergründung der Ursache gewesen, welche ihm die Mißgunst der Madame Baldrian zugezogen, er hätte bemerken müssen, welche sonderbare Blicke sein Lehrling den ganzen Tag über seinem Hunde zuwarf und wie er ihm heimlich einige Bissen seines Frühstücks hinhielt. Es hatte dieses aber seine weisen Gründe. Denn eben diesen Caro hatte sich Wilhelm zum Bundesgenossen bei Ausführung seines Racheplanes ausersehen. Es dauerte übrigens sechs Tage lang, ehe Wilhelm ihn in's Werk setzen konnte; als er endlich aber an einem Sonnabend von seinem Herrn die Erlaubniß erlangte, nach Feierabend auszugehen, um seine Eltern zu besuchen und ihm zugleich gestattet wurde, seinen Freund Caro mitzunehmen, verabschiedete er sich von seinem Meister mit einer Miene, welche zu sagen schien:

Meister, heute räche ich Euch! —

Inzwischen hatte der unglückliche Baldrian eine sehr traurige Zeit verlebt. Er hatte seiner Frau aufrichtig eingestanden, welches Schicksal ihm nach Meister Brese's Ansicht unwiderruflich bevorstehe. Seine Frau

hatte ihm mit verächtlicher Miene darauf entgegnet, daß die Welt an einem solchen Schwachkopf nicht viel verlieren würde. Valerian appellirte feierlichst an die Vertrübniß seiner Gattin, in die sie sein baldiges Ableben unzweifelhaft versetzen würde, doch wagte er es nicht mehr auf Fortsetzung der ihm von dem Meister angerathenen Diät zu bestehen. Heimlich aber entzog er sich so viel er konnte. Er steckte sein Brod in die Tasche und gab es den Hunden, sobald er auf der Straße war. Er rührte kein Fleisch an und wenn seine Frau ihm etwas vorlegte, praktizirte er es unter den Tisch und steckte es, indem er that als wollte er sich schnauben, in sein Taschentuch. Natürlich war, wie er nicht leugnete, diese heimliche Kur mit vielen Gefahren verknüpft, aber Angst und Todesfurcht machten ihn zum Helden und begannen seinen Charakter zu stählen, und als er sah, daß er wirklich — wie ihm auch alle seine Bekannten versicherten — einzuschrumpfen begann, da schwor er sich hoch und theuer, seine Lebensweise selbst auf jede Gefahr hin festzusetzen.

Glücklicher Weise war Madame Valerian zu sehr mit einer Umarbeitung der Statuten ihres Vereins beschäftigt, um ihrem Manne ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden zu können. — Sie beabsichtigte nämlich nichts Geringeres, als dem Rathe der Studenten Grunow zu folgen und Männern den Zutritt zu gestatten. Dieser Entschluß war bei ihr zur Reife gediehen, als Meyer sie besucht hatte. Er war so galant, und sie hatte von Jacob, mit dem sie jetzt auf einem sehr freundschaftlichen Fuße stand, so viel Lebenswerthes von ihm erfahren, daß sie nicht umhin konnte, zwischen ihrem Manne und ihrem kleinen Nachbarn allerlei Vergleiche anzustellen, die sehr zu Meyers Gunsten ausschlugen. Namentlich interessirte sie Meyers Reichthum, welchen Jacob annäherungsweise auf zwei Millionen bestimmt hatte. Es war also vornehmlich zu Meyers Gunsten, daß sie den männerfeindlichen Paragraphen verlaufen haben wollte. Sie hätte ihm allerdings auch das Sekretariat übertragen können, sie hielt es aber für besser, sich einen größern Spielraum für ihre Talente zu schaffen, über die sogar ein Student so anerkennenswerth sich geäußert hatte.

Verlaufen aber mußte Herr Valerian natürlich wieder das Amt eines Sekretärs übernehmen, und Fräulein Hummel lachte ihn sehr freundlich an und drückte ihm sehr innig die Hand, als sie den guten Mann wieder an seinem alten Platze sah.

Als die Damen sämmtlich ihre Plätze eingenommen hatten, begann die Präsidentin in ihrer gewöhnlichen Weise den Vers zu bestimmen,

welcher aus dem Gesangbuche gesungen werden sollte, aber kaum hatten sie begonnen, da wurde geklingelt.

Baldrian erhob sich und ging hinaus. Seine Frau sah ihn fragend an, als er wiederkehrte.

Niemand, Pinchen; sagte Baldrian und setzte sich an seinen Platz.

Man hatte aber kaum einige Worte weiter gesungen, als abermals geklingelt wurde. Baldrian ging wieder hinaus.

Wer war da? fragte seine Frau, als er mit etwas besorgter Miene zurückkehrte.

Niemand, Pinchen; versetzte er.

Niemand? — So muß wohl irgend ein Gespenst geklingelt haben.

Madame Baldrian hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als ein Geläute entstand, daß selbst Fräulein Hammerbein sich die Ohren zuhielt.

Madame Baldrian eilte wüthend hinaus, sie blieb fünf Minuten fort und kehrte dann mit den Worten zurück, daß sie auf der Treppe Niemanden sehen könne.

Das ist merkwürdig! riefen die Damen.

Lassen Sie uns fortfahren, meine Damen, sagte Madame Baldrian mit einer Ruhe, die Beweis von ihrem Seelenmuthe gab, wenn es einem Gespenst Vergnügen macht zu klingeln, dann mag es klingeln.

Schon wieder! rief Fräulein Hummel.

Ich fordere Fräulein Hummel auf, hinauszugehen und an der Thüre Wache zu halten, sagte die Präsidentin.

Ei, ich werde mich hüten; versetzte Fräulein Hummel.

Wie — Sie widersetzen sich meinen Anordnungen? —

Allerdings — ich danke dafür, mit Gespenstern in Berührung zu kommen.

Ich werde Sie begleiten; sagte Baldrian. Nicht Pinchen, Du erlaubst es? —

Madame Baldrian warf ihrem Gatten einen Blick zu, der ihn verstummen machte.

Es wurde abermals geklingelt.

Nein, das ist zu arg! riefen die Damen.

Wir wollen sämmtlich hinausgehen, schlug die Chirurgin zweiter Klasse vor.

Dieser Vorschlag fand sogar bei der Präsidentin Gnade, und der

ganze Verein, die Präsidentin mit einem dicken Rohrstocke und Baldrian mit zwei Leuchtern an der Spitze, traten hinaus.

Sie postirten sich dicht neben der Thür, und Madame Baldrian legte die Hand leise auf den Drücker. So wartete man, bis abermals das räthselhafte Geklingel ertönte.

Sofort wurde nun die Thüre aufgerissen. Aber es war keine Spur von einem menschlichen Wesen vorhanden, desto bemerkbarer aber machte sich ein vierfüßiges Individuum, in der Person des Hundes Caro, welcher diesmal — von seinem unten auf dem Flure stehenden Herrn nicht zurückgerufen wurde. Das Räthsel klärte sich auf. An dem Klingelgriff hing eine sehr appetitliche Kalbspfote, welche natürlich die Effluvien des Thieres nicht wenig reizte und ihn zu verzweifelten Anstrengungen, zu ungeheuren Sprüngen antrieb. Wohl gelang es ihm die Kalbspfote zu erreichen, aber sie war so fest gebunden, daß er sie, so viel er auch daran zerren mochte, nicht abzureißen vermochte. Natürlich hatte der unglückliche Caro keine Ahnung davon, daß er eine äußerst polizeiwidrige Handlung vorgenommen hatte, welche unter die Rubrik der muthwilligen Ruhestörungen fiel, noch weniger hatte er eine Ahnung davon, daß er den Zorn der Damen gegen sich aufgestachelt hatte. Um so größer war daher seine Ueberraschung, als Madame Baldrian mit dem Rufe: da hätten wir also das Gespenst! — über das unglückliche, vierbeinige Individuum herfiel. Caro war nicht ganz so stumm, wie Herr Baldrian, und schien auch vor seiner Gattin nicht denselben Respekt zu haben. Sobald er bemerkte, welcher Attentat gegen ihn im Anzuge sei, setzte er sich ritterlich zur Wehre. Aber sein Herr, welcher unten die Katastrophe mit angesehen hatte und den tapfern Caro in Gefahr sah, rückte nun aus seinem Hinterhalt hervor und machte von dem schweren Geschütz, das er in Bereitschaft hielt, einer Spritze nämlich, die er in einer Blase hielt, Gebrauch. Plötzlich hörte man einen entsetzlichen Schrei, die Damen stürzten nach allen Seiten fort, hinauf, hinunter, über die Straße. Wilhelm machte sich aus dem Staube, Caro folgte ihm triumphirend, denn er hatte die Kalbspfote glücklich erwischt und Niemand wagte ihn aufzuhalten. Um die Damen aber sammelte sich ein großes Menschengewühl, später hinzutretende Leute hörten mit Entsetzen die Worte, daß mehrere Damen von einem tollen Hunde gebissen worden seien. Indessen war ein Arzt herbeigerufen worden, Madame Baldrian und Fräulein Hammerbein, wurden bleich wie der Tod, und vor Entsetzen ohnmächtig auf Betten gelegt; sie waren mit Blut bedeckt, und die andern Damen

hielten ſich in ſcheuer Entfernung, denn ſie befürchteten, die Unglücklichen könnten ſich jeden Augenblick anfeichten und ſie beißen.

Wir wollen nur gehen, flüſterte die Chirurgin, wenn die Baldrian tollwüthig wird, iſt ganz Berlin in Gefahr. Man müßte ſie augenblicklich todtſchießen.

Gott bewahre, ſagte Fräulein Hummel.

Ich ſage Ihnen, man muß ſie todtſchießen; entgegnete die Chirurgin eifrig. Ich muß das wohl beſſer wiſſen. Mein Mann hat mir genug davon erzählt. Und bedenken Sie das Naturel der Frau, welche eine ſtarke Inclination ſie zur Tollheit hat.

Sie muß ſchrecklich gebiſſen ſein; fuhr die Hummel fort. —

Ich bedaure nur den armen Baldrian, ſagte die Roupe, ich glaube nicht, daß er ſobald wieder eine Frau finden wird, die ihn ſo pflegt.

Das wird er gewiß, entgegnete die Hummel etwas pikirt. Jede Frau wird einen ſo guten Mann nach Gebühr zu behandeln wiſſen.

Sie will beißen! rief plötzlich eine Stimme, und die Damen flüchteten ſich.

Madame Baldrian erhob ſich in der That, aber unter dem ironiſchen Lächeln des Arztes und einiger Nachbarinnen, welche mit hineingetreten waren, um ihm beizuſtehen. Es war nämlich bei beiden Damen keine Spur von der geringſten Verwundung vorhanden. Sie waren nicht einmal geritzt, und man konnte ſich die große Menge Blutes, — denn auch auf dem Flure bemerkte man große Blutflecken, — nicht anders erklären, als damit, daß die Damen nicht von dem Hunde, ſondern dieſer von den Damen wüthend gebiſſen werden ſein müſſe, und man wunderte ſich, wie das Thier noch lebendig davon kommen konnte.

Der vielbetrauete Caro aber ſaß indeſſen wohlgemuth neben Wilhelm auf ſeinem Großvaterſtuhle neben dem Ofen. Der Lehrling blickte wohlgefällig auf ihn herab und rieb ſich vergnügt die Hände. Voll Ungeduld erwartete er die Rückkehr ſeines Meiſters, und erzählte ihm, als er endlich kam, den ausgezeichneten Streich.

Wilhelm, ſagte er, als er die Erzählung ſeines Lehrlings mit großer Aufmerkſamkeit bis zu Ende gehört hatte, ich wette, wenn Dich Jemand ſo ſehen würde, wie Du jetzt hier daſitzeſt, er würde nicht glauben, daß in ſolcher großherzigen Ideen fähig ſeieſt. Gieb her, Junge, die Blaſe und die Spritze; ich werde dieſe Dinge aufbewahren, wie heilige Reliquien, und ich will mit jedem auf mein Buch wetten, der mir zu widerſprechen wagt, daß, ſo lange Berlin ſteht, kein Lehrling ſeinen gekränkten

Meister würdiger gerächt hat, als Wilhelm Kirschgrün, seines Standes ein Schneiderlehrling.

Und mit diesen Worten gab der Meister seinem Lehrlinge einen väterlichen Kuß und bewilligte einen ganzen Kuhkäse mit einer Weißen zum Abendbrode. Auch der treue Caro wurde dabei auf's Beste bedacht und knurrte so dankbarlich, als wollte er sagen: er werde sich stets so tapfer, wie an diesem Abende beweisen, wenn es gelte, eine Kalbskeule als Siegestrophäe davonzutragen.

Siebentes Kapitel.

Sechszig Zoll.

Es waren vier Wochen nach der letzten durch Caro's Attentate so schmählig unterbrochenen Sitzung verschwunden, als jene ungewöhnliche Zusammenberufung der Mitglieder des Frauenvereins ꝛc., von der wir am Anfange des vorigen Kapitels berichtet, stattfand. Man war inzwischen allerdings wieder einige Mal zusammengekommen, hatte sich von dem stattgehabten Schrecken vollkommen erholt und die Abänderung des Statuts glücklich zu Stande gebracht. Madame Baldrian hatte nun zunächst Herrn Meyer äußerst freundschaftlich eingeladen, an ihren Sitzungen Theil zu nehmen und das Amt eines Sekretairs zu übernehmen, und Meyer hatte dieses in Rücksicht des so vortrefflichen Zweckes mit größter Zuvorkommenheit angenommen. Bei der heutigen Zusammenkunft wollte er zum ersten Male erscheinen, und die Präsidentin wollte ihn den Mitgliedern vorstellen.

Jedoch hatte Meyer alle Ursache, seine Zusage zu bereuen, denn es war zwischen dem Baldrian'schen Ehepaar eine sehr ernstliche Spannung eingetreten, von der er leider zu spät unterrichtet worden war. Er mochte jetzt seine bündig gegebene Zusicherung nicht zurücknehmen. Der unglückliche Baldrian nämlich glaubte einige Tage nach jenem blutigen Ereignisse, dessen Ausgang nichts weniger als blutig war, mit Entsetzen wahrzunehmen, daß trotz der Versicherung seiner Freunde sein leiblicher Umfang durchaus nicht geringer wurde. Er war zu dem guten Meister gerilt,

hatte sich bei ihm über die ihm von seiner Frau gewordene Behandlung zunächst entschuldigt und ihn dann gebeten, ihm doch noch einmal recht genau Maß zu nehmen, und Meister Brese war menschenfreundlich genug, dieser Bitte sofort zu willfahren. Aber kaum hatte er das verhängnißvolle Maß um Baldrian's Hüften gelegt, da schüttelte er bedenklich, höchst bedenklich das bekappte Haupt und sagte — nichts, nein, garnichts sagte er. Er sah nur Wilhelm mit einer todverkündenden Miene an, welcher wiederum den treuen Caro anblickte. Und dieser, welcher bisjetzt den zitternd dastehenden Baldrian nicht aus den Augen verloren hatte, brach plötzlich in ein Geheul aus, daß Wilhelm, welcher mit Caro's Manieren und Ausdrücken höchst vertraut zu sein schien, die Bemerkung nicht unterdrücken konnte: Meister Caro riecht wieder eine Leiche.

Gerade sechszig Zoll! — sagte Meister Brese, gleichsam als wolle er zu dieser Bemerkung seines Lehrlings einen verständlichen Commentar geben.

Baldrian, über den jetzt ohne Gnade der Stab gebrochen zu sein schien, wurde es schwarz vor den Augen, er sank um und fiel in den Lehnstuhl, welchen Caro als sein unbestrittenes Besitzthum inne hatte, und den er auf die energischste Weise zu behaupten entschlossen war. Ohne erst lange zu suchen, setzte er seine Zähne gerade in diejenigen Fleischtheile des Unglücklichen ein, welche zuerst den Stuhl occupirten. Wäre der Meister nicht sofort dem armen Baldrian kräftig beigesprungen, sicherlich hätte er bald den verhängnißvollen Zoll an seiner Körperfülle, nur freilich nicht an dem rechten Orte, verloren. Wilhelm brachte Wasser herbei und überschüttete den Unglücklichen damit so reichlich, daß er sehr bald wieder zur Besinnung kam und nun wenigstens so viel Ruhe und Muth gewann, Meister Brese's Rathschläge, was er nun schleunigst zu thun habe, wenn er nicht durchaus in den nächsten vier und zwanzig Stunden sterben wolle, entgegen zu nehmen.

Der Hunger helfe nichts mehr, sagte Meister Brese, das sehe er ein, zumal Baldrian diese ihm verschriebene Kur nicht consequent verfolge; dagegen würden Gram, Kummer und Aerger die besten Dienste thun. Nichts nehme den Menschen mehr mit, als wenn ihm der häusliche Friede gebreche, und wenn bei ihm überhaupt noch Rettung möglich wäre, so könne sie nur in einer muthigen häuslichen Fehde mit seiner Frau und zwar auf Tod und Leben gefunden werden. Er müsse seiner Frau in Allem entgegentreten. Sage sie schwarz, solle er auf weiß beharren, und umgekehrt, und wenn er diesen häuslichen Krieg muthig durchführe,

verspreche ihm der Meister in Zeit von spätestens acht Tagen einen leiblichen Verfall, der ihn in Staunen setzen würde.

Ganz gewiß war dieser Rathschlag des Meisters nicht ohne alle Beimischung von Malice, und er freute sich unendlich über seinen Rath der nach seiner Meinung eine eben so würdige Rache für die ihm widerfahrene Beleidigung war, als Wilhelms mit Blut angefüllte Blase.

Baltrian aber war wirklich entschlossen, Brese's Rath buchstäblich zu befolgen. Es war rührend anzusehen, wie dankbar er dem Meister die Hand drückte, ihn seinen Retter nannte, und dann hinauswankte, um sofort seiner Frau die Kriegserklärung zuzuschleudern. Ja, die Todesangst gab Herrn Hilarius Baltrian den Muth, seiner Frau den Gehorsam aufzukündigen und sich allen Folgen zu unterwerfen, die aus diesem verwegenen Entschlusse entstehen könnten. Die Gelegenheit, seine Entschlossenheit zu zeigen, fand sich schon bei seinem Eintritt in seine Wohnung.

Wo bist du gewesen? fragte ihn Madame Baltrian.

Beim Meister Brese; versetzte Baltrian ohne zu zucken.

Bei Meister Brese? — Was hast Du von ihm gewollt? Ich hoffe, Du hast ihn endlich gezüchtigt? —

Ich habe ihn um Entschuldigung gebeten, Pinchen.

Um Entschuldigung? — Wofür denn, Du Narr? —

Dafür, weil Du ihn so abscheulich behandelt hast.

Madame Baltrian sah ihren Mann mit einer Miene an, die einen Zweifel an seinem gesunden Verstande auszudrücken schien.

Ja, sieh mich nur an, entgegnete Baltrian und setzte sich gravitätisch auf den Lehnstuhl, welcher von seiner Frau als Präsidentensitz benutzt wurde, sieh mich nur immer so bös an, Pinchen. Du kannst mich sogar schlagen, wenn es Dir Vergnügen macht. Mich wenigstens ärgerst Du damit gar nicht. Ich sage Dir, der Meister Brese ist ein sehr guter Mann. Ich lasse mir bei ihm einen ganz neuen Anzug machen.

Das Letztere war eine Lüge, aber gewiß ein sehr guter Einfall, denn Madame Baltrian wurde durch diese Verwegenheit ihres Mannes in die höchste Wuth versetzt.

Du hast Dir bei dem abscheulichen Menschen, den ich aus der Thür hinausgeworfen, einen Anzug bestellt? fragte sie mit zitternden Fäusten.

Ja, Pinchen.

Und ohne mir ein Wort davon zu sagen?

Das werde ich nie mehr thun, Pinchen, denn ich bin der Herr im Hause. Ich kann thun, was ich will.

Du kannſt thun, was Du willſt? —

Ja, Pinchen. Das Ehegeſetz giebt dem preußiſchen Bürger das Recht dazu.

Hilarius, Du kannſt thun, was Du willſt? —

Ich kann thun, was ich will, Pinchen. Gehe und bringe mir meine Pantoffeln, Pinchen, und den Stiefelknecht.

Hilarius — nicht mich — Dich hat ein toller Hund gebiſſen.

Ich verbitte mir dergleichen unehrerbietige Ausdrücke, Pinchen. Nein, ich dulde dergleichen nicht mehr. Hörſt Du, Frau? — Ich verlange Gehorſam von Dir! — Ich habe die Hoſen an, ich! Bringe mir den Stiefelknecht, ſag ich.

Da haſt Du den Stiefelknecht, rief ſeine Frau, die nicht länger an ſich zu halten vermochte, und ihr verwegener Ehegatte hatte einen wohlgetroffenen Abdruck ihrer fünf Finger auf ſeinem männlichen Profile.

Schlag nur immer zu; ſagte Baldrian mit der größten Ruhe, indem er ganz vergaß, daß Meiſter Brefe's Recept verſchrieb, daß er und nicht ſeine Frau ſich ärgern müſſe, ſchlag nur immer zu, Pinchen, vielleicht ſchlag ich einmal wieder. Ja, ich werde ſogar wirklich wiederſchlagen. Komm mir nicht zu nahe, denn wenn ich wüthend werde, dann kennt ſich Dein Hilarius nicht mehr.

Du willſt mich ſchlagen! rief Madame Baldrian außer ſich.

Ja, das will ich bei Gelegenheit wirklich thun, Pinchen, und ich werde Dir wahrſcheinlich auch verbieten, in meiner Wohnung Sitzungen zu halten. Oder wenigſtens verlange ich, Präſident zu ſein. Ja, ich will durchaus auf dem Präſidentenſtuhl ſitzen, denn ich habe nicht mehr Luſt, mich vor Dir zu beugen.

Auf dem Präſidentenſtuhl will er ſitzen! rief Madame Baldrian. Ich muß ihm wahrhaftig die Zwangsjacke anlegen laſſen. Der Menſch iſt gefährlich. Er tobt! Er raſ't! — Ich bin meines Lebens nicht vor ihm ſicher.

Madame Baldrian ſchrie ſo laut, daß man den Skandal auf der Straße hören konnte. Sie holte ihre Stricke, deren ſie ſich beim Trocknen ihrer Wäſche bediente, und machte ernſtliche Anſtalten, ihren Mann zu binden. Herr Baldrian's Muth beſtand aber wirklich die Feuerprobe. Er hatte angefangen zu opponiren: der Nimbus, der ſeine Frau bisher umgeben, war verſchwunden. Er hatte der Gefahr einmal feſt in's Auge geſchaut — und ſie minder ſchreckbar gefunden, als ſie ihm ſonſt erſchienen. Die Furcht iſt nur ein Geſpenſt, das in Nichts zerfließt, wenn man es

muthig faßt. Allerdings machte seine Körperfülle den armen Baldrian schwach, und im Handgemenge mit seiner Frau zog er zumeist den Kürzeren, das aber schadete ihm garnichts und er ließ es stets darauf ankommen. So war das, was Meister Breſe vorgeschrieben hatte, für Baldrian vollſtändig verbeigeführt. Der häusliche Krieg war entbrannt, Baldrian genoß keinen ruhigen Augenblick — aber er that, was er wollte. Er blieb eisern consequent. Ja, er wagte es sogar, an den Abenden auszugehen, an welchen der Frauenverein seine Sitzungen hielt, so daß eine der Damen sich dem schwierigen Sekretair-Amte unterziehen mußte.

Diese Zwiſtigkeiten konnten dem vis à vis der Baldrian's, unserm Meyer, nicht unbekannt bleiben, um so weniger als ihn Madame Baldrian in's Vertrauen zog. Als Meyer die Veranlassung des Streites hörte, protestirte er feierlichſt gegen ihren Argwohn, daß Meister Breſe die Verlobungs-Annoncen abgefaßt haben sollte und rechtfertigte auf diese Weise ihres Mannes Benehmen. Doch gelang es ihm keineswegs den Streit beizulegen, da keine der kriegführenden Mächte nachgeben wollte. Baldrian wußte wohl warum. Er war erſt kürzlich wieder bei dem Meister gewesen, der hatte ihm abermals das Maß nehmen müssen, und sein Triumph war unbeschreiblich, als ihm Breſe verkündete:

Sie stehen auf acht und funfzig.

Gott sei Dank, rief Baldrian, zwei Zoll gefallen. Die Kur wird fortgesetzt.

Baldrian's Widerstandsfähigkeit hatte sich in einem so hohen Grade ausgebildet, daß dieſes glückliche Resultat sie kaum zu steigern vermochte. Da er aber feſt entſchloſſen war, sein Maß auf mindestens vierzig Zoll zu reduciren, so sann er Tag und Nacht auf Mittel, dem ehelichen Frieden neue Hindernisse in den Weg zu legen. Meister Breſe stand ihm mit seinen wohlgemeinten Rathſchlägen treulich bei, und an dieſer ſyſtematiſchen, entſchloſſenen Oppoſition mußte endlich ſelbſt der Muth einer Baldrian zu brechen beginnen. Sie hatte nicht, wie ihr Gatte, zwanzig und nöthigenfalls vierzig Zoll zuzuſetzen, ehe es bis an's Herz und die Leber kam, sie war schon ſchon längſt ad minimum reducirt, und ſie mußte endlich inne werden, daß ſie bei fortgeſetztem Streite den Kürzern ziehen würde. Aber zugleich wies ſie mit Entrüſtung die Zumuthung zurück, daß ſie ſich vor ihrem Manne beugen ſolle, vor demſelben Manne, der ſtets vor ihr gezittert habe. Es gab alſo nur einen Ausweg für ſie — Scheidung. Und dieſer Gegenſtand war es, welcher ſie bewog, den Frauen-

verein zur Veredlung des Herzens und der Seele zu einer außerordentlichen Versammlung zu berufen.

Obgleich nun allen Mitgliedern des wohllöblichen Vereins dieser Zwiespalt zwischem dem Baldrian'schen Ehepaar sehr wohl bekannt war, um sie leicht errathen konnten, was die Veranlassung zu dieser außerordentlichen Sitzung sei, so waren sie doch so neugierig, von dem was vorgefallen, Kenntniß zu erlangen, daß die Damen sich fast zwei Stunden früher, als zur festgesetzten Zeit einfanden. Sie sahen sich gegenseitig mit etwas moquanten Blicken an, denn das Verhältniß zwischen den Mitgliedern war schon seit jenem Abende, da Grunow in der Versammlung erschienen war, ein gespanntes gewesen, der Baldrian'sche Ehestandskrieg aber hatte die Damen auf's Aeußerste gegen einander erbittert. Es gab bei diesem Conflikte keine neutrale Macht unter ihnen, sie nahmen Alle entschieden für Herrn oder Madame Baldrian Partei. Die separirten und annoch in den Fesseln des Ehestandes befangenen Mitglieder hielten es mit ihr, die unverheiratheten Damen und Wittwen standen fest auf Baldrian's Seite. Bemerkenswerth war hierbei das Benehmen der Fräulein Hummel und Hammerbein. Die erstere ermuthigte Baldrian auf ihre gewöhnliche Weise, durch verstohlenen Händedruck, und indem sie ihn dann und wann freundlich anzwickerte. Auch vertheidigte sie ihn offen und entschieden, aber nur in der Abwesenheit seiner Frau, vor der sie stets eine gewisse Scheu hatte. Die Hammerbein aber schien sich besonders darin zu gefallen, ihn gerade in ihrer Gegenwart herauszustreichen, und niemals vertheidigte sie ihn entschiedener und heftiger, als wenn sie bemerkte, daß die Baldrian in die höchste Wuth gerieth.

Dieses Betragen war bei der Hammerbein allerdings etwas auffällig, denn sie war bisher eine der wüthendsten Pantoffel-Jacobinerinnen gewesen, aber die Baldrian merkte sehr bald, woher diese plötzliche Umwandlung kam. Die Hammerbein konnte der Baldrian nämlich nicht verzeihen, daß sie die Hummel überredet hatte, vom Prozessiren gegen Meyer und seinen Bedienten abzustehen, und daß sie eine sehr auffällige Vorliebe für den ersteren an den Tag legte. Die Baldrian hatte auch sie dahin zu bringen versucht, die bereits erhobene Klage gegen Meyer fallen zu lassen. Die Hammerbein wollte aber davon nichts hören, sie hatte Meyer wirklich verklagt, war jedoch abgewiesen worden, weil Zeuge Jacob eidlich versichert hatte, daß die fragliche Ohrfeige nicht von seinem Herrn, sondern von ihm expedirt worden sei, und daß er, wenn ihn das

Fräulein Hammerbein deshalb verklagen wolle, — nichts anders sagen würde, als: — Er könne einer Dame, und wenn sie auch wie eine Venus gewachsen wäre, nicht das Recht zugestehen, Sottisen über einen Mißwachs zu machen, der an die Armen, an die Unglücklichen und Leidenden an einem Tage mehr Wohlthaten spende, als hundert Fräulein Hammerbeins an tausend Tagen. Sein Herr sei aber wirklich grausam von ihr beleidigt worden, und eben weil er nicht gerade sei, habe er es gerade für seine Pflicht gehalten, den gegen jede Unverschämtheit zu beschützen, in dessen Brod er stehe und dessen Lied er natürlich singen müsse, und sagar sehr gerne singe, denn es sei ein wahrhaftes „Hohelied".

Nach diesem offenen Bekenntnisse Jacob's blieb dem Fräulein Hammerbein nichts anders übrig, als die Sache entweder ganz aufzugeben oder eine neue Klage gegen Jacob anzustrengen. Sie hatte das Letztere gewählt und gerade am heutigem Tage, an welchem Meyer zum ersten Male in dem Verein erscheinen wollte, war seinem Diener die Klage insinuirt worden. Meyer hoffte jedoch, wenn er mit dem Fräulein Hammerbein zusammenkommen würde, denn er wußte bereits, daß sie ebenfalls dem Vereine angehörte, sie zu beschwichtigen. Er wollte ihr alle mögliche Genugthuung anbieten, falls sie die ganze Geschichte auf sich beruhen lassen wollte.

Ihrerseits hatte die Hammerbein keine Ahnung, daß die Abänderung der Statuten vornehmlich zu Meyer's Gunsten geschehen war. Sie hatte keine Ahnung davon, daß die Baltrian den Besuch des ihr verhaßten Meyer's empfangen hatte und daß er an diesem Abende in der Sitzung erscheinen würde. Die Baltrian aber freute sich im Voraus des Triumphes, den sie über die sicher verdutzte Dame davon zu tragen hoffte und empfing sie dafür mit einer Freundlichkeit, die etwas Betäubendes hatte. Die Damen umarmten sich so innig und küßten sich allesammt so herzlich, als hätten sie in der Zeit, in welcher sie von einander getrennt zu leben verurtheilt waren, Thränenströme der Sehnsucht und des Kummers geweint.

Es ist wahr — die Frauen sind doch merkwürdige Thierchen, pflegte der verschollene Meinhold zu sagen, und er scheint wirklich Recht gehabt zu haben. Die Versammlung war an diesem Abende vollzählig. Es fehlte keine Seele. Die Damen waren so ganz, so völlig erschienen, als hätten sie zu Hause Versuche gemacht, sich zu verzehnfachen. Es sollte heute eine für sie Alle entscheidende Sitzung sein, es sollte, es mußte heute etwas von großer Wichtigkeit vorfallen, sie hatten es sich vorge-

nommen, und ihre Mienen, ihr Anſtand, ihre Sprache, ſelbſt ihre Kleidung waren dieſer Erwartung durchaus angemeſſen gewählt.

Endlich ſollte die Sitzung beginnen. Madame Baldrian hatte bisjetzt nicht ein Wort über das geäußert, was ſie den Frauen mittheilen wollte. Es war eine allgemeine Aufregung, als ſie dieſelben einlud, in den Sitzungsſaal zu treten. Herr Baldrian war nicht zu Hauſe. Die Damen wunderten ſich hierüber nicht mehr. Herr Baldrian war jetzt an keinem Abende mehr zu Hauſe, er beſuchte ein benachbartes Weinhaus, denn Meiſter Breſe hatte ihm geſagt, daß der Wein zehre und er könne ihn ohne Gefahr trinken, da er bereits auf vier und funfzig ſtehe. Dies war es aber nicht allein. Baldrian wußte, daß es jeden Abend, wenn er nach Hauſe kam, einen Höllenſpektakel gab, daß ſeine Frau ihn wüthend empfing und daß er durch den Weingeiſt ermuthigt und angefeuert, dann nicht die geringſte Furcht vor ihr hatte. Das ſchürte den häusliche Zwiſt noch heller an und ſicherte ihm eine fortwährende Reduktion ſeines Naſſes. Herr Baldrian ſprach ſich gegen den Meiſter auch unverhohlen dahin aus, er hoffe es binnen vierzehn Tagen wirklich auf vierzig zu bringen, und der Meiſter verſetzte: Oho, auf zwanzig, ich wette auf mein Buch! —

Herr Baldrian war alſo — und das wollten wir eigentlich nur ſagen — nicht zu Hauſe, und Madame Baldrian hatte, da ihr Mädchen ehemals mitten in der Zeit davon gegangen war, ein Kind aus der Nachbarſchaft beſtellt, um ihr die nöthigen kleinen Dienſte zu leiſten, und die Thür zu öffnen, wenn es klingeln würde. Fräulein Hammerbein machte den Sekretair, denn ſie beanſpruchte, ob mit Recht oder Unrecht, vermögen wir nicht zu entſcheiden, die Gebildetſte und Schreibfertigſte in der ganzen Geſellſchaft zu ſein, und obwohl ihr dieſes allgemein beſtritten wurde, ſo überließ man ihr doch gerne das Amt, um ſie zu beſchäftigen, und ihren Oppoſitionsgeiſt zu feſſeln. Sie ſah ſehr gravitätiſch aus, als ſie ſo daſaß, einen ungeheuren Gänſekiel in der Hand, das Fräulein Hammerbein. Sie ſchrieb immer, auch wenn kein Wort geſprochen wurde, ihre Protokolle gewannen eine Schrecken erregende Ausdehnung, und da Madame Baldrian erklärte, daß ſie zu viel Papier verbrauche und der Verein dies unmöglich gut heißen könne, ſo kaufte ſie für eigene Rechnung und Gefahr ein ganzes Ries Papier und ſchrieb bei jeder Sitzung mindeſtens ein halbes Buch davon voll. Wenn ſie dann in nächſter Sitzung das Protokoll der vorigen verlas, dann hatten die Damen — weil ſie zu jeder Aeußerung eines Mitgliedes zu-

gleich ein ganzes Glossarium machte — so viele Ausstellungen zu machen, daß des Streites kein Ende wurde, so daß man endlich in einer würdigen Debatte fast einstimmig — Fräulein Hammerörein protestirte — beschloß, daß das Protokoll gar nicht mehr vorgelesen werden, daß es aber dem Fräulein fortan unbenommen bleiben solle, das Protokoll ganz nach Belieben auszufüllen und zu verlängern.

Die Präsidentin ließ jetzt ihr feierliches Geläute ertönen, und nach funfzehn Minuten trat eine ganz leidliche Stille ein. Madame Baldrian begann:

Meine Damen, ich fühle mich nicht in der Stimmung, unsere heutige Sitzung mit einem frommen Verse zu beginnen, ich möchte sie vielmehr beginnen, indem ich den Gefühlen des Hasses und der Verachtung, die mich bewegen, ihren freien Lauf lasse. Ich habe Sie hierher beschieden, um Ihnen diese Empfindungen mitzutheilen. Meine Damen, Sie mögen es hören, ich bin entschlossen — entschlossen sag' ich — Madame Baldrian blickte die ganze Versammlung nach der Reihe an — ich sage, ich bin wirklich entschlossen, mich von meinem — mich von dem Elenden, dessen Namen ich leider trage, scheiden zu lassen. Ich werde wieder das werden, was ich gewesen bin, eine Jüngling — eine Jungfrau.

Ungeheure Sensation — allgemeines Schweigen.

Jungfrau; sagte die Hammerbein, indem sie die eben zu Protokoll genommene Rede beendigte.

Sie wollen wohl nur sagen, eine „separirte", setzte sie dann schnippisch hinzu.

Verlassen Sie sich darauf, entgegnete die Baldrian eben so schnippisch — ich werde nicht lange eine „separirte" bleiben, nicht so lange wie Sie Jungfrau geblieben sind.

Nun, Ihr Mann wird sich wahrhaftig darüber nicht zu Tode grämen, versetzte die Hammerbein. Und so viel ist gewiß, daß Baldrian eher zehn Frauen, als Sie einen Mann bekommen werden.

Ja, solche Frauen, wie Sie — fuhr die Baldrian auf, schmachtende Jungfrauen, die sich nach der Haube sehnen, die ihren Graukopf verdecken soll. Was aber meine Wiederverheirathung anbetrifft, so kann sich Jedermann trösten, ich habe bereits schon längst meinen desgnirten Bräutigam.

Ach — die Sache wird wohl ihre Richtigkeit haben, versetzte die Hammerbein. Als Verlobte empfehlen sich: separirte Baldrian, verwittwete Sperling, geborene Jüngling, und Joseph Eduard Meyer, Ehebrecher.

Es war ein Glück für die Hammerbein, für die Baldrian, für alle Anwesende, vielleicht für das ganze Haus, denn Gott weiß, welch ein fürchterlicher Brand auszubrechen drohete, daß in diesem Augenblicke, als hätte der liebe Gott für den richtigen Spritzenmann im gefährlichsten Momente Sorge tragen wollen, es war ein Glück, daß in diesem Augenblicke Herr Meyer selbst, der leibhafte Herr Meyer, der so eben mit einem Titel beehrt worden war, der ihm gewiß nicht von Rechtswegen zukam, in die Versammlung trat. Man hatte in dem heftigen Zwiste, der so eben zwischen den beiden wichtigsten Mitgliedern des Vereins ausgebrochen war, das Klingeln überhört und die Kleine hatte den Herrn Meyer ohne Weiteres eingelassen. Er trat jetzt mit einer Würde vor die Gesellschaft, welche die Hammerbein verstummen machte, und auf der Baldrian gefürchtetem Antlitze eine triumphirende Verklärung hervorrief.

Sie erhob sich, trat dem Gaste feierlichst entgegen, nahm seine Hand und stellte ihn der Gesellschaft mit den Worten vor:

Ich habe die Ehre, Ihnen meine verehrten Damen, unser *erstes männliches Mitglied* —

Noch nicht Mitglied, bemerkte Meyer bescheiden

Nun, dann unsern *ersten männlichen Aspiranten*, vorzustellen.

Und mit einem moquanten Blick auf die Hammerbein fügte sie hinzu:

Herr Joseph Eduard Meyer, Rentier und Junggeselle.

Herr Meyer nehmen Sie gefälligst Platz; schloß sie dann ihre Vorstellung.

Meyer machte eine sehr graziöse Verbeugung, räusperte sich und sagte dann, sich gegen die Gesellschaft wendend:

Meine verehrten Damen, ich bitte Sie, mich nicht als einen Eindringling zu betrachten — obwohl es gewiß sehr verzeihlich wäre, wenn man sich in eine Gesellschaft, die so erhabene Tendenzen verfolgt, eindrängen wollte — aber, ich habe der freundlichen Einbildung meiner Frau Nachbarin, einmal an einer Ihrer Sitzungen Theil zu nehmen, nicht widerstehen *können*, und ich muß hinzufügen, nicht widerstehen *wollen*. Ich bitte Sie nun, sich in dem Gange Ihrer Verhandlungen nicht beirren zu lassen, Sie werden an mir einen aufmerksamen Zuhörer finden, denn ich kann Ihnen versichern, daß es keinen Gegenstand giebt, für den ich ein größeres Interesse haben könnte, als für die Veredlung der menschlichen Gesellschaft. Um Eins aber bitte ich, bevor Sie in Ihren Vorträgen fortfahren. Ich bemerke unter den anwesenden Damen zwei, mit denen

ich — ich kann es mit innigster Ueberzeugung sagen — ohne meine Schuld in eine Collision gerathen bin, die Niemand mehr bedauern kann, als ich selbst. Daß ich sie in einem Vereine sitzen sehe, der sich die edelste Aufgabe, die wir Menschen uns stellen können, zum Zwecke gesetzt, giebt mir den Muth, die Bitte einer Versöhnung an Sie zu richten, die ich mit ganzem Herzen herbeiwünsche. Es flößt mir die Hoffnung ein, daß Sie die Hand nicht zurückweisen werden, die ich Ihnen jetzt darbiete, eben so wohl Verzeihung für mich selbst, als für meinen Diener Jacob erbittend, der sicher nur in Folge eines Mißverständnisses, das wir Beide und gewiß auch Sie tief beklagen, sich ungebührliche Ausschreitungen erlaubt hat.

Nachdem Meyer diese Worte gesprochen, reichte er dem Fräulein Hummel, welche ihm zunächst saß, mit der freundlichsten und herzlichsten Miene von der Welt die Hand, Fräulein Hummel gab ihm eben so lächelnd die ihre und setzte kosend hinzu: sie sei ganz völlig ausgesöhnt. Dann trat Meyer zur Hammerbein, welche inzwischen eine Positur angenommen hatte, die besagte, daß sie ihre Verzeihung nicht ohne alle Bedingungen gewähren würde. Als Meyer ihr seine Hand entgegenstreckte, warf sie der Baldrian einen spöttischen Blick zu, in welchem die Worte zu liegen schienen: Jetzt habe ich seine Hand, und sein Herz vielleicht auch, wenn ich nur will.

Herr Meyer, sagte sie dann, ich bin allerdings sehr böse auf Sie gewesen, doch muß ich Ihnen gestehen, daß nicht ich die Veranlassung des Mißverständnisses war. Hier in dieser Versammlung wurde ich zuerst mit Ihrem Namen bekannt, und es war das Fräulein Hummel, noch viel mehr aber die Madame Baldrian, die mich so sehr in's Bockshorn gegen Sie jagten, Sie so ungemein verunglimpften, daß ich Sie nicht mehr für einen Menschen, nein, für einen Teufel in einem Teufel halten mußte.

Die Baldrian kniff die Lippen zusammen und schoß grimmige Blicke auf die Sprecherin.

Man würde gewiß anders von mir gesprochen haben, entgegnete Meyer, wenn sich das Mißverständniß früher aufgeklärt hätte, das allerdings wohl geeignet war, Schlechtes von mir denken zu machen.

Ja, allerdings, sagte die Hammerbein, es ist uns, dem Fräulein Hummel und mir, nicht weniger Unrecht geschehen, als Ihnen. Die Frau Baldrian würde indessen besser gethan haben, uns den Frieden anzurathen, als die Flamme stets noch mehr anzuschüren. Indeß sie liebt

nun einmal den Zank, Streit und Unfrieden, sie kann gar nicht anders leben. Sie macht es mit ihrem armen Manne nicht anders. —

Fräulein Hammerbein! rief die Baldrian mit wutherstickter Stimme, verlassen Sie sofort meine Wohnung.

Ich bitte Sie — rief Meyer ganz bestürzt, ich würde mich höchst unglücklich fühlen, sollte ich durch meine Anwesenheit das herzliche Einvernehmen unterbrechen, das sie diesjetzt verbunden hat.

Ach, das hat nichts auf sich, fuhr die Hammerbein fort. Ich bin hier vermöge unseres Statuts. Der §. 9. giebt mir ein Recht hier zu bleiben, so lange die Sitzung währt, nicht zehn Madame Baldrian's können mich von hier fortbringen, nicht zehn sag' ich Ihnen. Und nun, um zum Schlusse zu kommen, Herr Meyer, ich verzeihe Ihnen gründlich, verstehen Sie mich wohl, Ihnen. Ich erwiedere Ihren Handschlag so innerlich ich nur kann, ohne Hintergedanken. Ich erkläre Ihnen offen meine vollständige Versöhnung, was aber die Beleidigung betrifft, die mir Ihr Bediente zugefügt, so ist sie zu groß, meine gesellschaftliche Stellung ist so himmelweit von der seinen verschieden, daß ich ihm nicht anders verzeihen werde, als wenn er mir fußfällig Abbitte thut.

Madame Baldrian brach in ein höhnisches Gelächter aus.

Lachen Sie nur, rief die Hammerbein, lachen Sie immerzu. Was würden Sie darum geben, wenn ein gewisser Jemand Ihnen jetzt zu Füßen läge?

Unverschämtes Geschöpf! kreischte die Baldrian und sprang auf Fräulein Hammerbein zu.

Meyer trat dazwischen und hielt die beiden Frauen mit großer Noth auseinander. Es wurde ihm in dieser Gesellschaft ganz sonderbar zu Muthe. Er begann zu ahnen, daß er von den ehrenwerthen Damen eine viel zu hohe Meinung gefaßt habe, und daß sie von der Seelen- und Herzensveredlung, die sie anstreben wollten, ganz andere Begriffe haben müßten, als er. Er hielt es für das Beste, möglichst schnell den Rückzug anzutreten und den Verein seinem Schicksale zu überlassen. Aber in diesem Augenblicke trat Jacob herein und ging auf seinem höchst erstaunten Herrn mit einer Miene zu, welche eine äußerst wichtige Botschaft verrieth.

Die Erscheinung des allbekannten Dieners gab das Signal zu einem stillschweigenden Friedensschluß. Aller Augen waren auf Jacob gerichtet. Dieser begriff vollkommen, daß er als allgemeiner Gegenstand einer so schmeichelhaften Aufmerksamkeit Pflichten zu erfüllen habe, und ehe er

daher ein Wort an seinen Herrn gerichtet, sagte er mit einer Verbeugung, die dieser fast nicht graziöser machte, gegen die Gesellschaft gewendet:

Meine Damen, ich bitte um Verzeihung, daß ich so Mir nichts Dir nichts in diesen Salon (bei dem Worte Salon sah er sich aufmerksam im Zimmer um) getreten bin. Das Mädchen aber draußen — ein sehr bescheidenes Kind, das muß man sagen, wirklich sehr bescheiden, wird sogar mal eine vielversprechende Jungfrau werden —

Jacob! ermahnte Meyer.

Also das Mädchen draußen, fuhr Jacob fort, sagte nun, ich solle nur hineintreten, in diesen Saal nämlich, da würde ich den Herrn mit dem —

Jacob hielt plötzlich inne, es hatte ihm ein unglückseliges Wort auf der Zunge geschwebt.

Da würde ich meinen Herrn finden, sagte sie, fuhr er dann fort, und nun pochte ich natürlich, aber wer nicht herein rief, war diese hohe Gesellschaft, und da mußte ich nur die Thüre in die Hand nehmen, und so bin ich hier. Was aber die Veranlassung dieses Hierseins betrifft, so ist es eine Sache, welche gewiß manche Dame, von der ich jetzt angesehen zu werden die Ehre habe, sehr interessiren wird, wirklich sehr, kann ich wohl sagen. Denn denken Sie sich, Herr Meyer — so eben habe ich den Studenten Herrn Grunow, Sie wissen, der hier gewohnt hat, gesprochen, und der hat mir gesagt, daß die bekannten Annoncen: Als Verlobte empfehlen sich Fräulein Hummel und Joseph Eduard Meyer, Rentier u. s. w. auch die sogar mit der Madame Baldrian von ihm herrührten, daß er sich habe einen Spaß machen wollen, weil er immer ein lustiger Vogel gewesen und daß er es jetzt bereue, weil er den Herrn Meyer als einen so äußerst respectablen Menschen kennen gelernt — na, das wollt ich meinen, das sagt die ganze Welt — den er mit reuigem Herzen um Verzeihung bitte. Ich sollte es nur bestellen.

Es ist merkwürdig, sagte Meyer, wie viele Menschen sich schon selbst angegeben haben. Es ist kaum glaublich, daß Herr Grunow der Thäter ist, denn er scheint doch Vermögen zu haben, und ich weiß, daß der Urheber ein ganz armer Mensch ist. Nun, meinetwegen, mag er sich dazu bekennen. Ich nehme weiter keine Notiz davon, und ich hoffe die betroffenen Damen ebenfalls, denn die Ueberzeugung haben Sie gewiß — Meyer wandte sich direkt an die Hummel und Hammerbein — daß ich und mein Diener vollkommen unschuldig sind, und daß wir darum um so eher hoffen dürfen, bei Ihnen keine unversöhnliche Gesinnung zu finden.

Jacob, fuhr Meyer hierauf zu diesem fort, indem er seine Hand ergriff, auch Fräulein Hammerbein will die Güte haben, die Sache für immer tot zu machen, wenn Du recht bescheiden, wie es sich einer Dame gegenüber geziemt, um Verzeihung bitten wirst.

Na, darauf soll es mir denn auch nicht ankommen, sagte Jacob und eilte mit offenen Armen auf Fräulein Hammerbein zu.

Jacob! rief Meyer entsetzt, während Madame Baldrian höhnisch auflachte, die anderen Damen lächelten, und Fräulein Hammerbein entrüstet einige Schritte zurückwich.

Nun, fragte Jacob — wollen Sie denn nicht? —

Jacob! Jacob! rief Meyer, vergißt Du Dich denn ganz!

Aber wie soll ich es denn machen?, entgegnete Jacob, es muß doch bei einer Versöhnung irgend etwas geschehen.

Bedenke doch, rief Meyer, es ist eine Dame, eine Dame, die weit höher steht als Du. — Ja, nieder auf die Knie! — rief Fräulein Hammerbein, in einer höchst theatralischen Stellung.

Nein, das thue ich nicht, sagte Jacob, Herr Meyer, das habe ich noch niemals gethan, das ist, so viel ich weiß, nur bei einer Liebeserklärung gebräuchlich. Bei einer Versöhnung aber küßt man sich nur. —

Jacob, sagte Meyer entrüstet, Dein Betragen ist wirklich unverschämt. Gehe — sofort verlasse diese Gesellschaft, welche Du auf das Empörendste beleidigt hast. Ich werde Fräulein Hammerbein nicht mehr bitten, Dir zu verzeihen. Sie hat keine Ursache dazu — und ich werde Dich wirklich entlassen, damit es nicht scheine, als begünstige ich Deine Frechheit und Unverschämtheit.

Diese sehr ernst gesprochenen Worte verfehlten ihren Eindruck nicht. So wenig Ehrfurcht die Hammerbein ihm einflößte, die ihm durchaus nicht erhabener als Hanne und ihre Freundin erschien, so zwang er sich doch endlich und that den Kniefall, jedoch nicht, ohne zuvor sein baumwollenes Taschentuch gänzlich zu entfalten und auf der Erde auszubreiten. Ich habe heute gerade mein bestes Beinkleid an, sagte er zu seiner Entschuldigung, indem er niederkniete und mit einer komischen Geberde hinzufügte:

Fräulein Hammerbein, lassen Sie die Sache gut sein, Sie sehen, daß ich auch kein Unmensch bin. Um meinen guten Herrn zu vertheidigen, würde ich noch jeden Tag ein paar Dutzend Ohrfeigen austheilen, denn —

Jacob! Jacob! rief Meyer.

Also, ich bitte um die gnädige Gewogenheit, fuhr Jacob fort, unter die Sache einen Strich zu machen und das Facit mit Null gegen Null abzuschließen. Wir Menschen müssen nur bedenken, daß wir doch nicht ewig in Feindschaft leben können. Denn wenn wir Alle seelig sind, werden wir uns doch auch mit einander vertragen müssen, glaube ich; also —

Sie sehen, liebes Fräulein, sagte Meyer zu der Hammerbein, daß er es eigentlich nicht böse meint. Er ist ganz gewiß kein schlechter Mensch, nur ein wenig vorlaut, und ich habe bisher gehofft, ihn darin zu bessern, und bemühe mich noch täglich darum. Ich bitte Sie, haben Sie Nachsicht gegen ihn, denn wir haben ja Alle unsere Fehler — und bei der dienenden Klasse sind sie am Ende noch am verzeihlichsten. Wir beanspruchen eine höhere Stellung, sollte sie uns nicht die Pflicht auferlegen, mit denen die äußerste Nachsicht zu haben, die uns untergeordnet sind und deren Laster und Tugenden so sehr von der Behandlung abhängt, die wir ihnen widerfahren lassen, und von der Aufmerksamkeit, mit der wir ihre moralischen Eigenschaften beobachten und zu entwickeln und bemühen? — O, ich glaube gewiß, meine Damen, eine rechte Herrschaft hat eine höhere Pflicht, als ihren Untergebenen ihren Lohn zu rechter Zeit zu zahlen und gesunde, hinlängliche Kost zu geben. Sie hat die Pflicht, ihnen mit einem guten Beispiel voranzugehen und sie mit derjenigen Humanität zu behandeln, die die besseren Eigenschaften befruchtet, stärkt und erhebt, und die schlechteren zurückdrängt. Sie hat die Pflicht, Nachsicht gegen Fehler zu üben, ehe sie solche für unverbesserlich erklärt. Sie hat die Pflicht, das Gute in ihren Charakteren aufzusuchen, ehe sie verurtheilt. Kurz, die Herrschaft soll ihre Untergebenen erziehen, statt von der Forderung auszugehen, daß sie durchaus moralisch sein sollen. Wir müssen uns zu ihrem Standpunkte herablassen, statt uns ihnen gegenüber stets auf's hohe Pferd zu setzen.

Gewiß waren in diesem Verein zur Veredlung des Herzens und der Seele noch niemals so humane, billige Worte gesprochen, solche Grundsätze gepredigt worden. Und sie fielen auf keinen ganz unfruchtbaren Boden. Fräulein Hummel wenigstens schlug beschämt die Augen nieder, obgleich sie Meyer's Grundsätzen am nächsten stand, und gab ihm vollkommen Recht. Fräulein Hammerbein aber erklärte dem noch immer knieenden Jacob, welcher während der Rede seines Herrn, seine Beistimmung durch ein beständiges beifälliges Kopfnicken zu erkennen gegeben, mit sehr pathetischen Worten, daß sie ihm verzeihen wolle und erlaubte

ihm, ihr die Hand zu küssen, worauf sie dann ebenfalls noch eine sehr erbauliche Rede an ihn hielt, worin sie besagte: daß sie ihm hauptsächlich nur seines Herrn wegen verzeihe, welcher ein so edler, charmanter und unwiderstehlicher Mann sei und dem sie gewiß niemals eine Bitte abschlagen würde. Bei diesen Worten sah sie den guten Meyer schmachtend an, wofür ihr die Baldrian einen giftigen Blick zuwarf. Diese befand sich übrigens sehr unpäßlich, sie hatte sich seit langer Zeit sehr viel ärgern, aber besonders diesen Abend viel mehr Galle verschlucken müssen, als selbst ihre eiserne Natur vertragen konnte. Sie war bleich und zitterte, sie glaubte zu fühlen, daß ein böses Fieber im Anzuge sei. Unter solchen Umständen faßte sie den Entschluß, die Sitzung aufzuheben. Aber das Schlimmste an diesem Abende war ihr noch vorbehalten.

Achtes Kapitel.

Eine Scheidung.

Jacob war so eben, mit Fräulein Hammerbein's Verzeihung beladen, von seinem Herrn nach Hause geschickt worden, als die Thüre stürmisch aufgerissen wurde und Herr Baldrian in's Zimmer, nicht etwa hereintrat, sondern hereintanzte. Wenn die Leser glauben, denselben Hilarius Baldrian vor sich zu sehen, wie ihn der Zeichner auf einem der Bilder porträtirt hat, dann würden sie in einem großen Irrthume befangen sein. Baldrian war so völlig ein Anderer geworden, daß ihn Freunde, welche ihn seit einigen Wochen nicht gesehen hatten, nicht wieder erkannten. Nicht nur, daß seine Taille schlanker geworden war, sein ganzer Habitus, seine Miene, seine Haltung, sein Auftreten bekundeten die ungeheure Revolution, welche im Gemüthe dieses Mannes vorgegangen war. Er selbst gestand es, daß er sich jetzt ganz anders fühle, seitdem er sich von dem Pantoffel seiner Frau emancipirt, seitdem er den bösen Zauber überwunden habe, welcher ihn zu einem demüthigen, gehorsamen Sklaven seiner Frau machte. Er kam jetzt eben aus einer kreuzfidelen Gesellschaft, in welcher er der Fidelste gewesen und sogar einige schwachen Spuren von Witz und Geist hatte sehen lassen. Ja, in der That, Baldrian begann wirklich witzig zu werden, seitdem er wieder freier aufathmete und

ſich Herr in ſeinem Hauſe fühlte. Er hatte heute einen kleinen Hieb nicht verſchmäht, ja, er ſchien ihn abſichtlich mit nach Hauſe bringen zu wollen, da er wohl wußte, welche Geſellſchaft er antreffen würde.

So kam er denn an, bekleidet mit einem neuen ſchwarzen Frack und dito Unausſprechlichen, weißer Weſte und Vatermördern, die ſich bis zu ſeinen Ohren hinaufreckten, als wollten ſie ihm ihre Bemerkungen über jedes Frauenzimmer, das Herr Baldrian anblinzelte, zuflüſtern. Der Anzug war ihm übrigens viel zu eng, und gab ihm ein etwas ſteifes Anſehen, denn Baldrian wollte, daß er auf mindeſtens zehn Zoll weniger berechnet ſein ſollte, als er gegenwärtig maß, und Meiſter Breſe war hiermit völlig einverſtanden. Jedoch glich der weiße Hut, den er auf einer Seite trug und der ihm ein ſehr verwegenes Anſehen gab, dieſe Steifheit einigermaßen wieder aus. Nachdem er vor den verſammelten Damen eine ſehr graziöſe Verbeugung gemacht, wobei ſein Anzug ganz verzweifelte Anſtrengungen machte, um nicht irgend ein Stück ſeines Körpers, welchen ſeiner Tiereien anvertraut war, unwillkührlich ſich entgleiten zu laſſen, und nachdem er dem ganz erſtaunten Meyer mit vieler Wärme die Hand geſchüttelt hatte, wendete er ſich an ſeine Frau mit den trockenen Worten:

Gehe da hinunter, Philippine, es iſt durchaus nicht ſchicklich, daß Du auf dem Präſidentenſtuhl ſitzeſt. Mache gefälligſt Deinem Manne Platz. Ich will den Damen eine Rede halten. Ja, ich! — Wenn Du auch eine ſcharfe Zunge haſt, gegen meine iſt ſie ein Stück Löſchpapier.

Du maſt wieder hingeben, woher Du gekommen biſt; rief Madame Baldrian mit vor Wuth erſtickter Stimme, denn es verdroß ſie beſonders, daß ſie faſt alle anweſenden Frauen, namentlich aber die Hummel und die Hammerbein kichern ſah.

Dafür ſei Gott, Philippine, verſetzte Baldrian — das Deminutivum Pinchen hatte er gänzlich abgeſchafft — wenn ich noch mehr trinke, dann bin ich, glaube ich, im Stande, eine Leichenrede über Dich zu halten. Ich würde Dich darin ſehr loben, das iſt gewiß, aber alle Welt würde ſagen, daß ich entſetzlich gelogen habe.

Es war merkwürdig, daß alle Damen in einem und demſelben Augenblick das Bedürfniß fühlten, ihre Schnupftücher an die Naſe zu führen, es geſchah indeſſen weniger der Naſe wegen, als um ein Lächeln zu verbergen, das zu einem lauten Gelächter auszuarten drohete.

Da Baldrian ſah, daß ſeine Frau keine Anſtalten traf, um ihm Platz zu machen, damit er in einer Leichenrede über ſie ſein Talent glänzen laſſen könne, ſetzte er ſich neben Fräulein Hummel und begann

ſich mit der Geſellſchaft von ſeiner Frau zu unterhalten, als von einer, die nicht mehr unter den Lebenden war.

Ja, ſagte er, meine Philippine wäre ſicher eine ganz gute Frau geworden, wenn ich nicht ein ſo ſchlechter Mann geweſen wäre. Sehen Sie, daran liegt es. Sie war wirthſchaftlich und klug, und ich will Ihnen zum Beweiſe gleich eine Geſchichte von ihr erzählen.

Mann, Du ſchweigſt! rief die Baldrian und trat drohend vor ihren Mann hin.

Frau, ich werde reden; verſetzte Baldrian. Du kannſt es übrigens gerne hören, es iſt zu Deinem Lobe.

Madame Baldrian trat zu Meyer und ſprach ſehr angelegentlich mit ihm. Meyer ſah ſehr melancholiſch aus, da er Zeuge einer ſo unangenehmen Scene ſein mußte.

Baldrian aber begann:

Sie werden zweifelsohne, oder wenigſtens einige von Ihnen, meine Damen, den Onkel Prieme kennen. Er iſt nämlich der zweite Mann der Tante meiner Frau und ſteinalt. Dieſe Tante iſt vor ungefähr drei Jahren geſtorben, und als ihr Teſtament geöffnet wurde, wobei meine Frau natürlich auch anweſend war, weil ſie mit Recht vorausſetzte, daß ihr ein bedeutendes Erbſtück zufallen würde, da fand ſich, daß ihr nur ein Plätteiſen vermacht war. Es war dieſes allerdings eine bittere Täuſchung, meine Damen, und ich habe dafür büßen müſſen. Indeſſen verlangte meine Frau ihr Recht, und ſie war nicht wenig böſe darüber, daß ihr Onkel noch immer zögerte, ihr das ererbte Plätteiſen auszuliefern. Er wurde gemahnt, ich ſelbſt mußte ihn jeden Sonntag förmlichſt daran erinnern, umſonſt — das Plätteiſen kam nicht. Hilarius, ſagte eines Tages meine Frau, ich warte nun keine Minute länger. Mein Plätteiſen iſt ſchlecht, und das meiner Tante iſt ſehr ſchön. Der Alte ſoll und muß nun endlich damit herausrücken. Wenn meine Frau ſagte ſoll und muß, dann hielt ich nichts für unmöglich. Ich ſah ſie alſo an und erwartete, was weiter kommen würde. Hilarius, fuhr ſie fort, dieſe Nacht muſt Du ihm als Geſpenſt erſcheinen. Ich wurde natürlich bleich wie ein Geſpenſt, als meine Frau mir ein ſolches Anerbieten machte. Pinchen, ſagte ich, bei lebendigem Leibe? das geht doch unmöglich an. Ich fürchte mich. Eſel, rief meine Frau, nicht Du, andere Leute ſollen ſich vor Dir fürchten. Wenn meine Frau ſagte Eſel, dann glaubte ich ihr Alles. Ich glaubte ihr, daß andere Leute vor mir Furcht bekommen würden und daß ich ſelbſt keine haben würde, und ich

sagte also: Gut, Pinchen, wenn Du meinst, daß ich eine so schwere Rolle spielen kann, dann will ich das Gespenst machen. Allerdings, versetzte sie, Du sollst den Geist meiner Tante vorstellen. Ich glaube nur, wandte ich ein, daß meine Stimme etwas zu bassig für ein Frauengespenst ist. Das thut nichts, Du kannst ja den höchsten Ton annehmen. Wir wollen es gleich probiren. Ich fing an, den höchsten Ton anzunehmen; aber es lag doch immer etwas Baß darin, und meine Frau entschloß sich endlich, selbst das Gespenst zu machen. Und noch in derselben Nacht führte sie es aus. Ich mußte den Onkel besuchen. Während meiner Anwesenheit schlich sie sich in seine Wohnung, blieb die Nacht über dort, hüllte sich in ein Bettuch, erschien als ein sehr schönes Gespenst vor dem Bette des Alten, versetzt ihm einen fürchterlichen Schlag auf den Kopf, und rief mit geistreicher Stimme —

Geisterhaft; verbesserte Fräulein Hammerbein.

Geisterhafter Stimme wollte ich sagen, fuhr Baldrian fort:

Prieme, gieb der Baldrian ihr Plätteisen! Prieme, gieb der Baldrian ihr Plätteisen! Prieme, gieb der Baldrian ihr Plätteisen, ich habe sonst keine Ruhe im Grabe! —

Am andern Tage, ehe noch der Morgen graute, schickte uns der alte Onkel Prieme richtig das Plätteisen zu. —

Diesmal brachen die Damen in ein lautes Gelächter aus, ehe sie ihre Schnupftücher an die Nase zu bringen vermochten. Die Baldrian aber rief laut, wobei sie jedoch nur Meyer ansah: Sie sehen, Herr Meyer, daß ich durchaus in die Nothwendigkeit versetzt bin, mich von ihm scheiden zu lassen. Sie sind mein Zeuge, daß er sogar in meiner Gegenwart ein Liebesverhältniß mit dieser Person dort anknüpft.

Ein Liebesverhältniß? rief die Hummel, welche mit „dieser Person dort“ gemeint war, mit flammendem Gesichte. Ich will nicht hoffen, daß Sie auf mich anspielen. Ich kann wahrlich nichts dafür, daß Sie Ihren Mann durch Ihre Behandlung auf's Aeußerste gebracht haben, und daß er sich aus lauter Desperation dem Trunke ergiebt.

Meyerchen, rief Baldrian sich erhebend, lassen Sie sich um Gottes Willen von meiner Frau nicht fangen. Sie wären gerade der Rechte für sie. Sie sind weich wie Wachs, und wehe Ihnen, lieber Meyer, wenn Sie meine Frau unter die Hände kriegt. Ich hatte wenigstens die rechte Figur, ehe ich so dick wurde. Sie sind aber zu klein und ich glaube nicht, daß Sie noch wachsen.

Herr Baldrian, wohin denken Sie? — sagte Meyer.

Na, ich kenne meine Frau, entgegnete Baldrian, die Augen sind mir endlich aufgegangen. Kommen Sie, Meyerchen, wir wollen tanzen. Nehmen Sie das Fräulein Hammerbein, ich tanze mit meiner kleinen Hummel. Meine Frau wird die Musik machen, denn sie kann sehr gut pauken, müssen Sie wissen.

Er ist berauscht, sagte Meyer zur Baldrian, welche in der heftigsten Bewegung dastand, indem er ihre Hand ergriff, denn es wäre ihm nichts schrecklicher gewesen, als dem Ausbruche ihrer Wuth beizuwohnen. Sie können mit ihm wirklich nicht rechten, liebe Frau, denn was redet ein Berauschter nicht.

Indessen hatte Baldrian die Hammerbein erfaßt und wollte sie zu Meyer hinführen.

Na, sträuben Sie sich nur nicht, rief Baldrian, Ei, was, Sie sind ja eine Jungfrau, und Meyer ist noch ein Jüngling. Soll er denn in die Hände meiner Potiphar fallen? Ich sage Ihnen, Sie geben ein allerliebstes Pärchen ab. Also eingeschlagen; ich gratulire, Herr Meyer!

Die Hammerbein hatte, wenn auch scheinbar widerstrebend, doch von herzen gern Baldrian's Andringen nachgegeben, und stand jetzt vor Meyer. Dieser machte allerdings eine abwehrende Bewegung. War es nun aber, daß die Hammerbein diese Bewegung wirklich mißverstand, oder aber absichtlich mißverstehen wollte, genug, sie breitete ihre Arme aus, und sank schmachtend und besiegt an Meyer's Brust. Meyer wurde unter ihrer Wucht fast erdrückt, seine Beklemmung erreichte den höchsten Grad, und trotzdem, daß er auch nicht das Geringste that, um sie festzuhalten, schrie die Hammerbein doch immer zu: Herr Meyer, so lassen Sie mich doch los! — Ich bitte Sie, um Gotteswillen, Herr Meyer! — Nein, Sie sind recht abscheulich! — So nehmen Sie doch ein wenig Rücksicht! —

Aber ich bitte Sie, mein Fräulein! — stieß Meyer endlich hervor, indem er eine verzweiflungsvolle Anstrengung machte, sich aus ihren Armen zu befreien, — ich halte Sie ja —

Meyer konnte das „nicht" nicht mehr hinzusetzen, die Hammerbein küßte es ihm fort. Meyer wurde wüthend, sie würgte ihn fast und sagte schelmisch lächelnd: — Herr Meyer, Sie wollen abermals eine Injurie begehen! — Sie sind wirklich grausam! — Und schmachtend fügte sie hinzu: Konnten Sie mir Ihre Neigung nicht unter vier Augen eingestehen? — Müssen Sie mir vor aller Welt ein solches Liebesgeständniß machen? — O, Sie sind doch ein sehr loser Schelm! —

Aber ich bitte Sie, um Gotteswillen! rief Meyer. Es ist mir ja nicht im Traume eingefallen, Ihnen irgend eine Liebeserklärung zu machen. Lassen Sie mich los, Fräulein! Ich stehe nicht für die Folgen, wenn Sie mich noch länger halten! —

Meyer machte eine furchtbare Anstrengung, aber wer weiß, ob es ihm gelungen wäre, sich aus den ihn umfangenden Armen der Hammerbein, welche an seinem Herzen sterben zu wollen schien, loszumachen, hätte er nicht einen tapfern Beistand an Madame Baldrian erhalten, die in der fürchterlichsten Wuth über die Hammerbein herfiel und sie von Meyer losriß. Ein Kampf auf Tod und Leben schien sich zwischen den beiden Frauen entspinnen zu wollen, während Meyer mit einer Eile, als habe er Flügel, aus dem Zimmer und der Wohnung der Baldrians verschwand, fest entschlossen, niemals wieder einen Fuß hineinzusetzen. Bald darauf schlüpfte auch die Hummel hinaus und Baldrian folgte ihr. Sie nahm seine Begleitung, die er ihr antrug, an, denn sie sagte:

Ich sehe wohl ein, daß ich den armen Menschen unterstützen muß, wenn er moralisch nicht ganz verkommen soll! —

Als Baldrian von ihrer Begleitung wieder nach Hause kam, traf er nur noch die Chirurgin dort an. Seine Frau lag im Bette, denn sie war inzwischen, wie es schien, ernstlich erkrankt. Ein Arzt wurde herbeigerufen. Die Baldrian wünschte nach einer andern Wohnung gebracht zu werden, denn, meinte sie, bei dem schlechten Menschen sei sie jeden Augenblick der Vergiftung ausgesetzt. Baldrian hatte nichts dagegen und stellte seiner Frau folgenden Schein aus:

Ich habe nichts dagegen, daß meine Frau, Philippine Baldrian, verwittwete Sperling, geborene Jüngling, meine Wohnung verläßt und für sich allein wohnt.

So sollte denn die Trennung faktisch ausgeführt werden. Ein höchster Gerichtshof aber löste die Ehe, nur einige Tage später, de jure. Der Zustand der Kranken verschlimmerte sich so schnell, daß man sie in ihrer Wohnung lassen mußte und kaum acht und vierzig Stunden später starb sie an einem chronischen Leiden, welches durch die Aufregung der letzten Tage einen tödtlichen Ausgang nahm.

Die Präsidentin des Frauenvereins zur Veredlung der Seele und des Herzens hatte ihren erhabenen Platz für immer verlassen, um den kleinen dunklen Raum einzunehmen, welchen Herr Baldrian bei der Frau Martini für sie zimmern ließ.

Es war natürlich eine große Leiche, denn Baldrian ließ seine Frau

so glänzend als möglich bestatten. Eine lange, unabsehbare Reihe von Kutschen hielt hinter dem Leichenwagen. Dies ganze Revier sandte seine junge Generation mit und ohne Kindermädchen und Amme, als eine außerordentliche Deputation, vor das Trauerhaus. Die Constäbler hatten die Hände voll zu thun, die liebe Jugend in Ordnung zu erhalten, deren Stimmung auch nicht die geringste Traurigkeit darüber verrieth, daß ein Wesen ihrer Art die dunkle Reise antrat, die ihnen selbst noch bevorstand. Die Großen sahen aber wo möglich noch gleichgültiger aus. Die Pferde vor dem Leichenwagen waren die vernünftigsten Wesen unter dem ganzen Trosse, denn sie sahen wirklich so traurig aus, wie es irgend möglich war. — Doch wir wollen nicht ungerecht sein! — Es waren noch andere Wesen vorhanden, die fast eben so traurig aussahen, nämlich die Leichenbitter, Leichenträger, Leichenführer, und wie die lebendigen Leichen noch alle heißen mögen, die vom Tode leben. Jedoch schien die Traurigkeit der Pferde bei diesen mehr aus dem Gemüthe, bei jenen aber mehr aus ihren Dreimastern zu entspringen. Gewiß ist es, daß sie wie jeder andere Mensch ausgesehen haben würden, der sein tägliches Handwerk verrichtet, wenn ihnen ihre Dreimaster nicht ein äußerst melancholisches Ansehen gegeben hätten. Das versammelte Volk gaffte fortwährend den Leichenwagen an, als erwartete es, daß die Seele irgend eines Verstorbenen, der darin die letzte Reise angetreten, herauskommen sollte, um ihnen eine interessante Neuigkeit von jener Welt mitzutheilen. Ein Witzling, woran es in Berlin niemals fehlt, wo sich ein Volkshaufen bildet, warf die Frage auf: Welche die schnellste Beförderung wäre? —

Nun, die Eisenbahn; riefen die ihm zunächst Stehenden.

Fehlgeschossen, versetzte der Witzbold; der Leichenwagen, denn er fährt seine Passagiere in höchstens einer halben Stunde bis an der Welt Ende — bis an die Ewigkeit.

Die Leute lachten und begannen sich ganz gemüthlich zu fühlen, als eine allgemeine Aufregung die Ankunft der Leiche anzeigte. Es entstand ein Gedränge, welches den Witzling unangenehm zu berühren schien, denn er rief:

Nanu, drängen Sie nur nicht so. Hübsch geduldig. Diese Equipage holt Einen nach dem Andern ab. Die Hochzeit machen wir Alle mit.

Das Publikum lachte, die Dreimaster lachten, selbst die Pferde schienen einen Augenblick ihre Traurigkeit abzuschütteln und mitzulachen.

Vielleicht gefiel es ihnen, daß die Menschen, die aufwärts gehen, Verstand und Sprache haben, am Ende doch auch rücklings liegen, todte, entseelte Körper, ohne ein anderes Leben, als die Erinnerung, die ihnen die Welt bewahrt.

Der Sarg stand im Leichenwagen, die Decke fiel wieder herab, er fuhr fort mit entsetzlich schneller Langsamkeit. Die Kutschen fuhren vor. Herr Baldrian, der Wittwer, stieg zuerst ein. Er sah ungemein gefaßt, doch durchaus nicht schadenfroh aus, aber — er trug nicht Meister Brese's neuen Frack. Er hatte den alten wieder hervorholen müssen, da er seit dem Tode seiner Frau fast seinen alten Umfang wieder gewonnen hatte. Doch hatte der Meister darauf gewettet, daß er es niemals auf sechzig bringen würde, und dies beruhigte ihn. Denn Meister Brese hatte sich bei Baldrian das Ansehen eines Propheten erworben. Endlich waren auch die andern Kutschen vorgefahren, das Publikum zerstreute sich und kaum eine Stunde später fuhren die Wagen wieder vor; Fräulein Dummel hatte unterdessen ein vortreffliches Frühstück zubereitet und die trauernde Gesellschaft suchte beim reichlich fließenden Wein die alte Erfahrung zu vergessen — daß der Mensch nur sich selbst stirbt. Madame Baldrian war begraben und — vergessen.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Eine Schlange im Graſe.

Madame Bertlin und Ottilie ſaßen mit ihrer Arbeit beſchäftigt in der Laube, Roſa leitete die Spiele der Kinder und war unter ihnen ſelbſt ganz kindlich, da meldete das Mädchen einen Beſuch.

Wer iſt es? fragte Madame Bertlin.

Madame Wöhler.

Die Bertlin ging und bald darauf trat Roſa in die Laube, denn die Kinder hatten ſo eben ihre Spielſtunde beendet und waren zur Singſtunde hinaufgegangen.

Mutter hat Beſuch, ſagte Ottilie — aber Herr von Stawinski iſt es nicht.

Das thut mir leid, Ottilie.

Nun, ich hoffe, er wird heute noch kommen, ſagte Ottilie und blickte gedankenvoll auf ihre Arbeit. —

Ganz gewiß, verſetzte Roſa, er kommt ja immer erſt in dieſer Zeit.

Es trat eine Pauſe ein. Beide Mädchen arbeiteten wie es ſchien emſig an ihren Stickereien, aber wohin flogen ihre Gedanken? — Nach einem Pole.

Ottilie, begann Roſa endlich wieder, doch wie es ſchien, ſchüchtern und zögernd, biſt Du aber gewiß, daß er Dich liebt? —

Welche Frage, Roſa! —

Er hat Dir noch keine Erklärung gemacht.

Allerdings nicht mit den Lippen — aber kann ich zweifeln Rosa, nach Allem, was ich sehe? —

Freilich, er besucht uns sehr oft, er spricht fast immer und ausschließlich mit Dir. Er vertraut Dir alle seine kleinen Geheimnisse an und er hat Dir sogar eingestanden, daß er ein sehr großes auf dem Herzen habe.

Kann er deutlicher sprechen? fragte Ottilie.

Ich weiß nicht, versetzte Rosa, ich möchte Dich nur gerne vor einer Täuschung bewahren — denn ich weiß, — Du liebst ihn Ottilie.

Nun, daraus mache ich Dir kein Geheimniß, entgegnete Ottilie, Du bist versorgt Rosa, Du hast sogar Drei Liebhaber, ich werde niemals besorgen, daß Du meine Nebenbuhlerin werden könntest. Ich habe Dir den ersten Augenblick, da ich Herrn v. Stawinski kennen gelernt, gesagt, daß ich ihn hübsch, geistreich, gewandt und nobel finde, kurz, daß er von allen Männern, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, meinem Ideal am nächsten komme.

Also nicht ganz Dein Ideal? fragte Rosa — Du würdest also einen Gegenstand, der es ganz wäre, mehr lieben können? —

Ich wollte sagen, entgegnete Ottilie, daß er mir so vollkommen erscheint, wie ein Mann in der Wirklichkeit nur sein kann. Denn Ideale gehören der Phantasie an, und es ist gewiß schon sehr viel, wenn wir einen Gegenstand finden, der unserem Ideale so nahe wie möglich kommt.

Was würdest Du noch hinzu thun müssen, fragte Rosa, wenn er dieses Dein Ideal ganz erreichen sollte?

Du bist doch ein sonderbares Mädchen! rief Ottilie. Welche Fragen Du thust. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich zur Vervollkommnung des Herrn v. Stawinski noch hinzu wünschen könnte. Nun, er könnte vielleicht noch ein wenig größer sein. Ich muß Dir übrigens sagen, ich habe mein Ideal verloren, es ist mir aus dem Gedächtniß oder vielmehr aus der Vorstellung entschwunden, seitdem ich v. Stawinski kenne.

Er ist demnach an Stelle Deines Ideals getreten, sagte Rosa, mit einem Worte — Du liebst ihn, weil die unbewußte Sehnsucht Deines Herzens sich durch ihn erfüllt hat.

Rosa, sagte Ottilie, ihre Freundin aufmerksam betrachtend, auch Du liebst. Deine Pathen sind Dir nicht so gleich theuer, wie Du mich immer glauben machen willst. Einer von ihnen hat Dein Herz, Deine Liebe.

Alle drei, sagte Rosa, indem sie ihre Hand auf die Brust legte.

Nun ja, aber Einer vorzugsweise. O, ich sagte immer, Du könntest einem Manne wie Meyer niemals ganz Dein Herz hingeben, Du könntest

ihn nicht lieben, wie wir Mädchen lieben, wenn wir zu fühlen beginnen, daß uns die göttliche Macht und Kraft die Seele durchschauert, die uns arme, schwache Mädchen so hoch emporhebt. Und wenn es Meyer nicht ist, und wenn es, wie ich ganz gewiß glaube, auch der Assessor nicht ist, wer könnte es denn anders sein als der Hauptmann, dem Dein Herz ganz gehört? — Und Du, schlechtes Mädchen, bist so selbstmörderisch, Dich aufzuopfern, wo es nur eines Wortes bedurft hätte, um die Andern zurücktreten zu machen. Ja, Du bist noch selbstverrätherisch genug, es mir zu verweigern, eine kleine List in Anwendung zu bringen, die Dich glücklich machen würde, ohne einem Deiner Pathen zu nahe zu treten.

O, ich bitte Dich, Ottilie, rief Rosa, es thut mir Leid um Deinetwillen, wenn Du also sprichst.

Und was wäre denn auch dabei? fuhr Rosa eifrig fort. Es würde mir gewiß sehr leicht werden, glaube ich, herauszubringen, was Jeder schenken will. Ich will Dir sogar mein Wort darauf geben, daß ich es ganz genau wissen werde, und dann wählst Du ohne Weiteres den Gegenstand, welchen Dir der Hauptmann bescheert. Niemand hat eine Ahnung von unserer List, und Du bist gerettet.

Rosa sah in diesem Augenblick ihre Freundin so mitleidsvoll an, als wollte sie sagen: Unglückliche, rette Dich selbst! Dann entgegnete sie:

Laß das gut sein, Ottilie, Du weißt, wie ich darüber denke. Selbst wenn es wirklich so wäre, wie Du sagst, wenn mir der Hauptmann theurer wäre, als meine andern beiden Pathen, selbst dann würde ich Deinen Vorschlag so entschieden zurückweisen, wie ich es jetzt thue, wo dies nicht der Fall ist. Ich hasse jede List, jeden krummen Weg, Alles das von der Wahrheit auch nur einen Fingerbreit abweicht. Wenn wir der Wahrheit den Rücken kehren, dann ist nichts mehr edel an uns, ich meine an dem Weibe. Denn wir Mädchen oder Frauen können nur durch und in Wahrheit unsere Bestimmung erfüllen. Du solltest mich besser kennen, Ottilie. Du weißt, ich habe niemals ein Geheimniß vor Dir gehabt, und Du magst also glauben, daß ich kein Hehl, weder gegen Dich, noch gegen meine Pathen daraus gemacht haben würde, wenn ich für Einen von ihnen mehr fühlte, als das — was man kindliche, die höchste kindliche Liebe nennt.

Rosa, sagte Ottilie kopfschüttelnd, wie ist es aber möglich drei Väter zugleich zu lieben? —

Ja, wie ist es möglich, entgegnete Rosa, zwei Eltern, Vater und

Mutter, und Großvater und Großmutter, und Bruder und Schweſter zugleich zu lieben? — Eben, weil ich meine Pathen nur kindlich liebe, iſt es mir durchaus unmöglich, eine Unterſcheidung zwiſchen ihnen zu machen. Haſt Du nicht öfterer eins von unſeren guten Kindern gefragt, Antonie oder Bertha oder eine andere, wen liebſt Du mehr, Papa oder Mama? — Und da ſahen Dich die Kinder mit Recht über dieſe ſonderbare Frage verwundert und mit kindlichem Erſtaunen an, und als Du Deine Frage dennoch wiederholteſt: wen liebſt Du mehr, Deinen Papa oder Deine Mama? da ſagten ſie: alle Beide! — Ottilie, ſo und nicht anders liebe ich meine Pathen.

Mein Gott, wen liebſt Du denn? fragte Ottilie.

Wie lieben? —

Nun, wie — wie ich denn meinetwegen.

So liebe ich noch nicht, Ottilie.

Ich wüßte auch nicht wen, da es doch der Hauptmann nun einmal nicht ſein ſoll. Aber ich ſchloß darauf, weil Du mir vorhin die Liebe, wenigſtens wie ich ſie empfinde, ganz richtig definirt haſt. Du ſagteſt nämlich: ich liebte v. Stawinski, weil die unbewußte Sehnſucht meines Herzens ſich durch ihn erfüllt hätte.

O, das iſt wohl eine ſehr natürliche Definition, verſetzte Roſa, wenn Du zugiebſt, daß wir Mädchen Ideale haben können, ehe wir wirklich lieben, oder gerade weil wir noch nicht lieben.

Und wenn Du nun plötzlich einen ſolchen Gegenſtand finden würdeſt, fragte Ottilie, ich meine, ehe Du verheirathet biſt, was würdeſt Du dann thun?

Ottilie, verſetzte Roſa mit einem faſt feierlichen Ausdruck, was würdeſt Du thun, wenn Du inne würdeſt, daß Du — Dich täuſcheſt, daß Du — nicht geliebt werdeſt? —

Mein Gott! rief Ottilie und eine Leichenbläſſe überzog plötzlich ihr Geſicht, wie kannſt Du nur — Roſa, hältſt Du das für möglich? —

Für möglich? — Jedenfalls nicht für unmöglich? — Was würdeſt Du thun, Ottilie? —

Was würdeſt Du thun, Roſa? —

Entſagen! verſetzte Roſa ruhig und verklärt, wie eine Heilige.

Die beiden Mädchen mußten ihr Geſpräch abbrechen. Madame Bertlin kehrte zurück, eine nicht mehr junge Dame begleitete ſie. Madame Bertlin ſtellte ihr ihre Tochter und Pflegetochter vor. Hierauf machten ſie gemeinſchaftlich einen Spaziergang im Garten. Denn

Madame Bertlin legte auf dieſen kein geringes Gewicht, da er allerdings für die geſunde und freie Bewegung der ihr anvertrauten Kinder Bürgſchaft gab. Im Sommer würden ſie ſogar zumeiſt im Freien unterrichtet, ſagte Madame Bertlin zu der Dame, welche vorgab, für eine auswärtige bekannte Familie, die ihr Kind in eine Penſion der Reſidenz zu geben beabſichtigte, Erkundigungen einziehen zu wollen. Unſere Roſa iſt eine leidenſchaftliche Blumenverehrerin, ſie iſt immer am liebſten da, wo ſie von Blumen umgeben iſt, und ſie giebt alle ihre Stunden im Freien. Sie kann von Morgens bis Abends unterrichten, ohne zu ermüden, und obwohl wir, wie ich Ihnen ſagte, ein völlig ausreichendes Lehrerperſonal haben, ſo iſt ſie doch die Seele unſerer Anſtalt. Die Kinder lernen bei ihr am liebſten und am leichteſten. Sie iſt zur Erzieherin geboren, und ihr Verluſt wäre für mich unerſetzlich.

Und doch ſo höchſt wahrſcheinlich, warf die fremde Dame bedeutſam ein, indem ſie ihren prüfenden, doch keineswegs läſtigen Blick auf dem Mädchen ruhen ließ. Sonderbar, ſetzte ſie dann mit einer plötzlich ſehr melancholiſchen Miene hinzu, Fräulein Roſa hat eine wirklich auffallende Aehnlichkeit mit einer Jugendfreundin von mir, die ich auf eine höchſt traurige Weiſe verloren habe.

Roſa blickte zu der fremden Dame mit einem ſehr großen Intereſſe auf.

Nun, wir haben uns erzürnt, weil — weil — ich würde es lieber gar nicht erwähnen, wenn die Aehnlichkeit nicht zu frappant wäre, weil ich ihr Gutes that.

Weil Sie ihr Gutes thaten? fragte Madame Bertlin.

Sie hatte nämlich viel Vermögen und heirathete einen Mann, der ebenfalls reich war und ſie innig zu lieben vorgab. Sie wollte zwar ſeinen Betheuerungen kein Gehör geben, überhaupt gar nicht heirathen, und ſelbſt ich, ihre intimſte Freundin, die ich auch den jungen Mann ſehr gut kannte und ihn nur zu loben wußte, vermochte nichts für ihn. Da faßte er einen verzweifelten Entſchluß, er wollte ſie und ſich ſelbſt erſchießen. Sie ſtand ruhig und ohne zu zittern, als er die Piſtole gegen ſie losdrückte. Aber ſeine zitternde Hand verſagte, die Kugel flog in den Spiegel und als er nun noch einmal bat und die Piſtole gegen ſich ſelbſt richtete, da erſt gab ſie nach. Nun lebten ſie eine Zeit lang ganz glücklich, bis der Mann meiner Freundin einmal zufällig einen Brief fand, in welchem meine Freundin vor Jahren einem jungen Manne

einen Heirathsantrag gemacht hatte. Der junge Mensch war aber eben so bizarr wie sie und schrieb unter den Brief nicht mehr als: ich danke!

Madame Bertlin und Ottilie blickten mit einem unverhohlenen Ausdrucke des Erstaunens auf Rosa — diese sah unverwandt, mit einer Thräne in den Augenwimpern, zu der fremden Dame auf, welche that, als bemerke sie den Eindruck nicht, den sie hervorbrachte und wie in Erinnerung versenkt fort fuhr:

Aber auch ihr Mann war unglücklicher Weise eine etwas bizarre Natur. Er hörte plötzlich auf, die zu lieben, um welche er dereinst so leidenschaftlich gerungen, wie es schien, nur aus Veranlassung dieses Briefes. Vielleicht glaubte er, daß seine Frau den Mann noch immer liebte, der ihren Antrag so grausam abgewiesen. Es schien ihm klar, daß er nur „dieses Mannes mit zwei Worten" wegen, abgewiesen worden war. Sein Benehmen gegen seine Frau wurde immer kälter, die Spannung immer größer. Er überließ sich gänzlich seinen Launen, vergeudete sein und seiner Frau Vermögen und verließ sie in der größten Dürftigkeit. —

Und Ihre Freundin? fragte die Bertlin.

Rosa athmete schwer auf.

Ich fand sie später in Berlin in einem armseligen Zustande und bot Alles auf, sie diesem zu entreißen. Da ich Vermögen hatte, kostete es mich nicht einmal Opfer, wenn ich ihr ein anständiges Auskommen gab. Sie hätte es wenigstens ihres Kindes wegen annehmen sollen. Aber hartnäckig wies sie jede Unterstützung zurück, ich konnte ihr nicht einmal indirekt etwas zukommen lassen, sie verbarg sich vor mir und rieb sich auf, indem sie für sich und ihr Kind auf das Angestrengteste arbeite, — sie, die so reich erzogen worden war. Nachdem ich lange vergeblich bemüht war, ihr Loos zu erleichtern, ohne, daß es mir — und zwar nur durch ihren Widerstand — vergönnt gewesen wäre, verlor ich die Geduld, und in diesem Augenblick weiß ich nicht, ob sie noch am Leben oder was sonst aus ihr geworden ist.

Sie ist bei den Seeligen; sagte Rosa von ihren Gefühlen übermannt.

Wie? — Sie wissen? — rief die Dame.

Es ist meine Mutter, von der Sie gesprochen haben; entgegnete Rosa.

Marie Werner Ihre Mutter? — Mein Gott, welch eine Fügung! — Ich muß Sie umarmen, mein Kind, ich muß Sie lieben, und wenn Sie

auch ſolch ein kleiner Starrkopf wären, wie Ihre Mutter trotz aller ihrer Herzensgüte geweſen iſt. O, mein Kind, um welche Freuden hat mich der Eigenſinn Ihrer ſeeligen guten Mutter gebracht, daß es mir nicht vergönnt war, Sie groß werden zu ſehen.

Die Dame umarmte das Mädchen mit einer Innigkeit, welche dem Herzen der Waiſe wohlthat. Auch Madame Bertlin, auch Ottilie liebte ſie wahr und innig, aber in dieſer Umarmung lag etwas, was ſie an die aus tiefſtem Herzensſchacht emporſteigenden Empfindungen ihrer Mutter erinnerte. Und ſie lag am Buſen einer Schlange! — Roſa überließ ſich ganz den traurigen Erinnerungen ihrer Kindheit, da ſie in Dürftigkeit und jeder Art von Entbehrung von einer ſtolzen, edlen Mutter großgezogen wurde, und der einzige Gegenſtand war, an welchem die Unglückliche mit der leidenſchaftlichſten Liebe hing. Sie verſenkte ſich ſo ganz, ſo lebhaft in dieſe Erinnerung, daß es ihr war, als läge ſie wieder am Herzen ihrer armen Mutter. Und ſie lag am Buſen einer Schlange! — Sie zerfloß in Thränen, als ſie plötzlich aus ihrem Traume erwachte, als ſie ſah, daß ſie am Herzen einer Dame ruhte, die ſie heute zum erſten Male geſehen, und die ſie doch aus alter Freundſchaft zu ihrer Mutter ſo innig umfangen hielt. O, wenn es wirklich ihre Mutter geweſen wäre, die ſie jetzt plötzlich wiedergefunden hätte! Wenn dieſe ihre Tochter jetzt hätte ſehen können, die nicht unter gegangen in dem Schlamme der Armuth und Verlaſſenheit, worin ſo manche edle Seele verloren geht; wenn ſie jetzt die Tochter hätte ſehen können, die ein gütiges Geſchick bisher in ſeinen Schutz genommen! — Aber ſie war todt — ſie ruhete neben den Millionen Stäubchen, welche einſt Menſchen waren. — Die größte Mutterfreude war ihr nicht beſchieden, ihr Kind groß, ſchön, verehrt und glücklich zu ſehen. O, ſchöner Glaube der Unſterblichkeit mit deinen Sternengefilden und den Seeligen, die von dort herniederſchauen, tröſte das trauernde Herz eines Kindes, das ſich kaum aus der Täuſchung emporzuringen vermag, daß ſie nicht ſeine Mutter iſt, welche es umfangen hält! — Und ſie lag am Buſen einer Schlange! —

Natürlich hatte die Dame jetzt hundert Fragen an Roſa zu richten. Wie es der Mutter zuletzt ergangen, über ihre letzten Augenblicke und wie Roſa zu Madame Bertlin gekommen. Roſa machte kein Geheimniß daraus, ſie erwähnte ihrer Wohlthäter, wie ein Kind von ſeinem Vater ſpricht. Die Dame ließ ſich nicht im Geringſten merken, daß ſie ihre Pathen kenne, ſie hörte Roſa mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit erzählen. Obwohl ſie Bekanntes erfuhr, war es ihr doch vom höchſten

Interesse, dieses noch einmal aus Rosa's Munde zu hören. Diese verschwieg nur Eines — ihr jetziges Verhältniß zu ihren Pathen, und die Dame machte auch nicht die leiseste Anspielung, welche errathen ließ, daß sie es kenne.

Wie sie sagte, hoch beglückt, das Kind ihrer Freundin und in solchen Verhältnissen wiedergefunden zu haben, schied sie endlich, jedoch nicht, ohne Rosa verstehen zu geben, daß sie noch etwas auf dem Herzen habe, welches sie nur ihr allein anvertrauen wollte. Sie rechne indessen mit Gewißheit darauf, Rosa bald bei sich zu sehen. Auch Madame Bertin und ihre Tochter lud sie ein. Sie sei aber gegenwärtig gerade mit der Einrichtung einer neuen Wohnung in ihrem erst vor Kurzem gekauften Hause beschäftigt, und würde sie es wissen lassen, sobald sie die Damen empfangen könne.

Auf diese Weise war die Bekanntschaft der Madame Bremer — daß diese in der Madame Wöhler steckte, brauchen wir wohl nicht erst zu erläutern — eingeleitet. — Erst jetzt wird sich der wahre Charakter dieser Frau enthüllen.

Es war aber auch, als wollte ein tückisches Geschick, das dem holden Mädchen diese Schlange im Grase zugeführt, der entsetzlichen Frau alle Fäden in die Hand geben, deren sie bedurfte, Rosa ganz und gar zu umstricken. Merkwürdiges Spiel des Zufalls! — Wäre die Bremer nur eine Minute später fortgegangen, sie wäre sofort verrathen gewesen. Aber diese kurze Spanne Zeit, die sie früher ging, ließ sie den Herrn von Stawinski, der jetzt erschien, erst vor der Thüre des Hauses begegnen. Sie begrüßten sich gegenseitig, ohne sich anzureden. Madame Bremer ging sehr schnell weiter, und auch der Herr v. Stawinski schien Eile zu haben. Es wohnten in dem Hause viele Parthien und der junge Mann dachte nicht im Entferntesten daran, daß die Bremer einen langen, langen Moment am Herzen derjenigen geruht, für die er leidenschaftlich erglüht war. Hätte er das gewußt, er würde diese giftige Schlange wie ein Heiligthum betrachtet haben. Wohl aber combinirte diese sehr schnell und richtig, und sie nahm sich vor, um jeden Preis zu erfahren, ob sie richtig errathen, wem im Hause, das sie so eben verlassen, der Besuch des jungen Mannes gegolten.

Zweites Kapitel.

Herr von Stawinski.

Der Herr von Stawinski gehörte zu denjenigen jungen Leuten, welche von der Natur ſo glücklich begabt ſind, daß es ihnen faſt unmöglich wird, vom geraden Pfade des Lebens abzuirren. Er hatte ein biederes, wohlwollendes Herz, einen redlichen Sinn und ein Temperament, das ihn zu ſeinen Exceſſen hinriß. Er war mit einem Worte nicht leidenſchaftlich, und der Liebe allein war es vorbehalten, ihn in eine ueberhaſte Aufregung zu verſetzen, die ihm bisher fremd geweſen. Aber auch ſelbſt als Verliebter wäre er ruhiger geweſen, wenn er von dem Hauptmanne nicht das unglückliche Wort vernommen hätte, das ihn dermaßen erſchmetterte, daß Roſa nämlich nicht mehr frei ſei. Stawinski hatte lange mit ſich gekämpft, er hatte die gewiſſenhafteſten Anſtrengungen gemacht, das Mädchen zu vergeſſen. Aber unwiderſtehlich zog es ihn zu dem ihm ſo beneidenswerthen Hauſe hin, wo ſie wohnte. Er wollte die Perſon ſagen, ob denn wirklich keine Hoffnung für ihn wäre, wollte aus Roſa's Munde ſelbſt erfahren, ob ſie den liebe, mit dem ſie verlobt oder ob es nur ein conventionelles Bündniß wäre, und im letzten Falle wollte er ſich ihr zu Füßen werfen. — Aber wo blieben alle dieſe Entſchlüſſe, wo blieben die Worte, die er vorher ſo genau überdacht, wenn er dem Mädchen nahe war? — Er verlor allen Muth, vorzuſchreiten. Er hatte nicht die Kraft ſie freiwillig aufzugeben, ſobald er ſie ſah — und hätte er die Perſon länger beſuchen können, wenn er ihr ſein Geheimniß anvertraut, und von ihr erfahren hätte, daß Roſa allerdings verlobt — und vielleicht glücklich verlobt ſei? — Dieſe Befürchtung lähmte ſeine Entſchlüſſe, und ſo kam es, daß er ſeine Beſuche wiederholte, Stets hing mit dem feſten Willen, die Entſcheidung herbeizuführen, und immer wieder abſtand, auch nur mit einem Worte das zu verrathen, was in ſeinem Innern vorging. Es war natürlich, daß er ſowohl der Madame Perſon als der, die er liebte, gegenüber höchſt befangen blieb, und daß er nur mit Ottilie allein ſich ungezwungen unterhalten konnte. Es machte ſich ſo ganz von ſelbſt, daß er ſeine Worte faſt immer an Roſa's Freundin richtete, daß er faſt ausſchließlich mit ihr die Unterhaltung führte,

und daß es den Anſchein gewann, als ob Ottilie, die durch ihre Lebendigkeit und ihre muntere Laune leicht fortgeriſſen wurde, den jungen Mann, den doch nur Roſa's Nähe gebannt hielt, an ihrer Seite feſſelte. Stawinski nahm gegen Ottilie wirklich nach und nach jenen zutraulichen Ton an, welcher einer mehr wahren, dauernden, als enthuſiaſtiſchen Liebe den Weg zu bahnen pflegt, während er mit Roſa noch kaum zehn Worte geſprochen hatte. Und für Stawinski war es eine große Herzenserleichterung, daß er mit Roſa's Freundin ſo ſtand. Er vertraute ihr nach und nach manches kleine Geheimniß an, und war nahe daran, ihr nun ſein größtes zu entdecken, und von ihr zu hören, wie es mit dem Herzen ihrer Freundin ſtünde. Sogar über alle ſeine perſönlichen Verhältniſſe hatte er ihr den genügendſten Aufſchluß gegeben. Ottilie wußte durch ihn, — daß er der natürliche Sohn des Grafen von Stawinski war, der ihn ſpäter legitimirte, und ihm, da er kinder- und ehelos ſtarb, ſein ſehr bedeutendes Vermögen hinterließ. Seine Mutter hatte er nie gekannt. Sie war bald nach ſeiner Geburt geſtorben. Er war aber in einer ſehr anſtändigen Familie faſt unter den Augen ſeines Vaters aufgewachſen und erzogen worden und hatte eine tüchtige Bildung erhalten. Alles dieſes theilte er dem Mädchen mit, und er hatte keine Ahnung davon, daß dieſe Vertraulich- oder eigentlich nur Zutraulichkeit, das Mädchen in den Wahn verſetzen könnte, daß er ſie liebe.

Wie immer, ſo war Stawinski auch heute mit dem feſten Vorſatze hergekommen, ſeiner Freundin — ſo nannte er Ottilie — ſeine Liebe zu Roſa zu entdecken. Er fand Ottilie allein. Sie ſaß in der Laube, auf derſelben Stelle, wo er Roſa zuerſt geſehen. Dieſe war in ihre Stube hinaufgegangen, um ſich von der Erſchütterung zu erholen, in welche ſie das Begegnen mit der angeblichen Freundin ihrer Mutter verſetzt. Madame Bertlin war ihr gefolgt, und Stawinski behielt Muth genug, den Augenblick, welcher endlich ſein Schickſal entſcheiden ſollte, nicht vorübergehen zu laſſen.

Fräulein Ottilie, ſagte er, nachdem er das Mädchen begrüßt hatte, Sie ſind ſo freundlich und gütig gegen mich, Sie haben mir bisher ſo gern ihr Ohr geliehen, und dies giebt mir den Muth, eine Frage an Sie zu richten.

Ottilie erröthete ganz und gar.

Ich werde Ihnen die Antwort nicht ſchuldig bleiben, ſagte die Dame, wenn ſie in meiner Macht ſteht.

Ich hoffe, entgegnete Stawinski, doch geben Sie mir Ihre Hand

darauf, daß Sie nie ein Wort von dem erwähnen werden, was wir jetzt mit einander gesprochen haben, wenn ich heute hoffnungslos von Ihnen scheiden muß. Ich möchte um keinen Preis die Ruhe eines Wesens stören, das mir theuer geworden ist. Versprechen Sie mir also das?

Ottilie sah den jungen Mann beklommen an, dann sagte sie mit zitternder Stimme:

Herr von Stawinski, Sie können mir vertrauen, Ihre Geheimnisse werden mir stets heilig sein. Doch hoffe ich nicht, daß Sie heute für immer von uns scheiden müssen, daß Sie heute zum letzten Male hier gewesen, nachdem Sie uns ein so lieber Gast geworden sind.

O, Sie geben mir das Leben wieder, rief Stawinski sich vergessend, indem er Ottiliens Hand ergriff, Sie ahnen, Sie wissen meine Frage, Sie haben es errathen, daß ich sie liebe, und wenn ich Sie recht verstehe, darf ich hoffen — woran ich bis jetzt nicht zu glauben gewagt!

Sie dürfen hoffen, sagte Ottilie mit zitternder Stimme. Des jungen Mannes Hand lag noch immer in der ihren.

Ihre Hand ist also noch frei? rief Stawinski, ich darf zu ihren Füßen stürzen, ich darf es sagen, wie sehr, wie tief, wie innig und unaussprechlich ich sie liebe? —

Und auch Sie sind geliebt; entgegnete Ottilie mit flammender Wange, kaum wissend was sie hörte, that und sah.

O, wie glücklich Sie mich machen! rief von Stawinski. Ewig werde ich Ihnen für diese Nachricht dankbar sein. Es ist mehr, viel mehr als ich gehofft. Ich vermag mein Glück kaum zu fassen.

In diesem Momente trat Madame Bertlin in den Garten.

Meine Mutter! rief Ottilie, sich erhebend.

Soll ich mit ihr sprechen? fragte der junge Mann. Ihre Mutter ist stets so gütig gegen mich, daß ich wohl auf ihren Beistand rechnen kann.

Heute noch nicht, sagte Ottilie, lassen Sie mich die Mutter erst vorbereiten. Bei Ihrem nächsten Besuche. Ich glaube gewiß, daß meine Mutter uns kein Hinderniß in den Weg legen wird.

Madame Bertlin trat jetzt zu den jungen Leuten heran, die ihr entgegen gingen. Sie bemerkte ihre Aufregung sehr wohl. Doch that sie ganz unbefangen. Ich glaubte schon längst bemerkt zu haben, daß der junge Mann ihre Tochter liebe. Sie sah voraus, daß bald eine Erklärung folgen würde und hatte schon im Geheimen und unter der Hand,

ohne jedoch gegen ihre Tochter das Geringste zu erwähnen, Erkundigungen über Stawinski eingezogen. Es war nur eine Stimme über den ehrenwerthen Charakter des jungen Mannes, und da auch seine Vermögensumstände sehr glänzend waren, so konnte sie eine Verbindung mit Stawinski mit Recht als ein Glück für ihre Tochter betrachten. Trotzdem hatte sie bisjetzt nicht eine Silbe über dessen muthmaßlichen Absichten mit ihr gesprochen. Sie wollte die jungen Leute sich selbst überlassen. Wenn sie sich lieben, dachte sie, werden sich ihre Herzen finden und erkennen, und ich habe dann weiter nichts zu thun, als ihnen meinen Segen zu geben. —

Unglückselige Täuschung einer Mutter! —

Stawinski war zu aufgeregt, um seine Empfindungen verbergen zu können. Er zog es daher vor, sich zu verabschieden. Er drückte dem unglücklichen Mädchen noch vielmals innig die Hand und flüsterte ihr im Scheiden zu:

Weiß Rosa nicht, daß ich hier bin? —

Ich glaube kaum, versetzte Ottilie.

Sie ist doch nicht etwa krank? —

Das nicht, aber ein seltsames Zusammentreffen mit einer Freundin ihr verstorbenen Mutter hat sie dermaßen aufgeregt, daß sie es vorzog auf ihr Zimmer zu gehen. Wenn Rosa träumen will, ist sie immer gern allein.

Vielleicht wäre schon heute bei Fortsetzung dieses Gespräches das Mädchen ihrer Täuschung entrissen worden, aber das Geschick — mitleidig oder grausam — bewilligte ihr noch einen kleinen Aufschub. Es kam abermals ein Besuch, eine Dame, deren beide Töchter bei Madame Bertlin in Pension waren. Ottilie konnte nicht umhin, sie ihrer Mutter vorzuführen. Sie verabschiedete sich von Stawinski auf eine Weise, die zurückhaltend genug war, um die fremde Dame nichts von dem Verhältnisse ahnen zu lassen, in welchem sie zu dem jungen Manne zu stehen glaubte.

Wer aber war glücklicher, als Stawinski? Er wurde also geliebt. — Ottilie sagte es ihm ja deutlich genug, und Rosa's Hand war frei. Der Hauptmann hatte ihm also falsch berichtet. Er hatte diesen seit jener Zeit, da er ihm alle Hoffnung genommen, nicht wieder gesehen. Er hatte auch die Bremer seit jenem Abende nicht wieder besucht, heute aber wünschte er ihm zu begegnen. Er war so glücklich, daß er das Bedürfniß der Mittheilung fühlte. Er ging zu Madame Bremer, aber

der Hauptmann war nicht da. Jene bezeigte dem Stawinski ihre Verwunderung darüber, daß er ein so seltener Gast bei ihr geworden und ließ sich mit dem jungen Manne in ein Gespräch ein.

Es ist doch sonderbar, sagte er im Verlaufe desselben, als Madame Bremer, auf ihre Begegnung in dem Hause der Berlins, jedoch mit der größten Zurückhaltung und Vorsicht anspielte, daß ich kurz zuvor einem andern Bekannten, nämlich dem Herrn v. Jachmann in demselben Hause begegnete.

Und am Ende haben wir auch dieselbe Person besucht, wandte die Bremer ein.

Ich glaube kaum, sagte Stawinski.

Und ich möchte darauf wetten. Nun, wir wollen gleich sehen. Sie haben eine Dame besucht? —

Das kann ich nicht leugnen.

Eine junge Wittwe. —

Nun, jung ist die Wittwe nicht mehr, aber man kann sie gerade auch nicht alt nennen.

Freilich, die Tochter ist jünger. —

Bei diesen Worten sah die Bremer den jungen Mann scharf an.

Allerdings ist die Tochter jünger, versetzte Stawinski lächelnd, das ist ein Vortheil, der stets auf Seiten der Töchter ist.

Sie ist auch schön. —

O, ja; ich leugne nicht.

Eine Dritte ist aber doch noch hübscher.

Der junge Mann wurde über und über roth.

Die scharfsichtige Frau hatte genug bemerkt.

Sehen Sie, fuhr sie fort, wir scheinen also doch an einem und demselben Orte gewesen zu sein. Es fehlt nur noch der Name, ich wette, auch darin stimmen wir überein. Die Wittwe heißt Friedborn, handelt mit französischen Blumen, und das Mädchen ist ihre Nichte.

Doch falsch; entgegnete v. Stawinski, es sind nicht die Damen, bei denen ich war.

So bitte ich um Verzeihung, ich glaubte mich nicht zu irren, und gebe mich gefangen. Es sind also noch mehr Magnete in jenem Hause.

Sieht man Sie auch einmal wieder, Herr von Stawinski? rief da plötzlich eine Stimme.

Der junge Mann blickte um sich, der Hauptmann von Jachmann stand vor ihm. —

Er machte der Madame Bremer sein Compliment und diese entfernte sich, nachdem sie den Gruß erwidert, doch verweilte sie noch in ihrer Nähe und schien, obgleich sie mit andern Gästen sprach, doch nur Auge und Ohr für das zu haben, was jetzt zwischen dem Hauptmanne und Stawinski vorging.

Der Erste führte Letzteren bei Seite und sagte mit einer triumphirenden Miene:

Herr von Jachmann, Sie waren falsch berichtet, mein Engel ist noch frei. —

Ihr Engel? —

Der Hauptmann hatte nämlich schon fast vergessen, daß von Stawinski in Rosa verliebt war. Er hatte ganz genug mit seinen beiden legitimen Nebenbuhlern zu thun, um noch weiter an die Existenz dieses Dritten zu denken. Nach seiner Meinung mußte sich der junge Mann die Sache schon längst aus dem Kopfe geschlagen haben.

Die Menschen sind immer strenger gegen Andere als sich selbst, pflegte Meyer zu sagen, wär's umgekehrt, die Welt müßte wenigstens um hundert Procente besser sein, als sie ist. So verlangte auch jetzt der Hauptmann von dem Jünglinge eine Tugend, die er, der gereifte Mann, nicht zu üben vermochte.

Nun, das Fräulein Rosa — das holde Kind — sie ist mein! — rief Stawinski.

Herr, ich sag' Ihnen aber, sie ist verlobt, fuhr der Hauptmann auf.

Ich hoffe bald mit mir, entgegnete Stawinski.

Mit Ihnen? Sie sagen mit Ihnen? — rief der Hauptmann, indem er dem jungen Manne so nahe als möglich auf den Leib rückte.

Ich hoffe, daß sie bald meine Verlobte sein wird, fuhr Stawinski fort, ohne sich an die Heftigkeit des Hauptmannes zu stoßen, dessen Naturel er kannte; ich glaube die Gewißheit zu haben, daß ich geliebt werde.

Sie? —

Ja — ich bin so glücklich, mein lieber Herr von Jachmann.

Sie lügen aber, Herr! brauste der Hauptmann auf, indem er die Fäuste ballte.

Herr von Jachmann! sagte der junge Mann sehr ernst, Ihre Heftigkeit führt Sie zu weit in einer Sache, die Ihnen, wie ich glaube, gleichgültig sein kann, wenn Sie keinen Antheil an meinem Glücke nehmen.

Ich sage Sie lügen! rief der Hauptmann laut, Sie renommiren und

versündigen sich an dem Charakter einer Dame, die mir werth und theuer ist.

Herr von Jachmann, entgegnete Stawinski ruhig, Sie werden hoffentlich Ihre Beleidigung zurücknehmen, für die ich eine andere Antwort gehabt hätte, wäre mir Ihre Heftigkeit nicht bekannt und wüßte ich nicht, wie bald Sie solche stets zu bereuen pflegen. Für weitere Verständigung scheint mir übrigens hier nicht der Ort zu sein, wollen Sie sich in's andere Zimmer mit mir bemühen? —

Herr von Stawinski trat in ein Cabinet, in welchem sich weiter Niemand befand, der Hauptmann folgte ihm. Die Anwesenden wurden über das Zwiegespräch allerdings befremdet, doch war es gerade nicht etwas Außergewöhnliches, den Hauptmann so aufbrausen zu sehen. Wenn er zu disputiren begann, hörte es sich immer an, als wollte er jeden Augenblick seinen Gegner bei der Kehle packen.

Herr Hauptmann, begann der junge Mann, als sie allein waren, ich zweifle jetzt nicht mehr, daß Sie ein Interesse an der jungen Dame nehmen, von der die Rede ist. Sind Sie vielleicht ein Verwandter oder stehen sonst in einem Respektsverhältniß zu ihr, so bitte ich Sie dringend, mir das zu sagen. Was mich betrifft, so wiederhole ich Ihnen, daß ich Fräulein Rosa allerdings nicht selbst gesprochen habe, daß mir aber Ihre Freundin Ottilie versichert hat, daß sie mich liebe und daß sie frei sei.

Nun, wohlan sagte der Hauptmann, welchen das ruhige Benehmen des jungen Mannes einigermaßen zur Besinnung brachte, ich will zugeben, daß Fräulein Ottilie Ihnen dies gesagt habe. Ich glaube Ihnen — nun mögen Sie aber wissen, daß Rosa niemals die Ihre werden kann, und daß sie bereits nicht einen, sondern sogar drei Verlobte hat.

Drei Verlobte?! rief Stawinski.

Drei! — Und daß ich selbst einer dieser Verlobten bin.

Sie?! rief Stawinski.

Ich! Ich! Und abermals ich! — Wenn wir uns nach einigen Monaten wieder sprechen, dann werde ich vielleicht ihr glücklicher Gatte sein und mich bereit finden, Ihnen das Räthsel aufzuklären. Für heute aber sag' ich Ihnen nur, daß ich Anstalten treffen werde, daß Sie das Mädchen nicht mehr besuchen können, und daß Ihnen Madame Bertlin und Rosa selbst den Zutritt versagen werden, falls Sie mir nicht jetzt Ihr Ehrenwort geben, das Mädchen nie mehr belästigen zu wollen.

Herr von Jachmann, entgegnete Stawinski, wenn Sie mir das Verhältniß, in welchem Sie zu Rosa stehen, nicht deutlicher erklären

wollen oder können, so steht es eben so wenig in meiner Macht, Ihnen das Versprechen zu geben, meine Besuche bei Madame Bertlin einzustellen. Vielmehr versichere ich Ihnen, daß ich schon Morgen dorthin gehen und mich nicht eher zufrieden geben werde, bis ich aus Rosa's Munde selbst erfahren habe, wie es steht.

Junger Mann, rief der Hauptmann, ich denke es ist genügend, wenn ich Ihnen erkläre, daß das Mädchen meine Verlobte sei. Glauben Sie mir nicht? —

Nein, versetzte Stawinski bewegt, jedoch mit fester Stimme.

Herr, so werden wir uns schießen.

Ich stehe zu Diensten.

Zur näheren Bestimmung werde ich Ihnen Morgen früh meinen Sekundanten senden.

Stawinski verbeugte sich und verließ das Zimmer und gleich darauf das Lokal. Der Hauptmann hatte noch eine Unterredung mit der Bremer. Ein Duell lag durchaus nicht in ihrer Berechnung. Es warf keinerlei Nutzen für sie ab. Sie bestimmte deshalb den Hauptmann, sich noch am selben Abende mit dem Assessor und Meyer zu besprechen, da es ja überhaupt nöthig wäre, einen Sekundanten zu wählen und für den schlimmsten Fall Vorbereitungen zu treffen. Der Hauptmann fand, daß die Bremer nicht Unrecht hatte und verließ sie, um ihren Rath sofort auszuführen. Nun war Madame Bremer beruhigt, denn sie zweifelte nicht, daß der Assessor und Meyer die Sache beilegen würden.

Stawinski war allerdings in einer entsetzlichen Täuschung befangen, indem er glaubte von Rosa geliebt zu sein, aber er war es gewissermaßen selbst, der sich täuschte. Anders verhielt es sich mit der armen Ottilie. Stawinski hatte sie mit Aufmerksamkeit behandelt, hatte bei allen seinen Besuchen vorzugsweise mit ihr gesprochen, und ihr endlich eine Erklärung gemacht, welche nur zu geeignet war, das Mißverständniß zu erhalten. Konnte Ottilie denken, daß v. Stawinski Rosa meinte, wenn er sagte: „ich liebe sie?" — Konnte das Mädchen ahnen, daß sich dieses „sie" auf ihre Freundin bezog, mit der Stawinski kaum gesprochen hatte? — Und wie kam der junge Mann dazu zu glauben, daß ihn Rosa liebe, die sich bisjetzt so auffallend zurückhaltend gegen ihn benommen hatte? Zog er vielleicht gerade hieraus den Schluß, daß sie ihn liebe? — Rosa's Zurückhaltung war allerdings absichtlich. Das Benehmen des jungen Mannes bei ihrem ersten Zusammentreffen war so auffällig, er gab so deutlich seine Ueberraschung, seine Verwirrung zu erkennen,

und eben, weil ſie oft nur ſtille Theilnehmerin ſeiner Unterhaltung mit ihrer Freundin war, beobachtete ſie ſo genau, erkannte ſie deutlich, was in dem Herzen des jungen Mannes vorging, daß ſie zurückbebte vor dem Unheil, das ſie anrichten würde, wenn ſie ihm auch nur die kleinſte Hoffnung gab, daß ſie ihm wohlwolle. — Es lag nicht in ihrer Natur, abſtoßend zu ſein, ſie wollte auch um Alles in der Welt nichts über das Geheimniß äußern, das bei ihr mehr und mehr zur Gewißheit ward — aber ſie vermied den jungen Mann ſo viel ſie konnte, ſie war ſo kalt ſie nur immer zu ſein vermochte. Es war indeſſen wohl möglich, daß der Zwang, den ſie ſich auferlegte, die Verlegenheit, die ſie empfinden und äußern mochte, wenn ſie dennoch nicht umhin konnte, mit dem jungen Manne zuſammen zu ſein, von ihm nicht unbemerkt blieb und als ein günſtiges Zeichen gedeutet wurde. Die Liebe iſt ja das leichtgläubigſte Ting von der Welt, ſie macht Weiſe zu Narren, und Stawinski war ein einfacher und noch ſehr junger Mann, wie hätte er gegen den Schelm gerüſtet ſein ſollen, der ſelbſt Eiſenmänner überliſtet! —

Roſa hätte gerne ihre Freundin aus ihrem Wahne geriſſen, aber ſie ſcheute ſich vor einem Schritte, deſſen Erfolg ihr ſo problematiſch erſchien. Gewiß, ſie erkannte die Natur ihrer Freundin. Hätte ihr Roſa geſagt: hüte Dich, Ottilie, ich glaube, das Stawinski mich und nicht Dich liebt, — Ottilie würde, die alſo Warnende, nicht etwa ausgelacht – darüber hätte ſich Roſa hinweggeſetzt — ſie würde ſie verhöhnt, verſpottet, beleidigt — und was das Schlimmſte war — dennoch nicht geglaubt haben. Es war aber auch das feine Zartgefühl, welches Roſa in einem ſo hohen Grade beſaß, das ſie ſchweigen hieß, ſo gerne ſie ihrer Freundin auch eine ſo bittere Täuſchung erſpart hätte. Sie ahnete nicht, wie bald ſie enttäuſcht werden würde.

Als Stawinski und, eine halbe Stunde ſpäter, auch die fremde Dame ſich entfernt hatten, theilte Ottilie ihrer Mutter das ſtattgefundene Geſpräch zwiſchen ihr und Stawinski mit. Madame Bertlin war ſehr erfreut und küßte ihre Tochter mit mütterlichem Glückwunſch, dann ging Ottilie zu ihrer Freundin hinauf, Roſa war in ihrer Stube mit ihrer Stickerei beſchäftigt, dabei verſenkt in ſtille Gedanken. Sie war die ewig webende, ſinnende und denkende. Sie überlegte und durchdachte Alles. Wenn ihre Freundin irgend ein Verhältniß kaum oberflächlich betrachtet hatte, dann hatte ſie es ſchon von allen Seiten überlegt und durchdacht, ſich Alles klar gemacht. Sie ſprach wenig, und zog ſich in ſich ſelbſt zurück, aber ſie faßte ſcharf auf und hatte einen ſchnellen und richtigen

Blick. Sie wußte, daß Stawinski im Garten war, und hatte sich absichtlich entfernt gehalten, und jetzt dachte sie über ihre Freundin nach, als diese mit gluthrothem Gesichte zu ihr eintrat, an ihren Hals hinsank und sie küßte.

Er liebt mich; flüsterte sie, er hat es mir vor einer Stunde gesagt, er wollte schon heute mit meiner Mutter sprechen und um meine Hand anhalten. Er wird es aber auf meine Veranlassung erst Morgen thun.

Rosa war auf's Höchste, doch keineswegs unangenehm überrascht. Sie also hatte sich getäuscht, nicht Ottilie. Sie war wirklich ganz erfreut und küßte ihre Freundin mit einer Inbrunst, in welcher die Befriedigung lag, die sie in dieser Wendung fand. Sie hatte vor dieser Erklärung gezittert, jetzt athmete sie wieder auf. Sie nahm Ottiliens Arm und ging mit ihr in den Garten hinunter. Es war ihr so festlich zu Muthe, nachdem eine so schwere Last sich von ihrer Brust abgewälzt hatte. Unten war Madame Bertlin, deren Antlitz ebenfalls von dem ruhigen Glücke widerstrahlte, das ihr die gesicherte Zukunft ihrer Tochter gewährte.

Es vergingen glückliche Minuten unter den drei Glücklichen in der Epheulaube. O, wer hält sie fest, wer bindet sie, die beflügelte Zeit, welche das Glück unwiderbringlich in ihren jähen Strudel mit fortreißt! Mächtiger Strom der Ewigkeit, an dessen Grenzen die Millionen stehen, die immer nur das Glück an deinen Ufern suchen. Freudig begrüßen sie deine Wellen, die Unglück, Elend und Mißgeschick mit hinwegführen, und sie bedenken nicht oder vergessen, daß die folgenden Wellen andere Dinge holen, die sie nicht gern entbehren, Glück, Freude, Hoffnung und endlich sie selbst — Seele, Herz und Leben! —

So ging es unsern Glücklichen in der Epheulaube. Jede Faser ihres Herzens lachte, jeder Gegenstand, auf den nur immer ihr Auge traf, freute sich.

Der leise kühlende Wind, welcher durch den Epheu säuselte, schien ihnen die Glückwünsche der Blumen zuzutragen, und diese schienen mit der Sonne um die Wette zu lachen, vor lauter Freude über Ottiliens Glück. Die Vögel brachten ihnen ein Ständchen, die Schmetterlinge umgaukelten sie als Amoretten und Fortunas Abgesandte, und selbst die um sie spielenden Mücken summten immerfort von Liebe, Freude und Hoffnung. Auch die Käfer und Würmer an der Erde wurden menschlich fühlend und wußten, daß die drei Wesen in der Epheulaube glücklich waren. Ja, auch die Raupe mußte es wissen, die jetzt auf Ottiliens

Schooße kroch, denn dieſe ſprang nicht entſetzt auf, wie gewöhnlich, wenn ſie ein ſolches Thier an ſich bemerkte. Es koſtete ihr auch nicht die geringſte Mühe, ihre Antipathie zu überwinden, ſie ſchleuderte ihre Schürze nicht weit weg, oder bat Roſa oder ihre Mutter, die kleine häßliche Reptilie fortzunehmen. Ueber was Alles ſehen, ſchwimmen, fliegen die Glücklichen nicht hinweg. Sie nahm die Raupe zwiſchen ihre Finger und ſetzte ſie auf ein Blatt und hätte ſie um keinen Preis tödten können.

O, wer hält ſie feſt, wer bindet ſie, die beflügelte Zeit, welche das Glück unwiderbringlich in ihren Strudel mit fortreißt! — Das Glück, welches die Menſchen ſo gut macht, ſie moraliſch hebt und veredelt, freilich nicht immer, und nicht immer auf lange. Denn, was der Zeitſtrom nicht wegſchwemmt, das ſtumpft er ab. Wer lange glücklich iſt, bleibt der Vorſehung den Dank ſchuldig, wie ſelbſt der Unglücklichſte und Aermſte noch tauſend Güter beſitzt, um die ihn tauſende von Glücklichen und Reichen beneiden könnten, und die er vergißt, weil ſie ihm nie gefehlt haben.

Madame Bertlin war eben in ihre Wohnung hinaufgegangen, und die beiden Mädchen ſaßen in einem traulichen Geſpräche beiſammen, als Emilie plötzlich mit dem Rufe: Herr von Stawinski! aufſprang. Schon ſtand er vor ihnen, und ehe noch die Mädchen über ſeine ſeltſame Erſcheinung irgend einen Gedanken faſſen konnten, war er vor Roſa niedergeſtürzt und ihre Hand ergreifend, ſagte er:

Jetzt oder nie! — Ich muß aus Ihrem Munde hören, was mir Ihre Freundin, Ihre Schweſter ſchon beſtätigt hat, daß wir uns angehören, daß ich Sie lieben darf, — daß Ihre Hand noch frei iſt, dieſe Hand, die ich nicht eher fahren laſſen werde, bis Ihr Mund Tod oder Leben für mich ausgeſprochen hat!

Roſa erbleichte. Sie blickte nicht auf den jungen Mann, ſie ſah ſtarrend auf ihre Freundin, welche im erſten Augenblick erſtarrt daſtand, denn ſie faßte es nicht, was jetzt geſchah — ob der junge Mann im Momente der Aufregung ſie Beide mit einander verwechſelte, oder ob ſie überhaupt recht ſah und hörte. Dann erhob ſich Roſa, alle ihre Faſſung zuſammenraffend, und ſagte:

Herr von Stawinski — Sie irren ſich. — Meine Freundin kann Ihnen nur geſagt haben — daß ich bereits ſogut wie verlobt bin, daß mein Herz nicht mehr mir gehört und gehören darf. Was in aller Welt konnte Sie zu dem Glauben veranlaſſen, daß ich Ihnen je angehören konnte? Nein, niemals, mein Herr, niemals! —

Niemals? rief der junge Mann verzweiflungsvoll — so grausam zerstören Sie die Hoffnung, die ihre Freundin mir in den bestimmtesten Ausdrücken erweckt? O, reden Sie, reden Sie Ottilie. — Sie sehen doch — wie grausam sie gegen mich ist. Sagten Sie mir nicht vor wenigen Stunden noch, daß sie mich liebe? —

Nur mit einem Schrei, als zerspränge ihr die Seele, antwortete die unglückliche Ottilie, dann sank sie zusammen. Rosa fing sie in ihren Armen auf. O, mein Gott, rief sie, und blickte Stawinski vorwurfsvoll an, haben Sie Mitleid mit dem armen Opfer eines Mißverständnisses. Gehen Sie, Herr von Stawinski — ich beschwöre Sie. Und wenn Sie es vermögen, übertragen Sie Ihre Neigung auf ein Wesen — das ihrer gewiß nicht unwürdig ist, das Sie innig liebt. — Sie sehen, welches Unheil Sie angerichtet. —

Stawinski stand einen Moment da, als wollte er einen entsetzlichen Traum von sich abschütteln, dann sagte er mit bebender Stimme:

Ich erkenne wohl, daß ich mißverstanden worden — von ihr — von Ihnen. — Sie sind also für mich verloren! — Leben Sie wohl, leben Sie glücklich! —

Und den Hut mit seinen Händen krampfhaft pressend verließ er die Mädchen.

Drittes Kapitel.

Eine Conferenz.

Der Hauptmann traf den Assessor nicht daheim und ging nun sofort zu Meyer. Er ließ jedoch den Bescheid zurück, daß er ebenfalls dahin kommen möchte, wenn er zeitig genug nach Hause zurückkehren sollte. Jachmann war gutmüthig, wie es die Hitzköpfe gewöhnlich sind, sein Groll legte sich bald, und je heftiger er aufgebraust war, je ruhiger wurde sein Gemüth, wenn der Sturm ausgetobt. Er hatte es diesen Augenblick gründlich vergessen, wie feindselig er gegen Meyer gestimmt gewesen, sein Zorn hatte sich jetzt ganz und gar auf den jungen Mann geworfen, der

es wagte, noch in der zwölften Stunde, ihnen Allen den wohlverdienten Preis eines so langen, treuen Kampfes streitig zu machen.

Jacob hatte eben — was ihm übrigens sehr oft passirte — zufällig aus dem Fenster geschaut und einen Blick nach dem Zimmer hinübergeworfen, wo, wie er steif und fest behauptete, der Geist der Baldrian umging und regelmäßig in den Tagen und Stunden, in welchen der Frauenverein zur Veredlung der Seele und des Herzens sich zu versammeln pflegte, erschien und auf ihrem Präsidentenstuhl Platz nahm, als ihn plötzlich eine tiefe Stimme, die aus der Erde emporzusteigen schien, zusammenfahren machte. Aber es war nicht der Geist der Baldrian, sondern der Hauptmann, ohne alle gespenstische Beimischung, der ihn barsch fragte, ob sein Herz sich zu Hause befände.

Jacob bejahete es, schlug hastig das Fenster zu, und stürzte nach der Hinterstube, wo Meyer mit einem sehr mystischen Werke beschäftigt sein mußte, denn die Thüre war von innen verschlossen und Meyer öffnete erst nachdem der Ruf Jacobs: der Hauptmann! mehrere Male ertönt war.

Meyer trat in die Vorderstube, nachdem er die Thüre wieder abgeschlossen hatte, während Jacob dem Hauptmanne öffnete, der jetzt zu Meyer hereintrat, als hätte zwischen Ihnen niemals die geringste Disharmonie stattgefunden.

Er warf sich ohne Umschweife, von dem Wege ermüdet, in den Lehnsessel, den Meyer ihm darbot und begann dann ohne weitere Einleitung sein Thema.

Lieber Meyer, sagte er, da ist einmal wieder der Teufel los.

Was ist passirt? fragte Meyer mit sehr unruhiger Miene, er scheute sich hinzuzufügen: Rosa ist doch wohl? —

Ich glaube noch nicht, das etwas passirt ist, fuhr der Hauptmann fort, aber Morgen wird etwas passiren, und es soll etwas passiren, oder ich will nicht von Jachmann heißen.

Bitte, fahren Sie fort, sagte Meyer — erklären Sie sich gefälligst deutlicher, lieber Hauptmann.

Ich werde dem Patron eine Kugel durch den Kopf jagen, fuhr Herr von Jachmann fort, das steht fest. Mit dem werden wir fertig. Es frägt sich nur, wie es mit dem Mädchen steht — doch ich will hoffen, daß der Bursche gelogen hat.

Mit welchem Mädchen? fragte Meyer immer unruhiger werdend.

Nun, ich denke doch deutlich genug gesprochen zu haben, ver-

sezte der Hauptmann mit einem grimmigen Gesichte, das aber nicht Meyer galt.

Deutlich? Lieber Hauptmann, ich habe wirklich noch keine Silbe begriffen.

So begreifen Sie jetzt. Der Narr behauptet, daß Rosa in ihn verliebt ist.

Rosa? — Mein Gott in wen? —

Nun, in den Mann, den ich todtschießen will, das ist doch wahrhaftig verständlich.

Aber wer ist denn das?

Sie kennen ihn, den Flaumbart, von Stawinski!

Herrn von Stawinski? —

Denken Sie sich, dieser Mensch besucht die Bertlin hinter unserm Rücken schon einige Wochen. Ich wußte es schon lange, denn er hat mir schon vor einigen Wochen anvertraut, daß er in Rosa — in unsere Rosa — verliebt wäre. Seien Sie kein Narr, sagte ich ihm, das Mädchen ist bereits verliebt und verlobt. Da sperrte er Mund und Nase auf, und ich glaubte, daß die Sache damit abgethan. Aber nicht desto weniger. Besucht die Bertlin seitdem jeden Tag, macht Rosa einen Heirathsantrag und theilt mir heute mit einer Freude, als wollte er mir um den Hals fallen mit — Rosa habe ihm ihre Liebe eingestanden, den Antrag angenommen und ihm erklärt, daß sie völlig frei wäre.

Meyer hatte mit steigendem Interesse zugehört.

Und was haben Sie darauf gesagt? fragte er, als der Hauptmann schwieg und Meyer so finster anblickte, als wäre er der leibhaftige Stawinski.

Ich habe ihm gesagt, daß er niederträchtig lüge.

Und er? —

Er? — Ganz gleichgültig. Ich habe gar nicht darnach gehört. Ich habe ihm aber gesagt, daß er die Bertlin und Rosa nie mehr besuchen dürfe, daß ich es hindern würde. — Der Flaumbart wurde aber widerspenstig, und ich forderte ihn. Ich hätte ihn gleich todtgeschossen, wenn ich nur Pistolen zur Hand gehabt hätte.

Behüte, sagte Meyer — ich sehe gar nicht ein, warum Sie den jungen Menschen gleich todtschießen wollen.

Was? rief der Hauptmann auffahrend, Sie mißbilligen, daß ich einen solchen Menschen tödten will?

Ganz und gar mißbillige ich das, lieber Hauptmann.

Zum Donner und — — Sie machen mich wirklich wüthend! — Es soll das Mädchen vier Liebhaber haben? Und ein solcher Fant, der durchaus kein Anrecht an sie hat. Sein Tod ist beschlossen, und sollte es mir selbst das Leben kosten.

Hören Sie, lieber Jachmann. Entweder hat der junge Mann die Wahrheit gesagt — oder aber er hat gelogen. —

Gelogen! stieß der Hauptmann hervor.

Gut — das werden wir bald erfahren. Hat er gelogen, d. h. hat ihm Rosa keine Hoffnung gemacht und seinen Antrag zurückgewiesen, dann übergehen wir seine Renommage mit Verachtung und Madame Berlin und Rosa werden ihm selbstverständlich die Thüre weisen. Hat er aber nicht gelogen —

Gelogen! Gelogen, sag' ich Ihnen! rief der Hauptmann wieder.

Wir wollen aber mal annehmen, er habe nicht gelogen, fuhr Meyer fort. —

Der Hauptmann blickte mit einem wahren Tigergesicht zu Meyer auf.

Unsinn! — Sie halten also unsere Rosa fähig, den Worten eines so jungen Menschen Gehör zu geben? —

Es verlieben sich nicht alle Menschen erst in unserm Alter, sagte Meyer mit einem sehr ernsten Gesichte. Eben weil der Herr von Stawinski noch ein junger Mann ist, halte ich die Sache nicht für unmöglich.

Ich aber halte sie für unmöglich! rief der Hauptmann aufspringend. Rosa lügt nicht — sie ist nicht mehr frei, und kann mithin nicht gesagt haben, daß sie es wäre.

In einer gewissen Weise allerdings, denn wir haben ihr ihre Freiheit zurückgegeben. —

Vor ihrer Entscheidung.

Nun, sie dehnt diese Freiheit vielleicht etwas länger aus. Sie hat eigentlich Recht. Verlobt ist sie nicht — einen Bräutigam hat sie nicht. —

Aber Drei. —

Eben deshalb ist sie frei, sie hat ein Recht sich dafür zu halten — sie hat ein Recht zu glauben, daß auch wir ihr Verhältniß zu ihr so und nicht anders auffassen.

Wie? — Sie würden also zustimmen, daß, daß — Teufel, Sie ärgern mich wieder. Ich bekomme das Wort nicht über die Lippen. Sie würden zugeben, daß der Flaumbart mit unserer Rosa davon ginge — dieser Mensch, der sich sonst nie um sie gekümmert hat, der sie erst seit

vier Wochen kennt? — Wie kann ein solcher Mensch sich unterstehen, das Mädchen lieben zu wollen! — Aber meine Kugel soll's ihm deutlich machen.

Und der Hauptmann ging mit schweren Tritten und brummend im Zimmer auf und nieder.

Guter Freund, sagte Meyer, nehmen Sie mir's nicht übel —

Was? fragte der Hauptmann und blieb plötzlich mit einer Miene vor Meyer stehen, als wollte er ihm auf jeden Fall etwas übelnehmen

Ihre Liebe zu unserer Rosa ist ein wenig zu egoistisch, oder ich möchte lieber sagen unsere Liebe — den Assessor und mich mit eingeschlossen — leidet an einem inneren Widerspruch. Wir lieben Rosa als Väter und Liebhaber zugleich. Das ist die Ursache, weshalb Sie glauben, daß derjenige, welcher Rosa zu lieben und von ihr geliebt zu werden beansprucht, eben so alt, eben so lange mit ihr bekannt sein und sich eben so viele Verdienste um sie erworben haben muß, wie Sie. — Aber die Liebe, ich meine die Liebe, die man vorzugsweise so nennt, die also nicht Vater- oder sonst irgend eine andere Liebe ist, stützt sich selten auf Zeit und Vergangenheit, selten auf das, was sie gewährt oder empfangen hat, sondern auf die Erfüllung der Zukunft, die diese Liebe in sich selbst — ohne alle andere Gewähr als den Glauben und die Hoffnung — trägt und empfindet. Sie antezipirt das wenn auch ungewisse Glück der Zukunft und opfert ihr willig die wenn auch noch so glückliche Vergangenheit. Mit einem Wort, wie es die Bibel in ihrer tiefen, göttlich einfältigen Weise so allumfassend ausspricht: Du sollst Vater und Mutter verlassen und deinem Weibe oder deinem Manne anhängen! Mein lieber Jachmann, wenn wir nicht Rosa's Männer sein wollten, würden wir als ihre Väter ihr alles Glück wünschen, wenn sie wirklich einen jungen Mann gefunden hätte, der ihrer Liebe würdig ist von ihr geliebt wird und sie wiederum liebt.

Dem Hauptmann schien zu Muthe zu sein, wie Einem der einen tiefen Satz liest, von dessen Trefflichkeit er überzeugt ist, den er aber nicht versteht. Er begriff es, daß Meyer etwas recht Treffendes gesagt habe, aber er faßte es nicht ganz, oder wollte es nicht fassen, weil es ihm nicht mundete.

Meyer, sagte er, Sie können sich darauf verlassen — und ich will meinen Kopf darauf verwetten, der Patron hat gelogen. Rosa ist ganz unschuldig.

Auf jeden Fall ist sie unschuldig, entgegnete Meyer, aber wir müssen

dennoch Schritte thun, um zu erfahren, was an der Sache ist. Entweder wir schreiben an Rosa, oder wir gehen zu ihr hin, und sprechen mit ihr, dann wissen wir bald, woran wir sind. Hat der junge Mann zu viel gesagt oder überhaupt gelogen, vielleicht sich selbst getäuscht, bei einem Verliebten ist dies leicht möglich, dann werden wir schon mit Rosa's Beistand ihn fern halten. Ich sehe nicht ein, warum Sie ihn deshalb todtschießen oder ihn und sich selbst einer Verwundung und tausend anderen Fatalitäten, die daraus erfolgen können, aussetzen wollen.

Kann nichts helfen, brummte der Hauptmann. Ich habe ihn einmal gefordert. Schlagen müssen wir uns auf alle Fälle.

Wann?

Uebermorgen.

Wo? —

Das will ich mir bis Morgen überlegen.

Ach, da ist unser lieber Brandon auch! rief Meyer jetzt, als sich die Thüre öffnete und der Assessor eintrat.

Was giebt's, meine Herren? fragte der Assessor.

Wir haben einen neuen Nebenbuhler bekommen, versetzte Meyer, den der Hauptmann Morgen todtschießen will.

Der Hauptmann trat auf Brandon zu, krauste auf eine unheilverkündende Weise die Stirn und sagte:

Sie müssen mein Sekundant sein! —

Aber so lassen Sie mich doch erst hören, was das für eine Nebenbuhlerschaft ist, von der Sie sprechen.

Der Hauptmann explicirte noch einmal den Hergang der Sache. Meyer ließ ihn ruhig aussprechen, dann wiederholte auch er, was er in der Sache bereits gesagt hatte, und nun war man gespannt des Assessors Meinung zu hören.

Meyer hat Recht, sagte er kurz. Was todtschießen? — Wozu soll das nützen? — Glauben Sie, daß Stawinski ewig leben wird? — Ueberlassen Sie der Natur ruhig ihr Henkeramt, sie wird ihn finden, wie uns Alle.

Herr, ein ehrlich Duell ist keine Henkerei! rief der Hauptmann.

Aber im glücklichen Falle eine ungesetzliche Selbstrache, im schlimmen Falle ein Todschlag.

Feige Phrasen! rief der Hauptmann.

Mein lieber Herr von Jachmann, fuhr Brandon fort, ich fürchte die Spitzen von tausend Degen nicht, und nicht eine ganze Batterie Kanonen, ich

habe mich als Student oft genug geschlagen. Jetzt ist mir die Thorheit zuwider. Ich halte es für's Beste, wir beachten die ganze Geschichte nicht im Geringsten. Die Zeit bis zur Entscheidung ist nur noch kurz. — Wenn Rosa Wünsche hat, wenn sie das Wort, das sie uns gegeben, wie ich zuverlässig nicht glaube, bereut, dann mag sie offen mit uns reden.

Wir sollen also die Sache ihren Gang gehen lassen? fragte Meyer mit einer sehr bedenklichen Miene, dem Mädchen nicht zu Hilfe kommen? — Könnte es nicht der Fall sein, daß sie den jungen Mann liebt? — Haben wir sie erzogen und als Väter geliebt, um als eigennützigen Preis unserer Wohlthaten ein Opfer zu verlangen, an das alle unsere Wohlthaten nicht heranreicht? —

Wir haben das Unsere gethan, entgegnete der Assessor, wir haben ihr die Freiheit zurückgegeben — sie hat gewählt. Rosa ist verständig, überlegend, sie ist nicht ein Wesen des Augenblicks. Sie thut nichts ohne Selbstprüfung. Ich glaube, wir können dies Opfer mit gutem Gewissen annehmen. Ich wenigstens bin ganz ruhig dabei.

Und Sie, lieber Hauptmann, lassen Ihr Duell? fragte Meyer diesen.

Ich weiche keinen Zoll! entgegnete der Hauptmann, wenn der Assessor mein Sekundant nicht sein will, werde ich schon einen andern finden.

Es beharrt also Jeder von Ihnen auf seinem Entschlusse, fuhr Meyer fort. Ich bitte noch einmal zu bedenken, daß mein Vorschlag eine Vermittelung wäre.

Ich beharre auf dem meinigen, sagte der Assessor.

Und ich auf dem meinigen! rief der Hauptmann und erfaßte grimmig seinen Stock, den er Meyer entgegenhielt, als wollte er ihn damit durchbohren.

Gut, meine Herren, sagte Meyer gelassen, so beharre auch ich auf dem meinigen.

Sie wollen mit Rosa sprechen? fragten die andern beiden zugleich.

Ich will; entgegnete Meyer sehr bestimmt, doch mit größter Gelassenheit.

Das wäre Verrath an uns! rief der Assessor.

Das werde ich nicht dulden! rief der Hauptmann.

Ich aber werde es dennoch thun, entgegnete Meyer.

Was wollen Sie damit bezwecken? fragte der Assessor.

Nun, das habe ich ja schon gesagt. Hat sich wirklich ein Verhält-

niß zwiſchen Roſa und dem jungen Manne entſponnen — dann werde ich Sie bitten — **zurückzutreten.**

Herr, zurückzutreten? rief der Hauptmann wüthend. Es wird dann erſt von uns abhängen, ob wir das thun wollen, — verſetzte der Aſſeſſor — Ich ſage auf das Beſtimmteſte: Nein! —

Und ich, entgegnete Meyer mit einem melancholiſchen Geſichte, habe dann wenigſtens den Eingebungen meines Gewiſſens Folge geleiſtet.

Es vergingen jetzt fünf Minuten der tiefſten Stille. Man hörte jeden Athemzug.

Nach und nach kam Leben in die Gruppe. Der Hauptmann blickte grimmend auf den Aſſeſſor, dieſer warf einen ſehr nachdenklichen Blick auf Meyer. Meyer ſah bald den Hauptmann, bald den Aſſeſſor mit einem ſo wohlwollenden Geſichte an, als leſe er ganz deutlich, was in ihren Herzen vorging.

Dann trat der Aſſeſſor zu ihm heran und ergriff ſeine Hand.

Mein lieber Meyer, ſagte er mit tiefbewegter Stimme: Es iſt leichter Ihnen entgegen zu ſein, als Ihnen zu folgen. Ich will Ihnen aber nicht nachſtehen. Ich nehme Ihren Vorſchlag an, und unſer guter von Jachmann iſt nicht ein Haar ſchlimmer als wir. Er fügt ſich ebenfalls.

Ich? — Auf keinen Fall! rief der Hauptmann.

Bedenken Sie, ſagte der Aſſeſſor, daß die Sache noch äußerſt unwahrſcheinlich iſt. Ich bin überzeugt, der junge Menſch iſt ein Windbeutel. Wir wollen ja vorläufig nichts anders, als das Mädchen vor Beläſtigungen ſichern. — Es gilt nur eine Frage an Roſa.

Wer von uns ſoll mit ihr reden? fragte Meyer.

Niemand; entgegnete der Aſſeſſor. Wir ſchreiben, wir unterzeichnen ſämmtlich.

Der Aſſeſſor ſetzte ſich, ohne eine Antwort abzuwarten nieder und ſchrieb:

„Liebe Roſa!

Ein junger Mann, Namens von Stawinski, den wir Alle kennen, hat ſich gegen unſern von Jachmann geäußert, daß er Deiner Liebe ſich für verſichert hielte. Da wir nun zufällig wiſſen, daß er die Madame Bertlin in der letzten Zeit faſt täglich beſucht hat, und es uns Deinetwegen nicht gleichgültig ſein kann, ob der junge Menſch zu ſeiner Aeußerung Veranlaſſung hat oder nicht, ſo bitten wir Dich, uns ſo bald als möglich, hierüber Auskunft zu geben. Wir fügen Nichts hinzu. Wir ſind überzeugt, daß Du uns **Nichts** verſchweigen

werdest. Wir richten diese Frage in väterlicher Liebe und mit der, für Dich gewiß überflüssigen, Versicherung an Dich, daß bei Allem was wir thun werden, nur Dein Glück für uns maßgebend sein soll."

Dieses Schreiben wurde von Meyer und dem Hauptmann gebilligt. Der Assessor übernahm die Besorgung für den folgenden Tag, dann trennten sich die drei Freunde im besten Einvernehmen. Der Brief kam am andern Tage in Rosa's Hände und am Abende schon traf ihre Antwort ein.

Sie schrieb:

„Liebe Pathen!

Haben Sie die Güte, mich bald möglichst zu besuchen. Ich bitte sehr darum. Ich sehne mich nach einer Unterredung mit Ihnen. — Des Herrn von Stawinski Aeußerung beruht übrigens auf einem Mißverständniß. Es grüßt und küßt Sie herzlich

Ihre Rosa."

Am folgenden Tage fuhren drei Herren vor das Haus der Madame Bertlin vor. Es waren Rosa's Pathen.

Viertes Kapitel.

Rosa und ihre Pathen.

Es war seit jener kurzen Stunde des Glückes, da Ottilie sich geliebt wähnte und ihre Mutter und Rosa sich von ganzem Herzen darüber freuten, eine traurige Veränderung im Hause der Madame Bertlin vorgegangen. Ottilie war nicht stark genug, den Schlag auszuhalten, welchen die Enttäuschung ihr versetzte. Sie war krank, sehr krank seit jenem Abende, da sie an Rosa's Seite zusammensank. Rosa erzählte der Madame Bertlin, einfach und wahrhaft wie sie immer sprach, den Hergang der Sache. Madame Bertlin fühlte für Ottilie wie eine Mutter, aber auch Rosa stand ihrem Herzen nahe. Das beklagenswerthe Ereigniß vermochte ihre Neigung für Rosa nicht zu trüben. Was konnte Rosa dafür, daß sie

geliebt wurde? — Hatte Madame Bertlin nicht selbst gesehen, wie höchst indifferent sich Rosa dem jungen Manne gegenüber benahm und wie sie unter jedem möglichen Vorwand sich zurückzog, wenn er erschien? — Sich selbst nur konnte sie die bittersten Vorwürfe machen, daß sie nicht genauer und schärfer gesehen. Auf Rosa's Benehmen konnte auch nicht der Hauch eines Tadels fallen. Das Alles aber besserte das Unglück nicht. Ottilie war krank — und was ihre Mutter am meisten betrübte, war die Abneigung, ja, der Haß, der sich in Ottiliens ganzem, wenn auch krankhaftem Wesen, gegen Rosa aussprach. Diese war anfänglich nicht von ihrem Bette gewichen. Ottilie lag bewußtlos da. Sobald sie aber die Augen aufschlug und Rosa erkannte, schauderte sie zusammen, sah Rosa mit einem Blicke voll Haß und Verachtung an und machte mit ihren zitternden Händen das Zeichen, daß sie sich entfernen solle. Seitdem hatte Rosa das Zimmer ihrer Freundin nicht mehr betreten. Sie wollte es zwar mehrere Mal versuchen, ihrer Freundin Herz wieder zu gewinnen, aber Madame Bertlin bat sie — nicht zu ihr zu gehen. Die arme Mutter weinte bittere Thränen, als sie dies aussprach — gegen ihr zweites Kind, gegen die geliebte Schwester ihrer Ottilie.

Aber diese phantasirte in Einemfort von schändlicher Hinterlist und schnödem Verrath. Und es schien, daß mehr die Bitterkeit, der Abscheu vor ihrer Freundin, der Kummer über ihre vermeintliche Untreue, als ihre von Stawinski verschmähte Liebe eine so entsetzliche Wirkung auf ihr Gemüth ausübte und es gänzlich umnachtete. Rosa hatte sich seit langer, langer Zeit, ja vielleicht niemal so unglücklich gefühlt wie jetzt. Sie war wenigstens niemals von denen, welchen sie nahe stand, verkannt worden. Am meisten aber betrübte es sie, das Glück ihrer Freundin so plötzlich gänzlich vernichtet zu sehen. Sie mußte ihre ganze Seelenstärke aufbieten, diesem Kummer nicht selbst zu unterliegen und der unglücklichen Mutter auch den Trost und die Stütze zu rauben, die sie an und in Rosa fand.

Rosa empfing ihre Pathen im Garten. Madame Bertlin war bei ihrer kranken Tochter. Die Epheulaube war ja wie geschaffen zu vertraulichen Gesprächen. Ach, wie sich doch Alles um uns her verändert mit unseren Stimmungen. Auch heute, wie gestern, blickte die Sonne mit ihrem strahlenden Antlitze auf die bunten Kinder der Flur herab und übergüldete sie. Auch heute, wie gestern, flogen die Schmetterlinge gaukelnd und tändelnd von Blume zu Blume und freuten sich ihres, wenn auch kurzen, Daseins. Die Käfer summten lustig umher und kosten mit

den Sonnenstäubchen. Selbst die Würmer schwelgten an der durchwärmten Erde, als fühlten sie, daß auch sie ein widerspruchloses Recht an der Natur und ihren Wohlthaten und Freuden hätten. — Heute, wie gestern lebte, lachte und strahlte Alles im sonnigen Glanze, flatterte, webete und schimmerte Lebendiges und Lebloses im Sonnenlichte. Aber anders war es mit den drei Menschenherzen geworden, die sich gestern mit allem gefreut, was heute für sie kaum zu existiren scheint. — O, fliehet, fliehet, Stunden des Kummers und der Schmerzen. Wer möchte euch binden und fesseln! Aber so schnell der ewige Zeitstrom auch sie hinwegschwemmen mag, die Sehnsucht nach glücklichern Zeiten segelt den trägen, bleiernen Stunden des Leids voraus, und scheint selbst die Ewigkeit überholen zu wollen.

Der Empfang der Pathen von Rosa's Seite war, wie immer, ein äußerst herzlicher. Rosa's Freude war so groß, so natürlich, daß jede Spur von Befangenheit verschwand. Sie sah nur ihre Pathen, ihre väterlichen Freunde. Diese waren verlegen, mehr vor einander als vor Rosa, und nur nach und nach fanden sie sich wieder ganz in ihr altes Verhältniß. Sie schienen es zu vergessen, daß sie Nebenbuhler waren, ihre Eifersucht auf einander verschwand, wenn auch nur für kurze Zeit.

Rosa erzählte den Vorgang. Die Pathen horchten gespannt, sie wagten kaum zu athmen. Mit jedem Worte, welches Rosa sprach, bewunderten sie sie mehr. Man könnte sagen: sie schwelgten in ihrem Kinde, in der holden Erscheinung, die ja zum großen Theil ihr Werk war. Sie wußten bald, was sie von der Sache zu denken hatten. Innig, einfach, wahrhaft, wie das Evangelium, hatte sie gesprochen. Sie liebte Stawinski nicht. Sie hatte ihm nie die geringste Veranlassung gegeben, aus der er eine solche Hoffnung schöpfen konnte. Sie zweifelte aber nicht an seinem ehrlichen, biederen Charakter, und da ihre Freundin ihn so sehr zu lieben schien, wollte sie so gerne thun, was irgend in ihren Kräften stand, ihr seine Neigung zuzuwenden. „Sie wisse aber freilich nicht, so viel sie auch darüber nachgedacht, wie sie das beginnen solle.“ So schloß sie ihre Erzählung.

Töchterchen, nahm der Hauptmann zuerst das Wort, nachdem Rosa geendet hatte, ich finde es äußerst Unrecht von der Ottilie, Dich für alle Deine Freundschaft so sehr zu kränken. Ich halte dafür, daß wir Dich nicht länger solcher Behandlung aussetzen dürfen. Es wird das Beste sein, wenn Du die Pension verläßt.

Ach — sie weiß ja nicht, was sie spricht, lieber Pathe; entgegnete

Rosa. Wie könnte ich die Unglückliche dafür verantwortlich machen wollen. Ich glaube, wir würden dann ungerechter sein, als sie.

Allerdings, sagte Meyer — Rosa hat entschieden Recht.

Hm! hm! — rief der Assessor — die Geschichte ist fatal.

Auf keinen Fall darf der Mensch noch ferner hierher kommen! sagte der Hauptmann wieder.

Und warum nicht, Väterchen? fragte Rosa. Ich glaube — ich könnte ihn sogar darum bitten, zu kommen. Für Ottilie würde es gewiß sehr gut sein.

Er würde aber nicht zu Ottilie kommen, sondern zu Dir.

Und auch das würde nicht schaden, entgegnete Rosa, indem sie den Hauptmann treuherzig ansah. Sollte ich für die arme Ottilie nicht etwas bei ihm ausrichten können?

Nein, gewiß nicht, Rosa; sagte der Assessor, wenn Du das glaubst, täuschest Du Dich — Du weißt noch nicht, was Liebe ist.

Rosa sah den Assessor mit einem Blicke an, wie ihn eine Heilige giebt, wenn sie einen unverdienten Vorwurf zurückweisen will.

O, ich weiß es! sagte sie dann.

Die drei Freunde sahen sich betroffen, fast bestürzt einander an.

Und wenn der Herr von Stawinski, fuhr Rosa fort, mich wirklich liebt, dann werde ich es auch von ihm erreichen. —

Daß er Ottilie heirathet? fiel der Assessor kopfschüttelnd ein.

Nicht das — aber daß er sie tröstet — bis sie Kraft genug gewinnt, sich aus ihrem Seelenschmerze emporzuraffen und sich selbst wieder zu finden.

Amen! sagte Meyer mit strahlendem Gesichte, als habe er so eben ein Gebet gehört. Ich verstehe Dich, meine Tochter. Und dann wandte er sich gegen seine Freunde:

Wir müssen wohl einsehen, sagte er, daß es das Beste ist, Rosa sich selbst zu überlassen. Sie kann jetzt um keinen Preis ihre mütterliche Freundin und deren kranke Tochter verlassen. Was aber Stawinski betrifft, so wird er, wenn ich ihn recht beurtheile, wenigstens noch einmal wiederkehren. Rosa mag dann thun, was ihr ihr gutes Herz befiehlt. Und wir, meine Freunde — setzte er, sich erhebend, hinzu — wir wollen wünschen und dafür beten, daß Gott ihre Absicht segne.

Mit diesen Worten drückte er dem Mädchen die Hand und küßte ihre Stirn. Die Andern folgten ihm. Sie machten dann der Madame Bertlin noch einen kurzen Besuch und verabschiedeten sich dann. Auf

der Straße trennten sich die Freunde. Es wollte Jeder, wie es schien, gern mit sich allein sein.

Das Mädchen ist groß! sagte Meyer, als er wieder zwischen seinen vier Wänden war.

Meyer ist ein merkwürdiger Mensch! sagte der Assessor, als er allein war, halblaut zu sich selbst.

Hauptmann, Du bist ein Narr! rief Jachmann, indem er die Faust wüthend ballte und sich vor den Kopf schlug. Du läßt mit Dir machen, was sie wollen.

Fünftes Kapitel.

Mysterien.

Die letzten Gäste hatten das Bremersche Lokal verlassen. Es herrschte Todesstille in den Räumen, die noch vor Kurzem so belebt waren. Die Kellner hatten sich zu Bette begeben, nur Mamsell Gumpel, die Unermüdliche, war noch wach, putzte Gläser und Tassen und summte dabei ein Liedchen, das sich in der Stille der Nacht ganz seltsam anhörte. Es schien, als wenn eine ganze Schaar Seufzer auf dieser Tonleiter auf- und niedersliegen. Weshalb war sie so spät noch wach, und sang von Tod und Schmerz, von Trauer und Verlassenheit, und blickte so träumerisch, so wehmüthig ihre blankgeputzten Gläser an, welche ihr heute ein ganz anderes Bild zurückspiegelten, als damals, da sie ihren Tag hatte? — Nein, es war keine glückliche, lachende, zufriedene Mamsell Gumpel; ihr Auge sah trübe aus, wie eine Regenwolke; ihr Haupt hing sorgenschwer nach einer Seite herab, wie eine überreife Kornähre, die sich nach der Hand des Schnitters sehnt, vielleicht nicht ahnend, daß nach der Sense, der Dreschpflegel, nach dem Dreschpflegel, der Mühlenstein, und nach dem Mühlenstein der Menschenzahn kommen würde, daß die noch folgende Kette der Miseren nichts gegen das jetzige Leid sei, das sie nur herabdrückte, aber nicht zermalmte. — Die Fülle der Sorgen, diese Lebensfrucht, die oft nur zu gut gedeiht und reift, war selbst an Mamsell Gum-

pels Bekleidung sichtbar. Es waren schon mehrere Stunden vergangen, ohne daß sie sich verstohlen in den Spiegel geschaut, der ihr gegenüber hing, und ohne, daß sie an ihrer Garderobe irgend etwas zu verbessern und zurecht zu schieben gefunden hätte. Ihre Schleifen und Bänder, die sonst wie die stolzen, kecken Wipfeln eines Piratenschiffes, welches Gott weiß wie viele Schiffe schon gekapert hat und noch zu kapern gedachte, von ihrem Top und Bugspreat kühn herausfordernd herabflatterten, waren eingezogen oder hingen schlaff und lebensatt an Kopf und Busen herab. Hatte die Arme Schiffbruch gelitten? — Das war's! Schiffbruch mit ihren Hoffnungen, mit ihrer Liebe, ihrer Zukunft, mit Allem was ihr theuer war und werden sollte, den kleinen Kirschgrün etwa ausgenommen, dem sie noch immer rothe Höschen und Kittelchen machte, und der noch immer ihr Schutz und Trutz war, wenn sie ausging. Wir wollen kurz sein. Mamsell Gumpel war betrogen, schmählicher als sie selbst sich eingestand, als ihr argloses Herz glauben konnte. Schnahse liebte sie nicht, heirathete sie nicht, nahm gar keine Notiz mehr von ihr, segnete sie nicht einmal mehr, wenn er kam oder wenn er ging.

Das aber war es nicht allein. Wenn das Unglück kommt, bringt es eine ganze Sippschaft mit, alle Teufel, die je bei ihm Gevatter gestanden, drängen sich mit herbei, wie die Raben um eine Galgenmahlzeit. Es war, als sollte die arme Gumpel so gründlich ein Unglücksopfer werden, wie nur je ein Pechvogel. Sense, Dreschflegel und Mühlenstein fielen gleichzeitig über sie her, diese reife Aehre zu vernichten. Zum letzten Male — so tönte es durch ihr klägliches Gesumme — sehe ich euch, ihr geliebten Hallen! — Noch eine Nacht und diese Räume, in welche sie so viele Jahre für alles Edle, Gute und Sittliche geschwärmt, mußte sie verlassen.

Wie es gekommen? — Es ist schwer dem Unglück seine Spur abzulauschen, es kommt tückisch herangeschlichen und packt die Opfer so heimlich bei den Fersen, daß man es zuerst kaum merkt. Es hatte die Aermste schon gepackt, als sie der Einladung des frommen Schnahse Gehör gegeben, und zu ihm zu gehen entschlossen war. Sie hatte seine Bitte, wie es bei einer liebenden Seele nicht anders sein konnte, treulich erfüllt. Sie hatte an Madame Bremers Thür so gut sie nur irgend konnte, gehorcht, um ihre bescheidene, im Verborgenen wirkende Tugend kennen zu lernen. Da hatten sie aber nichts gesehen, was besonders tugendhaft gewesen wäre, und ihre Ohren, welche sich stets bei ihr, wie bei allen Menschen, in der Nachbarschaft ihrer Augen aufhielten, ver-

nahmen verschiedene Gespräche, welche ihr zwar nicht ganz verständlich waren, sie aber doch mit einer bangen Ahnung erfüllten, daß der gute Schnabse von der Tugendhaftigkeit ihrer Prinzipalin zu hohe Begriffe gefaßt habe. Lange nahm sie Anstand, ihm irgend eine Mittheilung zu machen, ihre Sittsamkeit, ihr besseres Gefühl sträubte sich dagegen, sie konnte jedoch endlich nicht umhin, Schnabses Andringen nachzugeben. Dieser Mann hatte eine zu gute Spürnase, um nicht gerade aus ihrer Verlegenheit zu erkennen, daß sie von der Bremer Dinge erlauscht, welche er schon längst gewittert hatte, und über die er sich durch sie Gewißheit verschaffen wollte. Er preßte ihr also ihre Geheimnisse stückenweise heraus, er erkannte besser, als die Gumpel, was hinter der ehrbaren Maske der Madame Bremer steckte.

Mit wenigen Worten. Schnabse wußte jetzt, daß diese Frau die gefällige Dame gegen einige mit ihr besonders vertraute vornehme Persönlichkeiten war, insofern sie solche auf besondere Liebenswürdigkeiten der Residenz aufmerksam machte und sich zur Vermittlerin zwischen Verlangen und Gewähren hergab.

Es war übrigens eine Lüge, wenn Schnabse später zu der Bremer sagte, als er sie in ihrem Cabinette überraschte, er wäre schon einige Male heimlich darinnen gewesen. Er war allerdings darinnen — aber nur mit der Gumpel Augen und Ohren, mit denen er freilich besser sah und hörte, als sie selbst.

Als Schnabse nun wußte, was er wissen wollte, und als ihm die Bremer, wenn auch nicht ihre Hand zugesagt, sondern vorläufig mit ihm ein Bündniß zur gemeinschaftlichen Ausbeutung der menschlichen Gesellschaft und zwar unter der durchaus nicht seltenen Firma der „Wohlthätigkeit, Frömmigkeit u. Co." abgeschlossen, da waren ihm Mamsell Gumpels Ohren und Augen höchst überflüssig und lästig. Warum sollte der gute Mann sich selbst belauschen lassen? Mamsell Gumpel hätte ihn leicht mit ihrer Tugendhaftigkeit überholen können. Allerdings lauschte die Gumpel wo möglich jetzt noch mehr, da sie seit einiger Zeit ihren Geliebten — dafür hielt sie Schnabse steif und fest — so oft mit der Bremer verkehren sah. Dieser that bei seiner letzten Anwesenheit, als höre er ein verdächtiges Geräusch an der Thür, und machte die Bremer darauf aufmerksam, daß sie sehr leicht belauscht werden könnten. Er traue namentlich der Gumpel dergleichen zu. Die Bremer lauschte nur ihrerseits, guckte durch's Schlüsselloch, glaubte Schnabse's Warnung bestätigt zu finden, stieß nun plötzlich die Thüre auf und traf mit solcher Kraft auf

Mamsel Gumpels völlig ahnungslose Nase, daß diese, welche sich in gebückter Stellung befand, auf ihr anderes Extrem fiel und eine Weile wie fest genagelt auf der Erde sitzen blieb.

Madame Bremer aber nahm eine äußerst strenge Miene an und sagte kurz:

Ultimo dieses verlassen Sie meinen Dienst.

Und darauf verschwand sie wie der Blitz und ließ die Arme, die nichts verbrochen hatte, außer daß sie in ihrer Einfalt nach Tugend gesucht, die doch mehr öffentlich zum Scheine, als im Verborgenen zwischen den stummen Wänden ausgeübt wird, zerknirscht, zertreten und zermalmt am Boden liegen. Das Alles hätte sie noch ertragen, wenn sie nicht inne geworden wäre, daß Schnahse von nun an noch mehr als je mit ihrer Herrin verkehrte, daß er von Tag zu Tag gegen sie kälter wurde, und daß er weder in jenem entsetzlichen Augenblicke noch später das geringste begütigende und versöhnende Wort für sie einlegte. Er that, als habe er sie niemals eines Blickes und Wortes gewürdigt. Und doch hatte sie nur auf seine Veranlassung ausgeführt, was ihr sonst nie in den Sinn gekommen wäre.

So sollte sie dann Brod, Liebe, und alle die schönen Hoffnungen der Zukunft auf einmal einbüßen. Eine Stelle für eine Persönlichkeit wie sie, das fühlte sie selbst, war nicht so leicht wiedergefunden. Ihre Lage war also traurig genug, um an dem letzten Abende, den sie bei Madame Bremer verlebte, allen Schlaf aus ihren Augen zu verscheuchen. Es war schon nach zwölf Uhr und sie putzte und bohnte noch immer hinter dem Büffet. Es war ihr als müsse sie von jedem Stück Inventarium besonders Abschied nehmen. Bei jedem Schlage der großen Wanduhr flog sie entsetzt zusammen, als wäre es der letzte Schlag ihres verblutenden Herzens. Sie wollte gar nicht zu Bette gehen, sondern die letzte Nacht in diesen ihr so befreundet gewordenen Räumen durchseufzen, durchweinen, und vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, denn die Gumpel war bis jetzt und zumal bei ihrem zufriedenen Gemüthe noch nie eigentlich unglücklich gewesen, konnte der wehmuthsvolle Vers auf sie Anwendung finden:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte,
In seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, ihr himmlischen Mächte! —

Es betrübte die arme Person, wie gesagt, nichts so sehr, als Schnahse's

Entfremdung. Umsonst fragte sie sich, durch welches Vergehen sie sich die Abneigung des frommen Mannes zugezogen haben könne? Fromm blieb er in ihren Augen noch immer. Der Glaube an seine Tugend hatte bei ihr so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie noch jetzt daran festhielt. Was er eigentlich mit der Bremer vor hatte, begriff sie nicht recht. Sie hatte ihn vielleicht umstrickt und in ihr Netz gezogen.

Diese kam jetzt zu ihr heraus und schalt. Sie sollte sich zu Bette begeben. Sie liebte es nicht, daß ihre Leute ohne besondere Veranlassung die Nächte durcharbeiteten. Die Gumpel ging und Madame Bremer schloß hinter ihr die Thüre ab. Als die Unglückliche in ihrem Zimmer war, bekam sie Schwindel. Sie warf sich unausgekleidet auf ihr Bette. Die Wände begannen sich zu rücken, und ihr Bette fing an zu schwimmen. Sie schloß die Augen. Aber ihre Angst stieg jemehr und mehr. Es war ihr zu Muthe, als wäre sie scheintodt. Schwarze Phantasien umgaukelten sie. Sie lag im Sarge und ein schwarz gekleideter Mann mit einem entsetzlichen Dreimaster stand vor ihr und drückte ihr die Augen zu. Plötzlich aber hob er sie aus dem Sarge heraus und legte sie in seinem schwarzen, dreieckigen Hut, nahm diesen unter den Arm und ging mit ihr gemessenen Schrittes, wie ein Leichenträger, davon. Endlich hielt er stille, sie ward in's offene Grab gesenkt. Nun öffnete sie die Augen und erkannte in dem schwarzen Manne den guten Schnafe, welcher sie entsetzlich böse anblickte. Und je länger er sie ansah, jemehr Augen bekam er, und zu jedem Auge bildete sich eine Stirn, und auf jeder Stirn wuchs ein Dreimaster empor, und aus jedem Dreimaster stieg eine schwarze Katze heraus, welche sie mit ihren funkelnden, grünlichen Augen anblitzten und auf sie loszuspringen droheten. Die Gumpel schrie laut auf und erwachte, im Angstschweiß gebadet. Sie wußte nicht, wie lange sie geschlafen und geträumt. Es tagte schon. Sie sprang aus dem Bette — aber wohin sollte sie? — Sie wäre am liebsten wieder hinter ihr Büffet gegangen und hätte dort die Stunden ihres Abzuges erwartet.

Mamsell Gumpels Zimmer war am äußersten Ende der großen Belletage, welche die Madame Bremer inne hatte, nach dem Hofe hinaus. Ihr Zimmer war von der Küche durch ein anderes Zimmer getrennt, das zur Vorrathskammer diente. Diese war stets geschlossen und nur Madame Bremer hatte den Schlüssel. Die Gumpel konnte also nur durch einen Eingang im Hofe in das Lokal und zu ihrem Büffete gelangen. Die Kellner schliefen in einer Stube in der obersten Etage. Die Köchin aber ging Abends zu einer Verwandten, bei der sie wohnte

und kam am Morgen früh zu Madame Bremer zurück. So schlief diese also eigentlich ganz allein in der großen Wohnung, was Niemand auffiel, denn sie war eine resolute, muthige Frau. Wenn Mamsell Gumpel also des Morgens — gewöhnlich um sechs Uhr — in die Gastzimmer wollte, dann mußte sie klingeln und Madame Bremer öffnete selbst. Mamsell Gumpel konnte demnach ihr Zimmerchen nicht verlassen, aber sie hielt es darin nicht länger aus. In ihrer Angst fiel es ihr ein, ihren Stubenschlüssel in die Thüre der Vorrathskammer zu stecken und — er paßte. Nun war sie allerdings einen Schritt vorwärts, aber zur andern Thüre, welche in die Küche führte, paßte er nicht. Doch seltsam! — Als sie an den Drücker griff, öffnete sich die Thüre. Hatte Madame Bremer sie zu schließen vergessen? — Sie trat in die Küche. Und auch hier gab es Seltsamkeiten. Auf dem Heerde brannte das Feuer lichterloh, und in einem colossalen Topfe brubbelte das bereits kochende Wasser. Töpfe standen umher, als wären sie so eben zum augenblicklichen Gebrauche dahin gesetzt worden. Die Gumpel erschrak fast über diese Entdeckung, aber am meisten vor sich selbst, sich hier unter so seltsamen Umständen zu finden. Sie kam sich vor wie ein Gespenst, und doch konnte sie nicht umhin, sich umzusehen. War die Bremer etwa unpäßlich geworden und wollte sich Thee kochen? — Das hätte sie nur besser und schneller auf ihrer Maschine gekonnt, die doch immer in ihrem Zimmer stand. Ueberdies lagen auf dem Tische eine ganze Masse Zitronen, Zucker, es standen eine Menge Flaschen Wein und Rum da. Auf großen Schüsseln lagen Semmel und Brod mit Schinken, Wurst, Rauchfleisch, Käse, kurz es hatte den Anschein, als würden hier Vorbereitungen zu einer Nachtmahlzeit für eine ganze Gesellschaft gemacht. Sollten sich noch so späte Gäste eingefunden haben? — Nicht möglich. Das Lokal war längst geschlossen, als sie sich zu Bette begab. Wo war also diese Gesellschaft, für welche dieser Punsch bereitet wurde? — Mamsell Gumpel hätte kein Wesen von Fleisch und Blut sein müssen, wenn ihre Neugierde nicht auf's Aeußerste hätte gespannt werden sollen, zumal in der Erregung, in welcher sie sich befand. Sie öffnete also leise die Thür und schlüpfte hinter ihr Büffet.

Nicht lange brauchte sie hier zu stehen, um sich zu überzeugen, daß es lebendig war in den Zimmern, die sie vor kaum zwei Stunden in tiefster Stille verlassen hatte. Sie vernahm Bechergeklirre, Geschrei, Gelächter, es mußte da drinnen in dem letzten Zimmer, welches das kleinste war, eine Orgie gefeiert werden. Die Gumpel trat leise näher, drei

Zimmer, die jedoch sämmtlich keine Thüren hatten, mußte sie durchschreiten. Endlich stand sie vor dem Eingange des letzten. Da sah sie eine Scene, die sie am wenigsten erwartet hatte. Um einen großen gedeckten Tisch, auf dem eine Bowle Punsch dampfte, saßen lustig und fidel mehr als ein halbes Dutzend Burschen, die so ungenirt schrien, lachten und sangen, als wären sie die Herren im Hause, oder wenigstens von der Frau des Hauses eingeladen worden. Die Gumpel trat im ersten Augenblick überrascht zurück, wählte sich eine möglichst günstige Position hinter einem Sopha, von welchem aus sie das Zimmer in schräger Richtung übersehen konnte. Auf diese Weise war ihr nur ein Theil der Zecher sichtbar, unter denen sie den ersten Kellner Theodor mit seinen beiden Collegen und unsern Freund Jacob erkannte.

Dieser machte sich am bemerkbarsten, er überschrie alle Andern und jetzt erhob er sich und rief:

Meine Herren und Collegen, ich kann nicht umhin, mein Bedauern darüber auszusprechen, daß wir in unserm fröhlichen Zirkel desjenigen Theils der Schöpfung entbehren, den Gott hauptsächlich deshalb geschaffen hat, um die Freuden des andern Theils zu erhöhen. Meine Herren, es fehlt uns, kann ich wohl sagen, das Weibsen. Und wenn wir nicht leugnen wollen, was selbst noch kein Prophet jemals in Abrede gestellt hat, daß es Männer geben wird, so lange es Frauen giebt, und daß auch kein Mangel an Frauen sein wird, so lange die Männer noch Sinn und Gefühl für weibliche Schönheit und Tugend haben — dann bleibt mir nichts anders übrig, als auszurufen:

Auguste, Auguste, erscheine! —

Meine Herren, ich leere dieses Glas auf das Wohl meiner Auguste. Sie lebe hoch! —

Auguste hoch! rief die ganze Gesellschaft.

Nun erhob sich Theodor.

Meine Herren, sagte er, auch ich bin in Arkadien geboren, d. h. um mit meinem Freunde Schiller zu reden — auch ich weiß, was Liebe thut, und welche Rücksichten das schwache Geschlecht, welches ich lieber das „herzliche" nennen möchte, von der männlichen Galanterie beanspruchen kann. Gern hätte ich alle Augusten dieses Erdballs, alle Johannen, Louisen und Charlotten zu diesem freudenvollen Male eingeladen. Aber ich bitte zu bedenken, daß ich erst diesen Tag um acht Uhr von meiner Prinzipalin vernommen habe, daß sie um ein Uhr zu einer Freundin nach Köpnick fahren, und dort bis Morgen Mittag verweilen

L. Loeffler

würde. Ich sollte, bat sie mich, mit Niemand davon sprechen, wozu ich ein ganz jämmerlich schlaues Gesicht machte, denn mir ahnt, meine Herren, daß die Alte auf irgend einen Freier Jagd macht, der sich bis nach Köpenick hin verlaufen hat. Es ist außer Zweifel, daß sie einen von unserm Geschlechte, einen von den „Herren der Schöpfung" heirathen und dem Wittwenthum valet sagen will. Ich versprach zu schweigen und hatte genug zu thun, meine Vorbereitungen zu diesem Gastmahl zu treffen, denn der Gedanke fuhr mir blitzschnell durch den Kopf, daß sich mir eine günstige Gelegenheit darbiete, die Bowle Punsch vorzusetzen, welche ich neulich gegen Sie in der Wette, betreffs der blonden Marie, verloren habe. Sie werden mir nun zugeben, meine Herren, daß die Zeit zu kurz war, um diejenige Rücksicht auf das liebenswürdigste der Geschlechter zu nehmen, die ich stets genommen habe, wo es Zeit, Ort und die pecuniären Interessen erlaubten. Sollte meine Madame je einmal wieder nach Köpenick reisen, und ich hoffe, daß sie dem Zuge ihres verwittweten Herzens nicht lange widerstehen wird, dann — empfangen sie hiermit mein männliches Versprechen — sollen auch die Damen Ihres Herzens davon in Kenntniß gesetzt und gebeten werden, an unserer Freude Theil zu nehmen. Also auf das Wohl unserer Damen, sie leben hoch! —

Hoch! hoch! Und dreimal hoch! brüllte die ganze Schaar.

Ich muß auf dieses Hoch, fiel Jacob ein, die allerdings etwas niedrige, aber darum nicht minder triftige Erwiderung machen, daß die Damen sich nicht so leicht zur Nachtzeit fortschleichen können, wie wir, Herren der Situation, wie Vinke sagt, und daß ich also unserm ehrenwerthen Collegen Theodor keinen Vorwurf machen, sondern im Gegentheil den Gefühlen meiner Indignation — denn wir gehören Alle zur Nation, meine Herren — über die Beschränktheit und Gedrücktheit unserer Stellung, freien Lauf lassen wollte. Uebrigens muß ich hinzufügen, daß ich wohl sagen kann, daß, wenn irgend ein Mann ein Herr über mich zu sein verdient — und das Verdienst ist nicht geringe, bitte ich zu bemerken — dies keiner mehr verdient, als Herr Eduard Joseph Meyer, Rentier und Schriftgelehrter, füge ich hinzu. Denn er lebt ganz nach der Vorschrift der Bibel, kann ich wohl sagen. — Also Herr Eduard Joseph Meyer, lebe hoch! —

Hoch! hoch! — brüllten die Andern.

Wir müßten nur hinzusetzen, rief Theodor, daß es ein Ding an ihm giebt, daß schon viel zu hoch ist, um es noch höher leben zu lassen.

Ein schallendes Gelächter applaudirte diesen Witz.

Jacob erhob ſich.

Reſpect vor dieſer Auszeichnung meines Herrn, rief er, denn ſie iſt eine Decoration, ein Orden, kann ich wohl ſagen, auf den mein Herr ſtolz ſein darf. Schon oft, kann ich wohl ſagen, wenn ich die Beſcheidenheit meines Herrn zu bewundern die Gelegenheit hatte, habe ich bei mir gedacht, an ihm geht es in Erfüllung, wie es heißt: wer ſich erniedriget, der ſoll erhöhet werden.

Bravo! bravo! Da capo! riefen die Schwelger. Famos. Jacob ſoll leben! Hoch! —

Ich danke Ihnen, meine Freunde, entgegnete Jacob, für dieſe ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit, für die ich mich ſchuldigermaßen revangiren werde, indem ich bemerke, Niemand könne höher ſtehen in der Kette der menſchlichen Geſellſchaft als ein Kellner.

Bravo! — Hört! hört! riefen die Burſchen.

Ich werde Ihnen gleich ſagen warum, fuhr Jacob fort. Sehen Sie, die ganze Welt iſt mit einem Hotel zu vergleichen. Die hohen Perſonen ſind nichts als Kellner in dieſem Hotel, welche die Wünſche der Gäſte — aller übrigen Menſchen nämlich — je nach der Münze, die ſie zahlen, zu erfüllen haben, und dann ſpäter dem großen Hotelbeſitzer im Himmel Rechnung ablegen müſſen. Wenn alſo die vornehmſte Perſon — freilich nur bildlich genommen — zu Ihrem Stande gehören, dann, meine Herren, brauchen Sie kein Bedenken zu tragen, kann ich wohl ſagen, ſtolz zu ſein auf den hohen Beruf, dem Sie angehören. Ein rauſchender Beifallsſturm folgte auf dieſe Ausführung.

Nun erhob ſich ein anderer Kellner der Madame Bremer, Namens Valentin. Dieſer junge Mann hatt bis jetzt über eine witzige Rede gegrübelt, die ihm aber ſehr ſchwer wurde, da ihm jede Anlage zur Beredſamkeit fehlte. Doch hatte er eine ſehr gute Stimme, die ihm im Chor jederzeit eine ganz bedeutende Stellung zuſicherte. Schon ſein Räuſpern brachte einen grenzenloſen Jubel hervor, und Alles ſchrie:

Unſer Salomo will reden! —

Iſt Saul unter die Propheten gegangen, warf Jacob ein, kann Valentin auch zum Redner werden. Sein Mädchen wird ihn begeiſtern, und wenn erſt ein Mädchen auf der Zunge ſitzt, dann muß ſie läuten, man mag wollen oder nicht.

So iſt es! rief Valentin, ſich nochmals räuſpernd. Ja, ſo iſt es, meine Herren. Was ich ſagen wollte, ich wollte nämlich ſagen, wenn Sie mich gefälligſt verſtehen wollen, daß wir erſt recht rechtſchaffen han-

deln würden, wenn wir einen Toast auf das Wohl unserer Madame ausbringen thun thäten. Denn sehen Sie, billig is et, was wir hier nämlich verzehren, und billig is et, daß wir dafür „schön Dank“ sagen, und wenigstens zu erkennen geben thäten, daß uns doch etwas dabei heuer wäre, nämlich die Gesundheit unserer Madame Bremer, deren Punsch wir jetzt trinken, und deren Schinken wir essen, ohne alle Vergütigung auf bloße Requisition. Also Madame Bremer lebe hoch! —

Wenn jemals eine außerordentliche Leistung gebührend gewürdigt und anerkannt worden ist, so war es diese wahrhaft vortreffliche und schlagende Rede Valentins. Ein nicht endender Applaus überschüttete ihn mit gerechtem Beifall, und Jacob, diese doch gewiß anerkannte Autorität in solchen Sachen, eilte zu ihm und schloß ihn gerührt in seine Arme.

Es trat eine allgemeine Pause der Erschlaffung ein. Theodor benutzte sie, um hinauszugehen, und eine zweite oder dritte Bowle Punsch zu brauen. Die Gumpel schlich sich rasch hinter das Büffet zurück, wo sie am sichersten vor Entdeckung war.

Von dem jetzt stattfindenden Gespräch konnte die Gumpel nur wenig deutlich verstehen. Ein allgemeiner Jubel brach aber aus, als Theodor mit der frischen Bowle zurückkam.

Die Gumpel nahm ihre vorige Position wieder ein.

Meine Herren, begann Jacob wieder, welcher der Löwe der Gesellschaft war, und dafür bereitwillig anerkannt wurde, ehe wir beginnen dieser jetzt so lebenskräftigen, sprudelnden, dampfenden und höchst geistreichen Bowle den Garaus zu machen, halte ich es für meine Pflicht, Sie an einen andern Leichnam zu erinnern, der zwar schon längst aufgehört hat zu sprudeln, zu dampfen und zu begeistern, aber nicht desto weniger noch immer zu den weiblichen Wesen gezählt werden muß. Es ist wahr, meine Herren, kann ich wohl sagen, daß mich dieses Wesen, obgleich ich ein Mann bin, vor nicht allzulanger Zeit ein wenig touchirt hat, kann ich wohl sagen. Aber ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, ich will nicht gedenken einer Scene im Thiergarten und sie aufrichtig bejammern, daß sie, wie Sie mir gesagt haben, diese Nacht zum letzten Male mit Ihnen unter einem und demselben Dache verlebt. Ich meine, wie Sie längst begriffen haben werden, die Mamsell Gumpel. Meine Herren, wir haben alle unsere Fehler, und wenn wir nicht mit unsern Herrschaften Nachsicht hätten, die solche im höhern Grade, als wir, besitzen, was sollte wohl aus der Welt werden? — Würde es noch einen Diener

geben? — Und wenn es keine Diener mehr gäbe, würde es noch einen Herrn geben, frage ich Sie? — Wenn wir alle mit unsern Herrschaften Nachsicht haben, und wir haben sie sehr, kann ich wohl sagen, ist es dann nicht auch zu verlangen, daß wir diese Nachsicht noch mehr gegen unsere Kameraden und ganz besondere gegen unsere Kameradinnen ausüben? Was also die Mamsell Gumpel auch verbrochen haben mag — wie ich von Ihnen höre, soll sie ein wenig gehorcht haben, beiläufig, eine Sünde, welche zu unsern starken Seiten gehört — so sollten wir doch auch ihrer in Liebe gedenken, und ihr zu Ehren einen Toast ausbringen, aber was ich für noch besser halte, sie herbeiholen, damit sie das uns in diesem Augenblicke gänzlich mangelnde weibliche Geschlecht nach besten Kräften vertrete! —

Dieser Vorschlag würde gewiß allgemeinen Beifall gefunden haben, wenn er auch mit minderer Beredsamkeit der Gesellschaft gemacht worden wäre. Aber der Pathos, mit welchem Jacob sprach, die stolze Haltung, die wiederholte Gesticulation waren unwiderstehlich. Und Jacob hatte Recht, als er, nachdem er seine Rede vollendet hatte, an sich die stille Frage richtete, womit er es denn eigentlich verdient habe, nicht in die Kammer gewählt worden zu sein, da er so gut, wie sonst Jemand, ein großes und ein kleines Gehirn habe, und eine Schlagfertigkeit im Reden besitze, die ihn unter jedem Himmelsstrich, rechts, links oder im Centrum zu einem glänzenden, parlamentarischen Meteor gemacht haben würde.

Die Gumpel soll erscheinen! Wir wollen die Gumpel holen! brüllten intessen die lustigen Kellner.

Die Gumpel flüchtete sich so rasch sie konnte hinter ihr Büffet. Sie hatte nicht viel Zeit zu verlieren, denn kaum war sie in ihrem Versteck, als die Burschen heraufstürzten, in die Küche eilten und in ihre Kammer eindrangen. Sie hatte die Thüre nicht wieder abgeschlossen, und obwohl die Burschen in ihrer Aufregung jedes Hinderniß beseitigt haben würden, das ihnen die verschlossene Thüre entgegen zu setzen vermochte, so waren sie doch sehr erstaunt, als sie die Thüre ohne Weiteres öffnen konnten. Sie waren aber nicht wenig erstaunt, als sie die Kammer und das Bette leer fanden.

Die Gumpel wäre gewiß in diesem Augenblicke lieber das unbedeutendste Ding von der Welt, als Mamsel Gumpel gewesen. Sie beneidete die Existenz der Gläser, ja selbst ein Stück verunglückten Schinkens auf Jacobs Teller schien ihr ein glückseligeres Loos zu haben, als sie in

ihrer gefährlichen Lage, dem Gelächter, dem Hohne und dem Muthwillen von mehr als einem halben Dutzend halb- und bald wahrscheinlich ganz Berauschter ausgesetzt. Wenn man sie nun finden würde? — Jacob war schlau. Sie fürchtete jeden Augenblick die entsetzlichen Worte zu hören: „Ich habe scharfe Augen" und sah sich schon im Geiste von diesen scharfen Augen entdeckt und verrathen.

Ihre Befürchtung wurde nur allzu bald wahr. Es war wirklich Jacob, welcher sie entdeckte. Sie wurde aus ihrem Versteck hervorgeholt, all ihr Protestiren war nutzlos. Man schleppte sie in das Zimmer hinein, wo die Orgie gefeiert wurde. Man schenkte ihr Punsch ein. Ein donnernder Toast wurde ihr ausgebracht und Jacob verpflichtete sich feierlichst, für sie mütterlich zu sorgen, und alles Mögliche zu thun, um sie bei einer seiner zahlreichen vornehmen Gönnerinnen anzubringen. Er schere ihr die Stelle einer Kammerjungfer mindestens bei einer Gräfin zu, kurz Jacob benahm sich so menschlich und besorgt, so äußerst zuvorkommend gegen die Gumpel, daß aller Groll gegen ihn verschwand. Doch weigerte sie sich entschieden, nur einen Tropfen von dem Punsche zu trinken, den sie, wie sie glaubte, nicht bona fide besaßen.

Man versuchte ihr diesen Scrupel zu nehmen und Theodor erklärte, daß er den Punsch sich jedenfalls in Rechnung bringen würde. Sie wurde fast gezwungen, zu trinken. Jacob gab den Andern heimlich einen Wink, setzte sich an ihre Seite und berauschte die Arme derart mit seinen Complimenten, daß sie, fast bewußtlos, jedenfalls aber in einer halben Betäubung, einige Gläser trank. Der Punsch war diesmal besonders stark. Er wirkte, und die Gesellschaft hatte sehr bald die Freude, die Mamsell Gumpel so munter und aufgeräumt zu sehen, als befände sie sich auf den Höhepunkten des Glückes und der Liebe.

Die dritte Bowle bewies sich aber auch gegen den noch vorhandenen Rest der Nüchternheit bei den andern Zechern höchst feindselig. Die Ausgelassenheit wurde immer größer. Sie verlangten von der Gumpel, daß sie die Pepita tanzen sollte. Diese jedoch wehrte sich tapfer gegen jede Zumuthung, welche ihre Jungfräulichkeit verletzte.

Wahrscheinlich aber würde ihre Protestation von den Herren der Schöpfung, wie Theodor sagte, wenig beobachtet worden sein, wenn die Gumpel nicht ihrerseits sofort sich zur Offensive entschließen gezeigt hätte. Sie lief in die Küche und nahm hier ihren Standpunkt neben der Wasserbank, auf welcher zwei Eimer standen, von denen der eine noch völlig, der andere aber fast bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt war. Den letztern

hatte sie mit beiden Händen ergriffen und die Wirkung dieser drohenden Stellung auf ihre Verfolger blieb nicht aus.

Na, Sie stehen da hinter einer guten Batterie, rief Jacob, Sie kommen mir in dieser Situation gerade wie die Jungfrau von Orleans vor, oder wie Louise in Kabale und Liebe, oder wie Maria Stuart, ehe sie den Kopf auf den Block legte. Meine Herren, fuhr er dann gegen seine Kameraden gewandt fort, wir wollen aber auch keine Unmenschen sein. Keine Kabalen mehr in dieser himmlischen Stunde irdischer Glückseligkeit! Mamsell Gumpel, ich gebe Ihnen in meinem und meiner Freunde Namen das Ehrenwort, daß wir sie ungeschoren lassen wollen. Kommen Sie nur, ich werde ihr Ritter sein. Und, daß Sie es wissen mögen, meine Herren, gefährlich ist's den Leu zu wecken! —

Ein rasendes Gebrüll, wobei sich wie immer im Chor Herr Valentin's Stimme das größte Verdienst erwarb, gab diesen mit Pathos ausgesprochenen Worten unbedingten Beifall.

Jacob nahm der Gumpel Arm, der ihm, jedoch nicht ohne alles Sträuben, endlich überlassen wurde, und eröffnete den Zug, die andern folgten ihm Mann auf Mann. Theodor begann zu singen:

„Ein freies Leben führen wir."

Jacob stimmte an:

„Schöne Minka ich muß scheiden."

Valentin schrie:

„Es ist Alles, es ist Alles, es ist Alles nit wahr."

Kurz, Jeder sang ein anderes Lied, und so gelangte der Zug ohne weitern Unfall in das letzte Zimmer, woselbst sie wieder ihre Sitze einnahmen.

Die Stimmung wurde jetzt sentimental. Theodor hielt an die Gumpel eine Abschiedsrede und überhäufte sie mit Lobeserhebungen wegen ihrer treuen, zuverlässigen Geschäftsverwaltung hinterm Büffet. Jacob fragte sie, ob sie aus Gewohnheit oder aber, wie dies ja oft bei ihnen vorkomme, aus besonderen Rücksichten gehorcht habe? Der Gumpel Ehrgefühl wurde durch diese Frage nicht wenig verletzt, und sie erzählte, wie sie eigentlich dazu gekommen war. Sie war weit offenherziger, als sie es wahrscheinlich unter andern Umständen gewesen wäre. Der genossene Punsch löste ihre Zunge völlig, und ihre Zuhörer wurden ordentlich nüchtern, als sie die Geschichte vernahmen. Jacob legte den Finger höchst verwundert an die Nase und rief ein über das andere Mal:

Habe ich scharfe Augen! — Dieser Mann, dieser Schnabse, kann

ich wohl ſagen, iſt mir immer bedenklich vorgekommen, ich habe mich immer nach ihm umſehen müſſen, wenn er mir begegnet iſt, und habe ſchon manchmal zu meinem Herrn geſagt: unſer Wirth kommt mir vor, wie ſo ein recht bibliſcher Spitzbube, ſo ein Judas! Na, da wurde mein Herr wild. Jacob, ſagte er, ſelbſt dieſen edlen, braven Menſchen kannſt Du nicht um hin, zu verdächtigen, kann ich wohl ſagen. Ich wurde mäuschenſtill, dachte aber bei mir: wir, dienende Klaſſe, haben oft da hundert Augen, wo unſere Herrſchaft gar keine haben, wo ſie ganz blind ſind, wie Simſon. Und nun iſt es ja ganz klar, daß der Kerl ein Kriecher, ein Horcher, ein Schmarotzer und ein Heuchler iſt.

Herr Jacob! rief die Gumpel.

Na, Sie wollen uns wohl einreden, daß es wegen der Tugend war, daß er Sie zu horchen verführte! rief Jacob. Die Geſchichte werde ich aber haarklein meinem Herrn wieder erzählen. O, ich habe ſcharfe Augen, das will ich ihm beweiſen.

In dieſem Augenblick flog die Gumpel ſchaudernd zuſammen, ſie faßte krampfhaft Jacobs Arm und rückte ſich näher zu ihm heran.

Jacob, welcher dieſe Bewegung für einen ziemlich unzweideutigen Ausdruck aufkeimender Zärtlichkeit nahm, verfehlte nicht, ſofort ſeinen Arm um den Nacken der Gumpel zu legen, und ſie mit einem Kuſſe zu bedrohen. Aber er ſchrak vor dieſem Attentate zurück, als er das leichenblaſſe Antlitz der Gumpel bemerkte.

Was iſt Ihnen? fragte Jacob, Sie zittern ja ſo, und ſehen ſo blaß aus.

Die Gumpel ſtarrte nach der Thüre, nach dem Sopha hin, von wo aus ſie vorhin eine Weile gehorcht hatte.

Es iſt mir ſo ſonderbar zu Muthe, ſagte ſie.

Was fehlt Ihnen denn?

O, ſprechen Sie nichts Schlechtes von dem frommen Manne, fuhr ſie fort, ich habe ſo eben ſein Geſicht geſehen, und er blickte mich ſo böſe, ſo entſetzlich an.

Schnapſe? —

Er! verſetzte die Gumpel halblaut und noch immer zitternd.

Hätte die Gumpel weniger entſetzt ausgeſehen, Jacob würde wahrſcheinlich laut aufgelacht haben. Aber ihr Ausſehen ſteckte ihn und die ganze Geſellſchaft an, und da ihnen dabei einfallen mußte, daß ſie etwas Unrechtes thaten, indem ſie hier hinter dem Rücken und in Abweſenheit ihrer Herrin und von ihren Verräthen zechten und ſich aus den Häuſern

ihrer Herrschaften heimlich entfernt hatten, so schlug ihnen das Gewissen plötzlich auf eine so überwältigende Weise, daß sie beinahe eben so blaß wie die Gumpel wurden.

Sie stecken uns wahrhaftig mit ihrer Einbildung an! rief Theodor.

Kann ich wohl sagen, Sie machen Einem ordentlich Furcht, fügte Jacob hinzu. Nun sollen hier am Ende gar Geister erscheinen, und noch dazu böse Geister.

Jetzt wieder! rief die Gumpel und sprang von ihrem Stuhle auf, um sich an die entgegengesetzte Seite des Tisches, möglichst weit von der Thüre ab, zu flüchten.

Was? Was? rief die ganze Gesellschaft.

Herr Schnabse's Gesicht — ich habe es ganz deutlich gesehen!

Wo denn? —

Dort in der Ecke, hinter dem Sopha! —

Sie richteten alle ihre Blicke dorthin, aber Niemand wagte es, hervorzutreten und jenen Winkel zu untersuchen.

Plötzlich aber wurden sie Alle todtenbleich und begannen wo möglich noch mehr als die Gumpel zu zittern. Sie hatte recht gesehen. Sie erblickten jetzt die nämliche Erscheinung. Ein ernstes, strenges Gesicht starrte sie geisterhaft an, und plötzlich ertönte der düstere Ruf:

mene, mene, thekel upharsin! —

Ein dröhnender Schlag folgte auf diese Worte. Sopha, Tisch und Stühle fielen um und verbarricadirten den Eingang des Zimmers, in dem die Gesellschaft sich befand. Niemand von den jungen Leuten hatte den Muth, sich zu erheben, und sich nach der Erscheinung umzusehen. Sie saßen starr und regungslos auf ihren Sitzen. Mamsell Gumpel weinte. So verging eine gute halbe Stunde, bis sie sich sämmtlich ein wenig erholt hatten. Da Alles stille geblieben und die Erscheinung nicht wieder sichtbar geworden, ermuthigten sie sich endlich in corpore nach der Thüre zu gehen, Tisch, Sopha und Stühle wieder aufzurichten, die Zimmer zu untersuchen. Keine Spur von der Erscheinung. Die Zimmer der Madame Bremer waren fest verschlossen.

Die jungen Leute räumten nun schnell die Spuren ihrer nächtlichen Schwelgerei bei Seite und trennten sich dann, kleinlaut und gepeinigt durch ihr gedrücktes Bewußtsein und die seltsame Erscheinung, ruhig und unbemerkt ihre Schlafstatt aufzusuchen.

Auch die Gumpel war wieder in ihr Kämmerlein gegangen, aber sie war zerknirscht, als hätte sie das scheußlichste Verbrechen begangen

und sank auf die Knieen, Gott um Verzeihung und Erbarmen anflehend.

So war ein großer Sünder über die kleinen gekommen. Solch ein Mittelgut ist immer die Angelruthe des Teufels.

Sechstes Kapitel.

Ein Chambregarnist.

Es war ein schönes Haus, in welchem der Herr von Stawineki als Chambregarnist wohnte. Es hatte einen durchaus aristokratischen Anstrich. Schon die Hausthüren unten sahen so entsetzlich vornehm aus! Die in Holz geschnittenen Köpfe blickten so stolz auf die Vorübergehenden, so abstoßend und zurückhaltend, als wollten sie sagen: wehe dem Plebejer, welcher in diesem Hause nichts zu suchen hat und es dennoch wagt, hineinzutreten. Das war übrigens nicht so leicht, denn es gehörte zu den sogenannten verschlossenen Häusern, eine erst in neuerer Zeit entstandene Adelsklasse unter den berliner Gebäuden, besonders in den neu angelegten Straßen. Wie die Tressen eines Livreebedienten vornehmer Herrschaft glänzten die hellpolirten messingenen Knöpfe der Glockenzüge zu den verschiedenen Etagen, die Schildchen mit der Bezeichnung derselben und die großen Griffknöpfe an der Thüre selbst. Hatte sich die Thüre endlich geöffnet, und das Innere des Hauses erschlossen, dann wurde man von jener charakteristischen vornehmen Ruhe empfangen, die so selten in den Häusern der viel bekinderten Plebejer herrscht, wo die Kleinen ohne besondere Aufsicht sich herumtummeln und zumeist sich selbst gänzlich überlassen sind. In dieser aristokratischen Wohnung lachte und glänzte Alles. Ueberall lag Firniß. Bunt verzierte Fensterscheiben auf dem Flure, lackirte Treppen, auf denen man fast auszugleiten befürchten mußte. Statüen blickten in classischer Ruhe, die sich dem ganzen Hause mitzutheilen schien, in Nischen oder von ihren Postamenten herab. Das Haus war mit jener verschwenderischen Pracht ausgestattet, zu welcher die Sucht, es den Andern hervorzuthun oder nachzumachen oft ganz ein-

sache und keineswegs reiche Plebejer hinreißt, und die von dem Aufwande ihrer Zeit und Mühe, ihres Geldes und ihrer Sorgen oft nichts genießen, als das traurige Gefühl, daß sie in einem einfachern und bescheidnern Hause glücklicher gewesen und wahrscheinlich bis an ihr Ende ruhiger Besitzer geblieben wäre, während jetzt beständig das Damoklesschwert der Subhastation über ihrem Haupte schwebt.

In diesem Hause wohnte parterre der Wirth, ein sehr stolzer Maurermeister mit seiner Frau und einer erwachsenen Tochter. Der Mann wäre wahrscheinlich weniger stolz gewesen, wenn er nicht in einem so äußerst noblen Hause, das er erst vor einem halben Jahre gebaut, gewohnt und eine so äußerst vornehme Tochter gehabt hätte, welche schreiben konnte wie ein Schulmeister, und Klavier spielte und Französisch sprach, und den Kopf so aufrecht trug und nur in Seide einherging, und mit keinem gewöhnlichen Menschen mehr als höchstens drei Worte sprach. Wehe demjenigen, welcher dieses Haus zu besichtigen kam, und von Fräulein nicht für vollwichtig und befugt anerkannt wurde, in ihrem Hause zu wohnen. Ihr kalter, verächtlicher Blick vernichtete ihn, jeder Zug ihres Antlitzes schien zu rufen: Was sich ein solcher Lump unterfteht! — Und dann rauschte ihr seidenes Gewand und die Thüre, der Stube nämlich, flog zu, unbekümmert, ob noch irgend ein Theil eines menschlichen Wesens auf oder hinter der Schwelle stand. Fand aber das hausbesichtigenwollende Individuum Gnade in ihren Augen, dann beglückte ihn auf seine Frage die kurze, aber inhaltschwere Antwort: Sie müssen sich nach dem Comptoir bemühen! —

Und dann war kein Wort mehr aus Fräuleins Munde zu erhaschen.

Ueber dem Mauermeister nun und diesem gnädigen Fräulein, in der ersten Etage, wohnte ein wirklich gnädiges Fräulein, Namens von Warnnagel, mit ihrem gnädigen Bruder, dem Baron von Warnnagel, welche zusammen wirthschafteten, und bei ihnen wohnte v. Stawinski. Fräulein von Warnnagel war eine Dame von fünf und sechszig Jahren, zwerghaft klein, mit kleinen lebendigen Augen, hochgezogenen Augenbrauen, einem feinen, klugen, blassen und hagern Gesichtchen und mit einem Wesen, welches von Vornehmthuerei eben so entfernt war, wie von Affectation, aber mit angebornen aristokratischen Manieren, welche ihre Unbedeutenheit vergessen ließen, und ihre Erscheinung beachtungswerth machte. Sie lebte von einer Pension, die sie als einzige Tochter eines würdigen, bereits längst verstorbenen Hauptmanns bezog und von den Zinsen eines kleinen Vermögens, welches sie von ihrem Oheim ererbt hatte. Dieses

bescheidene Einkommen, welches summa summarum nur vier hundert Thaler betrug, und wovon sie mit ihrem Bruder, welcher weder eine Pension, noch ein kleines Erbtheil besaß, lebte, wurde durch Vermiethung zweier Zimmer um einiges vermehrt. Es war demnach natürlich, daß die von Warnnagel nur eine äußerst bescheidene Existenz führen konnten, trotzdem hatte Alles bei ihnen ein so vornehmes äußeres Lüstre, war diese Dürftigkeit so gut und sinnreich verdeckt, daß selbst ein geübteres Auge sich beschwerlich entdeckt haben würde.

In der Schlafstube des Fräuleins paradirten zwei himmelhohe, aufgethürmte Betten, so daß ihre Freundinnen manchmal darüber lachten und die Frage an sie richteten, wie viel Stühle sie aufeinander stellen müsse, um in ihr Bette zu gelangen. Blendend weiße Decken verhüllten aber dem Auge, daß dieser Bettenreichthum in nichts bestand, als in dicken aufgeblähten Strohsäcken, und daß das Fräulein für sich nichts als eine Decke und ein Kopfkissen besaß, nachdem sie ihre Betten mit ihrem Bruder und um ihrem Einlogirer hatte theilen müssen. An den Seiten ihres Schlafgemaches zogen sich Divans hin, welche das Fräulein selbst fabricirt hatte, Bretter auf Klötze gelegt mit Hede oder Moos ausgestopft und mit Plüsch überzogen, den sie aus unzähligen Läppchen in lauter kleinen Vierecken künstlich zusammengesetzt hatte. Auf eben so künstlich hergestellten Postamenten standen Statüen, die reichere Bekannte schon bei Seite geworfen hatten, weil sie zerstümmelt waren. Fräulein Warnnagel wußte aber alle Mängel auf das Geschickteste zu verdecken, oder durch eine klug berechnete Aufstellung dem Auge zu entziehen.

In ihrem Wohnzimmer herrschte dieselbe noble Dürftigkeit. Die wenigen Möbel waren altmodisch, aber so blank polirt, daß jedes Stück statt Spiegel dienen konnte, und so vortheilhaft gestellt, daß man nichts vermißte. Dabei begegnete das Auge einem Ueberfluß an Stickereien, am Fußboden, auf den Fensterbänken, auf den Tischen, auf Sopha's und auf Stühlen. Eine fast peinliche Ordnung und Sauberkeit herrschte überall. Der Spiegel, welcher nur sehr klein war, nicht destoweniger aber tief hängen sollte, war oben durch die Gardine verdeckt, so daß er zweimal so groß erschien, als er wirklich war. Einige Blumenständer, ein Lehnstuhl von Korbgeflechte, Blumenterassen in den Ecken, von deren obersten Stufe Statüen standen, gaben dem Ganzen einen höchst gefälligen, luxuriösen und gemüthlichen Anstrich.

Das Zimmerchen ihres Bruders endlich stand an Sauberkeit den Zimmern seiner Schwester nichts nach. Er war um einige Jahre älter

als diese und er war einst ein großer Damenliebling gewesen. Noch jetzt schwelgte er in der Erinnerung vergangener Tage. Er war nie verheirathet, aber unendlich oft verliebt gewesen. Den Dienst hatte er schon als Lieutenant bald nach dem Tode seines Vaters quittirt. Diese Charge, so sagte er zu seiner Schwester, die in ihn drang, es doch nicht zu thun, verträgt sich nicht mit meinem Charakter und meiner Armuth. Aber Karl von Warnnagel dachte rechtschaffen und suchte eine Stellung, die ihm sein Auskommen sicherte. Er hatte Glück und würde heute ein reicher Mann gewesen sein, wenn seine Gutmüthigkeit sein Glück nicht bei Weitem übertroffen und länger als dieses bei ihm ausgeharrt hätte. Betrogen oder auf mehr oder minder böswillige und leichtsinnige Weise von seinen Freunden gemißbraucht und um seine Ersparnisse gebracht, sah er sich im Alter genöthigt, bei seiner Schwester Zuflucht zu suchen, welche sie gerne und mit jeder möglichen Aufopferung ihm gewährte.

Das einzige Opfer, das er seinerseits seiner Schwester für ihre Liebe zu bringen hatte, bestand darin, ihrer Sauberkeitsliebe auch nicht den geringsten Anstoß zu geben. Jeder Winkel seines Zimmers mußte jederzeit von ihr revidirt werden können, und außerdem hatte er die Verpflichtung, zu allen Zeiten zum Cavalierdienst bei ihr bereit zu sein, eine Verpflichtung, welcher sich der alte Baron mit der größten Bereitwilligkeit unterzog.

Einen Bedienten oder ein Dienstmädchen hielt das Fräulein von Warnnagel nicht, sondern nur eine alte Aufwärterin, welche täglich gewisse Stunden ihr in Führung der Wirthschaft Beistand leistete und einen Stiefelputzer für ihren Bruder und ihren Einwohner. Für Stawineki brachte dieses allerdings einige Uebelstände mit sich, auf die er jedoch beim Einzuge aufmerksam gemacht worden war, und welche durch viele andere gute Dinge reichlich aufgewogen wurden. Uebrigens war trotz dieser so höchst bescheidenen Verhältnissen das Haus, wenn man so sagen darf, der Warnnagel der Vereinigungspunkt aller armen Hagestolzen von Adel, und so beschränkt das Vermögen des Fräuleins auch war, so leistete sie ihren Bekannten doch manchen Dienst durch Rath und That.

Herr von Stawineki hatte bei diesen Leuten zwei sehr hübsche Zimmer inne. Sie waren höchst nobel und völlig modern möblirt. Die besten Sachen, über welche Fräulein Warnnagel verfügen konnte, waren hier aufgestellt, und das Fräulein sorgte für ihren Chambregarnisten mit derselben schwesterlichen Sorgfalt, wie für ihren Bruder. Deshalb wohnten die jungen Leute auch lange bei ihr und befanden sich wohl dabei.

Dagegen war es Grundsatz des Fräuleins von Warnnagel, nur adlige junge Leute einzunehmen, und zwar solche, welche nicht rauchten, deren Verhältnisse sie kannte, und die ihr gut empfohlen wurden, denn sie machte kein Hehl daraus, daß sie ihre Zimmer vermiethe, um eine anständige Revenüe davon zu beziehen, und daß sie in ihrer Wohnung nur mit ihres Gleichen zusammen leben wolle.

Herr von Stawinski war erst vor einem halben Jahre nach Berlin gekommen und hatte bei Leuten gewohnt, die zwar sehr viel an ihm verdient, sich aber übrigens um seine Behaglichkeit nicht sehr bekümmert hatten. Bei der von Warnnagel wohnte er erst seit ungefähr vier Wochen, und obwohl das Verhältniß zwischen ihm und seinen Wirthsleuten ein höchst freundliches war, so war es doch noch kein vertrautes zu nennen. Es lag daran, daß Stawinski bereits Madame Bremer zu seiner Vertrauten gewählt hatte, mit der er seine Angelegenheiten zu besprechen pflegte. Und diese Frau hatte ihm, dem Neulinge, in der Residenz nicht unwesentliche und wie es schien völlig uneigennützige Dienste geleistet. Er hatte sich mithin schon an diese Dame gewöhnt, als er Fräulein von Warnnagel kennen lernte. Diese Bekanntschaft bewirkte aber doch so viel, daß Stawinski jetzt weniger das Bedürfniß empfand, den Rath und die Hülfsleistung der Madame Bremer in Anspruch zu nehmen. An ihre Stelle trat jemehr und mehr das Fräulein von Warnnagel, und da zu des jungen Mannes Charakter durchaus nicht Verschlossenheit gehörte, so wäre ihm gewiß auch das Geheimniß seiner Liebe mit allen ihren eigenthümlichen Umständen entschlüpft, wenn Herr von Stawinski nicht vorausgesetzt hätte, daß eine Verbindung mit einer Bürgerlichen bei Fräulein von Warnnagel entschiedene Mißbilligung gefunden haben würde.

Um so mehr mußte es also die Dame überraschen, als Stawinski, der ihr so oft erklärt hatte, daß es ihm in Berlin und bei ihr ganz ausnehmend gefalle, seine Rechnung begehrte und die Erklärung hinzufügte, daß er abreisen wolle. Es war einige Tage, nach jener verhängnißvollen Zusammenkunft mit Rosa und ihrer Freundin. Stawinski wäre schon früher gereist. Aber das bevorstehende Duell mit dem Hauptmann hielt ihn noch zurück, und der junge Mann wollte ihm um so weniger aus dem Wege gehen, da er hoffte — getödtet zu werden. Aber der Hauptmann schien die Sache wieder vergessen zu haben. Stawinski schrieb ihm, daß ihn seine nahe bevorstehende Abreise veranlasse, um die Beschleunigung dieser Angelegenheit zu bitten. Stawinski wollte hinzufügen: Er

müsse ihm übrigens die Erklärung geben, daß er sich in Bezug auf Rosa allerdings getäuscht hätte. Aber er gestand sich, daß diese Erklärung den Hauptmann völlig beschwichtigen und das Duell aufheben würde. So unterließ er es, wie sehr ihn auch seine Wahrheitsliebe dazu drängte. Der Hauptmann schrieb ihm zurück: Er möge in Gottes Namen reisen, denn seine beabsichtigte Reise, wäre ihm die bündigste Erklärung, daß Herr von Stawinski seine Täuschung und seinen Irrthum eingestehe und zugebe. Sollte seine Reise aber mit dieser Sache in durchaus keinem Zusammenhange stehen, so hätte es solche Eile nicht. Das Duell könne nach seiner Rückkehr, um deren Anzeige er bitte, stattfinden.

Damit war also nichts. Der Hauptmann hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, und so blieb dem jungen Manne nichts übrig, als zu packen und zu reisen und die Vernarbung seiner Liebeswunde oder seinen Tod der Zeit, Natur und dem Zufalle anheimzustellen.

Stawinskis Mittheilung, daß er abweisen wolle, war eine Trauerbotschaft für das Haus Warnnagel, Bruder und Schwester, eine Trauerbotschaft ohne Zweifel für alle adeligen Junggesellen, die ihren Zirkel frequentirten. Der Baron, Fräuleins Bruder, stand so eben vor dem Spiegel, und machte sich einige schmeichelhafte Komplimente über sein passables Aussehen, und darüber, wie gut ihm der Graukopf stehe — der Baron war hellblond gewesen, und das Alter hatte seinem Haar nur wenig anhaben können — als gepocht wurde und auf sein „Herein" seine Schwester mit einer sehr niedergeschlagenen Miene zu ihm eintrat.

Was giebt's, Fränzchen? — das Fräulein hieß Franziska — fragte der Baron, indem er seine Schwester mit einem Kusse begrüßte.

Karl, denke Dir — der Herr von Stawinski verläßt uns —

Uns? — Nicht möglich! —

Er will eine Reise nach der Schweiz machen —

Nach der Schweiz? — da soll es allerdings sehr hübsch sein, Fränzchen. Berge so hoch, daß sie mit der Stirn an den Himmel stoßen — immer mit Schnee bedeckt. — Und nun erst die Lavinen, und die Gemsenjagden — und die hübschen —

Schweizerinnen, wollte der Baron hinzufügen, aber er besann sich und sagte: ja, und die hübschen Aussichten.

Aber Karl, das mag Alles sein, und ich gönne dem Herrn von Stawinski das Vergnügen, das ihm in Aussicht steht von Herzen gern aber es ist nur traurig, daß wir ihn für immer verlieren werden.

Für immer? — Ei nicht doch, Fränzchen — er kommt sicher nach einigen Monaten wieder zurück.

Das wird er nicht, Karl — er will Berlin für immer verlassen, wir verlieren einen Einwohner, wie wir ihn noch niemals gehabt. Ich habe ihn wirklich so lieb gewonnen, ja so lieb, wie Dich, Bruder. Er ist so bescheiden, so ruhig und gesetzt, und trotz seiner bedeutenden Einkünfte so anspruchslos —

Ich glaube gar, Fränzchen, Du weinst — sagte der Baron und streichelte seiner Schwester die Wange.

Ja, ich könnte weinen. Ich habe mich so sehr mit ihm gefreut. Ich habe immer geglaubt, er würde immer bei uns bleiben —

Es ist wahr, sagte der Baron mit gesenktem Haupte, so lange er Junggeselle geblieben wäre, hätte er sich gewiß nicht verändert.

Niemals! rief das Fräulein. Warum hätte er heirathen sollen? — Er würde bei uns sicher keiner Bequemlichkeit und Pflege jemals entbehrt haben.

Nein, ich sehe auch gar nicht ein, warum er hätte heirathen sollen; bestätigte der Baron.

Ich möchte aber doch wohl wissen, warum er so plötzlich einen solchen Entschluß gefaßt hat? fuhr das Fräulein fort. Es muß einen ganz besondern Beweggrund haben.

Soll ich ihn fragen?

Das wäre zudringlich, Bruder.

Nun, ich kann ihn ja ein wenig sondiren. Du kennst mich ja —

Ich hatte immer große Neigung für diplomatische Carriere. Ich hätte als Ambassadeur gewiß ungeheures Furore gemacht.

Ei, ei, Karl! rief das Fräulein, welches während der Unterhaltung mit ihrem Bruder ihre lebhaften Augen prüfend von einem Gegenstande zum andern gleiten ließ, ich glaube gar, Du hast Schnupftabak auf Deiner weißen Weste.

Wär's möglich? sagte der Baron ganz bestürzt, während seine Schwester ein einziges Stäubchen Schnupftabak so sorgfältig von der Weste herabnahm, als wäre es für die Weste eine Operation auf Tod und Leben.

Ja, wenn Du es könntest, Karl, fuhr sie dann fort, ohne den geringsten Schein anzunehmen, daß Du etwas von ihm erfahren wolltest, was er verschweigen will? Ich behellige Dich ungern damit, denn ich sehe, wie Du weißt, meinen Stolz darin, nicht neugierig zu sein. —

Nein, Du bist durchaus nicht neugierig, Fränzchen, bestätigte der Baron. Du bist wirklich darin einzig — keine andere Dame gleicht Dir hierin. —

Du hast vollkommen Recht, sagte das Fräulein, dieses Lob mit ruhiger Würde, als wäre es über alle Bezweiflung erhoben, hinnehmend. Es ist mir wirklich nichts so zuwider, als Jemanden etwas zu entlocken, was er mir nicht freiwillig erschließt. Doch unter diesen Umständen, Karl, wäre es mir allerdings sehr angenehm, dahinter zu kommen, was den Herrn von Stawinski zu seinem plötzlichen Entschlusse veranlaßt hat.

Ich will gleich zu ihm hineingehen, Fränzchen.

Sieh mal, Karl, dein Stiefel hat einen Flecken. Den hat Ludumir schlecht geputzt.

So? sagte der Baron, indem er nach dem rechten Stiefel griff und ihn mit bedächtigen Kopfschütteln ansah. Ja, wirklich, er hat einen Flecken, glaube ich.

Dieser auch? versetzte seine Schwester. Ich habe nur auf dem linken Stiefel einen Flecken bemerkt.

Ach, Du meinst den? —

Der gute Baron machte die größte Anstrengung auf dem linken Stiefel einen Flecken zu bemerken, während sich das Fräulein vergebens bemühte, den Fleck auf dem rechten zu observiren.

Ludumir muß sie noch einmal putzen, sagte sie dann, ich werde es ihm sagen.

Meinst Du nicht, daß ich den Herrn von Stawinski gleich besuchen solle? —

Ja, ehe es zu spät wird. Soll ich Dir Ludumir schicken, damit Du Dich durch ihn melden und fragen lassest, ob Dich der Herr von Stawinski empfangen könnte?

Wenn Du willst, Fränzchen, schicke mir den Ludumir.

Das Fräulein empfing abermals von ihrem Bruder einen Kuß zum Abschiede und wollte gehen, aber ehe sie das Zimmer verließ, durchmaß sie es noch einmal mit prüfendem Blick. Plötzlich kehrte sie wieder um.

Ach, Karl, sagte sie, der gute, alte Fritz sieht recht dust aus.

Ludumir hat das Glas erst gestern spiegelblank polirt, entgegnete der Baron und warf abermals einen sehr bestürzten Blick auf das Bild, welches noch zu Friedrichs des Großen Zeit in Kupfer gestochen worden war.

Ich will es gleich mit hinausnehmen und selbst putzen. Die Leute sind selten zuverlässig.

Sie nahm das Bild von der Wand und verließ endlich das Zimmer. Gleich darauf kam Ludumir, um die Stiefel zu holen.

Ludumir war eine der originellsten Erscheinungen unter den Stiefelputzern, eine merkwürdige Individualität. Leider gestattet es der uns für dieses Werk vorgesetzte Raum nicht, ihm den gebührenden Platz darin anzuweisen, sonst würden wir sehr viel von ihm zu erzählen haben. Wir erwähnen daher seiner nur beiläufig. Schon seit zehn Jahren nahm er bei den Warnnagel seine jetzige Stellung ein. Er hatte bei ihnen seine Carriere begonnen, und bediente fast sämmtliche Herren, die ihren Zirkel frequentirten. Da diese sämmtlich zum Adel gehörten, so hatte Ludumir ein gewisses aristokratisches Wesen angenommen, das ihn namentlich in den Augen des Fräulein Warnnagel sehr hoch stellte. Er war stolz auf seine vornehme Kundschaft, die zwar nicht immer ganz pünktlich am Ersten zahlte, aber ihn stets auf das Zutraulichste und Freundlichste behandelte. Er besaß das vollste, unerschütterliche Vertrauen des Zirkels Warnnagel und wurde wie ein gemeinsames Familienstück betrachtet. Was sein Aeußeres betraf, so war er ein kleines, dürres, aber flinkes und lebhaftes Männchen, zwischen 30—40 Jahren, blond und bartlos. Er sah aus, als wäre er niemals jünger gewesen und würde in seinem Leben nicht älter werden, und alle seine Bekannten behaupteten mit Recht, daß er sich seit zwanzig Jahren nicht im Geringsten verändert habe. Er trug beständig einen Frack und that sich auf seinen Reichthum in diesem Bekleidungsstück etwas zu Gute, denn er behauptete stets mit einem gewissen Selbstbewußtsein, daß er mindestens ein Dutzend davon besitze. Leute, die neidisch auf seine aristokratische Haltung waren, gaben ihm daher den Namen „Suppenlöffel". Allerdings ließ sich nicht leugnen, daß unter seiner Garderobe sich nicht ein einziger Frack befand, der nicht mit jenen sehr langen, schmalen und ganz spitz zulaufenden Schößen besetzt gewesen wäre, die jetzt völlig antiquirt sind, und selbst von einem armen Baron durchaus nicht mehr getragen werden konnten. Ludumirs Kunden verhehlten es sich aber nicht, daß er in einem solchen Frack, den sie leider den conventionellen Formen hatten opfern müssen, sehr respektable aussah.

Mit Beinkleidern und Westen war Ludumir jedoch ungleich schlechter versehen, und er mußte es sich selbst, wenn auch ganz im Vertrauen — denn er ließ sich über dergleichen nicht gern laut aus — sagen, daß er

es lieber gesehen hätte, wenn ihm die Herren für das halbe Dutzend weiße Beinkleider, von denen er im Winter nur bei einer mäßigen Kälte Gebrauch machen konnte, einige dicke Buckskin-Beinkleider zu schenken, sich bewogen gefühlt hätten. Und es war bei einer so bestellten Garderobe dem guten Ludumir gar nicht zu verdenken, wenn er den Winter am liebsten ganz aus dem Kalender gestrichen hätte, oder wenigstens im Gedanken den Winter über in Amerika verlebte. So viel ist gewiß, daß er diese unliebsame Jahreszeit auf ein Minimum reducirte, von welchem die Störche, die Siebenschläfer und alle diejenigen Thiere, welche den Winter wie einen gefährlichen und schlimmen Feind fliehen, keine Ahnung haben. Er begann bei ihm erst nach Weihnachten, und hörte schon spätestens Ende Februar auf. Von da ab begann bei ihm die Sommersaison, und während der Frack selbst in jenen beiden strengen Monaten seine einzige Bekleidung war, so begann die Herrschaft der weißen Hosen erst mit dem März und dauerte ununterbrochen bis October, wo sie dann durch ein Paar Winterhosen abgelöst wurden, in welchen sich Ludumir aber niemals recht gefallen wollte. Sie paßten, wie er sich eingestand, nicht zu seiner übrigen Montur.

Außer diesem für einen Stiefelputzer gewiß höchst ehrenwerthen Kleiderreichthum, besaß aber Ludumir noch ein sehr kostbares Stück, welches er gewissermaßen als ein seinen sämmtlichen Kunden gemeinsam angehöriges Eigenthum nießbrauchte. Es war nämlich ein weißer Livreebedientenrock mit ächten goldenen Tressen und neusilbernen Knöpfen mit einer Krone geziert. Diesen Rock hatte der Zirkel Warnnagel ihm vor sechs Jahren auf gemeinsame Kosten machen lassen. Die Anregung war von Fräulein Warnnagel ausgegangen, indem sie vorstellte, daß es im Leben adeliger Personen Gelegenheiten gäbe, wo sie, um würdig und standesgemäß aufzutreten, durchaus einen Livreebedienten haben müßten. Dabei komme es natürlich nur auf den Rock und durchaus nicht auf das Individuum an, welches damit bekleidet sei. Uebrigens würde ihnen Ludumir gewiß keine Schande machen, und sie behaupte dreist, daß er neben den gewandtesten Livreebedienten der vornehmsten Häuser sie würdig präsentiren würde. Diese Idee fand allgemein Beifall, die Subscription wurde im Zirkel eröffnet, und das Resultat fiel höchst befriedigend aus. Denn die gezeichneten Gelder reichten vollkommen hin, eine höchst noble Livree herzustellen. Die Entreprise übernahm Meister Brese auf monatliche Abzahlung, lieferte die Bestellung zur festgesetzten Zeit zur vollkommenen Zufriedenheit ab, und Ludumir wurde bei der Uebergabe

feierlichſt verpflichtet, beſagte Livree nur bei ſolennen Gelegenheiten und wenn einer vom Zirkel Warnnagel es ausdrücklich verlange, anzuziehen. Man hatte, ehe dieſe Uebergabe geſchah, lange darüber delibrirt, ob es nicht angemeſſen ſein würde, die Livree bei dem Fräulein von Warnnagel in Gewahrſam zu laſſen und ſolche nur auf ein ſchriftliches Geſuch eines Mitgliedes vom Zirkel an Ludumir jedesmal auszuliefern. Dies wurde jedoch als zu beſchwerlich verworfen. Man war entſchloſſen das koſtbare Stück der Rechtlichkeit Ludumirs anzuvertrauen, verlangte aber von ihm die ſchriftliche Erklärung, daß er beſagte Livree nicht als ſein Eigenthum im Beſitze habe, und daß ſolche alſo nach ſeinem Tode dem Zirkel wieder zurückgeſtellt werden müſſe. Um die neue Livree, oder eigentlich um den neuen Livreebedienten, zu probiren, wurde die Uebergabe feſtlich begangen. Fräulein Warnnagel gab eine, wenn auch beſcheidene, doch höchſt anſtändige Soiree auf gemeinſchaftliche Koſten, wobei Ludumir — wahrſcheinlich um ſeine Brauchbarkeit für alle Fälle zu conſtatiren — die Funktionen eines ganzen Bedienten-Perſonals übernehmen mußte, welche mit dem Portier begann und mit dem Garderobier beſchloß. Die Geſellſchaft war entzückt über die Anſtellung ihres Stiefelputzers. Er benahm ſich gerade ſo, als hätte er in den vornehmſten Häuſern die Dreſſur erhalten, und der Zirkel brachte einen ſtürmiſchen Toaſt auf Fräulein von Warnnagel aus, welche durch ihre geiſtreiche Erfindung jedem von ihnen zu einem Livreebedienten verholfen, der mit einem ſo höchſt geringen Koſtenaufwande ein für allemal ihnen zur Dispoſition ſtand.

Das iſt es, was wir im Vorbeigehen über den Stiefelputzer der Warnnagel ſagen wollten. Auf die originellen Seiten und Eigenſchaften ſeines Charakters können wir aus dem ſchon angeführten Grunde nicht näher eingehen. Wir hoffen ihm jedoch, in einem andern Werke, das unſere Pickwickier ergänzen ſoll und unter dem Titel: Arme und reiche Leute oder Berliner Tragödien und Poſſen, demnächſt erſcheinen wird, den ihm gebührenden Platz neben ſeinen erhabenen Beſchützern einzuräumen.

Nachdem Ludumir das Fleckchen, welches Fräulein von Warnnagel an dem linken Stiefel bemerkt haben wollte, und das nach ſeiner Meinung von einer unverſchämten Fliege verurſacht ſein mußte, wie er glaubte, beſeitigt worden war — da er es nicht bemerken konnte, hatte er die Stiefel gänzlich noch einmal geputzt — meldete er auf des Barons Geheiß dieſen bei dem Herrn von Stawinski. Der junge Mann nahm den Beſuch an, und von Warnnagel beeilte ſich, mit ſeiner Toilette zu

Stande zu kommen. Als dieses geschehen war machte er zunächst seiner Schwester seine gewöhnliche Morgenvisite, um sich ihr zu präsentiren und ihre Meinung über seine Toilette zu hören, welche das Fräulein herkömmlicher Weise jedesmal in Augenschein nahm, ehe ihr Bruder seine Wohnung verließ.

Ich bin wirklich sehr begierig, sagte das Fräulein, während sie etwas an der Schleife seines weißen Halstuches zu verbessern fand, warum Herr von Stawinski uns so plötzlich verläßt. Diesmal bin ich wirklich neugierig, Karl, so wenig ich es auch überhaupt bin.

O, ich hoffe es schon heraus zu bekommen, entgegnete der Baron.

Ludumir, rief seine Schwester jetzt, hier auf dem Aermel des gnädigen Herrn ist ein — ich weiß es selbst nicht was es ist — es scheint Kreide zu sein.

Ludumir, welcher während dieser Präsentation des Barons gegenwärtig war, um etwaigen Mängel sofort mit seiner Bürste abzuhelfen, trat in Sturmschritt an den gnädigen Herrn heran.

Es wird wohl etwas von der Kreide sein, mit welcher ich die Knöpfe geputzt, sagte er, und begann blindlings darauf loszubürsten, denn er hätte vielleicht durch ein Mikroskop kein Stäubchen wahrnehmen können.

Nach einigen, jedoch nur unwesentlichen Aussetzungen, welche bald verbessert waren, wurde der Baron von seiner Schwester mit einem Kusse gnädigst entlassen.

Habe ich noch etwas zu thun, gnädiges Fräulein? fragte Ludumir, in einer höchst bescheidenen Stellung an der Thüre.

Nein, Ludumir, Sie können gehen. Haben Sie für Herrn von Stawinski noch viel zu thun?

Leider nein, gnädiges Fräulein, wenn Sie mir gefälligst erlauben, es ist Alles fertig gepackt, um zwei Uhr gehts ab — um halb zwei Uhr komme ich wieder.

Hat der Herr Baron Ihnen nichts anvertraut, Ludumir, fragte das Fräulein. Ich will natürlich nicht, daß Sie mir irgend etwas sagen sollen, was Ihnen vielleicht auf Discretion anvertraut worden ist, und ich bin auch durchaus nicht neugierig; aber ich möchte nur wissen — denn irgend ein Geheimniß muß einem so plötzlichen Aufbruche jedenfalls zu Grunde liegen.

Daran ist gar nicht zu zweifeln, wenn Sie mir gefälligst erlauben, gnädiges Fräulein, entgegnete Ludumir, und fuhr sich über die Augen.

Es betrübt mich sehr. So kurze Zeit hat noch kein Herr bei uns gewohnt. Und es ist ein so guter Herr.

Sie haben also gar keine bestimmte Vermuthung, Ludumir? —

O, eine wohl, gnädiges Fräulein, wenn Sie mir gefälligst erlauben, versetzte Ludumir.

Und die wäre? —

Wenn Sie mir gefälligst erlauben wollen, gnädiges Fräulein, ich glaube, der junge Herr Baron sind malcontent mit Ihrem Berliner Friseur.

Mit Henry?

Erlauben, gnädiges Fräulein, mit Henry.

Aber ich bitte Sie, Ludumir — das wäre ja ein höchst sonderbarer Grund, es wäre ja nichts leichter, als einen andern Friseur zu beschaffen.

Das glaube ich gefälligst auch, gnädiges Fräulein, wenn Sie erlauben, aber zuweilen haben die jungen Herren, wenn Sie gnädigst zugeben wollen, merkwürdige Ideen. Ich habe schon öfter bemerkt, und namentlich gestern und heut, daß der junge Herr Baron sich vor den Kopf geschlagen haben, mit einer wahren Wuth, wenn Sie gefälligst erlauben, mit einer wahren Wuth, gnädiges Fräulein, und da dachte ich mir gleich, in dem gnädigen Kopfe wird's wohl gefälligst nicht ganz richtig sein.

Ludumir, ich bitte Sie! — Herr von Stawinski ist ganz und gar im rechten Gebrauch seiner fünf Sinne.

Gott behüte gefälligst, gnädiges Fräulein, so habe ich mich mit Verlaub ausdrücken wollen: ich meine — der Kopf wird dem gnädigen Herrn wohl nicht nach Wunsch frisirt worden sein.

Wenn sich der Herr von Stawinski an den Kopf geschlagen hat, dann hat es sicher eine andere, als eine, wenn auch allerdings nicht so geringfügige, doch sehr reparable Ursache. Nun, ich danke Ihnen. Sie haben wenigstens nach Ihren Begriffen recht gut combinirt, Ludumir. Sie können gehen.

Ich empfehle mich Ihnen gefälligst, gnädiges Fräulein, sagte Ludumir, indem er dem gnädigen Fräulein den Zipfel der Schürze küßte, eine Gunst, der er sich seit acht Jahren erfreute. Das Fräulein wünschte ihm mit herablassender Huld einen guten Morgen und Ludumir entfernte sich gefälligst leise und rückwärts zur Thüre tretend. Uebrigens hatte seine Höflichkeit, so lächerlich sie einem Dritten auch erscheinen mochte, für die Warnnagel und den ganzen Zirkel etwas sehr Ernsthaftes. Er mochte

sein „gefälligst", „gnädigst", mit „Verlaub" und andere dergleichen Höflichkeitsworte anbringen, wo er wollte, sie stießen sich nicht daran, es war von der Idee, die sie von Ludumir gefaßt, unzertrennlich und bestärkte sie in der guten Meinung von ihm, daß er ein recht aristokratischer Stiefelputzer sei.

Als Ludumir hinausging klingelte so eben ein Briefträger, welcher einen Brief an Stawinski hatte. Ludumir nahm ihn an und überreichte ihn dem Empfänger. Einige Minuten später kam der Baron aus Stawinski's Zimmer zu seiner harrenden Schwester zurück. Freude strahlte in seinem Antlitze.

Fränzchen, sagte er, ich habe Alles heraus, und der Herr von Stawinski reist heute nicht, vielleicht auch Morgen nicht, vielleicht gar nicht.

Karl, ist's wahr? rief das Fräulein mit erheitertem Gesichte.

Wie ich Dir sage, liebes Fränzchen. Weißt Du was die ganze Sache ist? —

Ich bin wirklich neugierig. —

Und der Herr von Warnnagel näherte sein Sprachorgan dem Hörorgane seiner Schwester bis auf haarbreite Distanz, als scheue er sich eine solche Sache laut auszusprechen und flüsterte:

Herr von Stawinski ist verliebt! —

Karl! rief das Fräulein schleunigst einen Schritt zurücktretend, als befürchte sie von diesem Worte angesteckt zu werden.

Fränzchen, Du kannst mir glauben, betheuerte der Baron, unser junger Freund ist verliebt.

Nicht möglich, Karl.

Es ist jedenfalls merkwürdig, Fränzchen, und ich kann es Dir nicht verdenken, daß Du es nicht glaubst. Aber ich habe es mit einem Blicke herausbekommen, denn Du weißt, daß ich Diplomat werden wollte. —

Aber wenn der Herr von Stawinski verliebt ist, warum wollte er denn verreisen? —

Weil sie ihn nicht wieder liebt.

Wer ist sie denn? —

Das weiß ich noch nicht, Fränzchen, heraus bekommen werde ich's aber schon. Ich sagte ihm nämlich, daß wir beide es sehr bedauerten, daß er uns verlassen wolle, und daß, wenn es von uns abhinge, ihn länger hier zu fesseln, uns kein Opfer zu schwer werden würde. Da sah er mich melancholisch an und sagte: Lieber Baron, mein Unglück wird dadurch nicht unbedeutend vergrößert, daß ich einen Aufenthalt verlassen

muß, in welchem ich mich so durchaus behaglich gefühlt habe. Aber ich muß eine Stadt fliehen, in welcher meinem Herzen eine Wunde geschlagen worden ist, die Niemand zu heilen vermag.

Ich verstehe, junger Freund, sagte ich — es ging mir in meiner Jugend nicht besser; wenn ich alle die Blessuren zusammenrechnen wollte, die ich an meinem Herzen erlitten —

Das Fräulein machte eine abwehrende Bewegung.

Aber die Zeit heilt auch die tiefste Wunde, sagte ich, fuhr der Baron fort. Uebrigens, junger Freund, erlauben Sie mir die Frage: sind Sie auch schon ordentlich Sturm gelaufen? —

Karl! Karl! — rief das Fräulein, hast Du das wirklich gesagt?

Der Baron blickte verlegen auf seine Tabacksdose, ließ sie mehrmals durch die Hände gleiten und sagte endlich —

Fränzchen, die Diplomatie verwirft dergleichen Reden nicht so ganz, wenn man damit einen vorgesetzten Zweck erreicht.

Und was sagte Herr von Stawinski? —

Er blickte mich kopfschüttelnd an und übergab mir diesen Ring zum Andenken, und damit er es bethätigen könne, wie lieb ihm unser Haus geworden sei.

Das Fräulein besah mit einer sehr melancholischen Miene den Ring und seufzte.

Als ich den Ring eben empfangen hatte, fuhr der Baron fort, brachte Ludumir einen Brief, der auf unsern Freund einen großen Eindruck hervorrief. Er hatte ihn Eins Zwei Drei gelesen und sagte dann mit erheiterter Miene zu mir: Lieber Baron, es wird vielleicht noch Alles gut, vorläufig reise ich heute noch nicht.

Von ihr? erlaubte ich mir zu fragen.

Wenig, aber doch Etwas; versetzte er.

Nun nur muthig Bresche geschossen, sagte ich — wir Männer sind unwiderstehlich, wenn wir es ordentlich anfangen.

Karl! Karl! — rief das Fräulein wieder. Hast Du das wirklich gesagt?

Freilich, Fränzchen, entgegnete der Baron, indem er seine Augen auf seine Stiefel senkte — in einer diplomatischen Mission, kann man immerhin ein wenig unter der Blume sprechen. Also unser junger Freund sagte zu Ludumir, er brauche Mittag nicht wieder zu kommen, sondern solle sich Abends vor 9 Uhr einfinden und dann weitere Ordres von ihm empfangen.

Herr von Stawinski sagte ich nun, wenn Sie also noch bei uns bleiben, dann gestatten Sie mir, Ihnen mit Freuden diesen Ring wieder zu geben, damit ich an Ihren Abschied von uns nicht eher zu denken brauche, bis dieser traurige Augenblick, was ich nicht hoffen will, eintreten sollte. Er bat mich jedoch, den Ring zu behalten und wir drückten uns recht herzlich die Hände, er bat mich, Dich freundlichst zu grüßen und so trennten wir uns sehr content mit einander.

So lautete der Bericht des Herrn von Warnnagel, seine Schwester umarmte ihn, trotz dem mehrfachen Tadel, den sie ihm geben zu müssen glaubte, sehr befriedigt und entließ dann ihren Bruder, welcher seinen Morgenspaziergang antreten wollte, nicht ohne noch ein halbes Dutzend Verbesserungen an seiner Toilette anzubringen.

Der Brief aber, den Herr von Stawinski erhalten hatte, lautete:

„Mein Herr!

Die Art und Weise, wie wir uns nach jenem betrübenden Mißverständniß getrennt haben, ist dennoch nicht im Stande, den Wunsch bei mir zu unterdrücken, noch einmal mit Ihnen sprechen zu dürfen. Wenn wir auch nicht in ein Verhältniß zu einander treten können, das nicht in meiner Macht steht, so hindert uns nichts in der Welt, eine gegenseitige Annäherung zu versuchen, welche auf schwesterliche und brüderliche Freundschaft sich begründen ließe. Im vollsten und unbedingtesten Vertrauen zu Ihrem biedern Charakter mache ich Ihnen diesen Vorschlag, und wenn Sie darauf hin eine Unterhandlung mit mir eröffnen wollen, dann bitte ich Sie, um die Freundlichkeit, uns mit Ihrem Besuche bald möglichst zu erfreuen.

Rosa Werner."

Siebentes Kapitel.

Schnapse speculirt im Großen.

Die Zeit der Entscheidung war nicht mehr fern. Rosa's Pathen waren gerüstet, jeder von ihnen glaubte wenigstens es zu sein. Der

Aſſeſſor war mit ſeiner Einrichtung vollſtändig fertig, es fehlte für ſeine glänzend eingerichtete Wirthſchaft nur noch — die Hausfrau. Meyer war nicht ſo weit gegangen, aber auch er hatte ſeine Vorbereitungen in aller Stille getroffen. Und der Hauptmann? Er wiegte ſich ſchon ſeit Wochen in Siegesſicherheit. Welchen Weg hatte ihm Madame Bremer einzuſchlagen gerathen, daß er ſo ſicher hoffen durfte, den Preis zu erlangen? Mit welchen geheimnißvollen Banden hatte ſie ihn umſtrickt, daß Stawinski ihn nicht mehr in Zorn verſetzte und beunruhigte? Was nach immer fortgeſetztem Beſuche bei Madame Bertlin war es, daß Schnahſe, als Vertrauter der Madame Bremer, bei ihm aus- und einging und ſo viel mit ihm zu verhandeln hatte? — Wir wollen es dem Leſer verrathen. Als das beſte und ſchönſte Mittel, die Gunſt des geliebten Mädchens zu erlangen, hatte ihm die Bremer vorgeſchlagen, eine bedeutende Summe zu ihrer Verfügung zu ſtellen, um mit dieſem Gelde eine wohlthätige Stiftung zu gründen, welche Roſa ſelbſt leiten und verwalten ſollte. Madame Bremer glaubte überzeugt zu ſein, daß ein ſolches Geſchenk unwiderſtehlich auf das Herz des Mädchens wirken würde, und der Hauptmann war ihrer Meinung. Da dieſer nun in Geldſachen ziemlich unerfahren war, und da er ſich in dieſer Angelegenheit Meyer nicht anvertrauen konnte, ſo bedurfte er eines Mannes, der ihm bei Ausführung ſeines Planes zur Seite ſtand. Madame Bremer lenkte des Hauptmanns Aufmerkſamkeit auf Schnahſe, als auf einen Mann, der ihre eigenen Geldangelegenheiten ordnete, ihr unbedingtes Vertrauen genoß, ſelbſt vermögend war, und ſeiner Menſchenliebe und frommen Geſinnung wegen allgemein in Anſehen und Achtung ſtand. Der Hauptmann beſann ſich nicht einen Augenblick, dieſen Wink zu benutzen und ſetzte ſich mit Schnahſe in Verbindung, und dieſer wußte ſich ſo ſehr in des argloſen Mannes Vertrauen einzuniſten, daß er fortan an Meyers Stelle trat und der Generalverwalter ſeines Vermögens wurde.

Schnahſe befolgte dabei ein dem Meyer ganz entgegengeſetztes Syſtem. Meyer hatte dem Hauptmann niemals zu einer Speculation gerathen, für deren Erfolg er ihm nicht mit ſeinem eigenen Vermögen Bürgſchaft leiſten konnte, und es ſchien ſich bei ihm von ſelbſt zu verſtehen, daß er ſich für allen Schaden, der aus ſeinen finanziellen Rathſchlägen, wenn ſolche treu befolgt wurden, entſpringen konnte, verantwortlich machte. Meyer ging mit einem Worte ſicher, und doch war es ihm binnen den Jahren, während welchen er des Hauptmanns Vermögen verwaltete, gelungen, dieſes faſt um ein Drittheil zu vermehren. Schnahſe

eröffnete aber dem Hauptmann eine andere Perspektive. Er nahm ihn zunächst dadurch ein, daß er ihm vorstellte, er müsse die Stiftung so reich als möglich dotiren und so großartig als immer möglich in's Leben rufen, damit Rosa über eine anständige Summe verfügen und ordentlich wirken könne. Der Reiz würde dann für Rosa um so größer sein. Was soll sie mit einem Paar hundert Thalern beginnen? sagte er. Mit einem Kapital von einigen tausend Thalern, dessen Zinsen natürlich nur verwandt werden dürften, ließe sich gar nichts bewerkstellen. Nach seiner Meinung müßte er mindestens 30000 Thaler dazu bestimmen. Der Abzug, den er dadurch von seinem Vermögen erleiden würde, wäre allerdings zu bedeutend für seine Verhältnisse, und er, der Hauptmann, könne sich für die Zukunft keine Beschränkungen auferlegen. Er würde im Gegentheil, um seiner jungen Frau ein behagliches Leben zu bereiten, auf eine bedeutende Mehrausgabe rechnen müssen. Das wäre aber durchaus keine Hererei. Er wisse aus Erfahrung, was an der Börse zu gewinnen wäre, natürlich wolle und dürfe er nicht ohne besondere Erlaubnisse sich in weitausgehende Spekulationen einlassen. Aber er könne ihm mit gutem Gewissen den Rath geben, einen Theil seines Vermögens auf's Spiel zu setzen, den er im glücklichen Falle sehr schnell vervierfachen könne. So rechnete Schnahse. Dieser gefährliche, gleißnerische Mensch ging natürlich nicht mit einem Male auf sein Ziel zu. Er bemächtigte sich erst nach und nach seines Opfers. Denn von dem Augenblicke an, da er nach der Einleitung, welche Madame Bremer getroffen, mit dem unglücklichen Hauptmann in Berührung gekommen war, hielt er ihn mit seinen Katzenpfoten fest umkrallt und er rechnete, dessen Vermögen bereits im Geiste dem seinen zu.

Durch einen nicht unbedeutenden Gewinn, den er entweder wirklich erzielt hatte, oder nur erzielt zu haben vorgab, machte er den Hauptmann seinen Plänen noch geneigter, so daß dieser ihm einen Revers ausstellte, welcher den dritten Theil des Vermögens des Hauptmanns zu Schnahse's unbedingter Verfügung stellte, über einen andern Drittheil ließ der Hauptmann eine Schenkungsurkunde an Rosa ausstellen, welche ihr dieses Geld zur freien, unbeschränkten Disposition stellte. Diese Urkunde enthielt nichts von einer Stiftung. Daß Rosa das bedeutende Geschenk zu einer solchen und in welcher Art verwenden sollte, wollte er ihr in dem Briefe auseinandersetzen und bestimmen, der dieser Schenkungsurkunde beigefügt werden sollte.

Während sich nun der Hauptmann schmeichelte, den Ausfall, welchen

sein Vermögen durch diese Schenkung erlitten, und den er, um Rosa's Loos so glänzend als möglich zu machen, gar zu gern wieder eingebracht hätte, auf eine andere Art wieder zu gewinnen, spekulirte Schnafe lustig darauf los — in seine Tasche hinein. Er wußte aber Alles so schlau einzurichten, daß ihm kein Sterblicher hätte nachweisen können, daß er unredlich zu Werke gegangen und, daß er selbst der Gewinner der Verluste war, welche er Jachmann zuzog. Um aber sein Opfer ganz sicher zu machen, trat er einige Wochen zuvor zu dem Hauptmann mit einer entsetzlich niedergeschlagenen Miene ein. Große Thränen standen in seinen Augen und mit dem biblischen Ausrufe, der zu seinem verzweiflungsvollen Aussehen übrigens sehr schlecht paßte, rief er, auf einen Stuhl nieder sinkend:

Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Der Name des Herrn sei gelobt! —

Und dann ließ er den Kopf sinken und athmete schwer auf.

Der Hauptmann war entsetzt. So hatte er diesen guten, frommen Mann noch niemals gesehen. Auf alle seine Fragen erhielt er keine Antwort. Schnahse stierte zur Decke auf, wie ein Wahnsinniger und hatte die Hände eisenfest gefalten. Ja, wiederholte er endlich mit dumpfer Stimme: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! —

So reden Sie doch endlich! rief der Hauptmann, der bereits Unheil zu ahnen begann.

Ja, ich werde reden, sagte Schnahse — ihn wie ein Irrer anstierend. Sie sollen es erfahren — ich bin jetzt in Wahrheit — ein Bettler — ich bin ein ruinirter Mann — ich habe nichts mehr, wovon ich Gutes thun kann.

Sie haben Ihr Vermögen verloren? rief der Hauptmann erbleichend.

Verloren! —

Und ich? — Und meins? —

Sie haben zweimal so viel gewonnen.

Und mit diesen Worten legte Schnahse ein Portefeuille auf den Tisch, welches in der That in guten Papieren das Doppelte der Summe enthielt, welche Schnahse zur unbedingten Verfügung gestellt war.

Der Hauptmann athmete tief auf. Was sind Sie für ein Mann, sagte er dann nicht ohne tiefe innere Bewegung. Sie hätten ja, ohne mir den geringsten Schaden zuzufügen, ihren Verlust mit diesem Gewinne an meinem Gelde restauriren können.

Schnabse machte auf diese Worte ein so entsetztes Gesicht, als hätte ihm der Hauptmann einen Mord angerathen. Um Gottes Willen, rief er, schweigen Sie davon, Herr Hauptmann! Heißt es nicht im Evangelium: Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu; und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht. Und heißt es nicht weiter: So ihr nun dem ungerechten Mammon nicht treu seid, wer will euch das Wahrhaftige vertrauen? — Und so ihr dem Fremden nicht treu seid, wer will euch geben dasjenige, das euer ist? —

Schnabse hatte sich bei diesen Worten wieder emporgerichtet und stand mit aufrechtem Haupte, mit einem Stolze da, der wie aus der Kraft des guten Bewußtseins zu entspringen schien. Er sah jetzt aus wie ein Sieger.

Herr Hauptmann, sagte er dann, es ist wirklich ein harter Schlag für einen Sterblichen, der gewohnt ist, dem Zuge eines guten Herzens zu folgen, plötzlich zu einem Bettler zu werden. Hätte ich zu verwegen spekulirt, und mein Geld auf diese Weise verloren, ich würde mich weniger zu beklagen gehabt haben. Aber ich habe mein Vermögen durch meine allzugroße Güte, durch mein grenzenloses Vertrauen eingebüßt. Ich habe es durch die Treulosigkeit eines vermeintlichen Freundes eingebüßt, durch seine berechnende Bosheit, durch seine Niederträchtigkeit, das ist es, was mir auf einen Augenblick den Muth brach. Jetzt aber bin ich wieder gefaßt. Habe ich nicht stets, so lange ich Vermögen hatte, nach des Herrn Vorschrift gehandelt? — Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten! — Ich bin jetzt ruhig und gefaßt, lieber Hauptmann, und freue mich über das günstige Resultat meiner jüngsten Finanzoperation.

Ich nehme nicht einen Deut über das Kapitel, welches ich Ihnen ursprünglich gegeben, sagte der Hauptmann. Der Gewinn gehört Ihnen. Ich nehme ihn nicht. Ich zweifle gar nicht, daß es Ihnen gelingen wird, damit ihr Vermögen auf seine frühere Höhe zu bringen. Sollte es der Fall sein, daß Sie sehr reussiren, nun dann wird es sich finden. Vorläufig ist es Ihr Eigenthum. Ich hoffe, daß wir fernerhin glücklich sein werden.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung im Leben, daß wir so oft auf die laut sprechendsten Warnungen keine Rücksicht nehmen, und Schnabse kannte diese Schwäche sehr gut. Er konnte es wagen, dem Hauptmann

zu zeigen, wie leicht blindes, unbedingtes Vertrauen, welches durch keine tiefere Menschenkenntniß gerechtfertigt, den Ruin des Vertrauenden nach sich ziehen könne. Er konnte es wagen, dem Hauptmann seine eigene Zukunft in dem Spiegel seines schlau ersonnenen Märchens zu zeigen, ohne befürchten zu müssen, daß jener die geringste Vorsicht daraus gewinnen, die geringste Lehre daraus ziehen würde — selbst vorsichtiger gegen den zu sein, dem er so viel anvertrauete. Im Gegentheil, Schnahse's vermeintliche Ehrlichkeit umstrickte ihn jetzt ganz und überlieferte ihn völlig gebunden dem heuchlerischen falschen Manne, dessen Vermögen nicht den geringsten Verlust erlitten hatte. Schnahse hatte gut spekulirt. Man geht immer sicher, wenn man Scharfsinn genug hat, die Schwächen derjenigen, die man bethören will, genau zu erkennen und darauf hin operirt. Denn gerade darin, worin wir schwach sind, glauben wir sehr stark zu sein, und indem wir uns selbst so klug betrügen, zeigen wir denjenigen die Bahn, welche uns beizukommen wünschen. Schnahse war seines Opfers so gewiß, daß er im Gedanken seine Leute mit großer Sicherheit überschlagen konnte. Er ging jetzt ohne zu zaudern an's Werk, denn er hatte einen festen Boden unter sich — von Jachmanns Bewunderung seiner beispiellosen Redlichkeit.

Aber Schnahse war mit diesem einen Opfer nicht zufrieden. Der Tiger hatte Blut gewittert und wollte es verfolgen bis auf seine letzte Spur. Bis jetzt hatte er nur im Kleinen spekulirt, weil sich kein größeres Feld für seine Schlauheit geboten hatte. Schnahse hatte sein, für einen Mann der nichts gehabt, nicht unbedeutendes Vermögen, durch die kleinlichsten Spitzbübereien zusammengescharrt. Daß er nicht in's Große ging, daran hatte aber auch seine große Furcht vor Mißlingen, seine Feigheit, die sich mit keiner Waghalsigkeit vertrug, Schuld. Selbst den Wucher betrieb er zumeist nur im Kleinen und mit der äußersten Vorsicht, und er hatte lange Zeit an seinen Grundsätzen festgehalten, sein Vermögen lieber langsamer, aber desto sicherer zu vergrößern, ohne sich irgend einer Gefahr auszusetzen. Der Staat hat große Augen, pflegte er sich zu sagen, wenn er sich von einer kitzlichen Sache fern halten wollte, und die Gesetze sind Fallstricke, für jeden, der sich nicht vorsieht. Aus diesem Grunde nahm Schnahse sein System der Bettelei an, das allerdings nur eine verdeckte fortgesetzte Schurkerei war. Aber die Maske war probabel, Schnahse ging damit ziemlich sicher, und seine Vorsicht hielt Schritt mit seinem niederträchtigen, feigen, heuchlerischen Charakter.

Aber der Tieger hatte Blut gewittert. Er war durch die Verbindung

mit der Bremer, durch ihre Hindeutung auf die überaus reiche Beute, die ihnen der Zufall in die Hände spielte, in seinem bisher so streng befolgten Grundsatze beirrt worden. Ein so reicher Fang, der ihn mit einemmale zu einem so bedeutend reichen Mann zu machen versprach, wie er nach seinem bisherigen Systeme niemals zu werden hoffen durfte, blendete ihn und sachte seinen Geiz, seine Habsucht zu einer Leidenschaft an, die den sonst so bedächtigen Mann blendete und fortriß. Die Bahn war ihm eröffnet, jetzt im Großen zu spekuliren, und er wollte die Gelegenheit, wie er sagte, bei ihrem kurzen Stirnhaar erfassen. Er hielt sich für geübt, gewandt und schlau genug, auch hierbei keinen Umstand außer Acht zu lassen, aus welchem der Staatsanwalt ihm einen peinlichen Paragraphen machen konnte. Er baute auf seine Vorsicht, und seine Komödie dem Hauptmann gegenüber war, wie wir zum Theil schon gesehen haben, gut angelegt. Aber eben so gründlich wie Schnabse bei seiner kleinen Operation stets zu Werke gegangen war, so wollte er auch bei dieser großen verfahren. Er wollte die Goldgrube, die vor ihm offen lag, bis auf's Aeußerste erschöpfen. Meyers Vermögen stand jedenfalls dem des Hauptmanns nicht nach, und wie er Meyer zu kennen glaubte, konnte es ihm, so rechnete er, nicht schwer fallen, auch diesen wenigstens um einen Theil seines Vermögens zu bringen. Er hoffte übrigens dieses ganz zu erlangen. Es wäre dann der Assessor noch übrig geblieben. Den jedoch nicht anzurühren, hatte er sich heilig angelobt. Hüte Dich vor einem Manne des Gesetzes! war sein Grundsatz. Vor dem Assessor hatte er Furcht. Er traute ihm nicht, d. h. er glaubte nicht, daß er in seine Schlinge gehen würde, und er gab selbst der Bremer den dringenden Rath, ihn ruhig seinen Weg gehen zu lassen und gegen ihn völlig ehrlich zu handeln.

Da Schnabse mit dem Verhältnisse, in welchem Meyer wie der Hauptmann zu Rosa stand, und mit den früheren Verhältnissen des Mädchens selbst völlig vertraut war, so hatte er bald den Weg gefunden, auf dem er Meyer beizukommen gedachte. Er konnte dies nicht erreichen, indem er etwa wie bei der Bremer ein verrätherisches, jedoch unschuldiges Ohr an seine Thür legte, um einen Blick in das Gewissen der Belauschten werfen zu können. Er kannte Meyer ebenso gut, wie er die Bremer und ihr Treiben richtig beurtheilt hatte. Er wußte, daß Meyer nichts that, womit er ihn fangen und bestricken konnte, wenn nicht mit seinem ihm von Natur angebornen Hange zu einer Wohlthätigkeit,

die vor keinem Opfer zurückschreckte, wenn es galt, eine Seele zu retten, ein Herz vor Verzweiflung zu wahren.

Diese edle Eigenschaft Meyers war schon oft genug von Schnahse schmählich gemißbraucht worden, aber wenn auch die Unterstützungen, die Schnahse im Namen der bedrängten Armuth empfing, nur seiner eigenen Habsucht dienten, so hatte Meyer doch wenigstens dadurch keinen empfindlichen Verlust an seinem Vermögen erlitten. Jetzt aber hatte Schnahse einen höchst fein gesponnenen Plan entworfen, um Meyer an seinem Reichthum so viel nur irgend möglich zu schmälern, und er bediente sich auch hierbei eines Werkzeuges, ohne es im geringsten die Rolle ahnen zu lassen, die es eigentlich spielte. Schnahse war zu schlau, um sich untergeordneten Menschen anzuvertrauen.

So sehen wir ihn denn in diesem Augenblicke mit einem höchst seltsamen Menschen in seiner Stube sitzen. Es war ein Individuum, vor welchem jeder andere Mensch zurückgeschreckt sein würde, aber Schnahses heißer und unablässiger Eifer ließ ihn natürlich jede kleinliche Rücksicht vergessen. Es war ein schon ziemlich bejahrter Mann ungefähr mit Schnahse in einem Alter mit einem breiten aufgedunsenen Gesichte, auf welchem allerdings eine gewisse rohe Gutmüthigkeit lag, das aber zugleich alle jene charakteristischen Zeichen eines Trunkenboldes an sich trug. Sein Anzug sah höchst reduzirt aus, ließ aber Spuren besserer Zeiten rathen, so daß man unwillkührlich auf die Idee gerith, daß der Mann sich ihn nicht selbst habe machen lassen. Der Rock war ihm jedenfalls zu groß und auf den Leib eines corpulenten Mannes gemacht worden, das Beinkleid zu kurz, die Weste reichte ihm kaum bis zum Gurt derselben. Dabei trug er ungeheure Vatermörder, die sich durch ihr glänzendes Schwarz ganz besonders auszeichneten. Ueberhaupt konnte man leicht erkennen, daß der Mann einst ein besseres Leben geführt, und in einem gewissen Wohlstande gelebt hatte, und daß er sogar noch jetzt in den wenigen nüchternen Momenten, die er haben mochte, einige Sorgfalt auf seinen Anzug verwendete.

Dieser Mann saß in einer sehr geraden und überaus stolzen Haltung auf einem Stuhle, Schnahse gegenüber. Wahrscheinlich wollte er durch diese stolze Haltung zu erkennen geben, daß er völlig Herr aller derjenigen Sinne sei, über die ein Mann seiner Art unzweifelhaft verfügen könne. Auf seinem breiten Gesichte schwebte ein vornehmes und herablassendes Lächeln, mit welchem er jetzt Schnahse's Auseinandersetzung dem Anscheine nach sehr aufmerksam anhörte. Dabei schüttelte

er unablässig mit dem Kopfe, wahrscheinlich um anzudeuten, daß er sehr wohl verstehe, was Schnahse sagen wolle. Ihr wollt Euch also diese häßliche Sündhaftigkeit abgewöhnen? fragte Schnahse, nachdem er seine Ermahnung und Vorstellung über die Folgen des Trunkes geschlossen hatte.

Das ist mein fester Entschluß, versetzte der Mann mit derselben lächelnden Miene, mit welcher er Schnahses Ermahnungen angehört, mich bringt kein Mensch davon ab. —

Und Ihr glaubt, daß Ihr mit dreitausend Thalern Eure Schulden bezahlen könnt, die Euch so in Verzweiflung gebracht? — fuhr Schnahse fort.

Reichen vollkommen aus — um mich wieder moralisch zu machen.

Dazu würden sie wohl nicht ausreichen, sagte Schnahse, denn von Euren bezahlten Schulden würdet Ihr natürlich nicht leben können. Und verdienen könnt Ihr nun einmal nichts. —

Nein, sagte der Mann mit vielem Selbstgefühl — das ist nicht moralisch.

Das heißt auf unredliche Weise etwas zu verdienen wäre allerdings unmoralisch, entgegnete Schnahse, aber ich meine, Ihr seid schon zu weit herab, um irgend ein Geschäft betreiben zu können, Ihr müßt also ein bestimmtes Einkommen haben, um leben zu können.

Allerdings, sagte der Mann, dann würde ich sehr moralisch werden.

So ein tausend Thaler jährlich würden wohl hinreichen.

Der Mann machte eine Miene, als wollte er sich mit der Hälfte begnügen, aber Schnahse sah ihn finster an und sagte heftig:

Tausend Thaler, sage ich, müßt Ihr haben, um ordentlich zu leben und vor Rückfall gesichert zu sein.

Ja — stotterte der Mann ein wenig verlegen, wenn ich so ganz moralisch sein soll! — Es ist sehr schwer, moralisch zu sein, sehr theuer — allen Bettlern was geben — immer hübsch angezogen sein — viel Geld unter die armen Leute bringen —

Also Ihr sollt tausend Thaler jährlich haben.

Der Mann sah Schnahse abermals mit einer Miene an, als erwarte er die Aufzählung wenigstens eines Theils dieses Geldes.

Sehr moralisch! brummte er dann und strich seine Vatermörder.

Ihr heißt also? —

Heiße? — Bür — Würger! — stotterte der arme Teufel verlegen.

Ich ſehe wohl, aus Eurer Beſſerung wird nichts, rief Schnahſe, indem er ärgerlich aufſprang. Eure Schulden werden nicht bezahlt und Ihr könnt nach wie vor betteln. Ihr wißt Euren Namen nicht mehr.

Der Mann machte eine ſehr unglückliche Miene und ſah ſehr nachdenklich aus.

Beſinnt Euch, ſagte Schnahſe, Ihr habt es ſo gut gewußt. Wie heißt Ihr alſo? — Davon hängt Alles ab.

Werner! — rief der Kandidat der Moralität.

Na, das iſt etwas Anderes. Ihr habt den Namen wohl tauſend Mal in meiner Gegenwart geſchrieben, Ihr ſolltet ihn doch endlich im Schlafe herſagen können. Ihr ſollt, habe ich Euch geſagt, nur an Warner denken.

Warner! — Sehr gut! — Werner! Werner! Werner! — Jetzt behalte ich's.

Gut. Nun erzählt mir einmal Eure frühere Lebensgeſchichte.

O, ſehr moraliſch. Meine Geliebte todtgeſchoſſen, von meiner Frau davon gelaufen, aus Verzweiflung liederlich geworden und dem Trunk ergeben.

Ach, das iſt ja hundeſchlecht, rief Schnahſe verdrießlich. Ich ſehe wohl ein, Ihr wollt Euch durchaus um eine ſorgenloſe Exiſtenz bringen. Erzählt mir einmal von vorne und ganz genau, wie ſich Eure Lebensgeſchichte verhält.

Der Mann machte abermals eine ſehr nachdenkliche Miene und ſtotterte dann: O, die Geſchichte iſt ſehr einfach. Ging zu meiner Frau — ſagte ſchlechtes Weib, Du — ich danke! —

Sehr moraliſch die Dankbarkeit! —

Ihr müßt Euch die Sache noch viel beſſer einprägen, entgegnete Schnahſe. Vor Allem iſt an der Hauptſache feſtzuhalten, wann und wo Ihr Eure Frau verlaſſen habt, und wie ſie geheißen, und wie alt damals Eure Tochter war und wie dieſe hieß.

O, ſehr moraliſch! rief der Mann, indem er fortwährend beifällig mit dem Kopfe nickte, und ſeine Vatermörder ſteifte.

Wie heißt alſo Eure Tochter? fragte Schnahſe plötzlich.

Roſa! rief der Mann triumphirend.

Brav. Nun, für heute könnt Ihr gehen. Morgen um dieſelbe Zeit erwarte ich Euch wieder. Wir müſſen die Lektion noch öfterer durchmachen, wenn Ihr recht taktfeſt werden ſollt. Hier, dieſe kleine Bezahlung auf Abſchlag.

Schnahse bewies wirklich eine außerordentliche Freigebigkeit, denn er gab dem Menschen ein ganzes Viergroschenstück. Der Mann der Moralität nahm das Geld sehr wohlgefällig an und eilte nach der Thüre, wie ein Schulknabe, dessen Lektion geschlossen worden ist. Als er an der Thüre war, rief Schnahse:

Werner! —

Der Mann blickte sich sofort um, setzte seinen Hut stolz auf den Kopf, steckte die Hände in die Hosentaschen und marschirte bis in die Mitte des Zimmers.

Sehr gut! Sehr gut! rief Schnahse befriedigt. Nun könnt Ihr gehen.

Der Mann machte wieder kehrt um, und eben wollte er verschwinden, als Schnahse abermals rief: Rosa! —

Rosa Werner, meine Tochter, Herr, sehr moralisch! rief der Mann, indem er sich, schlau mit den Augen blinzelnd, umwandte.

Bravo, rief Schnahse. Ihr könnt nun gehen. Also Morgen, um diese Zeit.

Der Moralische verschwand nun wirklich und Schnahse machte Toilette, um Meyer einen Besuch zu machen. Jakob, welcher öffnete, empfing den Wirth des Hauses mit großer Höflichkeit. Seit jener Nacht, da ihm Schnahse wie ein Gespenst erschienen war, hatte er große Scheu vor diesem räthselhaften Manne. Er glaubte aber, nachdem der erste Schreck der Ueberraschung abgeschüttelt war, keineswegs an eine Geistererscheinung, aber der Eindruck, welchen jene nächtliche Scene auf ihn gemacht, war deshalb nicht minder vortheilhaft und förderlich für Schnahse. Er hatte dadurch erreicht, daß er eine gewisse, dämonische, unsichtbare Gewalt auf Jakob ausübte, daß dieser sich wohl hütete, irgend ein Wort von dem, was die Gumpel über ihn und seine Horcherei mitgetheilt, gegen seinen Herrn oder sonst Jemanden fallen zu lassen. Da Jakob selbst ein schlechtes Gewissen hatte — denn er hatte sich ja nächtlicher Weise aus dem Dienst seines Herrn entfernt, um eine Prinzipalin eines seiner Bekannten bestehlen zu helfen — dachte er nicht daran, daß auch Schnahse vielleicht nicht auf rechtem Wege war, als dieser zur Nachtzeit in einem fremden Hause umherging. Wie hätte es Schnahse auch sonst wohl gewagt, sich zu zeigen. Und doch war Schnahse in jener Nacht ohne Wissen der Madame Bremer in ihrer Wohnung gewesen; denn er hatte sich versteckt gehabt und sich einschließen lassen.

Aber davon hatte Jakob und seine Genossen keine Ahnung, und es

war alſo natürlich, daß ſie Schnahſe's Schweigen als eine Großmuth betrachteten. Jakob befürchtete aber noch immer, daß er bei der nächſten Zuſammenkunft ſeines Herrn mit Schnahſe verrathen werden würde, und das Herz pochte ihm, als der gefürchtete Mann jetzt vor ihm ſtand.

Herr Meyer zu Hauſe? fragte Schnahſe, indem er Jakob einen ſehr ſtrengen Blick zuwarf.

Liebſter Herr Schnahſe, ich hoffe, daß Sie mich nicht verrathen werden, ſagte Jakob, ich kann Ihnen vielleicht mal wieder dienen.

Ich werde Herrn Meyer allerdings mittheilen, daß auf Ihn kein Verlaß iſt, verſetzte Schnahſe.

So etwas kann bei einem jungen Menſchen wohl vorkommen, entgegnete Jakob, bedenken Sie, Herr Schnahſe, Sie ſind auch einmal jung geweſen.

Junger Menſch, ſagte Schnahſe, den Finger mahnend in die Höhe ſtreckend: Wiſſet ihr nicht, welchem ihr euch begebet zu Knechten in Gehorſam, deß Knechte ſeid ihr, dem ihr gehorſam ſeid; es ſei der Sünde zum Tode, oder dem Gehorſam zur Gerechtigkeit.

Ja, das iſt recht ſchön, ſagte Jakob, ich habe gar nichts dagegen, es hätte eben ſo gut unterbleiben können, ich habe allerdings etwas Unrechtes gethan. Aber ich glaube, daß man meiner Jugend ſchon ein wenig nachſehen ſollte, kann ich wohl ſagen.

Ich werde Ihn nicht verrathen, entgegnete Schnahſe jetzt, aber Er giebt mir die Hand darauf, daß Er ferner ein treuer Knecht gegen ſeinen Herrn ſein will, und daß Er des Nachts nie mehr heimlich ſein Lager verlaſſen will, um zu ſündigen.

Jakob gab natürlich ſehr bereitwillig dieſes Verſprechen ab und eilte dann mit erleichtertem Herzen in die Stube ſeines Herrn, um den Beſuch zu melden.

Ach, unſer guter Wirth, rief Meyer, an die Thüre tretend, ſeien Sie mir willkommen, Herr Schnahſe.

Und Meyer ſtreckte dem Manne freundlich lächelnd die Hand entgegen, und drückte Schnahſe's Rechte mit ſolcher Herzlichkeit und Biederkeit, daß der Elende triumphirend in ſich hinein lachte. Dieſes freundliche, argloſe Entgegenkommen, war ihm eine Bürgſchaft für das Gelingen ſeines Planes, und er legte, ohne zu zaudern, Hand an's Werk.

In Zeit von einer halben Stunde war der argloſe Meyer in Schnahſe's Netz gefangen, welcher ihm unter Anderm erzählte, daß er

sich eines Unglücklichen angenommen, der sich aus Verzweiflung über sein gestörtes Lebensglück, dem Trunke ergeben. Und nun hörte Meyer mit Erstaunen eine Geschichte, der ähnlich, welche Madame Bremer an Rosa erzählt hatte, und die er bereits durch den verschollenen Meinhold kannte. Das Resultat war, daß Meyer mit der größten Bestimmtheit glaubte, daß der unglückliche Trunkenbold, von dem Schnapse sprach, kein Anderer als Rosa's Vater sein könne, und daß er, während Schnapse erzählte, bei sich überlegte, was er in dieser Sache zu thun habe. Er entschloß sich, gegen keinen Menschen, weder gegen den Assessor, noch gegen den Hauptmann, sich irgend etwas verlauten zu lassen, und selbst gegen Schnapse verleugnete er das besondere Interesse, welches er an dem vermeintlichen Berner nahm. Er bat ihn, jedoch nur als Menschenfreund, in seinen Bestrebungen fortzufahren und händigte Schnapsen vorläufig eine Summe Geldes ein, um den Mann jeglichem Mangel zu entreißen. Er bat, ihm auf seine Kosten eine anständige Wohnung zu miethen und ihm dann gelegentlich seine Adresse zu sagen. Weiter wollte Meyer vorläufig nicht gehen. Er nahm sich jedoch vor, sobald als irgend möglich, sich persönlich mit Rosa's unglücklichem Vater in Verbindung zu setzen und für ihn zu sorgen. Ich will nur wünschen, sagte er, als Schnapse ihn verlassen hatte, sehr nachdenklich vor sich her, daß er, wenigstens so lange er in einem solchen Zustande ist, nichts von Rosa, und diese nichts von ihm erfährt.

Kaum hatte Meyer diese letzten Worte ausgesprochen, da schlug er sich mit der Hand wie plötzlich elektrisirt vor die Stirn. Er ging mit großen Schritten heftig im Zimmer auf und ab. Ein großer Gedanke schien in ihm erweckt worden zu sein. Ist es Gottes Fingerzeig, sagte er dann, indem er vor seinem Papagei stehen blieb, daß dem guten Mädchen etwas Anderes beschieden werden soll, als das, was ich ihr zugedacht? — Könnte ich ihr ein herrlicheres Geschenk an ihrem Geburtstage bringen, als ihren verlorenen Vater? — Es ist wahr, er ist ihr fremd geworden, er hat sie und ihre Mutter schändlich verlassen — aber wenn er, nach so vielen Irrthümern gebessert, reuig, zerknirscht und von der Holdseligkeit seines geretteten Kindes übermannt, in Rosa's Arme stürzte — würde ihr frommes kindliches Gemüth nicht aufjubeln, über dieses Geschenk, das ihr Gott gewährt, und das sie dann durch meine Vermittelung erhalten haben würde?

Aber, fuhr Meyer in seinem Monologe fort, würde es nicht Verrath an meinen Freunden sein, würde es nicht eine Ueberlistung genannt

werden, wenn ich ihnen das merkwürdige Ereigniß verschwiege? — Haben sie nicht gleichen Antheil an Rosa, sich nicht auf gleiche Weise um sie verdient gemacht, daß ich sie des Verdienstes berauben dürfte, an dieser Ueberraschung des Mädchens Antheil nehmen zu können?

Mit Beantwortung dieser letzten Frage beschäftigte Meyer sich auf's Angelegentlichste, er entschied sich jedoch für seinen ersten Entschluß. Denn, meinte er, ich habe Rosa's Vater nicht in einem Zustande gefunden, welcher sein Wiedersehen für Rosa besonders erfreulich machen könnte, ich muß ihn, nachdem, was mir Schnahse von ihm erzählt hat, erst wieder zu einem Menschen machen, und wer weiß, ob mir das Experiment überhaupt gelingen wird, ob ich je meine Hand dazu bieten kann — Vater und Tochter zusammen zu führen. —

Meyer fand in diesem letzten Zweifel Grund genug, um das, was er durch Schnahse erfahren hatte, als ein Geheimniß zu bewahren. Aber er nahm sich vor, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den Versuch zu machen, Rosa's vermeintlichen Vater wieder auf den rechten Weg zu bringen und ihn in jeder Hinsicht in eine Lage zu versetzen, die seiner Tochter würdig war. Schnahse hatte nur zu gut spekulirt. Schon am andern Tage ging Meyer zu ihm hin und gestand Schnahsen, welch einen innigen Antheil er an Werners Schicksal nahm und bat ihn, den großen Wohlthäter und Menschenfreund, ihm behülflich zu sein, den Unglücklichen aus seiner traurigen Lage heraus zu reißen, er selbst würde kein Opfer für zu groß halten.

Hätte Meyer jetzt das triumphirende Gesicht des Ehrenmannes deuten können! — Hätte er zu lesen verstanden, was auf dem Grunde seines Herzens lag, während der Heuchler mit den Lippen einen Bibelvers hersprach. Und doch trafen Beide in einen Gedanken zusammen. Dieser Säufer, dachte Schnahse, ist für mich Tausende werth! — Dieser unglückliche Mensch ist ein unschätzbarer Fund für mich, dachte Meyer.

Schnahse machte sich nun daran, einen Charakter des vermeintlichen Werner zu entwerfen, wie er zu seinen Plänen am besten paßte. Ein Gefühl, eine Eigenschaft, sagte er, hat den Mann durch all sein Unglück, bei all' seiner moralischen Versunkenheit nicht verlassen, das ist der Stolz.

Sehr gut, sehr gut, sagte Meyer, dann ist gewiß noch Rettung möglich.

Dieser Stolz äußert sich nur etwas sehr sonderbar, fuhr Schnahse fort. Wenn man ihm Geld giebt, dann nimmt er es — Nicht; fiel Meyer ein.

Wohl; er nimmt es allerdings; sagte Schnahse, aber man darf ihm keine Ermahnungen dabei geben. Er nimmt es wie etwas, das man ihm schuldig ist, das ihm rechtlich gebührt, das ihm gar nicht verweigert werden kann.

Das ist eigentlich unverschämt, sagte Meyer mit einer traurigen Miene.

Nun, das will ich gerade nicht sagen. Es scheint mir vielmehr, als nehme er eine solche Haltung an, um das Demüthigende und Peinigende seiner Lage darunter zu verbergen. Denn in seinen guten Stunden hat er sich schon manchmal darüber ausgesprochen, daß er von dem Augenblicke an gänzlich gefallen, da ihm eine Gabe in die Hand gedrückt worden sei. Er habe das Geld hinweggeworfen, aber bald habe ihn die Wuth des Hungers gezwungen, dennoch eine Gabe anzunehmen, und von dem empfangenen Gelde habe er sich Branntwein gekauft, um seine Demüthigung zu vergessen. So habe er angefangen ein Säufer zu werden. Dies mag uns also ein Fingerzeig sein, wie wir den Mann behandeln müssen. Wir müssen seinen Stolz, sein Ehrgefühl wieder heben, wir müssen zeigen, daß wir ihm Vertrauen schenken, und wenn wir ihn auch nicht aus den Augen lassen, so darf er dieses auf keinen Fall merken. Wir müssen ihm auf eine zarte Weise eine anständige Summe in die Hand geben, damit er sich wieder an den Besitz des Geldes gewöhne. Freilich müssen wir darauf gefaßt sein, daß er im Anfange noch manchen dummen Streich begehen wird, aber wenn wir zur rechten Zeit ihm wieder beispringen, wird er bald auf den rechten Weg, so hoffe ich wenigstens, einlenken und auf ihm auch beharren.

Sehr wohl, sagte Meyer, ich bin ganz Ihrer Ansicht, lieber Schnahse — aber eine Hauptsache wird es immer sein, ihn irgendwo unter zu bringen, wo er wenigstens nicht gemißbraucht werden kann.

Dafür werde ich sorgen, entgegnete Schnahse, ich habe jetzt gerade eine Wohnung leer, ich selbst werde sofort da hineinziehen, und Werner kann bei mir wohnen.

Dieses Anerbieten machte Meyer ganz glücklich, er verließ den ehrenwerthen Mann, indem er ihm nochmals eine Summe aufdrang, die er in den Nutzen seines Schützlings verwenden sollte. Schnahse weigerte sich erst, denn auch er wollte sich, wie er sagte — seinen Antheil an der Wohlthat nicht nehmen lassen, aber Meyer bestand darauf, alle Kosten für Werner ganz allein tragen zu wollen.

So hatte denn Schnahse den zweiten unserer Pickwickier vollkommen gefangen.

Achtes Kapitel.

Noch eine Scheidung.

Zwiſchen Roſa und Stawinski war ein höchſt eigenthümliches Verhältniß eingetreten. Doch wir müſſen um einige Wochen in unſerer Geſchichte zurückgehen, bis zu dem Tage, an welchem der junge Mann Roſa's Brief erhielt.

Schon am Nachmittage, gleich nach Tiſche eilte er in die Wohnung der Madame Bertlin. Roſa erwartete ihn. Sie ſah ſehr angegriffen aus. Sie empfing Stawinski mit der größten Unbefangenheit, jedoch auf eine feierliche, ernſte Weiſe.

Sie kommen; ſagte ſie mit wehmüthiger Stimme, indem ſie ihm ihre Hand reichte; o, ich habe es wohl gewußt. Nicht wahr, Sie werden wieder zu uns kommen, wie früher. Sie werden wieder neben uns in der traulichen Laube ſitzen. Sie werden wieder mit Ottilien plaudern, mit der guten, armen Kranken.

Fräulein Ottilie iſt krank? fragte Stawinski theilnehmend.

Ach, ſie iſt ſehr, ſehr krank, verſetzte Roſa. Doch ich hoffe, Ihr Anblick, Ihre Gegenwart wird eine wohlthätige Wirkung auf ihren Zuſtand hervorbringen. Wollen Sie, meine unglückliche Freundin ſehen, Herr von Stawinski?

Roſa ſah bei dieſen Worten den jungen Mann ſo bittend, ſo vertrauungsvoll an, und dieſer Anblick war ſo übermannend, ſo unwiderſtehlich, daß er, durchſchauert von der Berührung ihrer ſanften Hand, ſich willig an Ottiliens Bette geleiten ließ.

Ottiliens Krankheit hatte ſehr ſchnell einen ſehr bedenklichen Charakter angenommen. Dem Gram und Kummer über ihre verſchmähte Liebe hatte ſich ein bedeutend phyſiſches Leiden zugeſellt, die Aerzte machten ſehr bedenkliche Mienen. Von der Stillung ihres Kummers, von der Fortbannung des Grams, der an ihrem Herzen nagte, hing zunächſt ihre Geneſung und Rettung ab.

So lag die Unglückliche denn, theils phantaſirend, und theils in einem Zuſtande halber Erſtarrung. Ihre Abneigung gegen Roſa machte

einer gänzlichen Apathie Platz. Sie duldete es, daß ihre Freundin ihre Hand ergriff, und einen sanften Kuß auf ihre Stirn drückte. Sie blieb unbewegt von den Zähren, die auf ihre Hand fielen. Rosa's leidvolles Antlitz rührte sie nicht, sie ließ Alles durch sie geschehen — ohne Haß — ohne Liebe.

Und wenn Rosa die Nächte an ihrer Seite, alles Widerstrebens der Madame Bertin ungeachtet, in ängstlicher Sorgfalt durchwachte, und Ottilie schlug das matte Auge auf, und blickte sie neben ihr sitzende Rosa starr an, dann schien es, als halte sie die Kranke für irgend einen Geist, eine Erscheinung aus einer andern Welt, und zuweilen streckte sie dann unbewußt die Hände nach ihr aus und sagte leise:

Ich komme! —

O, Ottilie! rief dann Rosa, der Kranken Hand ergreifend, erkennst Du Deine Rosa nicht?

Und dann richtete Ottilie sich plötzlich auf, blickte sie mit ihrem bleichen Todtenantlitze eine Sekunde hier und unverwandt an und wiederholte mit der Hand winkend:

Ich komme bald!

Rosa vermochte nichts über den umnachteten Sinn ihrer Freundin.

Stawinski erschrak im ersten Augenblick, als er die unglückliche Ottilie wieder sah, so sehr hatte sich das muntere, muthwillige Mädchen in so kurzer Zeit verändert. Er konnte jeden ihrer Züge erkennen, obwohl ihn eine Gardine fast gänzlich den Blicken der Kranken entzog. Ottilie lag wie schlafend da, ihr Athem war kurz, der Tod schien seine Finger über sie schon halb ausgebreitet zu haben. Sie bewegte zuweilen ihre Lippen, als spreche sie oder wolle sie sprechen, endlich schlug sie das Auge auf und fragte mit leiser Stimme:

Bist Du es, Mutter?

In diesem Augenblick begegneten sich Rosa's und Stawinski's Blicke. In dem seinen lag tiefes Mitleid, sie sah aus, wie eine zum Himmel aufflehende Madonna.

Darf ich sagen, daß Sie hier sind? fragte sie dann leise.

Stawinski nickte bejahend. Er fühlte bereits — und er zitterte davor — daß er der, welche er anbetete, kein Opfer versagen könne.

Rosa hatte sich indessen über die Kranke gebeugt, ihr sanft die Wange gestrichen und dann sagte sie mit einer Stimme, die einen Todten hätte erwecken können: O, sieh mich nicht so fremd an, meine Ottilie.

Ich bin es ja — Deine Roſa. Und dann ergriff ſie ihre Hand und preßte ſie innig an ihre Bruſt und ſetzte flüſternd hinzu:

Stawinski iſt hier — willſt Du ihn ſehen, liebe Ottilie?

Mit dieſen Worten hielt Roſa die Gardinen etwas auseinander. Stawinski's ſchöne, jugendliche Züge, von einem aufrichtigen, tiefen Mitleid bewegt, blickten auf das Antlitz der Kranken herab, und mit ſanfter Stimme ſagte er: Ottilie, ich bin es, Ihr Freund! —

Es ſchien, als wenn Ottilie glaubte, dieſe Stimme käme vom Himmel herab. Sie warf den Blick nach oben und ſtarrte mit einem plötzlich verklärten Antlitze zur Decke empor.

Er ruft, flüſterte ſie dann, er will mich haben.

Nicht oben ſuche ihn, liebe Ottilie, ſagte Roſa, hier neben Deinem Bette ſteht er, ſieh hier! —

Und ſanft wandte ſie das Haupt der Kranken nach der Stelle hin, wo Stawinski ſtand. Ottilie ſah den jungen Mann eine kurze Weile mit einer unverkennbaren Angſt an. Sie ſchien offenbar mit großer innerer Anſtrengung den Verſuch zu machen, ſich klar zu werden. Dann plötzlich richtete ſie ſich empor, ſtreckte die Hände nach Stawinski aus und ſank dann mit einem Schrei wieder in ihre Kiſſen zurück.

Ihre Augen waren geſchloſſen, ſie ſchien zu ſchlafen.

Gottlob, ſie hat Sie erkannt, ſagte Roſa, indem ſie den jungen Mann mit einem himmliſchen Ausdrucke anſah, ſehen Sie, wie ſie lächelt, wie verklärt ihre Züge ſind. — Wie dankbar bin ich Ihnen, Herr von Stawinski.

Und freundlich ſtreckte ihm Roſa ihre Hand entgegen. Stawinski preßte ſie leidenſchaftlich an ſeine Lippe. Mit ernſtem, wehmüthigen Kopfſchütteln zog Roſa ſie zurück, und indem ſie auf die Kranke deutete, ſagte ſie leiſe:

Sie könnte es ſehen, Herr von Stawinski — und dann würde ich ſehr unglücklich ſein! — Und nach einer kleinen Pauſe fügte ſie hinzu:

Herr von Stawinski, wir werden jetzt gute Freunde bleiben, das fühle ich. Ich wenigſtens gebe Ihnen das Verſprechen, daß ich nie aufhören werde, für Sie freundſchaftlich zu fühlen. Und ich leſe es in Ihren Augen, daß Sie gern mein guter, treuer Freund ſein und bleiben wollen. So reichen wir uns hier, am Bette meiner kranken Freundin die Hände zu dem gegenſeitigen Verſprechen: uns einander nichts zu verſagen, was redliche, treue Freundſchaft gewähren kann, und nichts von einander zu

fordern, was sie glaubt versagen zu müssen. Wollen Sie den Pakt eingehen? —

Ich will mich darauf besinnen, sagte Stawinski mit umdüstertem Auge. —

Ob Sie meine Freundschaft annehmen wollen? — fragte Rosa.

Ob ich sie annehmen darf, sagte der junge Mann mit gepreßter Stimme, denn ich fürchte, daß Sie einen zu erhabenen Begriff von Freundschaft haben, und daß ich mit Ihren edlen Empfindungen nicht Schritt halten kann.

O, gewiß — Sie werden es können — seien Sie nur muthig, lieber Freund — verkennen Sie sich nicht. Nun, schlagen Sie ein.

Und mit einem unwiderstehlichen holdseligen Lächeln hielt sie dem jungen Manne die Hand entgegen, und Stawinski erfaßte sie und hielt sie noch einmal ehrerbietig in der seinen, als wollte er sie nimmer, nimmer wieder los lassen.

Sie führen mich auf einen schweren Pfad, sagte er dann — doch ich will es versuchen.

Diese Unterredung hatte neben dem Bette der Kranken stattgefunden. Rosa hatte gleich beim Beginn derselben die Vorhänge fallen lassen, und als sie jetzt dieselben ein wenig bei Seite schob, bemerkte sie, daß Ottilie in der That fest und ruhig zu schlafen schien.

Unsere Ottilie schläft ganz sanft, sagte sie zu Stawinski, der sich eben anschickte, Rosa zu verlassen. Das wird der Anfang ihrer Besserung sein. Sie wollen gehen. So leben Sie denn wohl, Freund, auf baldiges, sehr baldiges Wiedersehen. —

Und noch einmal küßte Stawinski ihre Hand in der seinen, er nahm mit abgewandtem Gesichte von ihr Abschied, stürzte dann die Treppe hinab, stieg in eine Droschke und eilte nach Hause.

O, wie viel, wie unendlich viel, habe ich heute gewonnen, seufzte er, aber wie viel mehr habe ich verloren! — Und sie wird nie die meine werden — und ihre Freundschaft wird für mich eine Quelle von Tantalusqualen sein, denen ich sicher unterliegen werde.

Trotzdem hätte es sich Stawinski um keinen Preis versagen können, schon am folgenden Tage wieder hinzugehen. Er mußte der Sonne zufliegen, die ihn zu blenden, zu versengen drohte. Die sichere Ahnung, daß er an diesen Qualen einer Liebe, welche er in die engeren Grenzen der Freundschaft zu zwängen, versprochen hatte, sterben und vergehen würde, konnte seinen Entschluß nicht ändern. Er wollte den entsetzlichen

Kampf versuchen — obwohl ihm der unglückliche Ausgang gewiß schien.

Und so verginngen faſt vierzehn Tage. Jeden Tag beſuchte er Roſa — aber es ſchien, als wenn er nur die kranke Ottilie beſuchte. Er ſtand unter dem Einfluſſe eines Zauberes, deſſen er ſich nicht entwehren konnte. Stunden lang ſaß er an Ottiliens Bette, manche Viertelſtunde ganz allein mit ihr. Ottilie ſchien ſich merklich zu beſſern. Wenigſtens wurde ihr Geiſt wieder frei, die Schwingen ihrer Pſyche regten ſich wieder. Sie unterhielt ſich mit Stawinski wie ehemals, und keine trübe Wolke wischattete ihre Stirne, wenn Roſa an ihr Bette trat. Ihre Freundſchaft für ſie ſchien vollkommen wiedergekehrt. Es war, als glaubte ſie die ehemals an Stawinski's Liebe und habe keine Ahnung davon, daß ihre Freundin der Gegenſtand derſelben ſei.

Dennoch aber war eine merkliche Veränderung in dem Weſen der ſcheinbar geneſenden Kranken vorgegangen. Wenn Roſa und Stawinski an ihrem Bette ſaßen, blickten ſie nicht ſelten beide abwechſelnd mit einer Aufmerkſamkeit an, in welcher nichts von Eiferſucht, aber eine tiefe, trübe Schwermuth lag. Wurde ſie bei dieſem Blicke überraſcht, dann bemühete ſie ſich plötzlich zu lächeln und heiter zu erſcheinen. Und mit welch inniger Liebe ſie auch auf den jungen Mann blickte, und ſeine Hand innig und liebevoll drückte, wenn er Abſchied von ihr nahm, es lag doch in ihrem Blick, in ihrem Händedruck etwas, was anderen Gefühlen, als lebhaften angehören ſchien. Aber mit jedem Tage wurde ihre Zärtlichkeit gegen Roſa größer und wo möglich inniger als je. Stunden lang hing ſie und weinte an ihrer Bruſt und bat ſie um Verzeihung, für die Qualen, welche ſie ihr bereitet und ſchluchzend rief ſie aus: —

O, Roſa — wie habe ich Dich verkannt! —

Ottilie, rief Roſa beſtürzt über dieſe Heftigkeit, mit welcher die Kranke, die noch immer ſehr ſchwach war, ihre Gefühle zu erkennen gab, rege Dich nicht ſo auf! — Sprich nicht davon, Du warſt krank und biſt es noch. Dein Herz war nicht bei Deinen Worten, warum willſt Du an dieſe Dinge denken? Ich habe nie nur einen Augenblick daran gezweifelt, daß unſere Freundſchaft durch nichts in der Welt geſtört und getrübt werden könnte.

Nein, verſetzte Ottilie — niemals wieder. Und nach einer Weile ſetzte ſie bedeutſam hinzu: — Roſa — ich glaube, unter den Sternen gibt es auch einen Stern der Freundſchaft — wenigſtens wäre es ſo recht, wenn die Wiſſenſchaft dieſen flammenden Zügen einer göttlichen

Allmacht und Liebe solche Namen gäbe, welche den Menschen an den Himmel fesseln. Und wenn es keinen Stern giebt, den sie Liebe, Freundschaft, Treue und Gebet nennen, nun so denke, wenn Du abendlich, wie Du so oft thust, sinnend in die Sterne schauest, daß auch mein Stern darunter ist, von dem ich liebend und schützend auf Dich herabblicke.

Ottilie! Liebe, gute Ottilie! rief Rosa, ihre Freundin innig umschlingend — wir werden mit einander durch das Leben gehen, wir werden mit einander noch oft, recht oft den gestirnten Himmel betrachten, Du wirst uns noch nicht verlassen.

Nein, sagte Ottilie, mit ernsten Kopfschütteln, ich will Dich nicht länger täuschen, Rosa — meine Tage sind gezählt. Ich fühle es. Menschliche Kunst vermag mein Leben nicht länger zu fristen. Sei ruhig, liebes Mädchen, es ist so ganz gut — ich sterbe gefaßt. — Meine liebe, gute Mutter wird an Dir eine treue Trösterin behalten. O, ich weiß es jetzt, Rosa — wie edel, fest und stark Du bist. — Darum fasse Dich, lasse uns von der Zeit sprechen, da ich nicht mehr sein werde, wie von einer Reise nach einem schönen Lande, in welchem wir uns Alle vereint wieder finden.

Rosa küßte ihre Freundin unsägliche Male und blickte dann mit thränenden Augen zu ihr auf, um die Worte, welche sie fortan sprach, wie ein heiliges Vermächtniß entgegen zu nehmen.

Rosa, sagte Ottilie nach einer Weile, während welcher sie ihre Freundin zärtlich angeblickt hatte, ich möchte wohl noch einmal Deine Pathen sehen.

Sie haben sich täglich nach Deinem Wohlbefinden erkundigen lassen, versetzte Rosa — und Morgen werden sie Dich besuchen.

Morgen, flüsterte Ottilie — und blickte nachdenklich vor sich hin, als rechne sie die Stunden nach, die sie noch zu leben glaube. Morgen Vormittag, nicht wahr? sagte sie dann, Stawinski hat mir auch versprochen, dann hier zu sein.

In diesem Momente erschien Madame Bertlin. O, Ottilie bessert sich mit jedem Tage, sagte sie, als sie ihre Tochter mit aufgerichtetem Haupte sitzen sah. Ottilie lächelte wehmüthig. Sie streckte ihre Arme nach der Mutter aus und umarmte sie inbrünstig. Dann sank sie plötzlich matt zurück, Todesblässe bedeckte ihr Antlitz, sie winkte leise mit der Hand, daß man ihr Ruhe gönnen solle und Rosa zog ihre mütterliche Freundin sanft vom Bette ihrer Tochter fort.

Sie will nun schlummern, sagte sie.

Als sie aber mit Madame Bertlin in einem andern Zimmer war — da brachte sie das entsetzlich schwere Wort über ihre Lippen, das ein Mutterherz wie ein Todesstoß durchsticht. Es war der unglücklichen Frau zu Muthe, als müsse sie mit ihrer Tochter in's Grab sinken. Ein heißer Thränenstrom umhüllte aber wohlthätig den tiefen Schmerz, welchen ihr Rosa's, wenn auch noch so schonungsvolle Mittheilung verursachte — die Hoffnung vermochte noch nicht ganz in ihrer Brust zu ersterben.

Eine solche Mutterhoffnung wird erst eine Leiche am Grabe.

Am andern Morgen früh waren die Pathen um Ottiliens Bette versammelt. Sie hatten stets einen Theil der großen Zuneigung und Liebe, welche sie für Rosa hatten, auch auf ihre Freundin übertragen, sie waren deshalb tiefbetrübt über diesen unvermutheten Ausgang ihrer Krankheit. Rosa hatte sie mit dem Zustande Ottiliens bekannt gemacht, ehe sie an's Krankenbette getreten waren. Nimmer hatten sie geglaubt, in diesem Hause an einem Sterbebette zu stehen. Rosa bat jeden der Pathen ihrer Freundin einzeln an sie heranzutreten. Sie sprach mit Jedem besonders, tiefbewegt verließen sie die Kranke wieder — namentlich war Meyer, wie es schien, bis zum Innersten erschüttert. Inzwischen war auch Stawinski gekommen, er war nicht wenig erstaunt, die drei Männer hier zu finden, welche aber jetzt an ihn herantraten und ihm herzlich die Hand gaben. In der Nähe des Todesengels, welcher über dem zitternden Haupte eines sterbenden Mädchens schwebte, schwieg selbst in des Hauptmanns Herzen der Groll — wenn dies nicht schon durch das, was Ottilie ihm gesagt, bewirkt worden wäre. Stawinski trat dann an Ottiliens Lager, sanft lächelnd reichte sie ihm die Hand, und als sich Stawinski tief bewegt zu ihr hinabbeugte und sie mit zitternder Stimme seine liebe, gute Freundin nannte, da blickte sie wie verklärt zum Himmel empor und mit matter Stimme sagte sie: Ich danke dem himmlischen Vater, der mich schon jetzt zu sich ruft, denn mein Tod macht mehr gut, als es mein ganzes Leben vielleicht vermocht hätte und dann sprach sie wohl zehn Minuten lang mit dem jungen Mann, bis sie völlig ermattet das Haupt sinken ließ. Madame Bertlin und Rosa traten heran — da nach einer Weile öffnete die Sterbende noch einmal das Auge, erhob sich, drückte einen Kuß auf Stawinskis Stirn, indem sie flüsterte: Harre aus, mein Freund! — Dann rief sie ihre Mutter und Rosa, umschloß sie Beide zugleich mit ihren Armen, und bat sie lächelnd: neben ihrem Lager Platz zu nehmen. Ottilie zeigte noch eine solche Kraft, daß man ohne ihr eigenes Gefühl des nahenden Todes, den sie in allen ihren

Handlungen zu erkennen gab, keineswegs daran geglaubt haben würde. Sie hielt jetzt die Hand ihrer Mutter und Freundin festgeschlossen in der ihren. Die Pathen und Stawinski umstanden das Bette, Ottilie lächelte sie Alle noch einmal milde an, dann ruhete ihr Blick mit einem unnennbaren Ausdrucke auf Rosa. So schlummerte sie hinüber. Man glaubte nicht, daß sie gestorben war, man hatte die Fittige des Todesboten nicht rauschen hören, man hatte nicht den geringsten Kampf der entfliehenden Seele gesehen. Sie lächelte noch immer mit jener verklärten Heiterkeit der Müden, welche die nahende sanfte Ruhe empfinden. Der Tod hatte das Mädchen Allen verklärt — er hatte sie muthiger gefunden, als das Leben.

Druck von G. Bernstein in Berlin, Mauerstraße 53.

Berliner Pickwicker

Fahrten und Abenteuer

Berliner Junggesellen bei ihren Kreuz- und Querzügen durch das moderne Babylon.

Von

Dr. Bernhard Hesslein.

Mit Illustrationen von Ludwig Löffler.

Band III.

Verlag von Adolph Stubenrauch u. Co.

Berlin 1854.

Berliner Pickwickier.

Fahrten und Abentheuer

Berliner Junggesellen bei ihren Kreuz- und Quer-
zügen durch das moderne Babylon.

Von

Dr. Bernhard Heßlein.

Mit Illustrationen von Ludwig Löffler.

Band III.

Verlag von Adolph Stubenrauch & Comp.

Berlin 1854.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Allegorien.

Es war ein ſchöner Sommermorgen. Die Rieſenſtadt begann ſich zu regen. Die Nachtwächter hatten aufgehört zu pfeifen und der Kuckuck begann zu ſchreien. Die Häuſer gähnten noch im halben Schlummer und ſperrten ihre Rachen auf, um eine ganze Legion von Milchhändlern und Bäckern zu verſchlingen, welche herbeigekommen waren, um das erwachende Stadtungeheuer zu ſpeiſen und zu tränken. Munter zwitſcherten die Vögel, knarrten die Kaffeemühlen, ſchrieen die Kinder, welche frühſtücken wollen, ſobald ſie die Augen öffnen. Die geſchworenen Feinde altgermaniſcher Sitte, nach welcher kein Scheermeſſer das Haupt des freien Mannes berühren durfte, die Barbiere und Friſeure wetzten ihre Meſſer und Scheeren, und die Stiefelputzer, die gebornen Gegner der älteſten Kleidermode, welche bekanntlich aus einem Feigenblatte beſtand, ſchwangen ingrimmig ihre Rohrſtöcke und goſſen die ſchwarze Politur unſrer modernen Stiefelciviliſation über die Fußbekleidung ihrer Kunden. Durch die Thore der Stadt ſtrömten die Landleute der Umgegend, deren lenchnende, pfiffige Mienen mehr dem Diplomaten- als dem vierten Stande anzugehören ſchienen, und führten todtes und lebendiges Vieh und den Segen ihrer Felder auf die Märkte, um ihn gegen den blanken Manefelder Segen umzutauſchen. Die Hausfrauen und Familienväter endlich begannen ihre Geſichter in ernſte Falten zu legen, jene ſinnend das ſie kochen, und dieſe, wie ſie etwas verdienen ſollten, und die reichen Müßiggänger drehten ſich gähnend, wie das leere Nichts, im Bette

herum, ärgerlich über den jungen Tag, der ihnen so unverschämt in's Antlitz guckte, gleichsam als fordere er sie auf, ihre Schuldigkeit zu thun. Ja, die Sonne, diese unermüdliche Weltumseglerin, war wieder gekehrt, um mit all der Thatkraft auch die bösen Begierden, mit all den Freuden auch das Elend, mit all dem Lebensmuth auch die Verzweiflung und all die tausendfachen Sorgen, Nöthen, Plagen, Intriguen, Chikane, Gehässigkeiten, Thorheiten und Leidenschaften wieder wachzurufen, welche eine Nacht lang gestorben waren.

Auch einen Schnahse hatte sie wieder aus seiner Lethargie emporgerüttelt. Auch durch die blöden, trüben und kleinen Augen, die Fenster seiner Stube nämlich, stahl sie sich hinein, denn die Sonne leuchtet dem Guten wie dem Bösen. In ihrem Lichte sprießen die köstlichsten Blumen empor und erzeugt sich das ekelste Gewürm. Derselbe freundliche Strahl brachte dem guten Meyer und der edlen Rosa, dem braven Stawinski und dem häßlichen Schnahse den Morgengruß.

Schnahse erhob sich, kroch in seinen Schlafrock, zündete sich eine Pfeife an und trat in die Vorderstube, wo er die Laden von den Fenstern zurückschob, um auf die Straße zu schauen. Es war hier stiller als anderswo in der Stadt. Das Haus, welches Schnahse jetzt bewohnte, war ein kleines einstöckiges Gebäude in der Schillingsgasse, das er erst vor kurzer Zeit um ein Spottgeld erworben hatte. Es sah aber in der That aus, als wäre es für Schnahse eigends erbaut worden. Bescheiden, hündisch demüthig stand dieses verkrüppelte, zwerghafte Häuschen neben und gegenüber colossalen Gebäuden, von denen es stolz überragt zu werden schien und doch wiederum lag so etwas Unverschämtes in seiner Demuth, in dieser breiten Fronte mit der fahlen Farbe, mit den kleinen, finstern Fenstern und den Balkenvorsprüngen unter dem Dachstuhle, welche sich wie Zähne ausnahmen, mit denen der Kobold die gegenüberliegenden Häuser anfletschte.

Hierhin also hatte Schnahse neuerlich seine Residenz verlegt. Die Wahl machte ihm Ehre. Nirgends konnte er sicherer den Moralischen vor aller gefährlichen Berührung fern halten und ihn ganz in seiner Gewalt haben. Schnahse wohnte rechts, der Moralische links, und da es im Hause weiter keine Wohnungen gab, so war Niemand da, der ihn beobachten und mit dem Moralischen communiciren konnte. Allerdings lag darin etwas Gefährliches, daß er parterre wohnte und vom Fenster aus Bekanntschaften jeder Art anknüpfen konnte. Aber Schnahse, welcher den vermeintlichen Werner etwa wie ein Stück Waare betrachtete, das sein

Eigenthum war und das er erworben hatte, um etwas daran zu verdienen, behandelte ihn wie einen Gefangenen, der keine Bewegung machen, nichts reden, nichts thun und nichts unterlassen durfte, was nicht zuvor sein placet erhalten hatte, und zu seinem eigenen Nutzen gereichte. Der Moralische durfte mit Niemandem ohne seine Erlaubniß reden. Das war Schnahses Hauptbedingung bei dessen Aufnahme und der Eröffnung einer lachenden Zukunft von Ueberfluß und Sorglosigkeit. Natürlich war Pseudo-Werner Alles eingegangen, hatte sich allen Bedingungen unterworfen, die größte Folgsamkeit angelobt und das feierliche Versprechen gegeben, durchaus so moralisch zu werden, wie ihn der gute Schnahse machen wollte, denn alle Verbote und Befehle des frommen Mannes bezweckten natürlich nichts anderes, als die moralische Hebung des gesunkenen Menschen.

Der Moralische war weit entfernt, hieran nur im Geringsten zu zweifeln. Allerdings wollte es ihm nicht recht einleuchten, warum er, der bis jetzt polizeilich, staatsbürgerlich und privatrechtlich „Gottlieb" genannt wurde, mit einem Male durchaus Werner heißen, und warum er, der niemals verheirathet gewesen, urplötzlich von seiner Frau davon gelaufen sein und eine Tochter Rosa haben sollte. Aber Schnahse hatte es ihm einigermaßen begreiflich gemacht und ihm dabei eine Geschichte erzählt. Wenn die orthodoxen Juden, sagte er, ein Mitglied ihrer Familie in einer durch schwere Krankheit herbeigeführten Todesgefahr schweben sehen, wenn der Kranke vom Arzte, wie man sagt, aufgegeben ist, dann lassen sie ihm in der Synagoge auf eine ceremonielle, feierliche Weise einen andern Namen geben. Dann geht der Familienvater heim, rückt das Krankenbette eine Spanne von seiner Stelle fort, ruft dem Sterbenden dreimal seinen neuen Namen zu und hofft nun, der Todesengel werde, durch diese neue Benennung seines Opfers irre gemacht, sich von ihm abwenden und den Verhaftsbefehl Gottes, welcher nur auf den alten Namen lautete, nicht in Ausführung bringen. Mit dieser Ceremonie, die allerdings noch heute bei den orthodoxen Israeliten in voller Anwendung steht, verglich Schnahse den Namenstausch des Moralischen. Er gab vor, er wolle einen neuen Menschen aus ihm machen, er müsse also auch einen neuen Namen haben. Der Gottlieb sei ein Trunkenbold, der Gottlieb habe schlechten Umgang, der Gottlieb würde keiner Verführung, keiner Verlockung widerstehen können, der Werner aber solle unerreichbar allen Verlockungen verführerischer Bekannten sein.

Der Moralische, ein Mann, dessen Verstand im nüchternen Zustande,

noch einige Begriffsfähigkeit behalten hatte, vermochte gegen diese Deduktion nichts einzuwenden, denn er sollte und wollte nun einmal unter allen Umständen moralisch werden. Auch der Grund, warum er von seiner Frau davon gelaufen sein sollte, schien ihm nicht weniger moralisch zu sein. Schnahse sagte ihm, auch dieses müsse allegorisch genommen werden. Die Frau sei die Tugend, welcher er den Rücken gekehrt, und unter der Tochter, welche noch lebe, sei die Reue zu verstehen, gleichsam eine Rose mit Dornen, die er so lange aufsuchen müsse, bis er sie gefunden und erkannt habe. Schnahse wußte dies Alles dem Moralischen so einleuchtend zu machen, und mit so vielen Bibelsprüchen zu belegen, daß der arme Teufel im Verlaufe weniger Wochen wirklich dahin kam, in allem Ernste von seiner Frau zu sprechen, die er verlassen habe und von seiner Tochter Rosa, die er durchaus wieder aufsuchen und finden müsse. Mit einem Worte, Schnahse erlangte die vollkommenste Gewalt über diesen Menschen, es lag in seiner Hand, ihn zu Allem zu mißbrauchen. Und wenn ihm Schnahse gesagt hätte, er müsse einen Menschen morden, er würde es vielleicht ausgeführt und vom Richter nach dem Motive befragt, geantwortet haben: — weil es moralisch ist! —

Er ließ es sich daher auch gefallen, daß Schnahse seine Fenster mit Schlössern versah, von denen dieser die Schlüssel behielt. Der Moralische konnte also ohne Schnahses Erlaubniß kein Fenster öffnen und mit der Nachbarschaft eine Unterhaltung anknüpfen. Uebrigens waren die Zimmer, die er bewohnte, ganz comfortable ausgestattet. Schnahse hatte fast bei sämmtlichen Tröblern Berlins die Ausstattung zu diesen Zimmern zusammengesucht, und bei der Berechnung, die er Meyer machte, einen ansehnlichen Profit eingesteckt. Die Kost, welche Werner — wir wollen ihn ein für allemal so nennen — erhielt, war dürftig genug, aber er wurde doch wenigstens satt, und selbst der Branntwein wurde ihm nicht entzogen, denn, wie hätte es der humane Schnahse über sich gewinnen können, von seinem Nebenmenschen eine solche Beherrschung seiner Leidenschaften zu verlangen. Erst nach und nach, so meinte er, sollte sich Werner vom Trunke entwöhnen, und selbst dieses „nach und nach" faßte er durchaus nicht pedantisch auf. Schnahse bediente sich überhaupt einer ganz eigenthümlichen Kurmethode. Jeden Morgen übergab er seinem Patienten eine gute Quantität Branntwein, mit dem Bemerken, so wenig als möglich davon zu trinken. Werner fand dieses stets für sehr moralisch, liebäugelte den ganzen Tag mit seiner Flasche und hatte sie stets bis zum Abende richtig geleert. Schnahse fand ihn,

wenn er ihn Abends besuchte, stets in seinem gewohnten seligen Zustande. Nun begann Schnahse zu examiniren, was nach folgendem Schema geschah:

Ihr habt wieder getrunken, Freund? —

Der Geist ist stark, aber das Fleisch ist schwach; versetzte Werner.

Aber Ihr habt mir ja Besserung angelobt?

Die Engel sind geduldig, entgegnete der Moralische, gute Menschen müssen ebenfalls ein Auge zudrücken. Eine verlorene Menschenseele zu retten ist schwer.

Ihr werdet Morgen gewiß nicht mehr, oder wenigstens nicht so viel trinken? —

Gott behüte, keinen Fingerhut voll.

Ihr habt doch jetzt keine Ursache, verzweifelt zu sein; es drückt Euch nichts mehr?

O, doch; meine Schulden! —

Der Moralische meinte „Sünden." Schnahse hatte wohlweislich Schulden daraus gemacht.

Wie, Ihr habt noch Schulden — Ich denke, Ihr habt sie mir alle angegeben?

O, noch viele Schulden! —

Und wenn auch diese bezahlt sein werden, dann werdet Ihr frei aufathmen? —

Ja — bis mein Weib verziehen hat, und bis ich meine Tochter wieder gefunden habe.

Wie heißt diese Tochter? —

Die Reu —

Wie heißt diese Tochter mit ihrem wahren Namen? wiederholte Schnahse, den Moralischen böse ansehend.

Rosa.

Und wenn Ihr sie gefunden habt? —

Dann bin ich erlöst von allen meinen Qualen — dann werde ich höchst moralisch sein! —

So ungefähr wurde Werner jeden Tag mehrere Mal examinirt, und Schnahse gewann bald die Ueberzeugung, daß jener selbst im Rausche an dem, was er ihm eingeimpft, festhielt, daß er sicher mit ihm ging. Nun konnte er einen Schritt weiter vorwärts thun. Er konnte den beiden allegorischen Personen, der Tugend und der Reue, eine dritte hinzu-

fügen. Diese dritte war die Versuchung, und als die personificirte Versuchung stellte er — Meyer dar.

Werner, sagte Schnahse, wenn ein Sünder auf einem guten Wege ist, und Ihr seid auf gutem Wege, denn Ihr habt den Kampf gegen die Sünde muthig begonnen. —

Bei diesem Lobe zog der Moralische seine Vatermörder bis an die Ohren in die Höhe.

Habt ihn muthig begonnen, fuhr Schnahse fort, dann stellt sich der Versucher mitten auf den Weg, um Euch zu verlocken. Und ich darf Euch ferner nicht von aller Berührung mit ihm abschließen. Wenn sich Euch also ein Mensch naht, den Gott gezeichnet hat, sei es, daß er einen Pferdefuß habe, oder eine gehörnte Stirn, oder einen Buckel — dann müßt Ihr drei Kreuze machen, mein Lieber, und rufen: apage Satanas! — Denn es ist der Versucher. Es ist der böse Feind, der Euch Eure Tochter, die Reue — wie nennt Ihr noch diese Tochter? —

Rosa! entgegnete der Moralische.

Der Euch also Eure Rosa entführen will, der Euch mit Euren früheren Schulden belasten will, der nicht will, daß Ihr Euer Weib und Kind wieder finden sollt. Diesen Versucher — wir wollen ihm auch einen Namen geben — wir wollen ihn Meyer nennen —

Meyer! Wirklich sehr moralisch! bemerkte Werner.

Also diesen Meyer müßt Ihr hassen, wie die Sünde selbst. Sobald er sich Euch zeigt, und er wird sich Euch bald zeigen — und Ihr werdet ihn daran erkennen, daß ihn Gott gezeichnet hat — sobald er also Euch sich zeigt, müßt Ihr zusammen fahren, zittern, aufschreien und rufen, daß Ihr ihn schon längst im Traume gesehen — denn Ihr habt ihn im Traume gesehen. —

Allerdings — er hatte große Hörner! versetzte Werner.

Nein, Ihr seid im Irrthume, er hatte einen Buckel.

Einen Buckel? — freilich — sehr moralisch! versetzte Werner — ich meinte allerdings einen Buckel. —

Ihr müßt ihn also behandeln, wie den bösen Versucher, und ihm unaufhörlich zurufen, daß er Euch Eure Tochter nicht rauben soll, und daß Ihr durchaus keine Furcht vor ihm habt, daß Ihr ihn verfolgen werdet auf allen Tritten und Schritten. —

Verfolgen! Verfolgen! Verfolgen! rief der Moralische mit einer plötzlichen Heftigkeit, als fiele ihm dabei ein, daß er dann auch seinen Käfig verlassen könne.

Ja, Ihr müßt und sollt ihn auch verfolgen, fuhr Schnahse fort. Ihr sollt nicht zittern vor dem Versucher, sondern der Versucher vor Euch! —

Sehr moralisch! fiel Werner ein, indem er einen verstohlenen Blick nach dem Schranke that, in welchem die Branntweinflasche stand.

Nachdem Schnahse auf diese Weise Alles vorbereitet hatte, was zur Durchführung seines Planes gehörte, ging er daran, ihn gründlich auszubeuten. — Einige Früchte hatte er ihm schon getragen. Den Gewinn, welchen er aus der Einrichtung, der Beköstigung und der Bezahlung der angeblichen Schulden Werners gezogen, war schon nicht unbedeutend. Aber Schnahses Habsucht wurde mit jedem Gewinne größer, und so weit war er schon gekommen, die Möglichkeit der Entdeckung in's Auge zu fassen, und auf diese Eventualität sich vorzubereiten. Er verkaufte seine Häuser für einen guten Preis, zog seine ausstehenden Gelder ein, machte Wucherdarlehne nur auf sehr kurze Fristen und beschäftigte sich mit Studien über Süd-Amerika, wohin er sich im schlimmsten Falle wenden wollte.

Dort eine Pflanzung zu erwerben, einige hundert Sklaven für sich arbeiten zu lassen, war eine seiner Lieblingsideen, und bereichert durch einen guten Theil des Vermögens von dem Hauptmanne und Meyer konnte er allerdings einen solchen Plan sehr leicht realisiren. — Zugleich aber versäumte er nichts, die Welt über seinen wahren Charakter zu verblenden. Allen Vereinen zu frommen Zwecken war er beigetreten, er war der regelmäßigste Kirchenbesucher, steuerte zu allen milden Stiftungen bei, versäumte keine Predigt im Missionshause und hatte sich zuletzt auch, zugleich mit der Bremer, dem Frauen-Vereine zur Veredlung der Seele und des Herzens, dem jetzt Fräulein Hammerbein präsidirte, angeschlossen. — Mit der Bremer stand Schnahse in einem eigenthümlichen Verhältnisse. Nun, nachdem er ihrer sicher zu sein glaubte, bestand er nicht mehr darauf, daß sie seine Frau werden sollte. Sie hatten vor einander völlig die Maske abgeworfen und die Bremer hatte sich fest und bestimmt ihren Antheil an dem Raube ausbedungen.

Mit schnellen Schritten ging Schnahse jetzt auf sein Ziel los, und der heutige Tag, an welchem er sich so früh erhob, weil ihm seine Pläne keine Ruhe ließen, sollte ihm eine reiche Ernte bringen.

Zunächst verrichtete Schnahse alle diejenigen Werke, welche zu seiner und Werners Toilette gehörten. Wir wissen, daß er sein eigenes Factotum war, in Wirklichkeit aus Vorsicht, Mißtrauen und Geiz, wie er aber

selbst sagte, weil derjenige der größte Sklave sei, der die meisten Bedienten habe. Da es aber zu seinem Plane gehörte, den Moralischen in die Meinung zu versetzen, daß er ihn, wenn er ihm Gehorsam leiste, bis an sein Ende das Leben eines großen Herrn führen lassen wolle, jedoch aus mehrfachen, leicht errathbaren Gründen keine Bedienung für ihn annehmen mochte, so spielte er selbst seinen Bedienten. Er putzte Werners Stiefel eben so blank, wie seine eigenen, er bürstete seine Kleider, er kochte für ihn den Kaffee, erhielt jedoch den Moralischen in der Meinung, daß er von unsichtbaren Geistern bedient werde. Nachdem Schnapse mit diesen Arbeiten fertig war, las er verschiedene Stellen in der Bibel, was er jeden Morgen that, um sich mit der köstlichen Weisheit der heiligen Schrift, die er leider so sehr mißbrauchte, vertraut zu machen, und ging dann in die Stube des Moralischen. Mit der früheren Lebensgeschichte dieses Menschen können wir den Leser in wenigen Worten vertraut machen. Werner oder Gottlieb war der Sohn eines Predigers, und hatte eine anständige Erziehung genossen. Jedoch zeigte der Knabe, weniger Talente und Fähigkeiten, als einen unvertilgbaren Hang, gut zu leben, tüchtig zu essen, nobel einher zu stolziren und einen unbesiegbaren Leichtsinn, mit dem allerdings, wie dies fast immer der Fall ist, eine gewisse, jedoch gänzlich charakterlose Gutmüthigkeit verbunden war. Dem unablässigen Bestreben seines Vaters hatte es Gottlieb zu verdanken, daß er nicht früh auf Abwege gerieth, und endlich dahin kam, die Universität beziehen zu können. Der Vater bestimmte ihn für die Theologie, weil sein Sohn — so schmeichelte er sich — in diesen Studien am ehesten den moralischen Halt finden würde, dessen er bedurfte. Aber schon im ersten Semester starb der Vater, Gottlieb warf die Bücher bei Seite, verbrachte jedoch seine Zeit, bis er mündig wurde, als flotter Student auf der Universität, machte Schulden und vergeudete sein kleines Vermögen mit Kameraden, die aus seinem Leichtsinne Nutzen zogen. Als er nichts mehr hatte, spielte er verschiedene Rollen, war bald Komödiant, bald Schreiber und hundert andere Dinge, hatte aber das Glück, niemals ganz zu sinken, und immer wieder einen Freund seines Vaters zu finden, der ihn kleidete und beschäftigte. So war er alt geworden, ohne einen gewissen Beruf erlangt, ohne sich je nützlich gemacht zu haben, aber seine Erziehung und die Sphäre, in welcher er als Knabe groß geworden war, hatte doch die Wirkung auf ihn ausgeübt, daß ihm ein gewisser Stolz geblieben, der ihn vor entehrenden Handlungen fern hielt. Gottlieb war bisjetzt mit der Polizei noch nicht in Berührung gekommen. Er erhielt

noch immer von einigen alten Freunden und Verwandten seines Vaters eine fortlaufende Unterstützung, die ihn, wenn auch kümmerlich, erhielt. Aber seit den letzten Jahren hatte er sich dem Trunke ergeben, der gewöhnliche Lebensausgang von Leuten seiner Art. Schnahse hatte diesen Menschen schon vor langer Zeit durch Zufall kennen gelernt. Einer seiner Bekannten hatte ihm den Moralischen zugeschickt, und ihn bitten lassen, zu sehen, was mit dem unglücklichen Menschen anzufangen wäre. Schnahse hatte ihm eine Portierstelle verschafft, die er aber nicht lange behielt, da sich sein Stolz gegen einen so niederen Dienst streubte. Denn Gottlieb war am stolzesten, wenn er keinen Hunger empfand, und sobald er sich wieder ein wenig herausgekleidet und leiblich gut erholt hatte, spannte er seine Ansprüche übermäßig hoch. Zuletzt war man seiner überall überdrüssig geworden, seine Noth nahm zu, und wenn der Moralische nicht noch einen alten Freund gehabt hätte, dessen Glauben an sein dereinstiges Glück unverwüstlich war, er hätte dennoch entweder herumbetteln oder stehlen müssen. Dieser gläubige Freund war kein Anderer, als unser — Meister Brese, dem Gottlieb schon seit einem viertel Jahrhundert eine ziemliche Summe schuldete, und von dem er trotzdem noch immer dann und wann mit einem Zwei- oder Viergroschenstück und einem Stück Zeug ausgeholfen wurde.

Das ist die Geschichte Pseudo-Werners, der, wie wir sehen, wohl einigen Anspruch auf den Beinamen des „Moralischen" machen konnte, den er sich selbst mit dem ganzen Stolz eines schwer geprüften und niemals sich selbst aufgegebenen Märtyrers einer ungünstigen Schädelbildung beizulegen pflegte.

Werner gehörte keineswegs zu denjenigen Leuten, welche eine behagliche Situation durch eine allzugroße Geschäftigkeit oder eine ängstliche Zeiteintheilung gefährden. Er ließ die Sonne scheinen, so hell sie immer wollte, seinetwegen konnte es schon Mittag sein. Er blieb ruhig im Bette. Warum aufstehen? — Er hatte nichts zu versäumen. Er war nicht gewöhnt mit dem größten Kapital, der Zeit, zu geizen. Er blieb auch ruhig liegen, als Schnahse, der wie ein ächter Kerkermeister den Schlüssel zu Werners Schlafstube hatte, die Thüre öffnete und mit dem Kaffee zu ihm eintrat.

Schlaft Ihr noch, Werner? fragte Schnahse.

Behüte, entgegnete Werner, ich fasse Vorsätze.

Wollt heute nicht trinken? he? —

Keinen Tropfen — durchaus moralisch.

Werden sehen, versetzte Schnahse, indem er einen kleinen Tisch vor Werners Bette setzte, Ihr habt gestern wieder Eure gewöhnliche Portion geleert. Auch nicht ein Tropfen ist in der Flasche zurückgeblieben.

Es ist draußen sehr warm, wird wohl viel eingetrocknet sein, versetzte der Moralische.

Ihr müßt endlich Euren guten Vorsätzen treuer werden, der Versucher naht. Heute noch wird er kommen. Darum feget den alten Sauerteig aus, auf daß Ihr ein neuer Teig seid.

Sehr moralisch! rief Werner, indem er sich aufrichtete, die Hände faltete, mit einem frommen Blick nach seinem Kaffe sah und die Zuckerstückchen überzählte.

Nun trinkt, fuhr Schnahse fort. Wollt Ihr auch Eure Morgen-Cigarre rauchen? — Ich bringe Euch da eine ächte Havannah.

Aechte? — Sehr verdienstlich — habe nie anders als ächte geraucht. —

Diese Cigarre kostet Stück für Stück fünf Silbergroschen, fuhr Schnahse fort, indem er ein Schwefelhölzchen anzündete, und ich kaufte sie, weil ich weiß, daß Ihr an ein nobles Leben gewöhnt seid.

Sehr gut. Bin äußerst zufrieden, versetzte der Moralische, indem er mit einer sehr vornehmen Miene die Cigarre nahm, welche kaum zwei Pfennige kostete. Meine Tochter Rosa wird sich sehr freuen — ist sehr moralisch.

Ja, wenn Ihr erst dahin gekommen seid, daß Ihr wirklich Eure Tochter gefunden habt, dann sollt Ihr leben wie ein Fürst.

Laßt den Versucher nur kommen! rief Werner, indem er den Rauch heftig vor sich hin blies, ich schlage ihm die Glieder entzwei. Er soll mir meine Tochter geben. Er hat kein Recht, sie mir vorzuenthalten.

Nein, sagte Schnahse, er hat durchaus kein Recht dazu.

Soll ich ihm den Schädel einschlagen, Herr? —

Wehrt Euch Eurer Haut, versetzte Schnahse.

Gut, laßt ihn nur kommen! rief der Moralische und begann mit seinen Fäusten zu boxen. Ich fürchte mich nicht. Die Tugend ist meine Frau, die Reue meine Tochter, eine Dorne mit Rosen — sehr moralisch! —

Werner trank trotzdem, daß er über den Versucher sehr aufgebracht schien, mit der größten Behäbigkeit seinen Kaffee, rauchte seine Cigarre und ließ sich von Schnahse verschiedene Kapitel aus der Bibel vorlesen, die er ungemein moralisch fand. Darauf verließ ihn sein menschenfreund-

licher Wirth, nachdem er ihm empfohlen hatte, eine recht sorgfältige Toilette zu machen und ja enthaltsam zu sein.

Keinen Tropfen! betheuerte er abermals, nickte aber sehr befriedigt, als er bemerkte, daß Schnahse eine frisch gefüllte Branntweinflasche in den Schrank gestellt hatte. Nun zur Probe, sagte er, als Schnahse fort war, indem er aus dem Bette sprang, und füllte sich ein Gläschen voll.

Sehr gut, sagte er dann befriedigt. Es wird sehr moralisch sein, davon nicht mehr zu trinken. Und mit diesen Worten trank er so ruhig ein zweites Glas, als verstände sich das ganz von selbst.

Inzwischen war Schnahse wieder in seine Wohnung zurückgekehrt und machte seine Toilette. Meyer hatte nämlich einen Wunsch, Rosa's Vater zu sehen, sehr dringend zu erkennen gegeben. Bis dahin hatte ihn Schnahse stets abgerathen. Er habe, so sagte er, Alles aufgeboten, den Unglücklichen wieder zum Menschen zu machen. Er habe die beste Hoffnung, es dahin mit ihm zu bringen, denn er habe ein großes moralisches Gewicht auf ihn erlangt, aber es gehe nur sehr langsam, und er dürfe ihm nicht ganz den Genuß des Branntweins versagen, da man erfahrungsgemäß eine gefährliche Reaktion dadurch hervorrufe. Von seiner Frau spreche er immerfort, der Gedanke an seine Tochter schiene ihn sehr zu quälen, und daneben habe er sich in den Kopf gesetzt, daß ihm Jemand sein Kind vorenthalte, diese Ideen ergriffen ihn stets, wenn er auch noch so wenig getrunken habe.

Meyer wurde durch diese Mittheilung nur noch begieriger, Werner kennen zu lernen, für den er nun schon eine bedeutende Summe verausgabt hatte. Es ist nichts leichter, als einen vertrauungsvollen Menschen zu betrügen, und nichts häufiger als die Maske der Heuchelei. Nehmt die Diogenes-Laterne und seht, wo ihr Wahrheit findet, wo ihr sie findet in unserer Gegenwart. Die Heuchelei ist die allgemeine Maske unserer Zeit, eine vortheilhafte Firma, unter welcher en gros und en detaille gute Geschäfte gemacht werden. Patriotismus, Religiösität, Humanität — die edelsten Eigenschaften des Herzens, werden zu hohlen, leeren Phrasen, in welche diese Heuchelei mit triumphirender Sicherheit sich einhüllt. Ja, Scheinheiligkeit und Frömmelei ist die große Diplomatie der Kleinen unseres Jahrhunderts.

So machte sich denn der gutherzige, biedere Meyer schon ungewöhnlich früh auf den Weg, um Schnahse zu besuchen. Trotzdem, daß dieser ihn auf das wenig entsprechende Aeußere seiner Wohnung vorbereitet hatte, war er doch betroffen, als er sie sah. Das Haus hatte ihm mehr

Aehnlichkeit mit einer Scheune, als mit einer Wohnung, und er warf sich die Frage auf, ob eine solche ein würdiger Aufenthalt für Rosa's Vater sei? — Nicht ohne Mißmuth trat er ein, Schnahse empfing ihn mit einem frommen Spruch und sagte dann lächelnd: Mein Häuschen ist klein, lieber Herr Meyer, aber groß genug für ein zufriedenes Gemüth und einen bescheidenen Sinn. Wahrlich, ich freue mich über diese Hütte in einer Stadt, die nur für Paläste noch Raum zu haben scheint. Es ist auch genug Hochmuth, glänzendes Elend und Gleißnerei darin.

Meyer fand diese Bemerkung nur allzuwahr und war mit Werners Aufenthalt eben so bald wieder ausgesöhnt. Wie geht es unserm Freund? fragte er dann.

Kommen Sie, sehen Sie ihn selbst, entgegnete Schnahse und führte Meyer in Werners Stube.

Das Erste, was Meyer sah, war ein Individuum, das gemächlich auf einem Sopha lag und schlief. Vor ihm lag eine aufgeschlagene Bibel und daneben ein Bündel Cigarren.

Er schläft, ich werde ihn wecken, sagte Schnahse.

Ich bitte darum, ihn nicht zu stören, entgegnete Meyer, indem er den Schläfer genau betrachtete.

Sieht er seiner Tochter sehr ähnlich? fragte Schnahse.

Das möchte ich nicht behaupten, entgegnete Meyer. Rosa sieht wohl mehr der Mutter als dem Vater ähnlich. Er scheint sich übrigens hier sehr behaglich zu finden, bemerkte Meyer, indem er sich sehr befriedigt umschaute. Ich hätte, als ich draußen war, nimmer geglaubt, daß es hier drinnen so stattlich aussehen könne.

Ich bin Ihren Wünschen pünktlich nachgekommen, sagte Schnahse, ich habe nichts gespart.

Und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, entgegnete Meyer.

In diesem Augenblicke erwachte der Moralische. Er blickte sehr befremdet auf den Unbekannten. Schnahse benutzte einen Augenblick, in welchem Meyer in's Schlafkabinet getreten war, um dem Moralischen zuzuflüstern: Haltet Euch wacker, es ist der Versucher! —

Ich sehe, brummte Werner, Gott hat ihn gezeichnet. Er soll mir aber nur kommen. Ich habe keine Furcht vor ihm.

Mit diesen Worten richtete sich der Moralische auf nnd trat grimmig auf Meyer zu, welcher so eben aus dem Schlafkabinet zurückgekehrt war. Meyer wollte eine Entschuldigung sagen, aber Werner behinderte ihn daran, indem er zuerst sprach.

Herr, sagte er, hilft Ihnen Alles nichts, hilft Ihnen nichts. Gegen den Moralischen richten Sie nichts aus. Wissen Sie, daß ich sehr wüthend auf Sie bin? — Warten Sie nur, ich werde Sie vertilgen und dem Fußboden gleich machen. Ich werde ein Sodom aus Ihnen machen. Ich werde Asche auf Ihr Haupt streuen und Sie versengen. Hinweg Versucher, fleuch von dannen, wenn Du nicht willst, daß ich Dich zeichnen soll, wie Dich Gott gezeichnet hat.

Der Moralische, welcher diese Worte mit einem Pathos ausgestoßen hatte, der den armen Meyer Angst und Bange machte, nahm jetzt eine Miene an, die seine hohe Selbstzufriedenheit zu erkennen gab. Triumphirend blickte er zu Schnahse auf und zwickerte mit den Augen, als wollte er sagen: Ich hoffe, das habe ich gut gemacht! Dann zündete er sich gemüthlich eine Cigarre an, setzte seinen Hut auf eine Seite, steckte beide Hände in die Taschen und trat abermals vor Meyer hin, welcher eben glauben wollte, daß der vermeintliche Paroxismus des Unglücklichen vorüber wäre.

Herr, fuhr Pseudo-Werner nun fort — bin zu moralisch für Sie, wissen Sie? — Und meine Tochter laß ich mir nicht nehmen. Wissen Sie! Ich lasse mir meine Tochter, die Rosa, nicht nehmen! Trumpf! — Ich will wieder meine Frau haben — die Tugend selbst — sehr moralisch, und meine Tochter — ebenfalls sehr moralisch, Herr! Aber Sie — im höchsten Grade unmoralisch, wissen Sie! Werde Sie todtschlagen. Kain hat auch todtgeschlagen und Abel ist auch todtgeschlagen worden! Sehr moralisch, Herr! — Meyer zog sich tief betrübt zurück, denn der Moralische rückte allmählig mit seinen Händen, die er schon in den Taschen geballt hatte, heraus und machte eine wahre Eisenfressermiene.

Das ist ja sehr traurig, sagte Meyer, mit einem ungemein mitleidigem Gesichte. Glaubt der arme Mensch von Jedem, daß er ihm seine Tochter vorenthält? —

Meyer hatte keine Zeit, die Antwort abzuwarten, denn der Moralische drohte sehr ernstlich, über ihn herzufallen, und ihn, wie er sagte, zu einer Salzsäule zu machen. Schnahse legte sich noch zu rechter Zeit in's Mittel. Er ergriff Werners Hände, führte ihn nach dem Sopha und sagte zu ihm:

Lieber Werner, Ihr habt Euch gegen den Versucher tapfer benommen, ich erkenne es mit Freuden an und ich bitte Euch jetzt, mir auf meine Fragen Antwort zu geben. Wollt Ihr antworten? —

Sehr moralisch, versetzte Werner, indem er sich gravitätisch in's Sopha warf, ich werde sehr gut antworten.

Seid Ihr zufrieden mit Eurer jetzigen Lage? fragte Schnahse.

Zufrieden!

Habt Ihr Alles, was zu Eurer Bequemlichkeit und Gemächlichkeit gehört?

Alles — aber ich muß auch noch meine Frau und meine Tochter Rosa haben.

Sonst drückt Euch nichts? — Wenn Euch etwas drückt, sagt's nur diesem Herrn.

Mich drücken, meine Schulden, versetzte der Moralische, indem er Meyer wüthend ansah.

Sind diese nicht völlig bezahlt? fragte Meyer betroffen.

Es scheint, daß er sie nicht alle aufgezählt hat, sagte Schnahse. Ich werde ihn über diesen Punkt noch ausforschen müssen. Dann wandte er sich wieder an Werner.

Werdet Ihr Euch aber bessern und vernünftig werden?

Sobald ich meine Tochter wieder gefunden habe, entgegnete der Moralische und warf abermals einen wüthenden Blick auf Meyer.

Nein, Ihr müßt erst Euren häßlichen Fehler ganz ablegen, versetzte Schnahse, Ihr habt heute wieder zu viel Gebrauch von meiner nachsichtigen Erlaubniß gemacht, Ihr habt Euch mehr Branntwein verschafft, als ich Euch gestattet. Wann habe ich Euch gesagt, daß Ihr Eure Tochter glücklich wiederfinden werdet, daß die Reue Euer Herz nicht mehr zerfleischen werde? —

Sehr moralisch, brummte Werner und schüttelte zufrieden mit dem Haupte.

Sagt wann? wiederholte Schnahse seine Frage.

Wenn ich der Versuchung einen unbeugsamen Widerstand leiste; rief Werner und sprang plötzlich zornig auf, um abermals über Meyer herzufallen.

Ich will nur gehen, sagte Meyer traurig, meine Gegenwart scheint seinen Zustand zu verschlimmern.

Meyer verließ das Zimmer und Schnahse folgte ihm.

Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein lieber, bester Schnahse, sagte Meyer draußen. Ich sehe, welchen Einfluß sie auf den armen Menschen ausüben und ich muß Ihnen sagen, daß ich die freudige Hoffnung hege, daß Sie ihn auf den rechten Weg bringen und von seiner Leidenschaft heilen werden. Meinen Sie aber nicht, daß, da er wirklich sehr heftige Gewissensbisse über sein vergangenes Leben zu haben scheint, es von

großem Nutzen für seine Besserung sein würde, ihm bald möglichst seiner Tochter zuzuführen? — Ich bin überzeugt, Rosa wird ihn völlig und gründlich heilen.

Das ist auch meine Meinung, versetzte Schnahse, ich denke aber, wir lassen noch einige Wochen vorübergehen. Je weiter er in der moralischen Besserung vorgerückt sein wird, je größer wird die Wirkung des Wiedersehens sein. Wir müssen mit dieser Hoffnung, daß er sein Kind wiederfinden werde, noch einige gute Früchte erzielen.

Meyer fand diesen Einwand Schnahses begründet, und ihm abermals eine erkleckliche Summe für den Moralischen zurücklassend, verließ er den sauberen Menschenfreund, glücklich in der Hoffnung, seiner geliebten Rosa ihren wahren Vater wieder zuführen zu können.

Merkwürdig aber waren Meyers Worte, die er beim Abschiede an Schnahse gerichtet hatte:

Der Mann sieht gar nicht aus, als könnte er Rosas Vater sein, sagte er, aber er ist es einmal, und das kindliche Gefühl wird sich nicht halten an das Aussehen, sondern an das Herz.

Zweites Kapitel.

Fall und Erhebung.

In dem bescheidensten Winkel des großartigsten Platzes Berlins, eines Platzes, der in der civilisirten Welt nicht viel seines Gleichen hat, steht unfern vor dem königlichen Schlosse, unfern von dem Ehrentempel des Kriegsruhmes, unfern von den der Kunst und Wissenschaft geweiheten Hallen, unfern von den großartigsten Palästen und Gebäuden, bescheiden, ja fast dürftig anzusehen das Residenzschloß aller Könige. Alle Macht, welche der stolze Hohenzollernzwinger repräsentirt, all den Glanz, welchen das Zeughaus von sich ausstrahlet, alle Schätze der Bildung und Wissenschaft, welche die Museen, die Bibliotheken, die Universität und die Akademie in sich umfassen, sie würden in ein todtes Nichts zusammen sinken, wenn die unsichtbare und dennoch so furchtbare Gewalt, die in jenem

bescheidenen Hause einen ihrer Throne hat, ihnen treulos würden. Dieser König der Könige, ist das Kapital — und sein Residenzschloß — die Börse. Umsonst sträubt sich die Zeit, den Scepter dieses Königs zu zerbrechen, vergebens kämpft die Arbeitskraft der Menge gegen seinen Despotismus an — die Gegenwart, die Zukunft ist seiner Herrschaft anheimgefallen, seine Zeit ist gekommen, für ihn — und für seine culturbeschwingende Tochter, die Industrie.

Mögen die Kurzsichtigen immerhin vom goldenen Kalbe sprechen, mögen immerhin goldene Kälber genug zu den Glücklichen zählen, welchen den Thron dieses goldenen Königs umgeben und Sitz und Stimme in seinem Rathe haben, das Kapital ist der Weltregent, dem die Ideen, und welcher wieder den Ideen dient, wie jede weltgebietende Macht, deren Zeit gekommen und gegangen ist.

Es gab eine Zeit, wo wir oft Stunden lang vor dem verhängnißvollen Hause standen, um — zu studieren. Wir sahen den Günstlingen nach, wie sie strahlend von dem Glücke, welches ihnen die Gunst des mächtigsten Monarchen gewährte, in den Palast — die Börse eintraten, stolz, mit erhobenem Haupte, gleichgültig über die Massen hinwegsehend, und sahen sie bald darauf mit leichenblassem Gesichte, unsicherm Gange, zerstreut, verzweifelt und außer sich heraustreten. Was war geschehen? — Die Course gesunken! — Wir sahen ein andermal schäbige Menschen, den Hut in den Nacken, nachdenklich, ängstlich, bekümmert in die Börse gehen und auch sie kamen bald wieder zurück — aber da saß der Hut stolz auf dem Haupte, und die Hände klimperten in den Taschen, herausfordernd blickten sie um sich, in ihren Mienen lag ein Gefühl der Sicherheit. Was war geschehen? — Die Course gestiegen! — Niemals hat die Welt je zuvor einen Herrscher gesehen, dessen Tagesbülletins in der großen, weiten Welt, mit gleicher Spannung und Achtung aufgenommen wurden. Die Course sind die Universaluhr der Gegenwart, an welcher alle Welt erkannt — was es geschlagen hat und schlagen wird.

Seitdem der Hauptmann von Jachpann zu speculiren angefangen, d. h. seitdem er seine Kapitalien dem Spitzbuben Schnahse anvertraut, um damit an der Börse zu operiren, war er selbst ein weit häufiger Gast an dieser Stelle geworden, als ehemals. Nur selten hatte er früher seine Schritte hierher gelenkt. Der Hauptmann war nicht Geldmann genug, um großen Geschmack an dem Treiben der Börse zu finden. Er hatte es, wie schon erwähnt, dem ehrlichen Meyer überlassen, sein Interesse an dem Geldmarkte wahrzunehmen. Mit Schnahsen war aber diese Harm-

keitgkeit verſchwunden. Er wußte den Hauptmann nach und nach in das Börſenſpiel hineinzureißen, und von Jachmann, leidenſchaftlich wie er war, durfte nur erſt ein wenig animirt werden, um bald genug ins Zeug zu gehen. War er einmal im Zuge, da gab es keinen Halt mehr für ihn, und Schnahſe umſtrickte und umſponn ihn immer enger, ſo daß der Hauptmann nur allzubald mit einer Keckheit und Waghalſigkeit an der Börſe operirte, als wäre er von jeher ein Börſenmann geweſen.

Aber nur zu bald ſollte er den ſchlüpfrigen Boden der Börſe kennen lernen, er verlor einen bedeutenden Theil ſeines Vermögens. Schnahſe tröſtete ihn, und ermuthigte ihn, ſich nicht abſchrecken zu laſſen, bat ihn aber, künftig mehr auf ſeinen Rath zu achten, denn den bedeutenden Verluſt habe er ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Allerdings hatte der Hauptmann bei einer Gelegenheit ohne Schnahſes direkte Zuſtimmung gehandelt, aber indirekt hatte dieſer ihn durch Winke aufgemuntert, auf Baiſſe zu ſpekuliren. War der Hauptmann ſchon *vor* dem Verluſte in Schnahſes Gewalt, ſo war er es *nach* demſelben noch weit mehr. Er verlor alle Beſonnenheit, war nicht mehr im Stande die geringſte Kontrolle über Schnahſes Operationen auszuüben und von dem erſten Verluſte bis zu einem zweiten und dritten verging eine ſehr kurze Zeit. Die Hiobsposten, welche Schnahſe brachte, nahmen kein Ende. Der Elende ging ſo ſchlau, ſo ſicher und berechnend zu Werke, daß er das Aeußerſte wagen konnte. Inzwiſchen gewann der Hauptmann einmal wieder eine Summe, die ſeinen Muth von Neuem belebte, aber der nächſte Verluſt griff um ſo tiefer in ſeinen Beutel. Seine Unerfahrenheit, ſeine leidenſchaftliche Verblendung mußten ihn nothwendig bei dem gefährlichen Spiel, dem er ſich ergeben, in's Verderben ſtürzen. Und womit tröſtete ihn Schnahſe über alle ſeine Verluſte, die zum großen Theil ſeine eigene Taſchen füllten? Mit Bibelverſen war bei dem Hauptmanne wenig auszurichten, obwohl es Schnahſe auch an ſolchen Tröſtungen nicht fehlen ließ, aber er ſagte ihm, ſein Geſchenk würde gewiß auf Roſa den tiefſten Eindruck machen, wenn ſie höre — und ſie müſſe und ſolle es hören — daß es Alles wäre, was er beſitze.

Hatte früher Schnahſe nicht ganz anders geſprochen? Hatte er den Hauptmann nicht durch die Vorſtellung gewonnen und verlockt, daß er das Mädchen nur als reicher Mann glücklich machen könne? Jetzt aber war er ein armer Mann, ein Bettler. Er hatte kaum noch ſo viel Kapital, um ein Jahr in ſeiner gewöhnlichen Weiſe davon zu leben. Nun war allerdings das Geld, welches er für Roſa devonirt, noch eine

bedeutende Summe, von deren Zinsen er eine, wenn auch nur bescheidene, doch gesicherte Existenz hätte haben können — aber nichts in der Welt würde ihn vermocht haben, das Geschenk zurückzunehmen, zumal da mit seinem Vermögen keineswegs die Leidenschaft für das Mädchen sich verminderte, sie wurde vielmehr, wenn dies überhaupt möglich war, noch mächtiger durch sein Unglück angefacht.

Aber Schnahse hatte es auch auf diese Summe abgesehen. — Jedoch hütete er sich wohl, etwas davon zu erwähnen. Er kannte seinen Mann und das menschliche Herz zu gut, um nicht darauf zu rechnen, daß der Hauptmann von selbst zu diesem vermeintlichen Rettungsmittel, sein Vermögen wieder zu gewinnen, greifen würde. Er war sogar entschlossen, ihn erst sehr ernstlich abzumahnen, um desto sicherer seines Erfolges zu sein. Aber! er verrechnete sich doch. Allerdings überlegte der Hauptmann, daß, wenn er sich entschließen könnte, noch einmal einen Wurf zu wagen, vielleicht — ja, er baute zuversichtlich darauf — ganz gewiß, dieses Geld welches zu einem guten, frommen Werke bestimmt war, ihm Glück und Segen bringen würde. Er konnte das Geschenk ja vorläufig wieder zurücknehmen, oder nur einen Theil davon und noch einmal sein Glück versuchen. Dieser Betrachtung konnte Herr von Jachmann nicht widerstehen. Das Geschenk oder nur einen Theil davon noch einmal als ein kurzes Darlehn wieder zurückzunehmen, um sein Vermögen wieder damit zurückzugewinnen, dieser Gedanke und diese Hoffnung, daß er mit dem Gelde Glück haben würde, waren zu verführerisch, als daß er ihnen hätte lange widerstehen können. Seine Unentschlossenheit war bald besiegt, um so mehr, da die Zeit drängte und der verhängnißvolle Tag immer näher kam.

So sollte es denn geschehen. So griff der Hauptmann denn das Reserve-Kapital an, welches ihm ein warnender, guter Geist aufbewahren zu wollen schien. Noch einmal wollte er mit dem Glücke eine Lanze brechen, noch einmal in das tolle Gewühl der Börse sich stürzen, und mit keckem Trotze das Geschick herausfordern, seinem Muthe die verdiente Frucht zu bringen. Aber zweifelnd geworden an Schnahses richtigem Takt und an seinem Glück, durch ihn von Verlust zu Verlust gebracht, voll Unmuth über seine Rathschläge — wollte er jetzt sich gänzlich von seinem Rathe emancipiren, selbstständig handeln, und auf eigene Faust versuchen, ob ihm denn das Glück ganz treulos geworden.

Und so sahen wir denn den Mann, noch aufrecht wie immer, nicht gebeugt von seinem bisherigen Unglück, noch immer im Besitze einer großen Summe, die er aber nicht mehr als sein Eigenthum betrachtete, festen

Schrittes in das Gewühl treten, in den sehr erregten Menschenknäuel, in welchem so viele verwegene Spieler ihr Unwesen treiben, und wo selbst die solide Kaufmannswelt oft genug von einem plötzlichen Schwindel ergriffen wird, wo der Pulsschlag des commerciellen Lebens fibrirt, wo Reich und Arm, Glanz und Elend, oft näher an einander grenzen, als Tag und Nacht.

Wie sahen den Hauptmann hineingehen, und stolz kehrte er zurück. Das Geschäft war abgeschlossen, der Erfolg lag noch im dunkeln Schooße der nächsten Zukunft. Die Hoffnung schwellte seine Lebenssegel. Er ging aufrecht der Hauptmann, wie ein alter Soldat den Kugeln entgegen geht — furchtlos und todesmuthig. Und wir sahen ihn noch einige Male mit demselben stolzen Schritte und sicherm Gange und mit geradem, steifem Nacken, als gehöre er zu den ersten Günstlingen des mächtigen Weltbezwingers, der in jenem bescheidenen Winkel wohnt, den schlüpfrigen Boden seines Hofes betreten und eben so wieder zurückkehren. Einmal glaubten wir sogar ein Strahl von Siegesfreude auf seinem gebräunten militärischen Antlitze schimmern zu sehen, und dann — sahen wir ihn zum letzten Male herauskommen. Welche Verwandlung! — Es war nur noch ein Schatten von dem Manne, welchen wir zuvor gesehen. Er ging schnell, mit einer Hast, als peitsche ihn die Angst vorwärts, einem verzweiflungsvollen Entschlusse zu. Seine Hand hielt krampfhaft seinen Stock, der Glanz seiner Augen war erloschen, sein Haar schien sich zu Berge zu sträuben, sein Haupt war vorgebeugt; so eilte er davon, so verließ der Hauptmann von Jachman das gefährliche, verhängnißvolle Haus, das er vor nicht gar langer Zeit als wohlhabender Mann betreten hatte, — fast bettelarm, völlig ruinirt.

Und als er nach Hause kam, da warf er seinen Hut auf den Tisch, den Stock in den Winkel, in heftiger Aufregung ging er im Zimmer auf und ab. Wohl zwanzig Mal knöpfte er seinen Rock auf und zu, sprach laut mit sich selbst, setzte sich nieder an seinen Schreibtisch, schrieb einige Worte, warf dann die Feder auf die Erde und zertrat sie zornig und zerriß das Papier, auf welchem nichts stand als die Worte:

Liebes, theures Kind! —

Und jetzt sogar rollte eine Thräne über seine Wange, er vermochte nicht länger an sich zu halten — er begann zu weinen wie ein Kind. So lag er eine Weile da, das Haupt auf die Arme gesenkt, niedergebeugt über den Schreibtisch. Er vergaß Alles um sich her — gleichsam als wollte er den Abschied weihen, den er von Rosa, von der Welt zu

nehmen entschlossen war, so sandte er mitten unter Thränen ein lautes, inniges Gebet zu dem Allmächtigen empor, dessen Schutz er sein geliebtes Kind zum letzten Male empfahl.

Er hatte in diesem feierlichen Momente nicht gesehen und gehört, dreimal war gepocht worden, dann wurde die Thüre, die nicht verschlossen war, geöffnet. Ein männliches Antlitz blickte hinein. Betroffenheit, Ueberraschung, Theilnahme malte sich auf dem jugendlichen, edlen Antlitze. Einen Augenblick schien er, der Fremde, unentschlossen, ob er einen Schritt vorwärts thun oder zurücktreten sollte. Dann verließ er das Zimmer wieder und schloß ganz leise die Thür.

Nach einer Weile schien Jachmann allen seinen Muth wieder zu gewinnen. Sein Haupt hob sich allmählig, er sah ruhig und gefaßt aus, ergriff eine andere Feder und begann mit fester Hand zu schreiben. Er besann sich nicht eine Sekunde, und überlas den Brief nicht noch einmal, versiegelte ihn und steckte ihn ein. Dann schrieb er wohl noch eine Stunde lang, und ordnete seine Papiere, die er in verschiedene Packete abtheilte und versiegelte. Hierauf nahm er ein Paar Pistolen, lud sie, und verbarg sie in seine Rocktaschen. Endlich machte er sehr sorgfältig Toilette und verließ seine Wohnung. Den Brief steckte er in einen der nächsten Briefkasten. Dann setzte er sich in eine Droschke, und befahl dem Kutscher, ihn nach der Hasenhaide hinzufahren. Doch mußte der Kutscher zuvor die Ueberdachung niederlassen.

Kaum setzte sich die Droschke in Bewegung, da trat ein junger Mann an den Halteplatz heran, flüsterte einem der Kutscher etwas zu, worauf dieser wie elektrisirt auf den Bock stieg, seine Peitsche ergriff, sein Pferd energisch antrieb und der Droschke des Hauptmanns nacheilte.

In der Nähe des Hallischen Thores hielt diese plötzlich stille. Man schien die nachfahrende Droschke vorüberfahren lassen zu wollen. Aber auch diese hielt im selben Momente stille.

Nun wurde der Schlag geöffnet, und der Hauptmann steckte den Kopf hinaus. Was soll das heißen? brummte er. Da er aber in der verschlossenen Droschke Niemanden erkennen konnte, so flüsterte er dem Kutscher etwas zu und dieser kehrte um und schien einen ganz entgegengesetzten Weg einschlagen zu wollen.

Aber die andere Droschke folgte.

Wahrscheinlich aus Bedacht, auf öffentlicher Straße keinen Skandal zu machen, beschloß der Hauptmann nun von seinem Verfolger weiter keine Notiz nehmen zu wollen. Der Kutscher mußte der Hasenhaide wieder

zu lenken und Jachmann fuhr nun bis an das Gehölz, wo er ausstieg. Die andere Droschke hatte ebenfalls Halt gemacht. Aber es stieg Niemand aus. Der Hauptmann trat mit seiner gewöhnlichen grimmigen Miene, wenn er aufgebracht war, an den Wagenschlag heran und blickte in den Wagen. Seine Ueberraschung war nicht geringe, als er den Herrn von Stawinski erkannte.

Der junge Mann grüßte sehr freundlich und stieg aus.

Aber, mein Herr, sagte der Hauptmann finster, warum verfolgen Sie mich? —

Weil ich Sie zu sprechen wünsche.

Nun, ich denke, dazu war Ihnen auf dem Wege bis hierher mehrmals die Gelegenheit geboten.

Ich war meiner Sache nicht sicher, ob Sie es wären, der vor mir her fuhr.

Sie konnten mich doch nur einsteigen gesehen, und mußten mich dann erkannt haben.

Ich sah Sie allerdings einsteigen und glaubte Sie zu erkennen — aber ich war meiner Sache doch nicht gewiß, da ich Sie aus einer ziemlichen Entfernung sah.

Und was wünschen Sie?

Ich beabsichtige nämlich mein Testament zu machen, und wollte Sie bitten, mein Testamentsexekutor zu werden.

Sie wollen Ihr Testament machen? — sagte der Hauptmann, welcher anfing, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, einem Manne gegenüber verlegen zu werden.

Ich habe es vielmehr schon gemacht, und wollte Sie nur um die Gefälligkeit bitten, diese Schlüssel zu meinem Sekretär entgegen zu nehmen.

Und Stawinski reichte dem Hauptmanne mehrere Schlüssel.

Aber, ich erlaube mir zu fragen, entgegnete dieser, warum Sie gerade mich dazu wählten? Ich bin durchaus nicht zuverlässig in solchen Dingen, *ich bin gänzlich unvertraut mit dergleichen Geschäftssachen.* Ich würde Ihnen den Assessor Brandon, als einen Mann empfehlen, dem Sie sich vollkommen sicher anvertrauen können.

Das weiß ich — und ich habe auch ihn zu meinem Testamentsvollstrecker ernannt und Herrn Meyer ebenfalls.

Nun — denn ist es ja vollkommen genug, und ich werde die Schlüssel keineswegs annehmen, Sie können sie ja einem der andern beiden Herren geben.

Ich habe keine Zeit.

Aber ich auch nicht, Herr! — rief der Hauptmann, bemüht, seine Verlegenheit durch seine gewöhnliche Heftigkeit zu cachiren.

Sie haben Zeit entgegnete der junge Mann, Sie haben gewiß einige Zeit für meine Angelegenheit, Herr Hauptmann. — Ich war bereits bei dem Assessor und bei Herrn Meyer und traf Beide nicht, dann eilte ich zu Ihnen und traf Sie ebenfalls nicht zu Hause, aber glücklicher Weise sah ich Sie noch zur rechten Zeit in die Droschke steigen. Ich wollte Ihnen außer den Schlüsseln noch eine bedeutende Summe Gelder in Papieren übergeben, die ich gerade bei mir trage. O, ich bitte Sie sehr, Herr von Jachmann, schlagen Sie mir im Interesse eines Wesens, das Ihnen so werth und lieb ist, diesen Dienst nicht ab.

Aber was haben Sie denn vor, junger Mann? Sie sind ja frisch und gesund. Wollen Sie sich duelliren? —

Nein.

Nun — was denn? —

Stawinski nahm ein ziemlich starkes, versiegeltes Packet aus seiner Tasche und sagte mit gedämpfter Stimme: Ich habe ein bedeutendes Vermögen, aber nur einen armen Anverwandten und einige wenige dürftige Freunde, die ich in meinem Testamente bedachte. Diese Summe hier aber bitte ich dem Fräulein Rosa zu übergeben, sie möge nach den Eingebungen ihres guten Herzens davon Gebrauch machen und sie verwenden, wenn sie deren nicht für sich selbst bedarf.

Ich nehme nichts an, sagte der Hauptmann barsch, wiewohl seine Stimme ein wenig zitterte, das können Sie selbst abmachen. Ich sehe nicht ein, warum Sie eines Vermittlers bedürfen. Ich sehe überhaupt nicht ein — was Sie eigentlich wollen. Doch nicht etwa —

Einen Selbstmord begehen? fiel Stawinski ein, dessen Gesicht plötzlich eine flammende Röthe überzog. Nein, Herr Hauptmann, ich werde die Achtung vor dem Wesen, an das ich mit ganzer Seele hänge und dem ich in meinem Herzen die reinste, erhabenste Freundschaft angelobt, nicht so schmählich verletzen, und an mein Angedenken eine Schmach, einen Makel heften. Ich werde ein edles Herz nicht so entsetzlich kränken, daß es sich mit Schaudern von dem Leichenhügel abwenden müßte, der mich bedecken würde. Ich habe Muth genug, mein Leben und mein Leid zu tragen, und ich halte ersteres für mehr werth, als es mit frevelnder Hand wegzuwerfen. Aber ich sehne mich nach Kampf. Ich gehe in die Welt, und habe mich deshalb eines großen Theils meines Vermögens entäußert,

weil ich deſſen, auf den Wegen, die ich gehen werde, nicht bedarf. Ich will es verſuchen, was ich ohne andere Mittel, als ein tapferes Herz, und ohne Anſprüche an die Menſchheit für mich ſelbſt, für dieſe auszurichten vermag. Wollen Sie nun meine Bitte erfüllen?

Wollen Sie mir bis Morgen Zeit laſſen, darüber nachzudenken? fragte der Hauptmann kaum mehr Herr ſeiner tiefen inneren Bewegung.

Bis Morgen? — Ja. Aber Sie müßten mir verſprechen, daß Sie mir perſönlich Ihre Antwort geben wollen.

Gut — ich erwarte Sie Morgen bis elf Uhr Morgens bei mir.

Dieſe Unterredung hatte unfern des Wagens, in dem Stawinski geſahren, ſtattgefunden. Dieſer ſtieg nun wieder ein und fuhr in die Stadt zurück. Der Hauptmann ging ſehr bedächtigen langſamen Schrittes in das Gehölz. Er vertiefte ſich jemehr und mehr darin. Seine Stirn hatte ſich in ernſte, tiefe Falten gezogen. So verging mehr denn eine Stunde, da hörten ſich plötzlich faſt zu gleicher Zeit zwei ſtarke Schüſſe hören. — Dann raſche, feſte Tritte. Der Hauptmann hatte ſeine Piſtolen entladen und trat aus dem Walde eben ſo ſtolz das Haupt aufwärts gebeugt, den ſo gerade den Nacken gehoben — wie ehemals.

Roſa ſaß und wand einen Kranz für ihre ſo früh dahin geſchiedene Freundin. Gekleidet körperlich in Trauer und geiſtig in Wehmuth, hatte ihre ſchon an ſich reizende Erſcheinung noch an Holdſeligkeit gewonnen. Ihre Blicke richteten ſich noch öfterer als ſonſt zum Himmel empor. Sie hatte den Stern gefunden, welcher ihr guter Stern, der Stern der Freundſchaft und der Liebe ſein ſollte, von dem ſie glaubte — daß er der Stern ihrer heimgegangenen Freundin ſei. Und dieſen Stern mit tiefer Sinnigkeit betrachtend ſaß ſie oft Stunden lang. Der Unſterblichkeit nachdenken, heißt ſich in die Ewigkeit hineinleben. Und Roſa fand die Exiſtenz einer Menſchenſeele zu ſchön, um nicht die Unſterblichkeit als ihr weſentlichſtes Element zu betrachten.

Sie wollte an dieſem Nachmittage Ottiliens Grab beſuchen, und es von Neuem ſchmücken. Wer Gräber pflegt, erheitert das betrübte Herz, das der ſchöne Gottestroſt der Vereinigung im Jenſeit für die Trennung ſtärkt.

Die jungen Mädchen der Penſion ſtatterten, bunten, ſchäkernden Schmetterlingen gleich, im Garten umher. Dann und wann kam eines und legte das gelockte Köpfchen auf Roſas Schooß, oder ſchmiegte ſich an ihren Buſen und fragte wohl auch, ob ſie ihm bald wieder von dem

schönen Himmel erzählen würde, wo die hübschen, guten Engel wären und die Ottilie.

Da kam ein Brief an Rosa. Sie erbrach ihn. Schon flog ihr Blick darüber hin. Er war des Hauptmanns Hand. Noch eine Minute und der Kranz wäre sicher ihrer Hand entglitten und entsetzt hätte ihr Auge die Schriftzüge angestarrt.

Aber in diesem Augenblicke erfaßte eine Hand fest doch sanft die Hand, welche den Brief hielt. Es war Stawinski, welcher ihr den Freundschaftsdienst leistete.

Ich beschwöre Sie diesen Brief nicht zu lesen, sagte er, sichtlich tief bewegt, ich erbitte es von Ihnen kraft des Versprechens, welches wir uns gegenseitig angelobt, uns nichts zu verfagen, was in unserer Macht steht. Ich begehre nicht, daß Sie etwa mir den Brief übergeben oder ihn zerreißen sollen. Ich bitte Sie nur ihn sofort wieder zu versiegeln, und ihn liegen zu lassen, bis ihn der Herr von Jachmann selbst von Ihnen zurückfordern. Mögen Sie ihn immerhin lesen, wenn dies bis Morgen Abend nicht geschehen ist.

Dem Herrn von Jachmann ist doch kein Unglück zugestoßen? sagte Rosa betroffen von dem Benehmen des jungen Mannes.

Ich habe ihn so eben wohl und gesund verlassen.

Der Inhalt des Briefes ist Ihnen also bekannt? —

Ich ahne ihn.

Und sind Sie nicht überzeugt, Herr von Stawinski, daß es — was dieser Brief auch enthalten möge — mich weit mehr beunruhigen wird, wenn ich ihn ungelesen bei Seite lege? —

Sie dürfen meiner Versicherung trauen, daß nichts vorgefallen ist, was Sie ernstlich beunruhigen könnte, und ich gebe Ihnen zugleich mein Wort, daß Ihnen der Herr von Jachmann dafür sehr dankbar sein wird, wenn Sie meine Bitte erfüllen.

So sei es, sagte Rosa, und sandte eines der Mädchen nach Licht, Siegellack und Papier, schloß den erbrochenen Brief in ein Couvert und versiegelte es.

Auf Stawinskis Antlitz leuchtete ein heller Strahl der Freude. Dann diesen Gegenstand als etwas Abgemachtes verlassend, sagte er, auf den Kranz deutend:

Sie besuchen heute Ottiliens Grab? —

Rosa bejahete.

Um welche Zeit?

In einer Stunde.

Stawinski lenkte hierauf das Gespräch auf verschiedene jetzt sehr rege Gegenstände und empfahl sich dann. Eine Stunde später aber hat er mit Rosa an Ottiliens Rosenhügel zusammen. Es war ein feierlicher Augenblick. Ueber der sterblichen Asche derjenigen, welche ihm die innige, zärtlichste Freundschaft Rosas vermittelt, weihete er sich für immer ihrem Dienste. Die untergegangene Romantik des Mönchthums, welche selbst fürstliche Personen antrieb, einer heiligen unsichtbaren Himmelsbraut ein behagliches, glänzendes Leben zu opfern, und im Gewande der Demuth und der Dürftigkeit, der Buße und Beschwernis, ihr Gebot der reinsten, aufopferndsten Menschenliebe zu erfüllen; die Romantik des Rittersthums, da edle Kämpen abenteuernd durch die Welt zogen, um des Lob ihrer Herzensköniginnen durch Heldenthaten zu erwerben, um ihrer Liebe würdig zu werden, diese seltsame Romantik lebte in Stawinski wieder auf. Um ein halbes Jahrhundert früher wäre er vielleicht Mönch oder fahrender Ritter geworden, in unserer modernen Zeit, welche zu besonnend ist, um an Begeisterung erkranken zu können, konnte der junge Mann keines von Beiden werden, und seine Selbstverleugnung war vielleicht um so größer. Denn weder die fromme Gläubigkeit, noch die Bewunderung der Menge konnte einem Märtyrerleben, das sich äußerlich durch nichts von der großen Masse unterscheiden wollte, einige Ermuthigung bieten.

Doch darum nicht minder fest und entschlossen, reichte Stawinski seiner Freundin jetzt über Ottiliens Rosenhügel die Rechte. Leben Sie wohl, sagte er mit gepreßter Stimme, Sie sollen bald von mir hören.

Möge Gott Ihr Beschützer sein, mein Freund, erwiderte Rosa tief bewegt, meine Gedanken, meine besten Wünsche werden Sie überall geleiten.

So trennten sich die Beiden.

Am andern Morgen besuchte Stawinski den Hauptmann. Er fand ihn ruhig und gefaßt. Er war nicht mehr der Mann von gestern, auch nicht mehr der Mann von ehedem. Ein gewisser feierlicher Ernst, der von seinem gewöhnlichen Phlegma sehr verschieden war, lag in seinem ganzen Wesen.

Er ergriff feierlich Stawinskis Hand und führte den jungen Mann an's Sopha hin, woselbst er sich neben ihn niederließ.

Junger Freund, sagte er, ich bin Ihr Schuldner geworden. Sie haben mich gestern von einem unseligen Entschlusse zurückgehalten. Ich

war gestern auf dem Wege, ein großer Taugenichts zu werden — und Sie haben mich mir wieder gegeben. Wissen Sie wohl, was gestern meine Absicht war, als wir uns trafen? —

Ja, ich weiß es, versetzte Stawinski.

Sie wissen es? —

Sie wollten sich eine Kugel durch den Kopf jagen.

Der Hauptmann sah den jungen Mann mit einer Miene an, in der sich die größte Ueberraschung mit dem höchsten Unmuthe mischte.

Herr, wie wissen Sie das? fragte er dann aufbrausend.

Ich habe eine Pistole in Ihrer Tasche gesehen —

Doch erst als ich ausstieg? —

Als Sie aussteigen, allerdings.

Und darauf hin wagen Sie einen Selbstmord zu präsumiren? —

Ich habe Sie vorher heftig weinen gesehen —

Herr — mich weinen! —

Stawinski ließ sich durch die Heftigkeit dieser Frage durchaus nicht abschrecken. Er erzählte dem Hauptmann mit der größten Ruhe, daß er — als er trotz mehrmaligem Pochen — keine Antwort erhalten, die Thüre geöffnet habe und unbemerkt einen Augenblick der ganz unfreiwillige Zuschauer seiner Gemüthserschütterung gewesen.

Und diese brachten Sie mit der Pistole in Verbindung, und argwöhnten einen Selbstmord? —

Ich glaubte es.

Sie hielten also eine einstudirte Rolle, Herr? —

Keineswegs, Herr Hauptmann. Es blieb mir aber schicklicher Weise, da ich so willenlos zum Zeugen Ihrer Gemüthsstimmung wurde, weiter nichts übrig, als mich, wenn es anging, unbemerkt wieder zurückzuziehen. Ich hatte aber Eile und wollte um jeden Preis noch gestern mit Ihnen reden. Ich trat in das Kaffee Ihnen gegenüber, um dort eine Stunde zu warten, da sah ich Sie aus Ihrem Hause hinaustreten. Sie warfen einen Brief in einen Kasten und stiegen darauf sofort in eine Droschke. Nun folgte ich Ihnen. Verschiedenes an Ihrem Wesen machte mich bedenklich. Es gab eine Zeit, wo ich selbst mal einen Augenblick lang mich mit dem entsetzlichen Gedanken des Selbstmordes herumtrug. Ich habe ihn, Gottlob, überwunden, und ich hoffe, auch Sie.

Ich will es nicht leugnen, junger Freund, sagte der Hauptmann nach einer Weile, daß Sie auf rechter Fährte waren. Ich habe mein ganzes nicht unbedeutendes Vermögen durch unglückliche Spekulationen

faſt gänzlich verloren. Ich war ein reicher Mann, und jetzt bin ich ein Bettler.

Und weiter iſt es nichts? ſagte Stawinski ruhig.

Nein, mein Freund, weiter iſt es nichts, verſetzte der Hauptmann, ich war auch mal einen Augenblick ein Narr. Ich glaubte, als ich mich plötzlich arm wußte, es wäre kein Platz für mich mehr auf dieſer Welt. Ich vergaß, wie viele hundert Tauſende arme, hilfloſe, zarte und ſchwache Geſchöpfe nichts beſitzen, als ihren Lebensmuth und die Beſcheidenheit ihrer Bedürfniſſe, nichts als den guten Willen, durch die Welt zu kommen, und ſich zum Lohne dann und wann an den kleinen Freuden zu erholen, die ihnen ihre armſelige Lage ſo ſpärlich zufließen läßt. Und ich, ein Mann, in der Fülle ſeiner Kraft, der ſo lange Zeit auf dem Lotterbette müßig dagelegen, ſollte verzweifeln, und verzagen, da ich das Leben nun mehr von ſeinen dunkeln, düſtern Seiten kennen lernen ſoll? — Nein, ich ſtehe feſt, und woher ich mich auch beſtimmen werde, ich will mit demſelben Muthe dem Unglücke die Stirn zeigen, mit welchem ich das Glück — allerdings verdienſtlos — hingenommen.

Und nun erzählte der Hauptmann ruhig und gelaſſen, als wäre es ihm gar nicht ſelbſt begegnet, auf welche Weiſe er den Verluſt ſeines Vermögens ſich zugezogen. Jedoch verſchwieg er Alles, was in irgend einer Beziehung zu Roſa ſtand. Nur das erwähnte er, daß Schnapſe ihn bei ſeinen Operationen unterſtützt, daß das Geld zum größten Theil durch deſſen Hände gegangen, daß er faſt überall der Vermittler war, daß er jedoch nicht glaube, daß der Mann irgend einen unredlichen Verdienſt erworben.

Stawinski ſchwieg, aber er war anderer Meinung.

Ich habe mich auch einmal verleiten laſſen, ſagte er, an der Börſe zu haſardiren, und ich habe gewonnen. Ganz gewiß würde ich weiter gegangen ſein und vielleicht mehr verloren, als gewonnen haben, wenn ich damals nicht — Ihre liebe Roſa kennen gelernt hätte. Ich habe übrigens niemals auf Geld einen Werth gelegt und niemals habe ich nur einen Augenblick darnach getrachtet, mein Vermögen zu vermehren. Jetzt habe ich mich deſſen bis auf das geringſte Einkommen von fünfhundert Thalern gänzlich entäußert. Ich hoffe aber dennoch mich recht reich zu fühlen.

Ich hoffe, ſagte der Hauptmann, daß man auch mit einem Auskommen von dreihundert Thalern glücklich und zufrieden leben kann. —

Ganz gewiß, ſagte Stawinski, es kommt nur darauf an, auf Genüſſe

zu reſignirten, die uns zu künſtlichen Bedürfniſſen geworden ſind und eine Menge Feſſeln zu überwinden, die uns zu freiwilligen Sklaven machen.

Meine verzweiflungsvolle Stimmung, ſuhr der Hauptmann nach einer Weile fort, entſprang auch weniger meiner Selbſtſucht, als dem trüben Gedanken, daß ich nun der Mittel beraubt bin, Andere zu beglücken.

Stawinski verſtand ſehr wohl, was der Hauptmann damit ſagen wollte und indem er deſſen Hand ergriff, verſetzte er:

Mein lieber Herr Hauptmann, darf ich ganz offen und frei mit Ihnen reden?

Sprechen Sie, junger Mann, ſagte der Hauptmann, Sie reden wahrlich nicht ſo ſchlecht, als daß ich nicht mit Vergnügen jedes Ihrer Worte anhören ſollte.

Sie wiſſen, hub jetzt Stawinski mit einer gewiſſen Feierlichkeit an, daß ich Roſas Freund bin. Sie ſelbſt, Herr Meyer und der Aſſeſſor haben dieſe Freundſchaft anerkannt. Wir haben uns an Ottiliens Sterbebette darüber verſtändigt. Sie haben mir geſtattet, mich Roſas Bruder nennen zu dürfen. Sie haben der Sterbenden angelobt, fortan kein Mißtrauen in meinen Charakter ſetzen, durch keine Eiferſucht ein Verhältniß trüben zu wollen, das ſtets über jeden Makel, über jeden Verdacht erhaben ſein muß, ja, Sie waren großherzig genug, dies zu verſprechen und — zu halten. Sie ſollen ſehen, daß Sie Ihre Großmuth keinem Unwürdigen geſchenkt. Ich werde ſchon Morgen Berlin verlaſſen, um vielleicht niemals wieder zurückzukehren, oder doch nur auf kurze Zeit, um meine gute Schweſter und ihre Freunde glücklich zu ſehen. Und dann ziehe ich wieder in die Welt, allen Ueberfluß, alle Vorzüge meines Standes von mir werfend, im beſtändigen Verkehr mit der Armuth, um ihre Noth, ihre Mühen, ihre Sorgen und ihre trügeriſchen Hoffnungen kennen zu lernen. Ich will unter den Armen wandeln wie Einer völlig ihres Gleichen. Ich will ſie ohne alle Verſtellung, ſchlecht und gut wie ſie ſind, kennen lernen. Ueber mein Vermögen habe ich bereits verfügt. Ich überlaſſe die größere Hälfte unſerer Roſa, doch mit der Beſtimmung, daß das Kapital vollkommen ſicher angelegt werde. Die Zinſen mag ſie nach Belieben verwenden, die andere Hälfte aber habe ich armen Freunden vermacht und mir nur ſo viel vorbehalten, als ich nothwendig gebrauche, um nicht betteln oder für Geld arbeiten zu müſſen. Wenn ich dann vielleicht nach zehn oder mehr Jahren hinlängliche Erfahrungen

eingesammelt haben werde, wenn ich eingesehen, welche neue Bahn man einschlagen muß, um der Armuth ein Asyl zu gründen, sie der Verachtung, die auf ihr lastet, sie lähmt und lebendig den Todten zugesellt, zu entreißen, dann will ich mich mit dem vorhandenen Kapital und unter Rosas Beistand an diesen heiligen Versuch machen, an die Auflösung eines Problems, welches die schwerste, aber würdigste Aufgabe unserer Zeit ist. Das ist mein Plan. Da ich jemals bis zu seiner Ausführung gelangen werde, das steht in Gottes Hand. Mein Testament ist gemacht und ich richte nun noch einmal die Bitte an Sie, ob Sie an Rosa die für sie bestimmten Papiere, jedoch erst zwei Tage nach meiner Abreise, Sonnabend also, übergeben wollen? —

Der Hauptmann saß, während Stawinski sprach, mit gesenktem Haupte da. Seine Miene aber war ungemein finster. Es regte sich vielleicht etwas in seinem Herzen, was ihm wie Beschämung erschien. Diese fast überirdische, wahrhaft romantische Liebe des jungen Mannes überwältigte ihn. Seine Worte betäubten ihn gleichsam, und sein gegenwärtiger Seelenzustand wurde sehr entsprechend von ihm selbst bezeichnet, indem er in sich hineinbrummte:

Nun erst möchte ich mich todschießen! —

Und nun noch Eins, fuhr Stawinski fort. Ich war gestern bei Rosa, um von ihr Abschied zu nehmen, und kam gerade darauf zu, als sie einen Brief von Ihnen, den sie eben bekommen hatte, lesen wollte. Ich bat Sie indeß den Brief ungelesen wieder zu versiegeln und ihn bei Seite zu legen, und es ebenso mit einem zweiten zu machen, den sie vielleicht noch vor heute Abend empfangen würde. Diese Bitte, deren Grund sie glücklicher Weise nicht ahnen konnte, machte sie ungemein betroffen, aber ich beruhigte sie, und sie erfüllte meine Bitte. Sie werden also diese Briefe — denn ich vermuthe, daß Sie gestern noch einen zweiten abgesendet, ungelesen zurück erhalten können, wenn Sie noch heute schrieben.

Jetzt sprang der Hauptmann auf. Er packte Stawinskis Kopf mit beiden Händen, als wollte er ihm denselben abschrauben, dann küßte und umarmte er ihn wie ein zärtlicher Vater seinen hoffnungsvollen Sohn, und sagte endlich mit gepreßter Stimme:

Jetzt aber machen Sie, daß Sie fortkommen. Ich werde Ihren Auftrag getreulich erfüllen. Gehen Sie, gehen Sie, Sie sind ein schlechter Mensch! —

Und halb weinend, halb lachend, mit einer komischen Hast, führte

er den jungen Mann bis an die Thüre, als wollte er ihn geradeswegs hinauswerfen. Und er warf ihn wirklich hinaus. Als er aber fort war, schloß er sich ein und zankte sich eine Stunde lang wacker aus, nannte sich einen Egoisten, einen verkümmerten Liebhaber, einen pergamentzähen Hagestolzen, einen Narren, und Gott weiß, was noch. Er beschloß diese gemüthlichen Apostrophen damit, daß er sich feierlichst einen ewigen Haß gegen sich selbst angelobte, wenn er sich minder stark und großherzig zeigen sollte, als ein so junger Mensch, dessen Vater er sein könnte.

Hierauf schrieb er an Rosa und erbat sich seine Briefe zurück.

Drittes Kapitel.

Meister Reese ertheilt einer bekannten Person Audienz.

Meister Reese saß mit einer Miene, die mehr verrieth, als Selbstgenügsamkeit, die den erhabensten Gleichmuth bekundete, bei seinem frugalen Abendbrote. Monsieur Wilhelm — wie ihn Reese beim Diner und Super zu nennen pflegte — half wacker mit, und Freund Karo that ebenfalls sein Mögliches, indem er die Vorderpfoten auf den Tisch setzte und bald nach des Meisters, bald nach Wilhelms Hand schnappte. Auf dem Tische stand ein Krug Weißbier, von dem der Meister behauptete, daß es einen leisen Anflug von Säure habe, eine übrigens sehr häufige Eigenschaft dieses beliebten Berliner Getränkes. Daneben lag eines jener bekannten cylinderförmigen Brode, welche sich sowohl durch ihre Länge, als durch die Schnelligkeit auszeichnen, mit der sie bei zahlreichen Familien zu verschwinden pflegen. Außerdem befand sich noch Butter, Salz und schwarze Rettige auf dem Tisch, welche bei Karo sehr verpönt, aber ein Lieblingsgericht des Meisters und seines Lehrlings waren.

Letzterer, welcher überhaupt mehr ein Mann der Thaten als der Worte genannt werden konnte, bewies namentlich beim Essen, wie viel Klugheit ein schweigsamer Mund verrathe, während der Meister mehr sprach als aß. Reese war ein zu großer Freund der Unterhaltung, um

bei Tiſche nicht den Kürzeren zu ziehen, beſonders Wilhelm gegenüber, der nicht die geringſte Miene machte, ihm jemals zu widerſprechen.

Wilhelm, begann der Meiſter nach einer Pauſe, die er dazu benutzt hatte, das ein wenig nachzuholen, was er bisher durch ſeine Geſprächigkeit verſäumt hatte, Wilhelm, heute war für uns ein ſehr merkwürdiger Tag.

Sehr; beſtätigte Wilhelm mit einem Lacenismus, der claſſiſch war und von einem ſtummen Spartaner entlehnt zu ſein ſchien.

Ja ſehr, wiederholte Breſe, wirklich ſehr. Du haſt ganz Recht, Wilhelm.

Wilhelm verſchluckte aus Freude über dieſe Anerkennung ſeines Meiſters ſo unvorſichtig einen großen Biſſen Brod, daß durch ſein hierdurch verurſachtes Huſten abermals des Meiſters Redefluß unterbrochen wurde. Dieſer legte raſch ein Stück Rettig auf den Nacken ſeines Lehrlings, eine Art Sympathie, welche bei ſolchen Zufällen von Wirkung ſein ſoll.

Ja, es war ein merkwürdiger Tag, fuhr er dann fort, ich habe aber immer darauf gewettet — nicht Wilhelm, habe ich nicht immer darauf gewettet? —

Immer; entgegnete Wilhelm, der ſich für die durch ſein Huſten verloren gegangene Zeit nach Kräften jetzt entſchädigte, ſo daß das Brod bereits zu einem Atom ſich zu verkleinern begann.

Ich habe allerdings immer darauf gewettet, daß mir mit allen meinen Buchſchuldnern noch etwas Merkwürdiges begegnen würde. Ich habe auf mein Buch gewettet, auf mein Buch, Wilhelm (Wilhelm blickte bei dem Worte Buch höchſt reſpectvoll ſeinen Meiſter an), daß der Herr Gottlieb noch einer großen Zukunft entgegen gehen würde, und richtig ſcheint er gegenwärtig wirklich dieſe große Zukunft erreicht zu haben.

Es ſcheint mir auch ſo, ſagte Wilhelm.

Scheint? entgegnete Breſe, nein, es iſt ſo, Wilhelm, von ſcheint kann hier gar keine Rede ſein. Hat er heute ſich nicht einen höchſt noblen Zug bei uns beſtellt, und uns aufgegeben, ihm die Rechnung quittirt — denke Dir, quittirt, Wilhelm — (Wilhelm ſchüttelte voll Bewunderung mit dem Haupte) gleich mit beizuſenden? — Und ſogar auch über die alte Schuld ſoll ich ihm eine quittirte Rechnung ſchicken. Und jetzt ſoll mir Jemand ſagen, ob ich nur einen Pfennig — einen Pfennig, Wilhelm — an meinem Buche verlieren muß! —

Keinen Pfennig, ſtimmte Wilhelm bei.

Da hast Du ganz Recht, Wilhelm, fuhr der Meister fort, Du bist ein Mann von Einsicht. Du wirst einmal Deinem Meister Ehre machen. Greif zu, Wilhelm. Iß Dich nur satt. Bis Morgen früh giebt's nichts mehr.

Wilhelm machte ein sehr klägliches Gesicht, denn es gab durchaus kein eßbares Object mehr auf dem Tisch, an dem er sich hätte vergreifen können.

Dieser Gottlieb, fuhr Meister Wiese fort, war immer ein Mann, auf den ich große Hoffnungen gesetzt. Ich habe ihm schon vor Jahren prophezeit, er würde noch einmal eine hohe Stellung im Staate einnehmen.

Hat er denn jetzt ein Amt bekommen? fragte Wilhelm.

Wird es noch bekommen, Wilhelm, wird es, ich wette. Bisher hat er nur, wie ich eingesehen habe, eine große Erbschaft erlangt. Er wird es noch geheim halten wollen, und deshalb sprach er so unter der Blume. Aber Meister Wiese braucht nur einen halben Wink zu erhalten. Der alte Gottlieb sei gestorben, sagte er, und er als Werner wieder geboren. Und nun müsse er noch seine Tochter aufsuchen und dann würde er ein steinreicher Mann sein. Den Meyer aber müsse er bis auf's Blut verfolgen, denn er verheimliche ihm seine Tochter. Siehst Du ein? — Dahinter steckt Lauter Geheimniß. Dahinter steckt was Großes, Wilhelm. Das sind Verhältnisse, in die ein gewöhnliches Menschenkind gar nicht hineingerathen kann.

Ist Herr Gottlieb denn verheirathet gewesen? fragte Wilhelm, der jetzt, da er keine andere Mundbeschäftigung hatte, etwas weniger einsilbig war.

Hm, versetzte Wiese, was man so genau verheirathet, war er eigentlich nie. Aber deshalb kann er doch eine Tochter haben. Es giebt Verhältnisse, Wilhelm, in denen man eine Frau haben kann und doch keine Frau, ein Kind und doch kein Kind, Verhältnisse oder sogenannte magnetische Ehen — verstehst Du, Wilhelm? — ich meine magnetische Ehen —

So was sich anzieht; bemerkte Wilhelm.

Ganz richtig, Wilhelm. Fürstliche Personen z. B. leben sehr oft in magnetischen Ehen, weil auch bei ihnen zuweilen die Liebe quer durch die diplomatische Rücksicht geht. Und um nun gegen nichts anzustoßen — denn große Herren stoßen sich nicht gern, Wilhelm — helfen sie sich mit den magnetischen Ehen, was sie nicht genirt, Wilhelm, denn sie lassen sich nur an der linken Hand trauen, und behalten sich die rechte frei.

Dieſe Unterhaltung wurde durch das beſcheidene Pochen einer ſehr beſcheidenen Hand unterbrochen, und auf Meiſter Breſes „Herrein“ trat Mamſell Gumpel nebſt Hut, Umſchlagetuch und Sonnenſchirm mit vielen Knixen und Körperwindungen in das Atelier.

Meiſter und Lehrling ſprangen überraſcht auf. Der Erſtere namentlich ſchien dieſer Jungfrau oder vielleicht jeder Jungfrau gegenüber ein ganz anderer Mann zu ſein, wenigſtens zeigte er jetzt mehr Unſicherheit und Verlegenheit in ſeinem Benehmen, als dies ſonſt der Fall war. Er rückte ſein Käppchen hin und her, und ſetzte der Mamſell Gumpel ſtatt eines Stuhles einen Schemmel hin, ſtatt Karo kuſch, ſagte er Wilhelm kuſch, und ſtatt Mamſel Gumpel ſagte er unaufhörlich Mamſell Lure. Kurz der Meiſter war ganz perplex. Sein Glück war es indeſſen, daß es die Gumpel nicht minder war. Sie verneigte und drehte ſich noch immerfort, als könne ihr Körper aus ſeinen Schwingungen gar nicht wieder heraus kommen. Der Sonnenſchirm entglitt ihren Händen, und da ſie und der galante Meiſter Breſe ſich zu gleicher Zeit darnach bückten, fuhren ſie mit den Köpfen ſo hart an einander, daß Mamſell Gumpel laut aufſchreien mußte, der Meiſter aber ſein Käppchen verlor. Nun angelten ſechs Arme zugleich darnach, um es von der Erde aufzufiſchen, Wilhelm aber geizte beſonders nach der Ehre, es zu erhaſchen, wobei jedoch der arme Burſche ſo derb gegen die Stubecke fuhr, daß er wie ein Beſeſſener in der Stube umherſprang. Natürlich war Mamſell Gumpel hierüber ſehr entſetzt, nahm ein Handtuch, feuchtete es an und wickelte es dem Burſchen um den Kopf, der nun in ſeinem weißen Turban wie ein Türke ausſah, zumal da er ſich mit übereinander geſchlagenen Beinen auf den großen Schneidertiſch ſetzte.

Nun endlich war Mamſell Gumpel ſo weit, ſich niederſetzen zu können, und Meiſter Breſe hatte ſich ſo weit erholt, daß er die Frage an ſie richten konnte, welchem Zufall er das Glück zu verdanken habe, ſie zu einer ſo ungewöhnlichen Zeit bei ſich zu ſehen. Und Mamſell Gumpel ſagte mit einem wehmüthigen Lächeln, dieſes Glück habe er einem Unglück zu verdanken, denn ſie ſei außer Dienſt und Brod, und ſie wohne jetzt bei Wilhelms Mutter und ihrem kleinen Pathen Oskar Kirſchgrün. Und nun erzählte ſie getreulich, wie es ihr bei der Bremer ergangen. Meiſter Breſe ſah ſeinen Lehrling mit einer ſo ſtolzen, triumphirenden Miene an, als hätte ihm die Gumpel ſo eben eine gewonnene Schlacht verkündet. Wilhelm, ſagte er, worauf habe ich gewettet? — Habe ich nicht geſagt, daß heute ein ſehr merkwürdiger Tag für uns iſt? — Haſt

Du gehört, was der Pathe Deines kleinen Bruders begegnet ist? Außer Dienst und Brod! — Sieh mal — das ist nicht bitter. So mir nichts dir nichts. Als wenn alle Menschen von ihren Zinsen leben könnten. Diese Madame Bremer muß eine schlechte Kreatur sein, mein liebes Mamsell Fräulein, denn Sie sind eine brave Person, und wer Sie außer Dienst und Brod zu setzen vermag, ist in meinen Augen sehr gesunken. Wilhelm, ist sie nicht in meinen Augen sehr gesunken? —

Ich werd' es ihr gedenken, sagte Wilhelm mit einer finstern Entschlossenheit, indem er mehrere Male mit seinem beturbanten Haupte schüttelte.

Meister Brese sah auf seinen Lehrling mit einer wahrhaften Ehrerbietung, dann blickte er die Gumpel mit einer Miene an, in welcher der ganze Stolz eines Meisters lag. Sie haben so eben gehört, sagte er, was Wilhelm ausgesprochen hat. Seien Sie überzeugt, Fräulein Kate — Meister Brese versprach sich bei der Anrede fast jedesmal — daß er Sie eben so würdig und entsetzlich rächen wird, wie er für mich dereinst an einer gewissen Jemand Rache genommen. Nur Geduld, nur Hoffnung, nur Muth, meine Liebe. Man muß niemals verzagen. Der alte Gott lebt immer noch. Nicht wahr Wilhelm, sage ich nicht immer, daß der alte Gott noch lebt?

Meister sagt das täglich hundert Mal; bestätigte der Lehrling.

Da hören Sie es, fuhr Brese fort. Es ist also ganz unnütz, wenn Sie sich Sorgen machen. Ist Ihnen ein Abendbrod gefällig, mein liebes Fräulein Bremer — Hexe wollte ich sagen — Gumpel wollte ich sagen. Ich meine diese Madame Bremer ist eine Hexe. Gesäckt müßte sie werden, wie eine Kindesmörderin bei der langen Brücke, wie das in Heßlein's berühmten und berüchtigen Häusern von Berlin zu lesen ist. Nun essen Sie, meine Liebe, Wilhelm decke den Tisch, setze Alles auf, was da ist.

Es ist nichts mehr da; entgegnete Wilhelm.

Wilhelm, es muß noch eine Gurke da sein, und ich wette auch noch ein halber Kuhkäse, und ein paar Pellkartoffeln von ehegestern, und ein Stückchen Hering. Etwas schwarzer Rettig muß auch noch da sein.

Ich habe Alles aufgegessen, Meister, sagte Wilhelm.

Brese blickte die Mamsell Gumpel abermals mit einem so stolzen Lächeln an, daß die arme Person ganz verlegen wurde. Nun, was sagen Sie, mein gutes Fräulein, sagte er, giebt es einen bravern Burschen, als unsern Wilhelm Kirschgrün? — Sinnt er nicht immer auf seines

Meisters Nutzen? — Läßt er wohl irgend etwas verkommen und verderben? — Gehe, mein Junge, fuhr der Meister dann wieder gegen Wilhelm gewendet fort, hole etwas Gutes.

Trinken Sie lieber einen Kümmel oder Weißbier, liebstes Fräulein?

Ich muß bestens danken, Herr Brese, versetzte die Gumpel, ich bin nicht deshalb gekommen. — Ich wollte Ihnen, als altem Bekannten und dem Meister unsers Wilhelm nur die Anzeige machen, daß ich auf einen neuen Dienst reflektire, und da Sie mit sehr vielen Leuten bekannt sind, so könnte es wohl sein, dachte ich, daß Sie mal etwas hören. Und dann wollte ich Sie bitten, an mich zu denken.

An Sie zu denken? entgegnete Brese. Freilich werde ich an Sie denken. Ich werde immer zu an Sie denken. Und ich wette — Wilhelm merke Dir, ich wette! — daß ich Ihnen einen zehnmal bessern Dienst verschaffen werde, als Sie bei der schlechten Person gehabt haben.

Für diese Zusicherung konnte die Gumpel nicht genugsam danken. Meister Brese wurde wieder sehr verlegen, und, um sich den Dankesäußerungen des Fräuleins zu entziehen, machte er sich unter einem sehr schlauen Vorwande in die Küche hinaus, entschlüpfte hier und kehrte mit Bier, Brod, Schinken und Wurst beladen zurück. Mamsell Gumpel machte eine sehr verlegene und Wilhelm eine sehr glückliche Miene — denn er hatte wieder Aussicht sich seines Meisters Lob zu erwerben — als dieser in die Stube trat. Hurtig sprang er vom Tische hinunter, deckte das Tischtuch auf, und nun mußte sich die Gumpel trotz all' ihrem Sträuben daran niederlassen, und da sie doch wenigstens durchaus nicht allein essen wollte, setzte sich der Meister neben sie, und es schien sich ganz von selbst zu verstehen, daß auch Wilhelm sich wieder an den Tisch setzte und für den Nutzen seines Herrn die größten Anstrengungen machte.

Mamsell Gumpel aber aß weniger, als sie sich damit befaßte, Stullen zu schneiden und zu belegen, die groß genug geriethen, so, daß namentlich Wilhelm die Hand der Gumpel zehnfach segnete. Aber auch Meister Brese erklärte, es wäre etwas ganz Ungeheuerliches, welchen Appetit er mit einem Male wieder habe, obwohl er vor Kurzem ganz satt vom Tische gegangen sei. Das Fräulein mache aber ihre Sache so allerliebst und appetitlich, daß er essen müsse, und wenn sie bis zum frühen Morgen in Einem fort Stullen schnitte.

Mamsell Gumpel wußte gar nicht, was sie zu solchen Schmeicheleien sagen sollte und sie sagte auch wirklich nichts, sondern schnitt und schmierte

immer zu, bis sie sich fast in die Hand geschnitten hätte. Es ging aber noch gut und nun mußte sie endlich des Meisters Andringen nachgeben und ebenfalls essen.

Es verging der kleinen Gesellschaft ein sehr angenehmes Stündchen. Meister Brese war ungewöhnlich aufgeräumt und schloß mit Wilhelm mindestens zwei Dutzend Wetten ab. Dieser pflichtete seinem Meister in allen Wetten unbedingt bei, denn er war wieder sehr einsilbig geworden. Kurz, die Gumpel schied um zehn Uhr wahrhaft gerührt von der Aufnahme, die sie gefunden, und Meister Brese drückte ihr die Hand auf eine äußerst zärtliche Weise und er beneidete ordentlich seinen Lehrling, der als Bruder des kleinen Oskar Kirschgrün das Recht hatte, von ihr geküßt werden zu dürfen. —

Wilhelm, sagte der Meister, als die Gumpel endlich fort war, indem er nachdenklich den Finger an die Nase legte, was meinst Du — soll ich wetten? —

Wilhelm machte ein höchst bedenkliches Gesicht. Er glaubte, der Meister müsse wohl zu viel getrunken haben. Eine solche Frage von ihm war ihm noch nicht vorgekommen. Sie klang ihm ordentlich unheimlich.

Wilhelm, soll ich wetten? — fragte der Meister noch einmal, indem er seinem Lehrling mit feierlichem Ausdrucke ansah.

Die Wette verlieren Sie Meister, versetzte Wilhelm, denn Sie fragen — und haben also kein Zutrauen zu sich.

Wilhelm, sagte der Meister entschieden, ich wette, daß ich die Wette nicht verlieren werde. Wenn ich einmal frage, ob ich *soll*, dann bedeutet das: daß ich verschiedene Bedenklichkeiten gehörig berücksichtigt habe. Wilhelm, Du weißt, daß ich des Glaubens bin, daß ich mit einem Frauenzimmer entschiedenes Unglück haben würde. Wenn ich also nicht wüßte, daß ich niemals eine Wette verlieren kann, dann würde ich glauben, daß ich darauf wetten könnte, daß wir — ich meine das Fräulein Gumpel und ich — uns sehr gut vertragen würden. Was sagst Du dazu, Wilhelm? —

Sehr gut, versetzte der Lehrling. Sie schneidet prächtige Stullen.

Ja, sie hat vielen Anstand, fuhr der Meister fort. Sie würde ihren Mann ungemein nobel repräsentiren. Und sie hat Figur, Wilhelm, sie hat wirklich sehr viel Figur, und ich wette, mein Junge, daß sie noch einmal einen Mann recht glücklich machen wird; denn sie kann was leisten.

Ja, sie ist sehr gut in der Wirthschaft, bestätigte Wilhelm, meine Mutter lobt sie ungemein.

Lobt sie, Wilhelm, das kann ich mir denken. Siehst Du, diese Dinge wollt ich Dir nur zu bedenken geben und ich frage Dich nun nochmals, Wilhelm, soll ich wetten? —

Ja, wetten Sie nur Meister; versetzte Wilhelm.

Nun, so wette ich auf eine baldige Hochzeit, Wilhelm. Der Bräutigam ist schon fertig und die Braut ebenfalls, es frägt sich nur noch, ob sie will. Wilhelm, meinst Du, daß sie wollen wird?

Wer? fragte der Lehrling.

Nun, Fräulein Gumpel.

Was? fragte Wilhelm wieder.

Nun, ob sie Hochzeit machen will.

Ja, Meister ich wette! — sagte Wilhelm plötzlich mit einer solchen Energie, daß ihn sein Meister ganz erstaunt ansah.

Und mit mir, Wilhelm? —

Nein, Meister, mit mir, denn sie nannte mich immer ihr Männchen.

Das war purer Spaß, Wilhelm. Du siehst doch wohl ein, daß Du noch zu jung bist, um ihr Mann sein zu können. Glaubst Du also, daß sie mich nicht ausschlagen wird? —

Ich werde ein gutes Wort für Sie einlegen, Meister, sagte Wilhelm. Ich gelte viel bei ihr.

Thue das, mein Junge, und ich verspreche Dir zu meiner Hochzeit einen ganz neuen Anzug mit einem Hut, hörst Du Wilhelm, mit einem Hut, wonach Du Dich schon so lange gesehnt hast.

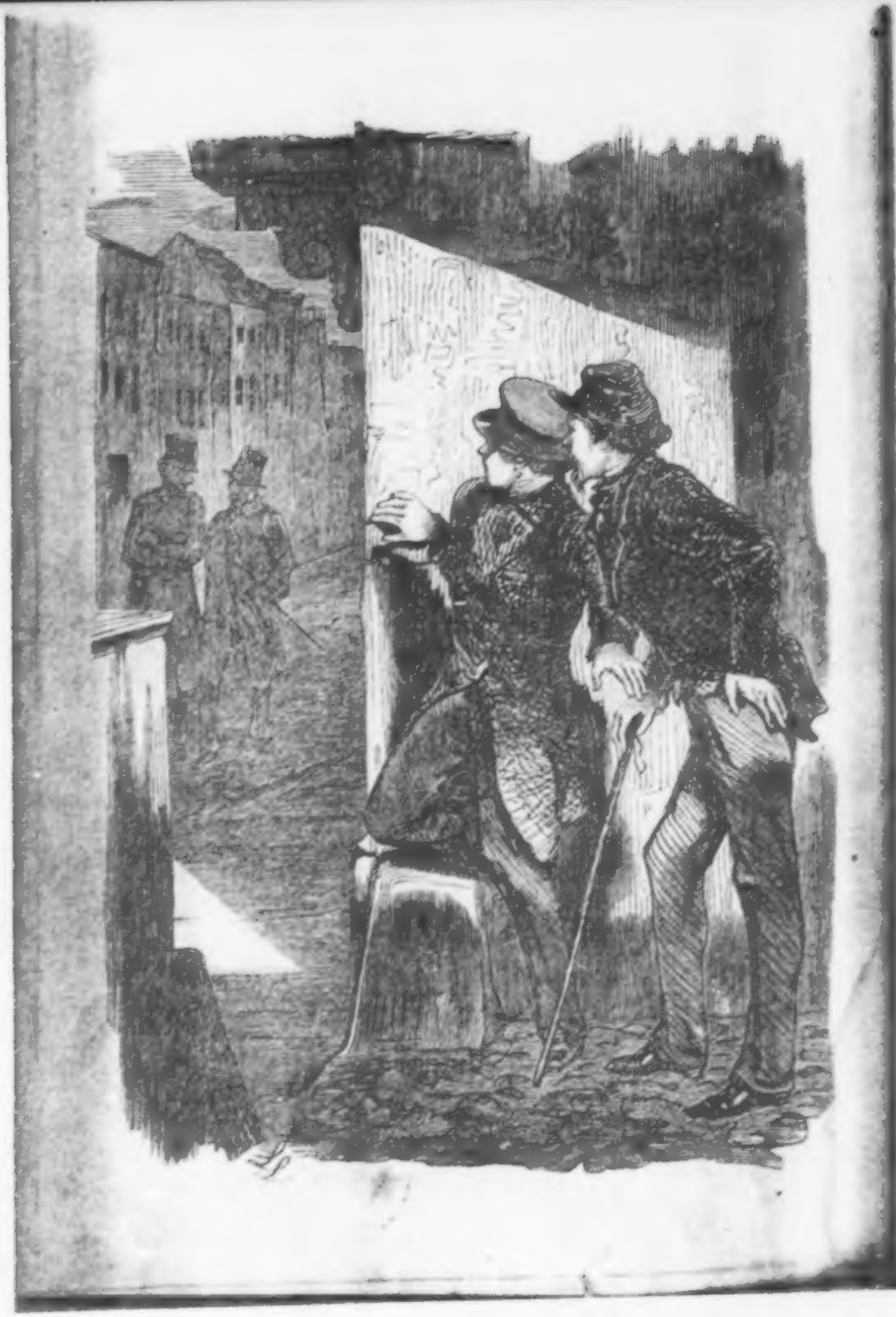
Wilhelm war von diesem Versprechen ganz entzückt, er gelobte seinem Meister nochmals für ihn ein gutes Wort einzulegen und Brese begab sich nun mit dem Vorsatze zu Bette, am andern Tage mit Wilhelm darauf zu wetten, daß er die ganze Nacht von dem Fräulein Gumpel geträumt habe.

Viertes Kapitel.

Ein Polterabend.

In der Straße, in welcher Meyer mit seinem Diener Jakob und dem Herrn Valdrian residirten, verrieth eine ungewöhnliche Aufregung der hoffnungsvollen Jugend ein außerordentliches Ereigniß. Ein halbes Dutzend kleiner Spitzbuben schien irgend ein Attentat an einem unschuldigen Gegenstand ausüben zu wollen, sie umschwärmten das Haus, in welchem Valdrian wohnte, recognoszirten sehr sorgfältig das Terrain, blickten mit schlauen Mienen zur Bel-Etage hinauf, verschwanden dann einzeln in den benachbarten Häusern, Höfen und Kellern, um bald darauf mit vollen Händen zurückzukehren. Es schien auf nichts Geringeres abgesehen zu sein, als auf eine Bestürmung des Hauses, denn dann und wann lief einer der Jungen vor, man vernahm einen lauten Schlag und ein Topf oder sonst irgend ein nichtsnutziges Stück Küchengeschirr krachte gegen die Thüre.

Es war Niemand in der Straße, dem diese heillose Friedensstörung einer friedlichen stillen Hausthüre mehr Vergnügen gewährte, als unserm Jacob. Er lag am Fenster in der Stube seines Herrn, welcher gerade abwesend, und ermuthigte die kleinen, verwegenen Buben durch verblümte Lobeserhebungen, erlaubte ihnen eventualiter sich in das Haus, welches sein Herr bewohnte, zu flüchten, ja, er hatte sogar in seiner Küche ein geheimes Arsenal von Töpfen, Schüsseln und Tassen angelegt, die er schon vier Wochen, in Vorbedacht dieses Abends, entweder mit eigenen Händen zerbrochen, oder im Hause bei allen ihm bekannten Mädchen eingesammelt hatte. Er hatte dies förmlich systematisch betrieben. Schon vor vierzehn Tagen erklärte er eines schönen Morgens, da er mit seinem Herrn über Wirthschaftsangelegenheiten sprach, alle Töpfe, Kannen, und was sonst von Ton, Steingut oder selbst von Porzellan war, für invalide und völlig unbrauchbar. Herr Meyer meinte, daß allerdings in der letzten Zeit sehr viel zerbrochen worden, gab seinem Diener Geld, um Ersatz zu schaffen und ermahnte ihn beiläufig, ein wenig vorsichtig mit dem Geschirre umzugehen, denn es dünke ihm doch, daß in ihrer kleinen Junggesellenwirth allzuviel zerbrochen würde. Jakob protestirte feierlichst gegen diese Auffassung so gebrechlichen Wesen gegenüber, und rechnete die Töpfe,



Tassen, Kannen, Schüsseln, Gläser und Gott weiß was noch der Reihe nach her, welche in nur acht Tagen eine Treppe höher bei Geheimraths und dem Doktor, bei der Frau Justizräthin und der Frau Predigerin zerbrochen worden waren. Wenn Herr Meyer sich auch ein wenig darüber wunderte, daß Jakob ein so genaues Inventarium sämmtlicher Scherben im ganzen Hause aufführen konnte, so war er doch weit davon entfernt, den Grund und das Attentat zu ahnen, welches Jakob gegen seinen Nachbar drüben im Schilde führte.

So war also Jakob, als der von ihm vorausgesehene Moment eintrat, vollkommen vorbereitet, und als die Jungen mit ihrem eigenen Geschoß zu Ende waren, rief er sie heimlich in seine Küche hinein und stellte ihnen sein Arsenal zur Verfügung. Sie konnten indessen von diesem reichen Vorrathe nicht den rechten Gebrauch machen, denn als sie das Haus, mit ihrem Wurfgeschosse beladen, verließen, wurden sie von den Konstäblern, welche Herr Valdrian inzwischen hatte herbeirufen lassen, in flagranti ergriffen und somit den Poltergeistern ein Exempel gegeben, daß die Zeiten aller derjenigen altdeutschen Sitten vorüber seien, welche mit der Ruhe und Ordnung im Widerspruche stehen.

Trotzdem fiel dann und wann noch eine Scherbe gegen die Thüre oder zu den Füßen der Konstäbler nieder, denn die Berliner Buben sind bekanntlich eine verwegene Menschenrace und trotz der beiden Konstäblern, welche das Haus beschützten, konnte man dennoch nicht ohne einige Gefahr dasselbe betreten oder verlassen.

Während dieses spectaculum draußen auf der Straße vorging, waren diejenigen, denen es galt, drinnen im Hause seelvergnügt. Denn daß wir es mit kurzen Worten sagen, die Zeitungsannonce, welche den armen Meyer in so viele Fatalitäten gestürzt, war wenigstens zur Hälfte eine Wahrheit geworden, denn bereits vor vierzehn Tagen hat die Vossische Zeitung und das Intelligenzblatt verkündet:

Als Verlobte empfehlen sich:
Anna Dorothea Hummel
Hilarius Valdrian.

Und schon war die Vermählungsanzeige zum Dienstage eingeschickt, denn es lag nur noch eine Nacht und der eine glückliche, hoffnungs- und phantasiereiche Polterabend vor der verhängnißvollen Fahrt in der Brautkutsche.

Sie hatte den letzten Abend ihres jungfräulichen Lebens erreicht, das gute Fräulein Hummel, die Morgenröthe des ehelichen Lebens sollte

in wenigen Stunden vor ihr aufgehen. Der Traum ihres einſamen Herzens war in Erfüllung gegangen, ihr winkte die Haube, und der gute, ſo oft von ihr bedauerte Hilarius ſollte an ihrer Seite in den Hafen des häuslichen Friedens und ehelichen Glückes ſteuern, denn ſie hatte es ſich heilig angelobt, ihm für alle die Entbehrungen, welche ihm die verſtorbene Baldrian auferlegt, für all den Kummer volle Entſchädigung an ihrem liebenden Herzen zu gewähren. Ach ſie war ſo unausſprechlich glücklich dieſe Braut. Sie ging nicht mit Zagen und Bangen dem Hochzeitstage entgegen. Sie hatte keine Illuſionen und befürchtete keine Täuſchungen, ihr Herz, ihr Verſtand, ihre Liebe und ihre Erfahrungen waren vollkommen gereift. Sie kannte auch ihren Hilarius und ſein gutes Gemüth und ſie wußte, daß ſie auf dem Ocean der Ehe durchaus keine Gefahr laufen, keinen Schiffbruch, weder eine große noch eine kleine Havarie erleiden würde. Sie kam ſich vor, wie ein altes ganz junges Mädchen, und Hilarius ſchien ihr ein ſteinalter Jüngling zu ſein — alt an Ruhe, Bedächtigkeit, Erfahrung, und jung an Liebe und Gemüth, ſo jung wie alter Wein, der je kräftiger und feuriger, je älter er wird.

Fräulein Hummel wohnte ſchon ſeit einigen Tagen im ſelben Hauſe mit Herrn Baldrian, woſelbſt ſie eine Treppe höher ein Stübchen inne hatte. Es hatte ſich ſo gemacht, weil ſie die bis dahin inne gehabte Wohnung vermiethen konnte und ihre Sachen fortſchaffen mußte. So war ſie denn in Baldrians Wohnung wie zu Hauſe, und Bello und Hanne waren ſchon förmlich daſelbſt einquartirt. Die letztere namentlich betrachtete ſich ſchon ganz als Herrn Baldrians Mädchen für Alles, und ſie miſchte ſich demgemäß, wie ſie es bei ihrer Herrin gewohnt war, auch wirklich in Alles, denn ſie ſchien durchaus nicht geneigt, etwas von der Allmacht, die ſie in ihrer bisherigen Stellung ausgeübt, einbüßen zu wollen. Sie nahm ſich weit mehr heraus, als das Fräulein Hummel ſelbſt, und wenn der gute Baldrian in ſeinen Bräutigamsfreuden nicht vollkommen unachtſam auf die Wolken geweſen wäre, die ſeinen Ehehimmel zu verfinſtern droheten, ſo hätte er zurückſchaudern müſſen vor dieſem Pinchen en miniature, vor dieſem Mädchen für Alles, welches ihm ſeine ganze Wirthſchaft umkehrte, überall das Wort führte, immer die letzte Stimme abgab, und dem guten Baldrian alle Einwände mit der Bemerkung abſchnitt:

Wir ſind es ſo gewohnt. Mein Fräulein kennt es nicht anders. Von der Regel gehen wir nicht ab.

Dagegen konnte ein liebender, galanter Bräutigam keine Einwen-

dungen machen, und ſo war Hilarius, ehe er deſſen inne wurde, wieder ein Sklave geworden, es gab bereits kein Plätzchen mehr im Hauſe, wo er vollkommen Herr geweſen wäre, wo ihn nicht das Machtgebot Hannes' jeden Augenblick hätte erreichen können.

Eine Sklaverei, die man nicht empfindet, der man ſich freiwillig unterwirft, iſt übrigens nicht vorhanden, und ſo ſagen wir nicht zuviel, wenn wir bemerken, daß Baldrian trotz Hannens „Allüberall" ein eben ſo glücklicher Bäutigam, wie die Hummel eine glückliche Braut war, und daß er, um dieſes Glück allen denjenigen zu zeigen, welche dereinſt Zeugen ſeines ſchmählichen Hauskreuzes geweſen, ſowohl einen großen Theil der Damen vom Frauenverein zur Veredlung der Seele und des Herzens als auch den Herrn Meyer und den Studenten Grunow, zu ſeiner Hochheit eingeladen hatte. Selbſt den Meiſter Breſe, den eigentlichen intellectuellen Urheber ſeines jetzigen Glückes einzuladen, war Baldrian nicht abgeneigt, ließ jedoch dieſes Projekt auf Hannens entſchiedene Erklärung, daß ihr Fräulein nicht gewohnt ſei mit Schneidermeiſtern zu tanzen, ſofort wieder fallen. Dagegen hatte ſie nichts gegen Jakobs heimliche Erklärung einzuwenden, daß er überall ſein müſſe, wo ſein Herr ſei, und daß er darauf rechne, eine ausdrückliche Einladung zu erhalten, wofür er ihr übrigens am Hochzeitstage und am Polterabende mit zur Hand gehen wollte. Denn darauf verſtehe er ſich. Sie ſollte ihm am Polterabend nur einen Wink geben, wenn ſie ſeiner bedürfe.

So verband denn Jakob, indem er am Fenſter lag, einen doppelten Zweck, inſofern er den Aufruhr auf der Straße ſelbſt dann noch, allerdings mit der gebührenden Vorſicht, unterſtützte, als die Konſtäbler das Haus bewachten, und auf Hannes Wink wartete. Jakob war trotzdem, daß er im Hauſe eines Junggeſellen diente, nicht ganz unbekannt mit den verſchiedenen Genüſſen eines Polterabends in der Küche, und er war daher nicht wenig erfreut, als die lang erſehnte Hanne endlich am Fenſter erſchien und freundlich winkte, jedoch nicht ohne einen ſehr zufriedenen Blick auf die Scherbenbarrikade zu werfen, die ihr die Theilnahme, welche die Jugend des Reviers an dem Glücke ihres Fräuleins nahm, unzweideutig zu verkünden ſchien.

Jakob machte einen ſehr vielſagen Gegenwink, zog den Kopf in die Stube und drehte ſich natürlich um, aber nicht ſo natürlich war es, daß er zuſammenſchrecken mußte und faſt daran war, den Kopf wieder zum Fenſter hinauszuſtecken, und Hülfe zu rufen.

Es war nämlich ein Individuum ſeltſamer Art, welches ihm dieſen

Schrecken verursachte, nicht weil es etwa so fürchterlich ausgesehen hätte, sondern weil es dem überraschten Jakob gleichsam aus der Erde hervorgekrochen zu sein schien. Der Mann hatte ein geröthetes, aufgedunsenes Gesicht, trug ungeheure Vatermörder, einen blauen Frack und ein weißes Beinkleid nebst weißem Tuch und einer blau geblümten Piqueweste. Sein Haupt bedeckte ein ebenfalls weißer Hut von der gewöhnlichen Cylinderform, schwarze Zwirnhandschuhe zierten seine Hände, deren rechte noch außerdem mit einem schlanken Stöckchen mit galvanisch versilberten Knopf geziert war. Auf der Brust dieses Individuums prangte ein Monstretuchnadel, deren Werth zu ihrer Größe im völlig umgekehrten Verhältnisse stand, denn sie war von schlechter Bronze und hatte einen völlig werthlosen Stein. Außer den Vatermördern aber gab diesem Menschen nichts ein so grotesk vornehmes, gentelmännisches Aussehen, als die ungeheuren Manchetten, die weit über die Knöchel seiner Hände hinwegragten.

Na, wer sind Sie denn? fragte Jacob, als das Individuum, in welchem unsere Leser bereits Pseudo-Werner erkannt haben werden, die Rechte auf seine Schulter legte. Wie kommen Sie hierher? —

Von unten; versetzte Werner mit einer Zurückhaltung, hinter welcher dem betroffenen Jakob eine gewisse Tücke zu lauern schien.

Na, Sie sind mir eine saubere Erscheinung von unten, entgegnete Jakob, Sie haben wohl ein Wippchen, und suchen Schutz bei mir? —

Werner sah so nachdenklich aus, als grübele er über die Etymologie des Wortes Wippchen nach, welches Wort der Leser übrigens ganz vergeblich in dem Wörterbuche der Gebrüder Grimm nachsuchen würde, denn Jacob hatte es, ohne gerade Anspruch auf Classicität zu machen, sich selbst gebildet, um denjenigen Zustand zu beschreiben, welcher von den Klassikern ganz einfach „Rausch" genannt wird.

Ist der Mann nicht zu Hause? fragte der Moralische, ohne Jakobs Verdacht eines Wortes zu würdigen.

Welchen Mann meinen Sie denn, Männeken? fragte Jakob. Sie scheinen mir übrigens in der Irre zu sein. Hier wohnt die nicht, die Sie suchen. Ich weiß schon. Sie wollen bei Muttern sein? Nicht so? — Wohnt dort im zweiten Keller, hat recht guten Kümmel, die Alte. Trinken Sie nur auf mein Wohl ein Bisken, guter Freund, denn ich befinde mich heute wirklich sehr wohl. Nun kommen Sie nur, wir gehen mit einander.

Der Moralische war weit entfernt, dieser Einladung Jakobs, welcher

ihn beim Arm ergriffen hatte, Folge zu leiſten. Vielmehr ſchob er ſeinen Hut etwas mehr nach dem linken Ohr hin, ſo daß er auf ſeinem Haupte zu balanciren begann, ſchnepperte mit den Fingern eine Fliege, die ſich ſo eben auf eine ſeiner Manchetten geſetzt hatte, fort und ließ ſich dann gemächlich in Meyers Lehnſtuhl nieder, welcher am Fenſter ſtand.

Mann, ſind Sie toll? rief Jakob. Belaſten Sie nur den Stuhl meines Herrn mit keiner unfreiwilligen Einquartierung. Kommen Sie, Freund, machen Sie ſich keine Unannehmlichkeiten, Sie könnten ſonſt leicht ins graue Elend*) kommen. Denn ſehen Sie, es bedarf nur eines Winkes von meiner Seite und die Konſtäbler da drüben, die ſchon die ganze Zeit ein Auge auf Sie haben, nehmen Sie mit.

Dieſer Schreckſchuß mit den Konſtäblern verfehlte ganz und gar ſeine Wirkung. Vielmehr warf er ſich mit der ſorgloſen Miene eines vornehmen Weltmannes in den Stuhl zurück und ſagte, den allgemach in Zorn gerathenden Jakob mit einem beifälligen Lächeln anblinzelnd:

Dieſer Stuhl iſt ſehr moraliſch, mein Freund.

Sie wollen alſo nicht gehen, rief Jakob, Sie zwingen mich, das Aeußerſte gegen Sie anzuwenden. Gut, ich werde alſo einen Conſtäbler rufen.

Jakob that, als wollte er ſeine Drohung ausführen, im Ernſte dachte er nicht daran, denn er hätte jeden Skandal gern vermieden, da der Fremde durch ſeine Nachläſſigkeit bis zu ihm ins Zimmer gedrungen war, und er überhaupt in der letzten Zeit manchen dummen Streich begangen hatte, die wir aufzuzählen unterlaſſen.

Der Fremde ließ ſich aber auch durch dieſe und durch keine Demonſtration beirren und ſchien Anſtalten zu einem Schlummerchen zu machen. Denn er lehnte den Kopf hinten über und ſetzte ſeinen weißen Hut auf das Geſicht, ſo daß er Stirn, Augen und Naſe bis an den Mund bedeckte.

Nun ſah Jakob ein, daß er bei dieſem Kauze in Güte nichts erlangen würde und er verließ das Zimmer, ſchloß es ab und wollte nun in der That mit den Konſtäblern ſprechen. Doch kaum hatte er dieſen den ſeltſamen Beſuch mitgetheilt, als er ſeinen Herrn kommen ſah. Er eilte zu ihm heran und bereitete ihn auf den ungebetenen Gaſt vor, den er in ſeinem Zimmer finden ſollte. Bei der Beſchreibung des Menſchen durchzuckte Meyer ſogleich der richtige Gedanke und er verbat ſich natürlich jeden polizeilichen Beiſtand.

---

*) So nennt der Volkswitz das Berliner Arbeitshaus.

Komm nur hinauf, Jakob, sagte er, wir werden mit dem Manne schon fertig werden.

Mit dem werden zehn solche, wie wir sind, nicht fertig, protestirte Jakob, ich habe alle gütlichen Mittel erschöpft. Sie bringen ihn nicht von der Stelle.

Indessen schloß Jakob die Thüre auf und Meyer trat bis an den Lehnstuhl heran. Pseudo-Werner zeigte durch sein lautes Schnarchen ganz unzweifelhaft seine gegenwärtige Verfassung an. Jakob wollte so eben Hand anlegen, aber Meyer hatte den Moralischen kaum erkannt, als er seinen Diener beim Arme ergriff und mit gedämpfter Stimme, als wollte er ihm ein entsetzliches Geheimniß mittheilen, flüsterte:

Laß ihn schlafen, Jakob. Komm hinaus. Gönnen wir dem armen Menschen seine Ruhe.

Jakob sah seinen Herrn kopfschüttelnd und höchst befremdet an. Er wußte zwar, daß sein Herr äußerst human war, aber eine solche Humanität, die einem wildfremden, betrunkenen und wie es schien ganz ordinairen Menschen gestattete, in der besten Stube seinen Rausch auszuschlafen, ging ihm doch zu weit, und er hielt es für seine Pflicht, seinen Herrn auf die Gefahren, die daraus entstehen konnten, aufmerksam zu machen.

Herr Meyer, sagte er, ich stehe für nichts ein.

St! St! flüsterte Meyer, das ist auch nicht nöthig, Jakob, geh' nur. Wecke mir ja den Mann nicht auf. Er scheint wirklich sehr müde zu sein.

Er wird wohl die vergangene Nacht geschwärmt oder sonst auf irgend eine Weise schlecht verbracht haben, remonstrirte Jakob. Der sieht mir recht wie ein Vagabond aus.

Jakob, flüsterte Meyer, wenn Du dem Manne etwas Uebles nachsagst, dann sind wir geschieden. Der Mann hat Dir nichts zu Leide gethan, und Du hast durchaus keinen Grund, ihm das geringste Schlechte zuzumuthen.

Wenn er in fremde Stuben, in welchen er nichts zu suchen hat, eindringt, und sich hier wie der Herr vom Hause benimmt, dann ist es ein Mensch, vor dem ich keinen Respekt haben kann, sagte Jakob, indem er mit seinem Herrn fast widerstrebend das Zimmer verließ.

Weißt Du denn so gewiß, daß der Mann hier fremd ist, oder daß ich ihn so betrachtet wissen will? fragte Meyer, der, obwohl er jetzt in einem Zimmer war, wo er selbst von dem wachen Werner nicht hätte vernommen werden können, dennoch in seinem flüsternden Tone fort fuhr.

Freilich iſt er wie aus den Wolken bei uns hineingeſchneit, entgegnete Jakob, mir wenigſtens iſt er gänzlich unbekannt.

Jakob, ſo ſchreie doch nicht ſo, mahnte Meyer, der ordentlich zuſammenfuhr, als Jakob wieder wie gewöhnlich ſprach.

Nun, ſo lange Ohren er auch haben mag, bis hierher dringen ſie doch nicht, verſetzte Jakob.

Genug, ſagte Meyer, Du haſt Dich um den Mann nicht weiter zu kümmern. Hörſt Du, Jakob? Und wenn Du ihn ſiehſt, behandelſt Du ihn mit Ehrfurcht und Achtung.

Jakob brummte leiſe in den Bart und fragte endlich ſeinen Herrn, ob er nicht zu Baldrians zum Polterabend hinübergehen wolle, und ob es ihm erlaubt ſei, Hannen in der Küche ein wenig zur Hand zu gehen.

Geh' Du in Gottes Namen hinüber, verſetzte Meyer, was mich betrifft, ſo weiß ich noch nicht, ob ich kommen werde.

Jakob ging, ſeiner Erlöſung froh, doch nicht ohne zuvor ſehr ſorgfältig Toilette und ein Fäuſtchen gegen die Thüre zu machen, hinter welcher Werner ſchlief.

Am Ende, ſagte er mit bedenklicher Miene, will er mich verdrängen und ſich zu meinem präſumirenden — Jakob meinte: präſumtiven — Nachfolger machen. Wenn ich aber dahinter komme, daß es ſo iſt, dann geht es Dir ſchlecht, Du kirſchrother Holzwurm! —

So drohend verließ Jakob die Wohnung ſeines Herrn. Ehe er aber zu Hannen ging, betrat er einen benachbarten Cigarrenladen, um ſich Cigarren zu kaufen. Hier begegnete er Schnahſen, welcher wie zufällig vorüberging. Er ließ ſich mit Jakob in ein Geſpräch ein, der ſeit jener Nacht einen gewaltigen Reſpekt vor ihm hatte. Schnahſe erfuhr, was er wiſſen wollte, nämlich die Art und Weiſe, mit welcher Pſeudo-Werner zum erſten Male bei Meyer aufgetreten war, und wie ihn dieſer aufnahm. Er ſchien von Jakobs Mittheilung ſehr befriedigt zu werden, äußerte ſich jedoch nicht darüber und trennte ſich von Jakob mit der Ermahnung, ſtets an ſein ihm gegebenes Verſprechen feſtzuhalten, ſeinem Herrn getreulich zu dienen und ſich deſſen Befehlen widerſpruchslos zu unterwerfen.

Jakob ging ſehr erbaut, wie es ſchien, konnte jedoch nicht umhin, ſich noch einmal nach Schnahſen umzublicken, der ſich im ſelben Augenblicke gerade auch nach ihm umſah, und ihn einen Mucker zu nennen. Dann trat er wohlgemuth in Baldrians Wohnung.

Indeſſen hielt Meyer, zufrieden mit Roſas Vater zum erſten Male

allein zu sein, einige Anreden an sich selbst, — worin er sich erzählte, wie groß die Ueberraschung werden sollte, die er dem lieben Mädchen bereitete. Werner schien ihm auf dem besten Weg zu sein. Daß er so zutraulich zu ihm gekommen, sich in seinen Lehnstuhl niedergelassen und nun so fest schlummerte, das gefiel ihm sehr gut. Er scheint doch im Ganzen ein sehr unschuldiger Mensch zu sein, sagte er, heftig, aufbrausend und vielleicht auch sehr eigensinnig und hartnäckig — aber grundehrlich und ohne Falsch und Lug. Nur ein ganz unschuldiges Wesen kann so ruhig unter einem fremden Dache, in einem fremden Zimmer, schlafen, als müßte die ganze, weite Welt gut und gefällig gegen ihn sein. Nein, es ist kein Arg in dem Manne. Er gefällt mir wirklich.

Meyer ging an die Thüre und horchte. Noch regte sich drinnen nichts. Pseudo-Werner schien noch fest zu schlafen, und Meyer trat zurück. Nach einer halben Stunde aber horchte er abermals. — Alles stille drinnen. Nun konnte er es nicht über sich gewinnen, wieder zurückzugehen. Er öffnete sehr behutsam die Thüre, und trat ganz leise an den Schlafenden heran, um ihn nach Herzenslust anzusehen. Werner schlief noch immer fest, wahrscheinlich in Folge überreichlich genossenen Branntweins. Der Hut war auf die Erde gefallen, er lag mit weit geöffnetem Munde und röchelte entsetzlich. Sein Haar stand borstenartig in die Höhe. Mit einem sehr unbehaglichen Gefühle fand Meyer jetzt, daß der Mann doch eigentlich nicht so ganz gemüthlich und unschuldig aussah, daß ein gewisses Etwas auf seinem Gesichte lag, das ein sehr peinliches Gefühl in ihm erweckte. Er unterdrückte jedoch dieses Mißbehagen und hob seinen Hut auf, in dessen Inneres er von ungefähr einen Blick warf. Es war eine Karte darin befestigt, auf welcher die Worte geschrieben standen:

Werner, welcher seine verlassene Tochter sucht.

Es ist wirklich doch ein sehr inniges, ein sehr reuiges Gefühl, dachte Meyer, welches sich in diesen Worten und der Art, wie sie hier angebracht sind, ausspricht.

Und versöhnt mit dem Aussehen des Schlafenden, gab er sich Mühe, ihm auf die sinnreichste Weise, ohne ihn zu wecken, ein bequemeres Lager zu verschaffen. Er schob ihm noch ein Kissen unter den Kopf, rückte noch ein paar Stühle an den Lehnstuhl, legte seine Beine darauf, und bedeckte ihn mit einer seidenen Decke. Dann füllte er ein Glas mit gutem Ungarwein und machte eine Limonade, schnitt Brod, belegte es mit Braten

und setzte dieses Alles auf den Tisch, damit er beim Erwachen davon Gebrauch machen könne.

Nun erst gab sich Meyer zufrieden, aber ehe er den Pseudo-Werner verließ, den er wie einen kostbaren Schatz betrachtete, konnte er sich nicht enthalten, noch einmal einen Blick auf ihn zu werfen. Es hatte sich in seinem Aussehen nichts verändert, nur daß jetzt große Schweißtropfen auf seiner Stirn perlten. Aber dennoch schien er dem gutmüthigen Meyer jetzt unendlich besser auszusehen, so daß er wieder volles Zutrauen zu ihm fassen zu können glaubte, und er konnte sich nicht versagen seinen Hut mitzunehmen, als er jetzt, vorsichtig und behutsam auftretend, das Zimmer verließ.

Als begehe er ein Verbrechen, so pochte ihm das Herz, als er mit dem Hute in sein Zimmer trat. Er setzte sich nieder und betrachtete ihn unaufhörlich. Es war, als wenn ein fesselnder Zauber darin lag. Unzählige Male las er die Worte:

Werner, welcher seine verlassene Tochter sucht.

Seine verlassene Tochter, sagte er, den Kopf bedeutungsvoll schüttelnd. Diese Worte finden in meiner Seele einen sehr traurigen Nachhall. Ich glaube schon lange bemerkt zu haben, daß Rosa trotz aller Liebe, die sie umgiebt, dennoch verlassen und vereinsamt ist. Hat sie uns nicht neulich auf eine so feierliche Weise erklärt, daß sie wohl wisse, was Liebe sei? — Ich habe schon so viel, und so oft über diese merkwürdige Aeußerung nachgedacht. Vergebens habe ich mich bemüht, den Schlüssel dazu zu finden. Fühlt sie das Bedürfniß zu lieben? — O, sie hat ein tiefes, glühendes Herz, wenn es auch kaum auf seiner Oberfläche sichtbar ist, sie könnte eine Märtyrin der Liebe werden. Hat sie etwa schon den Gegenstand gefunden? — Wir drei sind es nicht. Das ist gewiß. Wir werden nie und nimmer ihr mehr als ihre Pathen sein, die sie liebt — wie Väter. An uns haftet die Liebe der Vergangenheit, sie hat aber noch ein junges Herz — das nach der Liebe der Zukunft verlangt. Und wir — wir verlangen, daß sie die letztere der ersteren opfere — ja — wir verlangen das. Wir? — Nein — der Hauptmann verlangt es, der Assessor verlangt es — ich verlange es nicht. Habe ich nicht öfterer mich erboten, zurückzutreten? Und Sie wollen nicht! — Gut! — Sie werden sich, so hoffe ich zu Gott, verrechnen.

Und Meyer blickte wieder in den Hut des Moralischen und las abermals:

Werner, welcher seine verlassene Tochter sucht.

Es wurde ihm je mehr er dieſe Worte las, je eigenthümlicher zu Muthe. Es wurde ihm ſo beklommen, ſo beengt. Er wäre gerne hingeeilt zu dem lieben Mädchen, hätte ſie ſo gerne befragt: Roſa, die Hand auf's Herz — wen liebſt Du? —

Stawinski etwa? —

Ganz plötzlich fuhr ihm dieſer Name durch den Kopf. Aber Meyer hielt dies nicht für möglich. Roſa würde es dann wohl offen geſtanden und ſich anders benommen haben. Ihr Herz iſt noch frei, ſagte er leiſe in den Hut hinein, aber wenn der verhängnißvolle Tag herangebrochen, und wenn das Geſchick ſie dennoch an den Hauptmann oder an den Aſſeſſor feſſelt, und wenn ſie dann — ein Weib, getraut am Altar, hinter ihr die Brücke abgeriſſen, eine Frau, eine Mutter — wenn ſie dann erſt den Gegenſtand fände, den ihr Herz ahnend geſucht? —

Meyer ſchrak zuſammen. Er blickte ſich um, denn es war ihm, als greife der Moraliſche über ſeine Schulter hinweg nach ſeinem Hute. Aber dem war nicht ſo. Meyer erhob ſich und horchte abermals an der Thüre des Zimmers, in welchem Werner ſich befand. Er glaubte Geräuſch zu hören und trat leiſe hinein. Da ſaß der Moraliſche ganz gemächlich im Lehnſtuhl, aß und trank mit großer Behaglichkeit und ließ es ſich wohl ſein. Dazwiſchen ſtieß er einzelne Worte aus, welche ſein äußerſtes Wohlgefallen zu erkennen geben ſollten. Meyer wollte ihn bei dieſer angenehmen Beſchäftigung nicht ſtören, weil er befürchtete, daß Werner dann nicht mehr ſo ungenirt eſſen würde. Denn er ſchien ihm einen außerordentlichen Hunger zu haben. Er verließ daher noch einmal das Zimmer und kehrte erſt nach einer halben Stunde zurück. Jetzt ſtand der Moraliſche am Fenſter, welches er geöffnet hatte, rauchte ganz gemächlich ſeine Cigarre und ſchien ſich mit irgend Jemanden, welcher für Meyer nicht ſichtbar war zu unterhalten.

Mein guter Freund, ſagte Meyer mit einem glücklichen Geſichte, indem er näher trat, es iſt mir äußerſt angenehm, daß Sie ſich hier wie zu Hauſe betrachten.

Pſeudo-Werner ſah ſich um, dampfte dem gütigen Meyer die Cigarre in's Geſicht, blickte mit einer gewiſſen Protector-Miene auf den kleinen Mann herab und ſagte mit Würde, indem er mit der linken Hand ſich in's Haar fuhr:

Sehr moraliſch!

Haben Sie ſich nun mit mir ausgeſöhnt? fragte Meyer.

Weiß wohl, verſetzte Werner ſtolz, Sie ſind der Verſucher — aber

ich habe Sie beſiegt — total geſchlagen — erklären ſich überwunden? he? — Erklären ſich? —

Ganz gewiß erkläre ich mich; verſetzte Meyer ernſt und ruhig.

Werde meine Tochter ſchon finden, fuhr der Moraliſche fort, finde ſie. Suche nicht meinen Willen, Herr, ſondern des Vaters Willen, der mich geſandt hat.

O, ganz gewiß werden Sie Ihre gute liebe Tochter wieder finden, nöſete Meyer mit der freundlichſten Miene von der Welt.

Sie werden Sie ſchon herausgeben. Wie? —

Werden? — Sehr moraliſch, ſag' ich Ihnen. Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch.

Meyer blickte den Moraliſchen wieder etwas melancholiſch an, als dieſer, wie er glaubte, ſo völlig zuſammenhangslos ſprach. Er war nicht bewandert genug in der Bibel, um zu wiſſen, daß Werner Citate aus derſelben machte, wie ſie ihm gerade einfielen und mit ſeltſamem Bezug auf das, was er meinte, aber nicht ausſprach.

Sie ſind jetzt zufrieden mit Ihrem Looſe? fuhr Meyer fort.

Zufriedenheit ſehr moraliſch! ſagte Werner, indem er in Einem fort aus dem Fenſter winkte, dann plötzlich ſeinen Hut ergriff, welchen Meyer wieder mit zurückgebracht hatte, ihn ſtolz wie ein ſpaniſcher Grande aufſetzte und den erſtaunten Meyer, ſeiner Aufforderung zu bleiben ungeachtet, mit einer wahrhaften Gönnermiene verließ.

Die Urſache, weshalb der Moraliſche ſo plötzlich aufbrach, war aber Jakobs und Hannens Schelmereien. Der Letztere hatte ihn am Fenſter ſchon geſehen, Hannen herbeigerufen, und ihr den räthſelhaften Beſucher gezeigt. Werner hatte ſie ſeinerſeits liebenswürdig genug gefunden, um ihr einige myſtiſche Complimente aus der Ferne zu machen. Hanne ließ ſich nicht unerwidert, denn ſie war heute gar zu aufgeräumt. Es war ihr — als feierte ſie ihre eigene Hochzeit. Denn da nun ihr Fräulein an den Mann gebracht worden ſei, werde ſie auch bald einen bekommen, ſagte ſie. Hanne war alſo ungemein zu Schelmereien jeder Art aufgelegt, und hatte nichts dagegen, daß Jakob den Moraliſchen durch Zeichen einlud, hinüberzukommen und mit der ſchelmiſchen Hanne ein Wort in der Nähe zu ſprechen.

Werner war nicht der Mann dazu, einer ſo dringlich ſcheinenden Aufforderung zu widerſtehen. Er ging und kam. Indeſſen waren Hanne und Jakob wieder in die Küche getreten, denn ſie hatten Beide alle Hände voll zu thun, und thaten deshalb eigentlich gar nichts. Da der Moraliſche

nun mit Baldrians Wohnung nicht sehr vertraut war und er weder Hanne noch Jakob sah, so trat er auf Geradewohl in das Zimmer, wo die Polterabendgesellschaft versammelt war. Er zeigte sich nicht im Geringsten verlegen, vielmehr trat er ganz unbefangen an Fräulein Hummel heran, welche ihn für einen Freund ihres Bräutigams hielt und ihn mit einer graziösen Verbeugung empfing. Herr Baldrian machte natürlich große Augen und sah bald seine Braut, bald den sonderbaren Gast verlegen an. Er würde an ein Mißverständniß geglaubt haben, wenn Werner nicht so große Vatermörder und so lange Manchetten gehabt hätte. Er war augenscheinlich festlich geputzt. Es ist gewiß einer von den ehemaligen Bekannten meiner Braut, dachte er, den Hanne vielleicht gar ohne ihr Wissen eingeladen hat, und da in diesem Augenblicke noch andere sehr befreundete Gäste kamen, so nahm sich Baldrian gar nicht die Mühe, seine Braut nach dem Namen dieses vermeintlichen, ehemaligen Hausfreundes zu fragen. Er begnügte sich damit, dem fremden Gaste die Hand zu reichen, indem er sagte: ich bin sehr erfreut, Sie hier zu sehen. Fräulein Hummel folgte natürlich dem Beispiele ihres Bräutigams und dann gingen Beide den neuen Gästen entgegen, während Pseudo-Werner unausgesetzt wiederholte: Sehr moralisch! —

Jakob, welcher neugierig in das Gesellschaftszimmer hineinguckte, wollte sich halb todtlachen, als er Werners Aufnahme sah. Sogleich berichtete er seiner Freundin — so wurde Hanne jetzt von ihm mit Stolz genannt — den guten Erfolg seines Witzes. Hanne war ganz außer sich vor Freude und sie trat in's Gesellschaftszimmer, denn sie war bald hier bald dort, um sich den seltsamen Menschen näher anzusehen. Der Moralische hatte sich mit dem zufriedensten Gesichte von der Welt in eine Ecke hingesetzt, wo ein kleiner Tisch mit Conflüren und Weinen stand, und schien es sich zur ernsten Aufgabe gemacht zu haben, ihn von seiner Last zu befreien. Als Hanne sah, welch eine entsetzliche Verwüstung der Eindringling anrichtete, da verwandelte sich plötzlich ihr Humor in Zorn, und ihn ohne Weiteres beim Arm packend, sagte sie mit wüthender Geberde: Wollen Sie gleich machen, daß Sie hinausgehen! —

Einige aus der Gesellschaft, welche dem Pseudo-Werner zunächst saßen, vernahmen diese Worte, und sahen ihn mit großen Augen an, der Moralische aber wurde nicht im Geringsten verlegen, sondern blinzelte die Zürnende vielsagend an und brummte: Schönes Mädchen, sehr schönes Mädchen. Noch unverheirathet, he? —

Die Leute lachten und selbst Hanne würde über das komische Wesen

des Menschen gelacht haben, wenn sie ihren Aerger über die verschwundenen Kuchenmassen hätte vermeiden können. Indessen kam ihr Zorn dennoch nicht ganz zum Ausbruch, denn Werner machte immerfort höchst verliebte Grimassen und sagte mit einem bewundernden Kopfschütteln, welches Hannen gänzlich entwaffnete:

Sehr moralisch, dieses Mädchen! —

Werner begann großes Aufsehen zu erregen, und die Frage nach seinem Namen begann bereits die Runde zu machen und bis an Valdrian zu gelangen. Dieser wurde aber noch zeitig genug seiner Verlegenheit entrissen, denn jetzt kam Meyer, stattete seinem Nachbarn und dem liebenswürdigen Fräulein Hummel seinen herzlichen Glückswunsch ab und flüsterte dann Herrn Valdrian zu:

Verzeihen Sie, lieber Freund, ich sehe dort einen Bekannten sitzen, den Sie gewiß nur in Rücksicht auf mich geduldet haben. Der arme Mann leidet an Geistesabwesenheit, und Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mit ihm Nachsicht haben wollten. Ich werde mir Mühe geben, ihn ohne Aufsehen von hier fortzubringen.

Fräulein Hummel konnte einen leisen Schrei über die Nähe eines so gefährlichen Menschen nicht unterdrücken und der Moralische hatte schon zu viel Aufsehen erregt, als daß ihn Meyer hätte unbemerkt entfernen können. Schon ging es von Mund zu Mund, daß der Unbekannte ein Verrückter sei. Schon waren aller Blicke auf ihn und den armen Meyer gerichtet, der liebreich Werners Hand ergriffen hatte, und ihn aufforderte, ihm zu folgen.

Mit unerschütterlicher Ruhe aber saß Werner da und sagte, indem er seine Vatermörder aufstrich:

Hier sehr schön, hier ist meine Rosa — kein Versucher hier — Alles sehr moralisch! —

Meyer erblaßte und versuchte es, den Pseudo-Werner halb mit Gewalt fortzuziehen, aber er rührte sich nicht.

Und griff ihn bei der rechten Hand und richtete ihn auf. Alsobald standen seine Schenkel und Knöchel fest.

Nach diesem Citate aus der Apostelgeschichte erhob sich Werner, stellte sich kerzengerade auf, sah Meyern mit einer triumphirenden, stolz herausfordernden Miene an und sagte, mit der Hand sein Kinn glättend:

Sehr schlau, sehr moralisch, aber ich lasse mich nicht fangen.

Soll ich mit ihm kurzen Prozeß machen? rief jetzt plötzlich eine Stimme über Meyers Schulter hinweg. Meyer erkannte nicht ohne

Herzenleichterung Jakobs Stimme, doch verwandelte ſich ſeine Zufriedenheit ſofort in Mißfallen, als er ſeinen Diener ungefähr in der Stellung eines Boxers vertreten ſah.

Soll ich angreifen? fragte Jakob nochmals, indem er ſeine beiden Arme gegen den Moraliſchen ausſtreckte.

Jakob, rief Meyer, rühr' ihn um Gottes Willen nicht an. Wenn er uns im Guten nicht folgen will, dann iſt nichts dabei zu machen. Gehe ſofort zu Herrn Schnahſe und bitte ihn in meinem Namen, Dir doch gefälligſt ſofort hierher zu folgen.

Herr Schnahſe, ſagte Jakob mit bedenklicher Miene, wird wohl nicht zu Hauſe ſein, den habe ich vor einer halben Stunde hier in unſerer Straße geſehen. Laſſen Sie mich nur machen, Herr, ich benehme ihm ſeine Mucken.

Und Jakob ſtreckte abermals ſeine Arme wie Krebsſcheeren aus.

In dieſem rathloſen Momente zeigte ſich eine ſonderbare Erſcheinung. Der Moraliſche ſtarrte plötzlich nach der Thüre und ſaß wie feſtgenagelt da. Meyer folgte ſeinem Blicke und ein heller Strahl der Ueberraſchung machte ſeine Miene erglänzen. Ein ernſter ſtrenger Wink von jener plötzlichen Erſcheinung an der Thüre und Pſeudo-Werner erhob ſich mit hängendem Kopfe wie ein bei ſeinen Unarten ertapptes Kind. In kaum einer Minute war der Störefried aus dem Zimmer ſpurlos verſchwunden. Sein Meiſter war über ihn gekommen, und Meyer war ſo imponirt von dieſer übernatürlichen Gewalt, die ein Weſen auf ein anderes ausübte, daß er voll Bewunderung ausrief:

Er ſcheint wirklich ein Mann Gottes zu ſein! —

Dieſer Mann Gottes war — Schnahſe.

Fünftes Kapitel.

Ein Träumer.

Aſſeſſor Brandon fühlte ſich ſo glücklich, wie es nur ein Junggeſelle in der frohen Erwartung einer baldigen glücklichen Ehe mit einem geliebten

nzenden Weibchen sein kann. Sein zukünftiger Hausstand war auf das Nobelste eingerichtet, es fehlte eben nichts, als diejenige, welche allen diesen schönen Dingen erst Leben, Glanz und Poesie verleihen sollte. Er war von Dankbarkeit gegen Madame Bremer erfüllt, welche ihm seine Haushaltung mit einem so seinen und ausgesuchten Geschmacke eingerichtet hatte. Seine größte Freude bestand jetzt darin, sich nach dieser Wohnung zu begeben, und träumend von seinem Glücke die Zimmer zu durchmessen. Der Assessor Brandon galt allgemein für einen entsetzlich praktischen und nüchternen Menschen, wer ihn aber hier träumen und schwärmen gesehen hätte, würde den Kopf geschüttelt und das Bekenntniß abgelegt haben, daß nichts in der Welt schwerer sei, als einen Menschen richtig zu beurtheilen. Und in der That geht es der Physiognomik nicht besser als der Alchemie, die, während sie vergeblich nach dem Steine der Weisen suchte, so viele verborgene Schätze aus dem Schacht verborgener Wissenschaft, nach denen sie nicht suchte, herauswühlte, daß man die Opfer nicht zu bedauern vermag, die sie gefordert. Auch unser Assessor war gewissermaßen ein solches Opfer moderner Theorien über die Physiognomie und Schädelbildung geworden. Er hatte ein kaltes, stolzes, sarkastisches Gesicht und alle Welt hielt von ihm, daß er kalt, stolz und gemüthslos sein müsse, und der Assessor — Nun, es sind nicht immer die schlechtesten Menschen, die sich geschmeichelt fühlen, wenn man ihnen Stolz, Kälte und eine nur auf das Praktische gerichtete Lebensklugkeit vorwirft.

Aber trotzdem war der Assessor, wie wir sehen, ein Enthusiast, ein Phantast, ein Schwärmer, kurz Alles nur kein kalter Verstandesmensch, wenn sein Herz ergriffen wurde. Gewiß, es war ihm nicht leicht beizukommen, aber er hatte seine Achillesverse — und wurde er an diesem verwundbaren Fleck angegriffen, dann war er wehrlos. Es kam die Liebe, die wirkliche wahre Liebe über ihn, und der Assessor war wie jeder andere Mensch in der Gewalt dieser mächtigen Leidenschaft, alle seine Tugenden und Schwächen kamen zu Tage, und stellten sich in ihrem wahren Licht da.

Der Assessor, dieser Hagestolz von ehemals, der sich einbildete, ganzerz gegen jedes tiefere, zärtliche Gefühl zu sein, lag jetzt in den Fesseln zweier Wesen. Das eine hatte sein Herz, das andere seinen Verstand umstrickt — Rosa und die Bremer.

Fest entschlossen, ihr nichts von seinem Geheimnisse zu entdecken, hatte sie, ehe vier Wochen verstrichen waren, sein ganzes Vertrauen er-

haſcht. Sie wußte Alles. — Und während Schnahſe, der Mann, der mit ſo vieler Schlauheit ſeine Netze warf, mit ſo großer Vorſicht operirte, ſeine Fühlhörner ſo gut auszuſtrecken verſtand, ſich ſcheute, dem Manne des Geſetzes, dem Aſſeſſor, nur ein Haar zu krümmen, ging die Frau keck und ſicher an ihn heran und hatte ihn gepackt faſt mit einem Griff.

Die Bremer verſtand es auf eine ſo feine, anſcheinend ſo harmloſe, diſcrete Weiſe ihn dazu hinzureißen, daß er ihr ſein ganzes Herz öffnete, und Brandon hatte ſie zu ſeiner Vertrauten gemacht — er wunderte ſich ſelbſt darüber, wie. Sie erfuhr allerdings etwas, das ſie ſchon zur Hälfte wußte, aber der Hauptwerth von dem, was ſie erfuhr, beſtand darin, daß ſie es vor dem Aſſeſſor nicht mehr zu verheimlichen brauchte. Sie lobte ſeinen Plan, ſie prophezeite ihm mit der größten Beſtimmtheit, daß er den Sieg davon tragen würde, und Brandon war ſchwach genug, oder er liebte zu ſehr, um für dieſe Prophezeihung nicht dankbar zu ſein.

Freilich, einen ſo bedeutenden Griff, wie ihn Schnahſe in des Hauptmanns Beutel gemacht, konnte die Bremer nicht wagen, aber ſie hatte eine nicht unbedeutende Summe an der Einrichtung verdient und unter dem Vorgeben, daß ihr eine Hypothek gekündigt worden ſei, ſich von ihm tauſend Thaler geliehen. Brandon ſchien dieſe Summe wie ein Geſchenk zu betrachten, denn er wollte ſie weder hypothekariſch eintragen laſſen, noch einen Schuldſchein darüber annehmen. Dieſer Gewinn war allerdings nur gering im Vergleiche zu Schnahſens Reſultaten, aber die Bremer hoffte den Aſſeſſor für immer gefangen zu haben und bauete für die Zukunft. Ja, ihre Pläne gingen weiter, als ſie für gut befand, ihren Bundesgenoſſen wiſſen zu laſſen und bei ihr ſtand es feſt:

Dieſer Aſſeſſor darf das Mädchen nicht bekommen.

Dieſe Worte hatte ſie ſich mehr als einmal geſagt, und öfterer war ſie, nachdem ſie ſolche ausgeſprochen, vor den Spiegel getreten. Was wollte ſie da? — In welcher Verbindung ſtanden ihre Worte mit dem Spiegel? —

Bin ich denn wirklich ſchon zu alt für dieſen Junggeſellen? — murmelte ſie. Ich glaube, wir würden zu einander paſſen. Der Mann gefällt mir. Soll ich nicht auch einmal mich eines Mannes erfreuen, den ich — lieben könnte! —

Lieben! — Erröthet nicht ihr holden Kinder, denen der Götterfunke, welches die Welt — vielleicht die Gottheit ſelbſt geboren — die Bruſt durchglüht, daß ein ſolches Weh von Liebe ſpricht. Denn es giebt kein menſchliches Weſen und wird niemals eins geben, daß, und wenn es

auch nur eine Sekunde gelebt, gestorben wäre, ohne etwas von diesem Göttersunken in seiner Brust zu empfangen.

Ja, sie konnte lächeln, diese Frau, als sie noch immer prüfend vor dem Spiegel stand, und jedes kleinste Fältchen ihres Antlitzes verfolgte. Und dann warf sie einen süßen Blick auf ihren Toilettentisch, horchte an der Thüre, schloß sie und nach einer Stunde trat sie aus ihrem Zimmer, in der feinsten nobelsten Toilette, mit einer Tournüre, die sie für wahrhaft elegante Männer noch immer zu einem Gegenstand der Bewunderung machte, und wenn auch die jungen Leute eben nicht von ihr sagten: sie wäre schön und bezaubernd, so flüsterten sie sich doch zu:

Welch ein geistreiches Gesicht! Wie geschmackvoll sie stets gekleidet ist! Diese Frau hat Grazie! —

Und wohin diese stolze, so nobel gekleidete Dame, welche überall wo sie erschien, Aufsehen erregte, wohin sie jetzt ging? — In des Assessors neue Wohnung, zu welcher sie den Schlüssel hatte. Sie erwartete dort ohne Wissen des Assessors einen Besuch und dieser Besuch sollte — Rosa sein.

Die Bremer hatte nämlich Madame Berklin inzwischen zweimal besucht und sie hatte von ihr so wie von Rosa das Versprechen eines baldigen Besuches empfangen. Sie drang aber darauf, daß wenigstens Rosa ihr die Zusage auf eine bestimmte Zeit machen sollte. Das geschah, und da die Bremer einen falschen Namen angenommen hatte und Rosa auch aus anderweitigen Gründen nicht in ihrer eigenen Wohnung empfangen wollte, so lag es ihr sehr nahe, Brandens Wohnung zu benutzen. Sie konnte in der That dem Mädchen kein günstigeres Vorurtheil abgewinnen, als durch Präsentirung dieser mit dem nobelsten Geschmacke eingerichteten Wohnung. Es war Nachmittag fünf Uhr als sie solche betrat, und seltsame Empfindungen bewegten die Brust dieser Frau. Die Zimmer waren so vollkommen mit Allem ausgestattet, als wären sie schon von einer zarten sinnigen Dame bewohnt. Die Bremer war seit acht Tagen nicht dort gewesen, denn die Einrichtung war fast vollendet, nur in der Küche fehlte noch so Manches; aber sie war nicht wenig frappirt, als sie die Stube betrat, welche der Assessor ausschließlich für Rosa hatte einrichten lassen. Welcher unsichtbare Geist waltete hier? — Sie hatte wohl Lebloses hineinbringen lassen, aber keine Dinge und Geschöpfe, welche einer pflegenden Hand bedurften. Und doch standen hier zwei allerliebste Vogelbauer mit buntbefiederten Vögeln und sie zwitscherten und sangen so froh und munter, als bemerkten sie durchaus nicht ihre Gefan-

genschaft. Und die Fenster waren mit Blumentöpfen geschmückt; Blumentische, Etageren mit den schönsten, köstlichsten Blumen standen in den Ecken und machten das trauliche Stübchen zu einem reizenden Aufenthalt. Wer gab diesen Vögeln ihr Futter? — Wer tränkte diese Blumen? — Wer konnte es anders sein, als der Assessor? — Aber die Bremer hatte ja allein den Schlüssel zur Wohnung! — Sollte er sich heimlich einen zweiten haben machen lassen? —

Madame Bremer hatte nicht Zeit der Sache weiter nachzudenken Es wurde geklingelt. Sie eilte zu öffnen, es war die Erwartete, es war Rosa.

Sie führte das Mädchen in das Empfangzimmer. Madame Bremer zeigte sich ungemein liebenswürdig, sie ging mit der größten Vorsicht zu Werke. Sie kannte Rosa noch nicht genug, um nicht sehr behutsam zu sein. Sie hoffte, das Mädchen würde von selbst von ihren Verhältnissen, von ihrer Erziehung und ihren Pathen zu reden beginnen — aber Rosa war weit entfernt hiervon. Sie theilte wenig mit, fragte aber viel von ihrer Mutter, von ihrem Vater, ob die Bremer zufällig etwas von seinem Schicksale erfahren habe? —

Ob sie sich noch ihres Vaters erinnere? fragte sie die Madame Bremer.

O, als wenn er jetzt vor mir stände, sagte Rosa. Es war ein schöner Mann, mit einem funkelnden Auge und einer Adlernase. Seine Stirn war hoch und edel und er war groß gewachsen. —

Er sah stolz und leidenschaftlich aus — fiel die Bremer ein.

Ja, stolz und leidenschaftlich; wiederholte Rosa mit einem schmerzlichen Tone.

Ich kenne nur noch einen Mann, den ich mit ihm vergleichen könnte, fuhr die Bremer fort. Ich meine nicht, daß er Ihrem Vater äußerlich gliche, aber er hat vollkommen dasselbe heftige, stolze unbeugsame Gemüth. Ich habe das Unglück — von ihm geliebt zu werden. Denken Sie sich, mein Kind, schon seit zwanzig Jahren verfolgt mich dieser Mann mit seinen Anträgen, und er hat es mir feierlich zugeschworen, und betheuert es mir noch heute, daß er sich und mich tödten würde, wenn ich jemals daran denken sollte, mich an einen Andern wieder zu verheirathen. So lange ich aber Wittwe bleibe, giebt er sich zufrieden und Alles, was er verlangt ist, mich täglich sehen zu können. Ich gestehe, daß ich den wunderlichen Menschen eben nicht sehr gerne bei mir sehe, aber glauben Sie wohl, daß ich mich seiner zu entledigen vermag? — Es ist ein

eiserner Kopf, und je älter er wird, je hartnäckiger. Dabei scheint er wirklich zu vergessen, daß wir Beide zu gleicher Zeit alt werden. Er würde es Ihnen hoch und theuer beschwören, daß ich jung und schön, wie ein achtzehnjähriges Mädchen sei.

Und Sie thun dem guten Menschen den Gefallen, es zu glauben, sagte Rosa.

Nein, mein gutes Kind, so eitel bin ich nicht.

Aber, wenn Sie einen Menschen damit glücklich machen können? —

Ist es nicht seine Schuld, wenn ihn seine Thorheit unglücklich macht? —

Ach, die Liebe ist keine Thorheit, entgegnete Rosa sehr ernst. Welch eine Welt würde diese Erde mit ihren Millionen schlagenden, widerspruchsvollen Herzen ohne diese Liebe sein? — Ist sie stark, wahr und aufrichtig, dann wahrlich wird ihr das, was wir vielleicht Thorheit nennen möchten, zum Heiligenschein.

Ihre Auffassung einer so abgeschmackten, bizarren Liebe ist allerdings zu edel für die gewöhnliche Lebenspraxis, sagte die Bremer. Ich vermag über den Mann, der phantastisch liebt, höchstens nur mitleidsvoll zu lächeln. Und so mache ich es auch mit meinem armen Assessor. Ich nenne ihn offen, denn alle Welt kennt unser Verhältniß und Jedermann weiß, daß ich meinem Plagegeist nirgends entfliehen kann. Haben Sie noch niemals etwas von dem Sonderlinge, Assessor Brandon, gehört? —

Rosa entfärbte sich.

Assessor Brandon? sagte sie halblaut, als scheue sie sich den Namen noch einmal auszusprechen

Wollen Sie ihn einmal sehen? — Sein Gesicht ist stolz, aber mehr kalt und kühl, als leidenschaftlich. Unter seiner hohen Stirn scheint eine eiserne Willenskraft zu liegen. Seine schmalen Lippen drücken die leidhaftige Spottsucht aus. Was in seinen Augen liegt, weiß ich aufrichtig gestanden, eigentlich gar nicht, denn — er trägt eine Brille, welche ihm wie angewachsen scheint. Er legt sie wahrscheinlich auch des Nachts nicht ab. Das ist sein Portrait. Sehen Sie, hier über dem Sopha.

Rosa sah nicht hin, aber sie zitterte.

Er hat es mir aufgedrungen, und ich schleuderte es in den Winkel, fuhr die Bremer, welche das Mädchen genau beobachtete, fort. Er kam zum zweiten Male damit und ich vernichtete es. Er brachte es mir zum dritten Male — und seine Hartnäckigkeit hatte mich besiegt. Ich war es überdrüssig, mich ewig mit ihm zu zanken und sagte ihm, sein Portrait

sei mir zu gleichgültig, um es länger der Mühe werth zu halten, so viel Aufheben davon zu machen. — Er möge es anbringen, wo er wolle. Nun hing er es hier auf — ich habe Ruhe und er ist zufrieden, obgleich ich stets lachen muß, wenn ich es zufällig anblicke.

Jedes dieser Worte war ein Dolchstich für das gefolterte Mädchen.

Er macht sich auch das Vergnügen, mir täglich ein anderes Angebinde zu übersenden. Einige von diesen Dingen sind mir, ich gebe es zu, ganz angenehm. Ich bin z. B. eine leidenschaftliche Freundin von Blumen, er weiß dies und sendet mir die köstlichsten tropischen Gewächse, die herrlichsten Blumen. Kommen Sie, wollen Sie sich nicht einmal meine allerliebste Flora ansehen?

Sie ergriff Rosas Hand, und führte sie durch drei oder vier Gemächer in das Boudoir, welches Brandon für Rosa eingerichtet hatte. Rosa folgte der seltsamen Frau, nicht ohne einigen Widerwillen. Als sie an der Schwelle des Boudoirs standen — wie erschrak sie und selbst die Bremer —

Assessor Brandon saß wie ein Geist auf dem Korbsopha unter der kleinen Epheulaube und starrte unverwandt auf die Blumen und schien zu träumen. Rosa stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, die Bremer prallte, unter ihrer Schminke erbleichend, einen Schritt zurück. Betroffen erhob sich der aufgestörte Assessor. Er sah nicht die Bremer, er sah nur das geliebte, überraschte Mädchen. Aber er war nicht fähig, einen Laut auszustoßen, er vermochte sich nicht zu erheben. Es war als verwirrten sich seine Gedanken und wußten nicht mehr zu unterscheiden zwischen Wirklichkeit und Traum.

Die Bremer faßte sich rasch, ihre Besonnenheit kehrte wieder, sie ergriff Rosas Hand, zog sie schnell ins andere Zimmer hinein, schlug die Thüre zu und schob den Riegel vor. Da sitzt der närrische Mensch schon wieder, sagte sie, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte. Er hat mir gewiß wieder Blumen gebracht und sich in mein Zimmer geschlichen. Nun werde ich ihn wieder auf ein paar Stunden nicht los. Das ist wirklich sehr störend, meine Gute.

Rosa nahm ihren Hut.

Sie wollen schon gehen, mein liebes Kind? Nun, ich kann es Ihnen nicht verdenken. Der häßliche, alberne Mensch verdirbt mir auch meine gute Laune. Aber, ich will es ihm vergelten, daß er mich um ein so großes Vergnügen, Sie noch länger bei mir zu sehen, gebracht hat.

Ja, wahrlich, ich will von jetzt an unnachsichtlich gegen ihn sein und die gemessensten Befehle geben, ihn niemals mehr zu mir einzulassen.

Sie sind sehr grausam, sagte Rosa, fast bittend, Sie begehen ein Unrecht. — Sie sind frei — warum wollen Sie so viel Liebe nicht ehren?

Weil ich keine für ihn habe.

Und kein Mitleid? —

Er will aber, daß ich ihn niemals oder nur aus Liebe heirathen soll. Mein Mitleid weist er zurück. Vermag ich nun etwas für den armen Menschen zu thun? —

Nein; sagte Rosa, gab der Vermer seufzend die Hand und ging.

Als Rosa fort war, sah die Vermer in einen der großen Spiegel, gewann als wollte sie sich davon überzeugen, daß ihre Miene zu der Rolle paßte, welche sie jetzt spielen wollte. Sie trat zu dem Assessor hinein, der noch immer gedankenvoll in der kleinen Zimmerlaube saß.

Es gefällt ihr Alles sehr gut, sagte die Vermer, als müßte der Assessor sehr genau wissen, wovon die Rede war.

Wie kommen Sie darauf, fragte der Assessor sich erhebend, das Mädchen hierher zu führen? Wer hat Ihnen das Recht gegeben, meine Geheimnisse zu verrathen? — Wer hat Sie befugt, sich in Dinge zu mischen, die mich ganz allein angehen?

Madame Vermer lächelte so mitleidsvoll, wie man wohl zuweilen auf die sonderbaren Irreden eines Geisteskranken lächelt. Sie legte ihre Hand sanft auf des Assessors Schulter und sagte kopfschüttelnd: Ich hätte nie geglaubt, lieber Assessor, daß Sie ein so schwaches Gedächtniß haben. Sagten Sie mir nicht vor einiger Zeit, Sie wüßten was darum geben, wenn Sie Rosas Meinung über diese Einrichtung vernehmen könnten? Nun, als ihre gute, treue Freundin habe ich allerdings was eigenmächtig, aber doch wohlmeinend gehandelt. Ich habe mich unter einem falschen Namen bei dem lieben Mädchen eingeführt, mich für eine Freundin ihrer seligen Mutter ausgegeben, mir ihren Besuch dringend erbeten und sie ist gekommen. Ich habe ihr Alles gezeigt, sie hat Alles entzückend schön gefunden, ich wollte ihr mein Boudoir zeigen, da, mein lieber Assessor, wie in aller Welt hätte ich wohl vermuthen sollen, Sie hier zu finden? — Wie hätte ich glauben sollen, daß Sie ein solcher Phantast, ein solcher Träumer sind?

Sie haben das Mädchen also belogen? — sagte der Assessor mit dem sehr ernsten Gesicht. Sie ist wirklich und wahrhaftig hier gewesen? —

O, Sie scheinen mir eine sehr liebe, aufopfernde Freundin zu sein. Geben Sie mir gefälligst die Schlüssel, Madame, und sagen Sie mir rasch, ob Sie noch irgend eine Forderung an mich haben? —

Die Bremer wand sich wie ein muthwillig gespießter Wurm unter dem kalten, schneidenden Ton des Assessors. In ihrem Innern tobte die Wuth, ihr Gesicht aber blieb sich völlig gleich und sie sagte mit stolzer Ruhe:

Im Gegentheile, ich bin Ihre Schuldnerin, und Sie können Ihr Geld noch heute empfangen.

Sie sind mir nichts schuldig, Madame, entgegnete der Assessor und wandte ihr frostig den Rücken.

Die Bremer schoß einen giftigen Blick auf ihn, zitternd ging sie ins Gesellschaftzimmer, um ihren Hut zu nehmen. Als sie mit ihrer Toilette fertig war, sah sie im Zimmer umher, als wollte sie jeden Fleck, jeden Gegenstand mit einem Fluche behaften, dann erst ging sie.

Der Assessor hatte sie durchschaut. Dieser Phantast, dieser Schwärmer, den sie so ganz umgarnt zu haben glaubte, der hatte plötzlich einen so tiefen Blick in ihr Inneres gethan, als wäre ihm eine göttliche Erleuchtung gekommen. Es giebt Momente, wo jeder Mensch hellsehend werden kann. Nie war es der Assessor mehr gewesen, als in dem Augenblick, da die Schlange im Grase auf ihn loszischen wollte. Ihre allzueifrige Augendienerei, welche ebensowohl Rosas als seinem Charakter so gänzlich widersprachen, hatte ihm ein heilsames Mißtrauen eingeflößt. Ihre vermeintlich so geschickte Ausrede war eben zu geschickt, zu scharf zugespitzt, sie hatte sich in ihren Mann verrechnet — denn nur die Wahrheit allein macht niemals einen Fehler.

Und was werde ich jetzt thun? fragte sich die Bremer, als sie in einer Droschke nach Hause fuhr.

Ja, was wird diese Frau jetzt thun? —

Rache ist die gewöhnliche Selbstvertheidigung jeder gemeinen Seele. Und hatte sie sich nicht schon im Voraus gerächt? —

Sechstes Kapitel.

Jakob muß ſeinen Herrn verlaſſen und wird eine Stunde lang Student.

Na, nun ſind ſie ehelich verbunden, ſagte Jakob zu ſeinem Herrn, der ſeine Abend-Cigarre rauchend am Fenſter ſaß, am Montage nach Baldrians Hochzeit. Die Hummel hat ſich ſehr gut gemacht, ſie ſah entſetzlich hübſch aus. —

Madame Baldrian willſt Du ſagen; verbeſſerte Meyer ſeinen Diener.

Nun, ich nenne ſie noch immer die Hummel, entgegnete Jakob, denn den Namen werde ich niemals vergeſſen. — Wer hätte das geglaubt, daß wir noch auf einem ſo freundſchaftlichen Fuß mit einander ſtehen würden. Aber ſehr freundſchaftlich, das muß ich ſagen. — Wenn die Hummel des Morgens an's Fenſter kommt, dann iſt immer ihr erſter Blick nach uns hinüber, und wenn ſie Einen von uns gewahrt, dann erheitert ſich ordentlich ihr ganzes Antlitz. Ich bin ganz befriedigt, denn die Ausſicht nach der jetzigen Baldrian gefällt mir zehnmal beſſer, als die Ausſicht nach der vorigen. Den ganzen lieben, langen Tag küſſen ſich die beiden neuen Baldriane — und ich habe ſcharfe Augen und ſehe gar zu gerne etwas lieber, als Zänkerei und Duckerei.

Meyer erhob ſich, ohne auf Jakobs Geſchwätz irgend etwas zu erwidern, und blickte aus dem Fenſter. Da unten in der Straße ſcheint wieder ein Auflauf zu ſein, Jakob, ſagte er. Gehe und erkundige Dich, was es iſt.

Jakob ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Er eilte auf die Straße hinunter. Es vergingen zehn Minuten und Jakob kam nicht zurück, aber der Menſchenknäuel näherte ſich je mehr und mehr. Eine Anzahl von Jungen lief voraus und Meyer hörte ſehr deutlich die Worte:

Pitſch kommt! Pitſch kommt! —

Meyer wußte nun, was dieſer Skandal zu bedeuten hatte. Denn der Name Pitſch iſt in neuerer Zeit zu einem Volksbegriffe geworden, mit welchem die liebe Straßenjugend ein ganzes Genre von Menſchen bezeichnet. Was ſie mit dieſem Namen eigentlich belegen will, das weiß ſie allerdings ſelbſt nicht, aber ſobald irgend ein Betrunkener durch die Gaſſen taumelt, alſobald giebt ihm eine ganze Schaar Straßenjungen,

welche lawinenartig anwächst, mit dem Feldgeschrei „Pitsch! Pitsch!“ das Geleite. Ein Witz, das sich im Volksleben öfter wiederholt. Von Zeit zu Zeit tauchen bald einzelne Worte oder ganze Redensarten auf, welche an sich sinnlos, im Munde des Volkes die Bedeutung einer ganzen Geschichte erlangen, welche zu einer Art Volksparole für tausend Verhältnisse und Situationen, bei denen oder über die sich das Volk schnell verständigen will, benutzt werden.

Endlich kam der Menschenknäuel bis vor Meyers Thür. Jakob war mitten darunter und Meyer erkannte mit Entsetzen den Gegenstand des Auflaufes. Es war kein Anderer als Pseudo-Werner. In seinem Frack, weißem Hute und den Beinkleidern von gleicher Farbe, mit den großen Vatermördern, langen Manchetten und weißen Glacehandschuhen machte er sich, taumelnd von einer Seite zur andern und von den lieben Gassenjungen bald nach links und bald nach rechts hingezerrt, höchst komisch.

Er schien übrigens in der besten Laune von der Welt zu sein, winkte den Jungen zu, hielt dann und wann eine Anrede an sie, citirte einen Bibelvers und schloß diese Unterhaltung jedesmal mit dem Beisatze: Durchaus moralisch! —

Meyers Entsetzen aber kehrte sich in Zorn um, als er sah, daß Jakob keineswegs etwas that, um den Moralischen gegen seine Peiniger zu schützen. Seine Mienen drückten vielmehr die vollkommenste innere Befriedigung aus und er lachte aus Herzenslust. Aus dem Zimmer eilen, die Treppe hinunterstürzen, den Menschenknäuel durchbrechen, den Moralischen beim Arm packen und in's Haus hineinziehen, war die Sache kaum eines Momentes, die liebe Straßenjugend, welcher ihr Gegenstand plötzlich so energisch entrissen worden war, suchte sich jetzt an dem armen Meyer zu rächen, indem sie sein Gebrechen, in der Art des Volkes, verhöhnelte und verhöhnte.

In dieser Beziehung aber verstand Jakob wirklich keinen Spaß. Aus einem ihrer dankbarsten und erheitertsten Zuschauer wurde plötzlich ein ergrimmter Gegner, zumal da ihn das Bewußtsein, daß er den Zorn seines Herrn abermals gegen sich erregt, antrieb, sein Versehen auf irgend eine Weise wieder gut machen. Er packte ein paar von den kleinen Schlingeln und begann mit ihnen eine nichts weniger als für sie angenehme Unterhaltung, bei welcher es Jakob darauf abgesehen zu haben schien, einen für ewig unauslöschbaren Eindruck auf sie zu machen. Die andern Jungen aber ergriffen für ihre Kameraden Partei, Jakob wurde mit Steinen und Schmutz beworfen, an dem Rocke gezerrt, ausgelacht,

kurz, nach dem Sprüchworte: viele Hunde sind des Hasen Tod, reichte auch Jakobs Tapferkeit gegen ein paar Dutzend drei Käse hohe Jungen nicht aus. Er gerieth in Wuth und brachte den Knaben einige Verwundungen bei, von welchen der jetzt betheiligende Schutzmann glaubte, daß sie das richtige Maß einer Ploßen Selbstvertheidigung nicht inne gehalten, und da er nun überhaupt für denjenigen gehalten wurde, welcher den ganzen Auflauf ursprünglich veranlaßt, so mußte er trotz allem Protestiren, oder vielleicht gerade deshalb, dem Schutzmanne zum Revier-Polizeilieutenant folgen. Die blutenden Knaben mit deren Müttern, die sich inzwischen am Orte der That eingefunden und die Schmerzenskosten für die Wunden ihrer Jungen reklamirten, begleiteten ihn. Jakob machte eine höchst trübselige Miene, aber es half ihm nichts; im Polizeibüreau wurden seine Personalien festgestellt, die schreienden Jungen, welche die Sache weit ärger machten, als sie war, wurden untersucht, ein Protokoll aufgenommen und Jakob endlich mit der Bemerkung entlassen, daß er das Weitere zu vergegenwärtigen habe.

Als Jakob wieder auf die Straße gelangte nahm er zwar eine sehr finstre Miene an. Wie ein Sieger schritt er an den Gruppen, die sich vor der Thüre des Polizeibüreaus und in dessen Nähe gebildet hatten, vorüber. Aber es war ihm trotzdem gar nicht stolz zu Muthe, denn eine böse Ahnung beklemmte ihm die Brust, und er trat mit einem sehr demüthigen und consternirten Gesichte in die Wohnung seines Herrn ein.

Meyer erwartete ihn mit einer sehr ernsten Miene und empfing ihn auf eine ungewöhnlich feierliche Weise.

Jakob, sagte er, es thut mir leid, aber es ist mein fester Entschluß, der durch nichts erschüttert werden wird. Du verlässest Morgen meinen Dienst. Willst Du noch Heute gehen, so soll Dir das gänzlich frei stehen. Hier ist Lohn für das laufende und für das darauf folgende Quartal. Außerdem habe ich Dir für diese Zeit ein Kostgeld hinzugelegt, so daß Du auf ordentliche Weise ganz anständig ein halbes Jahr leben kannst. Hier sind auch Deine Atteste, welche Du bei mir deponirt hast, und ein Zeugniß von mir. Ich habe mich darin gewissenhaft über Deine Fehler und Deine guten Seiten ausgesprochen. Deine Ehrlichkeit habe ich rühmend erwähnt, doch auch Dein vorlautes Wesen nicht verschwiegen. Ich wünsche Dir, daß Du recht bald wieder einen andern guten Dienst finden mögest, und solltest Du einmal in ein unverschuldetes

Unglück gerathen, magst Du Dich zuversichtlich an mich wenden. Hier nimm Dein Geld.

Meyer schob dem weinenden Jakob das Geld hin. Dieser aber rührte es nicht an. Nein, ich nehme keinen Pfennig, rief er schluchzend, ich bin ganz unschuldig, kann ich wohl sagen. Ich weiß wirklich nicht, was ich verbrochen, womit ich es verdient habe, daß Sie mir so plötzlich die Thüre weisen. Die Rangen haben auf Sie geschimpft, und ich habe sie dafür durchgeprügelt — und das ist nun der Dank dafür, daß Sie jetzt sagen, wie Fiesko: der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen. Und ich werde auch gehen. Aber Sie werden sehen, Herr Meyer, ob Sie jemals einen Mohr wieder bekommen, der es so treu und ehrlich mit Ihnen meint, wie ich.

Und mit diesen Worten trocknete sich Jakob die Thränen, warf einen verächtlichen Blick auf das Geld und verließ seinen Herrn, stolz wie ein Held in einer Tragödie.

Jakob! Jakob! rief Meyer.

Jakob kehrte um und blieb zögernd an der Thüre stehen. Er mochte wohl glauben, daß sein Theatercoup die beabsichtigte Wirkung auf das weiche Gemüth seines Herrn hervorgebracht hatte.

Wenn Du glaubst, sagte Meyer, daß ich Dir Unrecht thue, so bist Du sehr im Irrthume, Jakob. Du wirst Dich wohl erinnern, was ich Dir neulich in Bezug auf den Herrn, zu dessen Verhöhnung und Entwürdigung Du Dich vorhin den Straßenjungen angeschlossen hast, gesagt habe. Ich habe Dir den größten Respekt und die höchste Achtung anempfohlen, und es war somit Deine Pflicht, dem unglücklichen Manne beizuspringen, statt Dich theilnahmslos unter den rohen Haufen zu mischen. Du hättest mindestens mir sofort Bescheid von dem Vorfalle erstatten müssen. Wenn mein Diener einen Mann, vor dem ich ihm Achtung geboten, sei es auch nur indirekt, mit verspotten hilft, so hat er die Achtung vor mir selbst schändlich bei Seite gesetzt und das ist der Grund, weshalb ich mich entschlossen habe, Dich zu entlassen. Nimm also in Gottes Namen Dein Geld. Du wirst es wohl gebrauchen, wo nicht, so kann es meinetwegen liegen — Du kannst es bekommen, wann Du willst.

Wenn ein Mensch sich auf der Straße in einem solchen Zustande finden läßt, dann hört in den Augen vor unser Eins jede Achtung auf, repletirte Jakob, und Sie werden es noch erleben, Herr Meyer, daß der Mensch Sie in's Unglück bringt, denn ich habe scharfe Augen, kann ich wohl sagen.

Du kannst Dein vorlautes Wesen bis zum letzten Augenblicke nicht lassen, sagte Meyer, ich hoffe, Jakob, und ich wünsche es Dir von ganzem Herzen, daß Du Dich bessern wirst.

Mit diesen Worten wandte sich Meyer von seinem Diener ab, und Jakob ging jetzt brummend hinaus, um seine Dienste, wie gewöhnlich zu verrichten. Zu seinem großen Erstaunen und Aerger aber fand er die älteste Tochter der Frau Martini in der Küche, welche an seiner Statt bereits angenommen worden war. Wahrscheinlich wollte Meyer durch dieses schleunige, energische Verfahren seinen Diener überzeugen, daß es ihm diesmal mit dessen Entlassung unerschütterlicher Ernst war.

Sehen eine Nachfolgerin, sagte Jakob, indem er an das Mädchen heranrat, nun, da bin ich wohl überflüssig, da kann ich packen.

Mir sind Sie nicht im Wege; versetzte das Mädchen.

Ich werde auch noch nicht gehen, fuhr Jakob fort, ich habe noch mit gewissen Leuten Abrechnung zu halten. Ist er noch drinnen? —

Wer? fragte das Mädchen.

Nun, der Saufbold — der, mit den Vatermördern und den Manschetten.

Ja, er ist noch drinnen; sagte das Mädchen.

Er wird doch hoffentlich bald fortgehen? —

Er wird vielmehr die Nacht hier bleiben. Ich habe ihm ein Bett auf dem Sopha in der Hinterstube machen müssen.

So? — Na, vielleicht soll er künftig meine Livree tragen, und wenn Sie, Mamsell Emma, Sie können nur wieder zu Muttern gehen, denn ist mein Platz. Ich werde noch hier bleiben, ich bin überhaupt noch nicht entschlossen, ob ich gehen oder bleiben will, und das sage ich Ihnen, meinem Nachfolger, und wer es auch sei, Mann oder Frauenzimmer, ich habe ich den Tod geschworen.

Ich werde nicht eher gehen, bis es mir Herr Meyer befiehlt, sagte das Mädchen.

Sehen Sie sich keinen Unannehmlichkeiten bei mir aus, fuhr Jakob fort, ich bin ein entsetzlicher Mensch, wenn ich wüthend werde. Und übrigens wäre es auch undankbar von Ihnen, denn ich habe Herrn Meyer die besten Zeugnisse über Ihre Familie gegeben, und ohne mich hätte er nie daran gedacht, Ihre Mutter zu unterstützen. — Wir haben Sie Ihr Glück zu verdanken. .

Ihnen? —

Ja, mir. Denn ich habe großen Einfluß auf meinen Herrn, er thut

nichts ohne mich zu fragen. Ich habe schon hundert Mal von ihm fortgehen wollen, aber er hat mich immer himmelhoch gebeten, bei ihm zu bleiben. Aber heute habe ich ihm fest erklärt, daß ich um keinen Preis mehr bei ihm bleiben wollte. Er hat eben fast geweint vor mir — aber ich war entsetzlich hart. Ich will es mir aber diese Nacht doch noch einmal beschlafen.

Nun, dann werde ich Herrn Meyer fragen, ob ich gehen kann.

Ich erlaube es Ihnen. Gehen Sie in Gottes Namen. Grüßen Sie Muttern von mir. Sie hat eine brave Tochter. Ich werde ferner an sie denken.

Mit diesen Worten schob Jakob das Mädchen, welches fast noch ein Kind war, zur Thüre hinaus. Er ging so ruhig, als wäre nichts vorgefallen, in's Zimmer seines Herrn, um seine gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten. Aber Meyer empfing ihn sehr ernst und fragte: was willst Du, Jakob? —

So lange ich noch hier bin, lasse ich mir meine Arbeit nicht nehmen, entgegnete Jakob. Ich habe das Mädchen fortgeschickt.

Da hast Du wieder sehr Unrecht gethan, Jakob, versetzte Meyer. Ich bedarf Deiner Dienste nicht mehr. Was noch zu thun ist, das werde ich selbst thun.

Jakob verließ diesmal sehr niedergeschlagen das Zimmer seines Herrn. Er erkannte, daß dieser von seinem Entschlusse nicht mehr zurückkommen würde und machte sich allmählig mit dem Gedanken, daß er einen andern Dienst suchen müsse, vertraut. Es that ihm aber wirklich leid, denn er sah wohl ein, welch einen guten Dienst er bei Meyers hatte. Er bekam hohen Lohn, hatte wenig zu thun und einer ausgezeichnet milden Behandlung sich zu erfreuen. Noch ein Ausweg blieb ihm. Er beschloß, Fräulein Rosa zu bitten, ein gutes Wort für ihn einzulegen und mit diesem tröstlichen Gedanken verließ er Meyers Wohnung, um vielleicht den letzten Abend, mit den Mädchen im Hause schäkernd, vor seiner Thür zu verbringen.

Es war fast halb zehn Uhr. Als er heraustrat aus der Küche stand Jemand auf dem Flur, vor der ersten Eingangsthür zu Meyers Wohnung. Der Mensch schien wie überrascht, denn er schrak zusammen. Jakob wollte ihn schon anfahren, als sich der Mann gegen ihn umwandte und Jakob Schnabsens strenges Gesicht erkannte.

Herr Meyer zu Hause? fragte er.

Ja, wohl.

Melden Sie mich.

Jakob that wie ihm geheißen, zufrieden einen Grund zu haben, um noch einmal ex officio in das Zimmer ſeines Herrn treten zu können. Schnabſe wurde eingelaſſen. Es verſtrich mehr als eine Stunde, ehe er wieder zurückkehrte. Er kam allein. Jakob hatte ihn unten erwartet, denn es war ihm eingefallen, daß, da Schnabſe ſo gut mit ſeinem Herrn ſtand, er auch dieſen zu ſeinem Fürſprecher machen könne. Er erzählte, was ihm begegnet war und Schnabſe hörte ihn ſehr aufmerkſam an. Jakob ſah nicht, welch ein inneres Wohlbehagen ihm dieſe Mittheilung verurſachte.

Ich kann Herrn Meyer durchaus nicht Unrecht geben, ſagte Schnabſe, ſprach ich will ſehen, was ſich dabei thun läßt. Er hat mir eben erzählt, daß Sie gehen müſſen, und ich kann Ihnen nur rathen, Morgen ſo früh als möglich, oder beſſer noch dieſen Abend, wenn's geht, Ihren Herrn zu verlaſſen. Dies wird ihn milder für Sie ſtimmen, junger Menſch, als wenn Sie ihm trotzig Ihre Dienſte noch ferner aufdringen. Bleiben Sie einige Tage in Schlafſtelle und kommen dann zu mir. Ich will inzwiſchen verſuchen, was ich für Sie thun kann. Es gelingt mir vielleicht, wenn Sie Herrn Meyer aufrichtige Reue und Beſſerung angelobten, ihn für Ihre Wiederaufnahme zu ſtimmen.

Jakob war über dieſe Ausſicht ſehr erfreut, und ſagte Herrn Schnabſe in zerknirſcht und demüthig gute Nacht. Doch kaum hatte er den Rücken gekehrt, da nahm er ſeine leichtſinnige, ſorgloſe Miene wieder an, pochte jedes Mädchen, von denk er auch nur einen Schürzenzipfel haſchen konnte, lief dann zu der Baldrian hinüber und pochte leiſe an die Küchenthüre. Hanne öffnete ihm.

Sie laſſen ſich ja heute Abend gar nicht ſehen, ſagte Jakob.

Wir haben Geſellſchaft; verſetzte Hanne.

Das wird Sie doch an Ihrer Freiheit, an Ihren unveräußerlichen Menſchenrechten nicht behindern? Sie können ja mit dem Dicken machen, was Sie wollen, und Fräulein Hummel —

Madame Baldrian — fiel Hanne corrigirend ein.

Das bleibt ſich gleich, verſetzte Jakob, ich habe deshalb nicht mehr Reſpekt vor ihr, als früher. Ein Fräulein hat immer ſeine Vorzüge. Nun, ich wollte übrigens nur ſagen, daß Sie doch eigentlich jetzt die Hauptperſon ſind, und daß Sie alſo wohl ein Stündchen für mich übrig haben konnten.

Nein, das hatte ich nicht, verſetzte Hanne ſehr entſchieden, der Frauen-

verein hat heute bei uns eine Gratulationsvisite abgestattet, und wenn ich da nicht aufpasse, namentlich auf die Ehrengin zweiter Klasse, dann essen sie uns alle Kuchen auf, oder packen sie ein, womit wir eine ganze Woche auskommen wollen.

Na, so, das ist etwas Anderes; sagte Jakob, es muß Jeder seine Schuldigkeit thun. Ich will Ihnen übrigens nur anzeigen, mein Fräulein, daß wir heute auf längere Zeit von einander Abschied nehmen müssen.

Oho! sagte Hanne und weiter nichts, aber es lag doch sehr viel in diesem „Oho!"

Ja, wirklich, kann ich wohl sagen, fuhr Jakob fort.

Will Sie Herr Meyer nicht länger behalten? fragte Hanne nicht ohne Theilnahme.

Oho! rief nun Jakob. Der wird schon wollen, aber ich will vielleicht nicht. Ich will in den Staatsdienst treten, mein Schatz.

In den Staatsdienst? — Jakob, Sie flunkern wieder.

Wirklich in den Staatsdienst. Ein königlicher Prinz will mich durchaus haben. Meine Taille, mein Wuchs hat ihm so sehr gefallen, daß er mich gleich als Jäger annehmen will.

Oho! rief Hanne wieder.

Nun, Sie werden sehen. Ich will mich ihm Morgen vorstellen. Vorläufig habe ich Herrn Meyer um Urlaub auf einige Tage zu einer kleinen Reise gebeten. Wenn ich mit dem Prinzen nicht einig werden kann, dann komme ich zu Herrn Meyer zurück und mache mich natürlich nichts wissen. Im andern Falle aber wird er es mir nicht übel nehmen, wenn ich einen Staatsdienst seinem Privatdienste vorziehe.

In diesem Augenblicke wurde Hanne gerufen, doch ließ sie sich noch so viel Zeit, mit ihrem Freunde Jakob ein Rendez-vous für den andern Morgen zu verabreden. Nun eilte Jakob befriedigt in seine Wohnung zurück. Er lauschte eine Weile an Meyers Thüre und guckte durchs Schlüsselloch. Sein Herr war noch auf. Aber er gewahrte nicht den Moralischen, und doch mußte er noch drinnen sein. Jakob trat an eine andere Thüre und lauschte wiederum, er glaubte lautes Schnarchen zu hören. Das konnte kein Anderer als der Fremde sein. Umsonst zerbrach sich Jakob den Kopf, welche Bewandniß es mit diesem Menschen hatte, wie es kam, daß sein Herr, für einen Mann, der sonst nie zu ihm gekommen war, ein so großes Interesse fassen konnte. Die Geschichte schien ihm sehr geheimnißvoll und mit so manchem zusammenzuhängen,

das ihm in der letzten Zeit an seinem Herrn auffällig geworden war. Denn Meyer war sonst nie so heimlich gegen ihn gewesen, und hatte sich nie so oft hinter verschlossenen Thüren aufgehalten.

Doch er vermochte das Räthsel nicht zu lösen und begnügte sich damit, den Moralischen nochmals mit der energischsten Rache zu bedrohen. Darauf ging er zu Bette und war im Umsehen eingeschlafen. Als er andern Morgen früh erwachte, da hatte er kuriose Träume gehabt. Das Bild des Moralischen war nicht aus seiner Seele gewichen. Er hatte mit ihm im Traume auf einem thurmhochgespannten Seile getanzt und die entsetzlichsten Sprünge gemacht. Ein ungeheures Publikum sah diesem verwegenen Schauspiel zu. Plötzlich aber stürzte der Moralische, das Gleichgewicht verlierend, hinab. Jakob ergriff ihn rasch bei dem rechten Bein, jedoch mehr um sich selbst zu halten, als um jenen zu retten. Und sich an dessen Bein fortwährend haltend gelangte Jakob glücklich und unverletzt auf den Boden. Der Moralische aber blieb vor seinen Augen mit zerschmetterten Gliedern liegen.

Im ersten Augenblicke des Erwachens war es dem so wunderbar geretteten Jakob, als wäre Alles nur ein Traum gewesen. Er konnte es nicht gleich fassen, daß er wirklich den Dienst seines bisherigen Herrn verlassen sollte, und er fühlte sich sehr unglücklich, als sich ihm die Wirklichkeit mit ihrem eisernen „muß" aufdrang. Er gedachte jetzt auch Schnahfes weisen Rathes, sprang schnell auf, machte eben so schnell seine Toilette und verließ, ohne irgend etwas Anderes, als was er am Leibe trug, mitzunehmen, Meyers Wohnung, den Schlüssel zur Küche gab er bei der Frau Martini ab, welche ihn aufrichtig bemitleidete, und den Wunsch aussprach, ihn bald wieder zurückkehren zu sehen. Worauf Jakob sagte, daß er jedenfalls zurückkehren würde, denn er könne wohl sagen, daß er wisse, daß sein Herr ohne ihn nicht vier und zwanzig Stunden leben könne.

Und so verließ Jakob das Haus, in welchem er so lange sorglos gewaltet, in welchem er so glückliche Abende mit Hannen und den andern Mädchen aus dem Hause verlebt. Wohin sollte er sich wenden? — Es fehlte ihm nicht an Freunden. Aber sie waren Alle im Dienste und hatten an einem Wochentage keine Zeit für ihn. Auch wußte er wohl, daß er seine Zeit nützlich anwenden mußte, wenn er darauf rechnen sollte, daß ihn Meyer wiedernehmen würde. Herumtreiben durfte er sich also nicht. Wohin also? — da schoß ihm, wie es schien, ein sehr glücklicher Gedanke durch den Kopf. Er wollte zu Schnahfes gehen und ihm seine

Dienste natürlich ganz umsonst auf so lange, bis er zu seinem Herrn wieder zurückkehren durfte, anbieten. Seine jetzige Wohnung wußte er. Er eilte dahin, aber das Haus, die Läden waren noch fest verschlossen. Er patrouillirte eine halbe Stunde in den Straßen herum, aber er fand das Häuschen noch eben so fest verschlossen, wie ein mißtrauisches Erbbegräbniß auf einem Kirchhofe.

Jakob ging nun in ein Frühstückslokal, um eine Tasse Kaffee zu trinken. Es war nach neun Uhr, als er wieder vor Schnahses Thüre stand. Das Haus war noch immer geschlossen, und er mußte abermals fortgehen. Aber plötzlich erheiterte sich sein Gesicht, eine bekannte Gestalt kam auf ihn zu. Es war dem armen Teufel, als fiele ihm plötzlich ein Stein vom Herzen, als er diesen alten Gönner erblickte und mit dem lauten freudigen Ausruf: „Guten Morgen, Herr Grunow!" trat er an ihn heran.

Wie kommen Sie hierher, Jakob? fragte der Student.

Hier wohnt ein Herr Schnahse, versetzte Jakob, den ich nothwendig sprechen muß, aber er ist noch nicht aufgestanden, denn ich bin nun schon seit sieben Uhr dreimal vor seiner Thüre gewesen.

Bei Schnahse? Was wollen Sie denn von dem?

Ach, das ist eine lange Geschichte, versetzte Jakob, da muß ich weit ausholen, kann ich wohl sagen. Ich werde aber, wenn Sie erlauben, mit Ihnen gehen, und Ihnen Alles haarklein erzählen, denn ich weiß, daß Sie mein Freund sind, und an mir Antheil nehmen.

Ganz gewiß, sagte Grunow lächelnd, erzählen Sie nur.

Jakob erstattete nun einen ausführlichen Bericht über die letzten Vorfälle. Da Grunow sein ganzes Vertrauen besaß, so behielt Jakob auch nicht das geringste Geheimniß vor ihm auf dem Herzen. Er schüttete seine Bekenntnisse gleichsam vor ihm aus, nannte sich selbst einen Schlingel — aber, fügte er bei jedem Bekenntnisse hinzu, es hat ja jeder Mensch seine Fehler, daß ist gewiß, und ich habe die meinigen. Er verschwieg übrigens nicht einmal jene nächtliche Orgie im Lokale der Madame Tremer und wie sie dabei von Schnahsen überrascht worden waren. Ueberhaupt erzählte Jakob von diesem Mann sehr viel, es mochte vielleicht auch daher kommen, weil Grunow an allen Vorgängen, bei welchen Schnahse eine wenn auch noch so unbedeutende Rolle spielte, ein ganz besonderes Interesse nahm. Er konnte sich nun keinesweges über die Rolle klar werden, welche Schnahse dem arglosen Meyer gegenüber spielte, aber er ahnete doch, daß irgend etwas vorgehen müsse, denn er

kannte den Heuchler. Indessen sprach er sich gegen Jakob nicht weiter aus, er bot ihm aber an, ihn einige Tage bei sich aufzunehmen, jedoch unter der Bedingung, daß er ohne seine Erlaubniß weder zu Schnahfen, noch zu seinem Herrn zurückgehen sollte. Dafür übernahm er es, sich für ihn nach besten Kräften zu verwenden. Jakob nahm dies Anerbieten mit großer Freude an und gelobte dem Studenten ewige Dankbarkeit und Ergebenheit.

So ging denn Jakob wohlgemuth mit seinem interimistischen Herrn nach dessen Wohnung. Grunow lebte, seitdem sein Vater in seinen Vermögensverhältnissen zurückgekommen war, sehr bescheiden. Er hatte sich in seine neue beschränkte Lage mit großer Resignation gefunden, sein Charakter hatte sogar seit jenem Unglücksfall weit mehr sittlichen Halt gewonnen. Er konnte übrigens für seine Person vollkommen sorgenlos seine Studien beenden und seine Carriere verfolgen, denn Freunde, Verwandte und Gönner seines Vaters hatten sich vereinigt, dem Sohne die ferneren Mittel zum Unterhalte zu gewähren. Grunow arbeitete jetzt fleißig und es kam ihm nicht mehr in den Sinn, tolle Streiche auszuführen, wenn er es auch nicht verhindern konnte, daß ihm manche tolle, jokose Idee durch den Kopf fuhr.

Der Grund, welcher ihn heute zu Schnahfen führte, war die beabsichtigte Bezahlung seines Wechsels, dessen Verfalltag heranrückte. Grunow hatte sich vorgenommen, ein ordentlicher Haushalter zu werden, sich einzurichten, und niemals wieder zu einem Wucherer seine Zuflucht zu nehmen. Da er Schnahfen nicht getroffen hatte, machte er eine kleine Promenade in der Nähe der Universität, denn er hatte am heutigen Tage noch einige Collegia zu hören.

Jakob, sagte er, Sie können jetzt immerhin noch ein wenig spazieren gehen, aber um 12 Uhr erwarten Sie mich in der Universität bei der Uhr. Wir wollen dann zusammen essen gehen und das Weitere besprechen.

Grunow ging und Jakob, sich jetzt selbst überlassen, wußte gar nicht recht, welchen Gebrauch er von seiner Freiheit machen sollte. Er hatte seine bestimmte Beschäftigung, selbst nicht einmal die, in der Stube seines Herrn aus dem Fenster zu gucken, und zu seinem Lobe müssen wir gestehen, daß ihm diese Freiheit des Müßigganges höchst unangenehm wurde. Er spazierte die Linden auf und ab, setzte sich bald auf diese, bald auf jene Bank, stand gaffend bei den eleganten Läden, besah sich die Bilder vor den Schaufenstern der Kunsthandlungen, sah jeden Augenblick nach

der Akademieuhr und stellte seine silberne Taschenuhr wohl zwanzig mal nach dieser Berliner Normaluhr, ohne daß es ihm gelang, sie mit derselben in Uebereinstimmung zu bringen. Endlich fiel es ihm ein, daß er Hunger habe und holte sich aus einem benachbarten Fleischerladen Wurst und dann Brod dazu und begab sich nach dem Kastanienwäldchen, diesem beliebten Berliner Rendez-vous-Platze, um hier sein Frühstück mit Gemächlichkeit zu verzehren.

Er hatte kaum angefangen, als er einen ungebetenen Gast in der Person eines riesigen Hundes erhielt, welcher ihm zuerst lungernd in den Mund guckte, dann aber allmählig zudringlicher wurde. Jakob durch seine eigene mißliche Lage zum Mitleid gestimmt, warf ihm einige Wurststückchen zu, und der Hund schien diese Wohlthätigkeit sehr hoch aufzunehmen, denn er blickte auf den mittheilenden Jakob mit einem gewissen freundschaftlichen Affect. Endlich war dieser, wie es schien, gesättigt, denn er stellte den Rest seines Frühstückes, welches nach seiner ökonomischen Berechnung noch zum Abendbrote ausreichen sollte, in die Tasche, mit welcher Oekonomie der Hund übrigens durchaus nicht zufrieden zu sein schien, denn er knurrte und rührte sich nicht von Jakobs Seite.

Dieser warf jetzt einen prüfenden Blick um sich her und erkannte mit Freuden, daß das Kastanienwäldchen sich zu beleben begann und sich allmählich mit einer ganzen Schaar von Ammen und Kindermädchen anfüllte. Er versprach sich hiervon die beste Kurzweil und rechnete dabei, wohl nicht mit Unrecht, auf seine liebenswürdige Persönlichkeit und sein gewandtes Benehmen. Ein allerliebstes Kindermädchen mit einem kleinen Korbwagen war die Erste, welche er nach Alter, Namen und Herkunft des pausbäckigen Kindes fragte, das sie auf ihrem Schooße schaukelte. Und als er das Alles wußte, wollte er auch wissen, ob es ein Junge oder Mädchen wäre, und als er auch hierüber Auskunft erhalten und die Bekanntschaft eingeleitet hatte, schien er alle diese Fragen noch einmal in Bezug auf das Kindermädchen machen zu wollen. Er hatte Aussicht, seine Zeit sehr angenehm auszufüllen, aber die Störung kam von einer Seite, von welcher er sie am wenigsten erwartet hatte, da sie durch die Undankbarkeit eines Thieres veranlaßt wurde, welchem diese Untugend gerade am wenigsten anzuhaften pflegt.

Der große Hund gesellte sich nämlich abermals zu ihm und schien noch immer der Hoffnung zu leben, daß Jakob auch den Rest der Wurst mit ihm theilen würde. Der pausbäckige Junge aber, welcher noch nicht einen Hund von einem Löwen zu unterscheiden vermochte, erhob ein

jämmerliches Geschrei, und da Jakob ihn nicht beseitigen konnte, da er trotz aller Drohungen stets wieder zu ihm kam, wenn er ihn so eben fortgejagt hatte, und der pausbäckige Junge stets fürchterlich schrie, so blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Eroberung wieder fahren zu lassen und sein Glück bei einem andern Mädchen zu versuchen, deren Kleines weniger Furcht vor dem großen Hunde hatte. Denn dieser schien sich mit Gewalt zu Jakobs ergebenen Diener machen zu wollen, er hielt selbst seine Fußtritte ohne Knurren aus und Alles was er darauf that war ein seelenvoller Blick der tiefsten, treuesten Ergebung, welchem Jakob kaum zu widerstehen vermochte. Wären Jakobs Sinne durch die Anwesenheit so vieler hübschen Evastöchter weniger verblendet gewesen, er hätte sich vielleicht wie ein Philosoph in einem Winkel des Wäldchens niedergelassen und in dem lebendigen Beispiel des Hundes seine eigene Geschichte, seine eigene Lage entdeckt.

Aber Jakobs Sinne waren befangen und sein Zorn gegen das arme Thier stieg je mehr, je weniger es gelang, ihn zu überzeugen, daß keins der Kinder sich mit ihm befassen wollte. Denn gleichsam als wäre er ein entlaufenes Mitglied irgend einer großen Menagerie von wilden Thieren, so schrieen die Kinder auf, sobald er sich ihnen näherte und ehe zehn Minuten vergangen waren, war Jakob mit seinem großen Hunde der Gegenstand einer allgemeinen Abneigung, so daß er es selbst für gerathen hielt, um dem unharmonischen Kinder-Concerte zu entgehen, den Schauplatz so großer Hoffnungen zu verlassen.

Es war fast elf Uhr, und nun fiel es ihm ein, ein wenig das Terrain zu recognosziren, auf welchem er Grunow erwarten sollte. Er trat also in das Universitätsgebäude.

Die Studenten traten schaarenweise aus den so eben geschlossenen Auditorien, und Jakob fiel weiter nicht auf, wie er seinerseits that, als gehöre er zu ihnen. Bald aber wurde er der Gegenstand einer, wie es schien, höchst unliebsamen Aufmerksamkeit. Er wußte sich den Grund nicht anders zu erklären, als, daß sein Philisterthum erkannt worden sein müße, bis der Portier an ihn herantrat und ihn aufforderte, sofort seinen Hund fortzuschaffen, daß es gegen die akademische Ordnung sei, wenn auch noch so wißbegierige Vierfüßler mit in das Universitätsgebäude zu bringen. Da Jakob indessen versicherte, daß der Hund nicht ihm zugehöre, so nahm es der Portier über sich, ihn hinauszutreiben, was ihm nicht ohne Mühe gelang.

Jakob war von dem Portier ziemlich höflich angeredet worden, und er

konnte nicht zweifeln, daß man ihn allgemein für einen Studenten hielt. Das ermuthigte ihn so sehr, daß er den verwegenen Gedanken faßte, in eins der Auditorien zu treten und eine Vorlesung mit anzuhören, und so auf angenehme Weise die Stunde bis zwölf Uhr zu verbringen.

Unglücklicher Weise gerieth er aber in den Hörsaal des berühmten Professors M....., welcher, wie allbekannt, kein Freund von Hospitanten ist. Jakob kümmerte sich natürlich darum nicht im Geringsten, er setzt sich allerdings auf die letzte Bank, aber ohne Herzrochen und bewunderte es im Stillen, daß die Herren Studenten so ruhig waren, wie andere gewöhnliche Menschenkinder. Er hatte geglaubt, daß sie doch viel dummes Zeug machen müßten, bis der Herr Professor kam, und schon bei sich überlegt, zu welcher Partei er sich schlagen wollte, wenn die Studenten vielleicht einen Kampf beginnen und Russen und Türken spielen würden.

Von all' dem geschah aber nichts, das Auditorium füllte sich mehr und mehr und Jedermann nahm ruhig seinen Platz. Kaum das hier und dort ein Nachbar mit dem andern sprach. Endlich siebenzehn Minuten nach elf erschien Professor M..... Mit seinem ihm eigenen festen und durchdringenden Blick übersah er sein Auditorium und begann dann seine Vorlesung. Es war natürlich, daß Jakob von dem Vortrage des berühmten Physiologen nicht viel verstand, und das der Vortrag, welcher alle seine wahren Jünger in Spannung erhielt, auf Jakob eine opiumartige Wirkung hervorbrachte. Er begann allgemach mit dem Kopfe zu nicken, schritt crescendo zu einem gemüthlichen Schlummer, bis er in ein ohrenbetäubendes Schnarchen verfiel. Mit Entsetzen und Befremden blickten die Anwesenden auf ihren vermeintlichen Comilitonen, sie kannten ihren Professor zu gut, um nicht auf eine unangenehme Scene gefaßt zu sein. Doch wider Erwarten veränderte dieser seine ernste Miene nicht und sagte nur gegen Jakobs Nachbarn gewendet: Meine Herren, wollen Sie den Schläfer nicht daran erinnern, daß es noch sehr früh am Tage ist? —

Die Nachbarn stießen Jakob an, gähnend fuhr dieser auf, Alles lächelte jetzt und der Professor las weiter. Jakob blickte verlegen vor sich her und verwünschte seinen Einfall. Leider aber war die Vorlesung noch lange nicht beendet und er befürchtete mit Recht, wieder einzuschlafen. Um die Schläfrigkeit zu bannen, gerieth er auf den Einfall, den Rest seines Frühstücks hervorzuholen und heimlich, indem er sein Taschentuch vor dem Munde hielt, zu verzehren. Kaum aber hatte er hiermit begonnen,

als sich ein Kratzen und Scharren an der Thüre, der zunächst er saß, hörbar machte. Jakob fiel so sehr aus seiner Rolle, daß er sich erhob und zu dem Professor gewendet sagte: Da ist Jemand! worauf er dann ohne Weiteres unter dem allgemeinen Gelächter der Studenten die Thüre öffnete. Aber wurde Jakob schon durch dieses Gelächter perplex, so wurde er es noch mehr, als er seine zudringliche Bekanntschaft aus dem Kastanienwäldchen vor sich sah. Es war in der That der riesige Hund und da er die Wurst in Jakobs Hand mit dem erstaunenswerth ausgebildeten Geruchsorgan dieser Thiere blitzschnell erschnüffelt hatte und Jakob, in seiner Verlegenheit alle Besinnung verlierend, dem Hunde gerade mit der Hand abwehren wollte, mit der er das Taschentuch und die Wurst hielt, so schnappte sein unverschämter Freund so bissig darnach, daß Jakob vor Schmerz laut aufschrie, als habe er mindestens ein Glied irgend eines seiner Finger verloren.

Nun wurde es sowohl dem Herrn Professor als den Studenten zu arg. Auditorium verlassen! riefen die letzteren. Thüre zu machen! —

Es ist wirklich nicht mein Hund, sagte Jakob, indem er seinen blutenden Finger in sein Taschentuch wickelte, während er mit der linken noch immer bemüht war den Hund abzuwehren. Ich bin selbst sehr böse, kann ich wohl sagen, fuhr er fort, ich kenne das Thier gar nicht, und ich glaube auch nicht, daß es mich kennt. Aber das liebe Vieh scheint einen entsetzlichen Hunger zu haben und es ist doch Unrecht von den Leuten, ihre Angehörigen nicht satt zu machen.

Mit diesen Worten, welche der Professor und seine Zuhörer lächelnd angehört hatten, denn des jungen Menschen Naivität hatte etwas zu Komisches, warf Jakob verstohlen, doch mit einer energischen Bewegung, den Rest seiner Wurst in den Korridor und wie bezaubert ließ plötzlich der Hund von ihm ab und entfernte sich. Nun schlug Jakob mit erleichtertem Herzen rasch die Thüre zu und nahm seinen vorigen Platz wieder ein. Natürlich waren Aller Blicke eine Zeit lang auf ihn gerichtet, und Jakob bedauerte es jetzt, daß er nicht so klug gewesen, zugleich mit dem Hunde das Auditorium zu verlassen, in welchem ihm begann unheimlich zu werden.

Es mochte aber wohl noch keiner der Studirenden Jakobs wahren Stand vermuthet haben. So sehr konnte er allerdings nicht auffallen, denn man sieht unter den Studenten oft eigenthümliche Gestalten, Füchse aus irgend einer kleinen Provinzialstadt, deren Benehmen, im Anfange

des Universitätsbesuches oft schüchterner und linkischer als das ist, welches Jakob bis jetzt bewiesen hatte.

Indessen sollte die Katastrophe erst kommen. Der Professor war eben dabei von der willkürlichen Verkleinerung und Vergrößerung der Pupille einige Erläuterung an sich selbst zu machen. Er trat nach der Reihe von Bank zu Bank und wiederholte das Experiment vor jedem Einzelnen. Die Reihe kam natürlich auch an Jakob. Er war jetzt wieder völlig munter und die Sache interessirte ihn, obwohl er nicht recht wußte, was der Herr Professor eigentlich zeigen wollte. Er verstand natürlich den Ausdruck „Pupille" nicht. Aber er glaubte, daß der berühmte akademische Meister irgend ein Kunststück machen wollte. Dieser sah den höchst gespannten Jakob durchdringend an, und wiederholte dann, wie früher: Jetzt ist sie groß — jetzt ist sie wieder klein.

Aber wer beschreibt das homerische Gelächter, welches jetzt wie ein rauschender Wasserfall sich über den armen Jakob ergoß, als dieser auf des Professors Erläuterung ganz laut und als spreche er zu einem seines Gleichen, sagte:

Weiter ist es nichts? — Na, das kann ich auch. Das habe ich schon als kleiner Junge —

Er sprach nicht weiter. Der Professor rief, diesmal selbst lächelnd, seinen Famulus herbei und sagte ihm: Stellen Sie doch einmal die Personalien dieses Menschen fest, er scheint sich hierher verirrt zu haben. Und damit trat der Professor an Jakobs Nachbarn heran und experimentirte ruhig fort.

Während dessen sprach der Famulus halbleise mit dem nun ganz verdutzten Jakob und fragte ihn:

Sind Sie Student? —

Ne, versetzte Jakob leise, ich bin man Bedienter.

Nun, so entfernen Sie sich, fuhr der Famulus fort.

Ja, das kann ich thun, sagte Jakob, indem er rasch an die Thüre trat, ich gehe sehr gern, denn was man hier sieht — dafür geb' ich gar nichts. Das kann Jeder! —

Diese letzten Worte stieß Jakob mit großer Dreistigkeit heraus, dann verließ er so schnell als möglich das Auditorium und die Universität.

In einiger Entfernung wartete er auf Grunow. Die Uhr schlug zwölf, die Studenten strömten aus der Universität, und da sich unter diesen natürlich auch diejenigen befanden, welche Augenzeugen jener merkwürdigen in den Annalen der Berliner Universität unvergeßlichen

Vorlesung waren, so traten sie lachend an Jakob heran, betrachteten ihn wie irgend einen seltenen und seltsamen Gegenstand, fragten ihn Mehreres, und da die Geschichte von Mund zu Mund ging, war er bald von einem größeren Auditorium umringt, als der berühmteste Professor je um sich versammelt gesehen. Endlich fand sich auch Grunow ein. Lächelnd vernahm er Jakobs Universitätsabenteuer, und er hatte noch Charakterheiterkeit genug behalten, um diese Begebenheit eine göttliche Posse zu nennen, für welche er den Helden derselben mit einem guten Mittagsessen belohnte.

Der dämonische Hund aber war, nachdem er die geopferte Wurst erhascht, gänzlich verschwunden und Jakob hat ihn seitdem niemals mehr gesehen, obwohl er sich angelobt hatte, ihn, wenn er ihn jemals wiederfinden sollte, zu schinden und sein Fell zum ewigen Angedenken an jene eine Stunde auf der Universität ausstopfen zu lassen.

Siebentes Kapitel.

Der Moralische verschwindet auf eine geheimnißvolle Weise.

Während Jakob auf diese Weise den unangenehmen und angenehmen Wechselfällen eines müßigen dem Zufall anheimgegebenen Lebens ausgesetzt war, befand sich derjenige, welcher die letzte Veranlassung zu Jakobs Schicksal, wenn auch unwissentlich geboten hatte, in einer höchst behaglichen Lage. Schnabse hatte seinem Gönner bei seiner letzten Zusammenkunft nämlich erklärt, daß er Werner nicht länger bei sich behalten könne. Denn so sehr er sich auch bemüht, ihn auf den Weg der Besserung zu bringen, so wolle er doch von seiner traurigen Leidenschaft nicht ablassen. Er sehe sich also genöthigt, sich seiner Verpflichtung zu entledigen. Er wolle gern nach wie vor das Seinige thun, ihn auf einen sichern Weg zu bringen. Aber auf keinen Fall könne er ihm, nach so vielen fruchtlosen Versuchen, länger ein Asyl in seinem Hause geben. Er befürchte übrigens auch, daß dem Manne die eine Eigenschaft gebreche, welche er bisher an ihm geschätzt — die Ehrlichkeit. Denn es

seien ihm in der letzten Zeit eine Menge Dinge auf eine unerklärliche Weise abhanden gekommen.

Die letzte Mittheilung machte den armen Meyer ganz unglücklich, doch ließ er sich keineswegs dadurch von dem Entschlusse abschrecken, welchen er gefaßt. Er wollte es denn selbst mit dem Moralischen versuchen, ihn bei sich aufnehmen, und sich eine Zeitlang einzig und allein seiner Besserung widmen. Schnahse sollte ihm wenigstens dabei helfen, da er seine Macht über ihn hinlänglich kennen gelernt hatte, und das versprach der gute Mann auch mit der frommsten Miene von der Welt.

Es ist eine, wenn auch seltsame, doch nicht seltene Erscheinung im Leben, daß wir oft bei den Dingen, die am Tage liegen, mißtrauisch und kritisch sind, dafür aber bei den wichtigsten Dingen blindlings, ohne alle Vorsicht und Skrupel, hineintappen. So lange Meyer von der Existenz des Moralischen wußte, war auch nicht ein einziges Mal ein Zweifel an der Aechtheit des Pseudo-Werner in ihm aufgestiegen, hatte er noch nicht ein einzigesmal die Quelle näher untersucht, aus welcher sein Glaube, Rosas verschollenen Vater vor sich zu sehen, hervorgegangen. Schnahse hatte ihm eine Geschichte von einem Menschen erzählt, und diese Geschichte und auch der Name paßten allerdings ganz genau zu der Geschichte, welche er von Meinhold in Bezug auf Rosas Vater gehört. Aber trotz allem und alledem konnten dennoch Rosas Vater und der Moralische zwei ganz verschiedene Personen sein, selbst dann, wenn auch kein Betrug mit im Spiele war. Wenigstens hatte Meyer nichts, worauf er fußen konnte, als zwei Geschichten von zwei Leuten, die Meyer allerdings für höchst zuverlässig halten mußte. Aber es hatte Niemand, selbst der vermeintliche Werner nicht, seine Identität mit Rosas Vater juristisch außer allem Zweifel festgestellt, wenigstens fehlte noch das Zeugniß der Hauptperson, nämlich seiner Tochter, welche alle anderen Gewährsmänner aufgewogen hätte.

Die Sache, wie sie jetzt lag, war wenigstens dazu angethan, noch immer einige Zweifel vorwalten zu lassen, bis das Zeugniß dieser Hauptperson sie bestätigt hätte. Aber wie gesagt, Meyer war in seiner Gewißheit so befangen, daß es ihm gar nicht in den Sinn kam, Rosa könnte an der Identität des angeblichen Werner mit ihrem Vater jemals im geringsten zweifeln.

So hatte Meyer denn einen Menschen bei sich aufgenommen, den selbst der wohlthätige, fromme Schnahse so gut wie aufgegeben hatte. Es mochte ein Widerspruch in dessen bisheriger guter Zuversicht und

seiner jetzigen Hoffnungslosigkeit liegen, ein schlau berechneter Widerspruch — aber Meyer gehörte, wie gesagt, zu den Charakteren, welche, weil sie so durchaus wahrhaft, gerade und vertrauungsvoll sind, in ihrem Vertrauen nur sehr schwer erschüttert zu werden vermögen. Was Schnabse that und sprach, daran glaubte Meyer, weil er ihn für den rechtlichsten Mann von der Welt hielt. Wo kein Zweifel ist, da ist auch kein Mißtrauen. Schnabse hätte dem arglosen Meyer getrost noch unglaublichere Dinge zu glauben zumuthen können. Und lehren uns die tausende von Irrthümern, die noch heute so allverbreitet sind, und vielleicht dereinst von der ganzen Menschheit mit wenigen Ausnahmen geglaubt wurden, lehren uns diese Irrthümer nicht, wie leicht wir Alles glauben, wenn es aus einer ehrwürdigen Quelle oder aus einer solchen — die wir dafür halten, fließt?

So war denn Meyer glücklich, einen Gegenstand zu besitzen, der, so werthlos er auch an sich sein mochte, dadurch, daß er zu dem theuren Mädchen in so naher Beziehung stand, für ihn unschätzbar war. Und Meyer war in dieser Freude, in diesen schönen Träumen von Rosas Glück und Freude so aufopferungsfähig, und Schnabse merkte und wußte das so gut, daß es uns, die wir diesen Krömmler besser als Meyer kennen, befremden muß, ihn so plötzlich so große Vortheile, indem er den Moralischen seiner Obhut, entließ, aufgeben zu sehen.

Aber Schnabse wußte was er that, nicht umsonst hatte er den Schatz aus den Händen gegeben. Er war mit dem Hauptmann ziemlich schnell fertig geworden, aber es war von ihm ein großer Theil der Beute seiner Sicherheit geopfert worden. Er wollte es mit dem andern Opfer schneller machen, mit einem Schlage, so viel als möglich, erhaschen, und die Vorbereitungen waren, nachdem er gesehen, daß sich die glücklichsten Umstände zusammenfügten, um die Ausführung seines Planes zu erleichtern, schnell getroffen.

Es war am ersten Abend nach Jakobs Entfernung, als Meyer mit dem Moralischen in seiner traulichen und gemüthlichen Hinterstube beisammen saß. Eine Flasche Wein stand vor ihnen, Beide rauchten eine Cigarre, Meyer hatte dem Moralischen den Tag über nicht einen Tropfen Branntwein gestattet. Er meinte, es würde schon ein Schritt vorwärts sein, wenn Werner des Branntweins sich gänzlich entwöhne und statt dessen Wein trinke. Ueberhaupt entwarf sich Meyer einen diätischen Plan, den er mit Consequenz verfolgen wollte. Am Morgen bekam der Moralische eine gute Portion Kaffe, der nicht besser sein konnte. Meyer

hatte ihn selbst auf der Maschine gekocht. Werner trank ihn auch mit großer Behaglichkeit, begehrte aber einen kleinen Schluck Rum dazu. Zum Frühstück, sagte ihm Meyer, solle er eine halbe Flasche guten Wein erhalten. Damit war Werner allerdings ganz zufrieden, aber er meinte, er bedürfe einer gewissen Einleitung zu diesem Hauptkapitel, dem Frühstück nämlich — und die dürfe nur in Rum bestehen. Meyer beharrte consequent bei seiner Weigerung und stellte ihm dafür eine Kiste vortrefflicher Cigarren zur Verfügung. Werner zündete sich eine an, machte Toilette, wobei ihm Meyer wie ein Kammerdiener half, füllte sich alle Taschen mit Cigarren, was Meyer geschehen ließ, obschon er ihm seine Cigarrentasche geschenkt hatte, und nun wollte er ausgehen.

Wohin, lieber Werner? fragte ihn Meyer.

Suche meine Tochter, versetzte der Moralische. Nach Schnabels Allegorie war es die Reue, es schien aber, als hätte Werner sich eine eigene Allegorie gebildet und mit seiner Tochter „die Flasche" gemeint.

Sie suchen Ihre Tochter, versetzte Meyer, ich werde Ihnen dabei behülflich sein, ich werde mit Ihnen gehen!

Meyer war in der That entschlossen, nicht von der Seite des Moralischen zu weichen.

Dieser aber blickte ihn von der Seite auf eine sehr verfängliche Weise an und murmelte dann:

Gott hat ihn gezeichnet, der will mich versuchen! —

Werner hätte hinzufügen müssen, keinen Branntwein mehr zu trinken und die Allegorie wäre vollständig gewesen. Vielleicht ergänzte er auch wirklich in seinen Gedanken auf diese Weise seine Worte.

Wir wollen ein wenig ausfahren, fuhr Meyer fort, es ist ein schöner Tag. Wir fahren nach Charlottenburg und frühstücken bei Buder. Und sogleich traf Meyer seine Anstalten. Er ließ einen hübschen Wagen kommen, den er für den ganzen Tag miethete und fuhr bald darauf mit Pseudo-Werner ab.

Sehr moralisch! rief dieser ein über das andere Mal und lehnte sich mit vornehmer Nachlässigkeit im Wagen zurück.

Aber Meyer hatte seine liebe Noth mit ihm. Bei jedem Destillateur, bei jedem Boutiquer rief er dem Kutscher ein gebieterisches Halt zu, aber der Kutscher hatte Verstand genug, die Situation des Moralischen richtig aufzufassen und so genügte ihm ein einziger Wink von Meyer, ihn taub gegen alle Befehle Werners zu machen. Nun versuchte es dieser aber mehrere Male aus dem Wagen zu springen und Meyer saß

fortwährend in Angst und hielt ihn beständig bei seinem Frackzipfel fest. Er athmete auf, als sie endlich die Chaussee erreichten, wo es keine Lokale mehr gab und sein Fahrgast keiner weiteren Versuchungen ausgesetzt war. Er gerieth aber offenbar in eine sehr unbehagliche Stimmung, warf sich in den Wagen zurück und schlief bis dieser stille hielt.

Kaum vermochte ihm Meyer zu folgen, so schnell stieg er jetzt aus, eilte an's Büffet und verlangte ein Glas Rum. Meyer verhinderte jedoch, daß es ihm verabreicht wurde und bestellte Wein und ein gutes Frühstück. Dann flüsterte er dem Kellner zu, seinem Freunde um keinen Preis irgend ein Getränk zu verabreichen. Uebrigens verlor er den Moralischen nicht aus den Augen, der ihn unter allerlei Vorwänden verließ und nicht eher bei ihm blieb, bis Frühstück und Wein auf dem Tische stand.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Leiden, welche Meyer diesen Tag durch den Moralischen zu erdulden hatte, beschreiben. Nur die Langmuth eines Mannes von Meyers Menschenfreundlichkeit und Großmuth, vermochte sie zu ertragen. Dafür hatte er aber am Abende den Triumpf, Pseudo-Werner in einem fast nüchternen Zustande neben sich sitzen zu sehen. Er hatte ihm allerdings den Tag über alle nur denkbaren Zerstreuungen gemacht, er war mit ihm nach dem zoologischen Garten, und nach verschiedenen jedoch weit entfernten Vergnügungslokalen gefahren. Mit Ausnahme von drei Gläsern Rum, die sich der Moralische durch einen höchst originellen Kunstgriff zugeeignet, hatte er den Tag über nur anderthalb Flaschen Wein getrunken. Den Rum hatte er nämlich dadurch erwischt, daß er verschiedene Male Gästen, welche neben ihm saßen, den vor ihnen stehenden Rum ohne Weiteres ausgetrunken. Meyer entschuldigte ihn natürlich auf die eindringlichste Weise und es wurde dadurch Skandal verhütet. — Ein ander Mal brach er hinters Büffet und versuchte auf heimliche Weise eine Flasche Liqueur wegzunehmen. Meyer entdeckte es jedoch und holte ihn glücklich hervor. Es blieb ihm nichts anders übrig, als ihn überall für geistesabwesend auszugeben.

Der erste Tag war also glücklich überstanden, und wenn auch Meyer darauf gefaßt war, daß er noch mehrere Tage seine großen Mägen mit ihm haben würde, so hielt er doch an der Hoffnung fest, ihn durch Ausdauer und Beharrlichkeit von seinem Laster zu entwöhnen. Wenn ich vier Wochen, so dachte er, dieser Aufgabe unausgesetzt gewidmet haben werde, dann wird der gute Erfolg sicher nicht ausbleiben. Ich

kann ihn seiner Tochter zuführen. Sie wird darüber glücklich sein und ich mit ihr.

Es war der heutige Tag der 18. September, es waren also gerade noch vier Wochen bis zum verhängnißvollen achtzehnten October.

Als Meyer so da saß, dem Moralischen gegenüber, und schweigsam seine Cigarre rauchte, da mochte ihm Rosas glückliches Gesicht, wenn er ihr ihren Vater zuführen würde, vorschweben. Und je freundlicher er sich dieses ausmalte, je angenehmer war ihm Werners Erscheinung. Er betrachtete ihn mehrere Male verstohlen und kam allmählig wirklich dahin erst einige entfernte, dann sogar eine große Aehnlichkeit gewisser Züge in seinem Antlitze mit denen seiner geliebten Pathen zu finden.

Woran der Pseudo-Werner dachte, möchte selbst für den Autor, der sonst in solchen Dingen allwissend zu sein pflegt, schwer zu bestimmen sein. Wie es schien, fand er es für höchst moralisch, so sorgenlos im bequemen Lehnsessel zu sitzen. Er blies die blauen phantastischen Wölkchen seiner Cigarre weit vor sich her, und strich sich wohlgefällig die Vatermörder. Obwohl ihm diese fast das halbe Gesicht einnahmen, so war er doch so verliebt darin, daß er sehr hübsche Hemden, welche ihm Meyer gab, nicht anziehen wollte, weil sie allerdings keine so großen Vatermörder und Manschetten hatten. Vor ihm stand ein Glas Bischof, das er mit großer Behaglichkeit dann und wann an den Mund brachte. Von Zeit zu Zeit erhob er sich, trat an Meyer heran, klopfte ihm auf die Schulter und sagte mit einer vielsagenden Miene:

Sehr moralisch! —

O, ich hoffe, versetzte Meyer jedesmal, ich hoffe, wir werden Beide noch sehr moralisch werden. Man darf nicht an sich verzweifeln. Es kann noch Alles gut werden.

Und der Moralische that dann wieder einen Schluck, schnalzte mit der Zunge, blies Meyern den Rauch seiner Cigarre zu und wiederholte sein gewöhnliches „sehr moralisch!“ —

Endlich brach die Nacht heran und Meyer würde den Pseudo-Werner daran erinnert haben, daß es Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben, wenn dieser nicht schon seit einer Stunde in seinem Lehnsessel wie ein Bär geschnarcht hätte. Meyer wollte ihn nicht wecken, er hatte die kleine Martini, welche jetzt vorläufig Jakobs Dienste verrichtete, schon längst fortgeschickt, die Lampe begann zu erlöschen und Meyer gewahrte mit großem Mißbehagen, daß kein Oel mehr vorhanden war. — Jakob hatte bisher für dergleichen Wirthschaftsangelegenheiten stets pünktlich Sorge

getragen, das war eine gute Eigenschaft, die ihm Meyer gern nachrühmte und in dieser Beziehung vermißte er seinen alten Diener. In diesen vier und zwanzig Stunden, welche er bereits ohne Jakobs Dienstleistungen verleben mußte, hatte er auf manche gewohnte Bequemlichkeit verzichten müssen, und Meyer verspürte all die Unbehaglichkeit, von welcher wir uns nicht gut losreißen können und die wir empfinden, wenn wir die gewohnte Dienstleistung eines Menschen, der mit unsern Eigenheiten vollkommen vertraut, vermissen und Dinge befehlen und anordnen müssen, die sich bisher gewissermaßen wie von selbst verstanden. Der Mensch ist hierin einer Uhr zu vergleichen, die nur richtig gehen kann, wenn sie pünktlich aufgezogen wird. Und es ist unbestreitbar wahr, daß die Ordnung die Seele aller Seelen ist, wie äußerlich und unwesentlich sie vielleicht auch der genialen Liederlichkeit erscheinen mag.

Da also das Licht dem Erlöschen nahe war, so mußte Meyer sich am Ende doch bequemen, den Moralischen aus dem Schlafe zu rütteln, damit er sich zu Bette begeben könne. Es war aber nicht möglich ihn zu ermuntern. Gleichwohl wollte ihn Meyer die Nacht nicht im Stuhle verbringen lassen. — Es blieb ihm daher nichts übrig, als ihn auszusehen und in's Bette zu tragen. Meyer bequemte sich hierzu. Es gelang ihm, ihn zu entkleiden, ihn aber fortzutragen, vermochte er nicht. Glücklicher Weise aber hatte der Lehnstuhl Rollen und so fuhr ihn Meyer in das ihm angewiesene Zimmer hinein und brachte ihn glücklich in sein Bett.

Nun begab sich auch Meyer zur Ruhe. Er war sehr müde und lag bald im tiefsten Schlafe. Ein Engel umschwebte ihn und lächelte ihn in seinen Träumen an. Ein Engel? — Ein Teufel war ihm näher. Aber Meyer hörte nicht wie die Küche leise geöffnet wurde, er hörte nicht die schleichenden Tritte, welche leise in seine Vorderstube traten. Er hörte nicht, daß eine dunkle dämonische Gestalt bis an sein Bette herantappte, sich nicht das lange verkniffene Gesicht, welches sich jetzt über sein Gesicht niederbeugte und seinem Athem zu lauschen schien. Meyer sah und hörte nichts von Allem was um und bei ihm vorging, er schlief und träumte fort von seinem Engel bis zum lichten Morgen und als er dann erwachte, stand er sofort auf, um zu sehen, ob Werner noch schlief. Aber da ein Entsetzen erfaßte ihn. Werners Bette war leer. Der Moralische war verschwunden. Die Thürschlösser waren sämmtlich unversehrt, aber sein Schreibbüreau, seine Geldkiste waren erbrochen — seine sämmtlichen Werthpapiere, seine Kleinodien, sein baares Geld in Gold und

Silber — war fort. Er war auf eine entsetzliche Weise bestohlen, es fehlte ihm mehr als die Hälfte seines Vermögens. Und wer war der Dieb? —

O, Himmel! Wie krümmte sich Meyers menschenfreundliches Herz unter diesem giftigen Schmerze. Nur der Moralische konnte der Dieb sein.

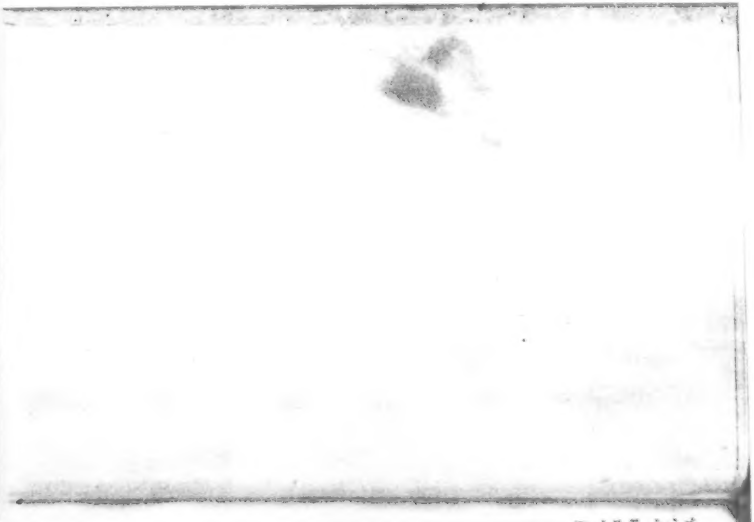
Achtes Kapitel.

Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.

Eine halbe Stunde lang saß Meyer rath- und thatlos in seinen Lehnsessel. Das Ereigniß schlug seinen Muth so sehr darnieder, er war so bestürzt über diesen entsetzlichen Ausgang eines Planes, von dem er so schön geträumt, daß er wie völlig gelähmt schien. Jetzt fielen ihm auch Schnahses warnende Worte ein, und er mußte zugeben, daß dieser gute Mann nur zu sehr Recht hatte, den Moralischen von sich zu entfernen. Uebrigens war ihm der Diebstahl trotz Allem auf eine höchst unerklärbare Weise verübt, wenn er nicht annehmen wollte, daß der Moralische nicht so fest geschlafen, daß sein Rausch vielmehr Verstellung gewesen war.

Der erste Schritt, den Meyer, nachdem er sich wieder ein wenig ermannt, thun zu müssen glaubte, war, Schnahsen zu besuchen, ihm das Unglück mitzutheilen, und vielleicht mit seinem Beistand den Moralischen ausfindig zu machen. Eine Anzeige bei der Polizei wollte er, bis er mit Schnahsen gesprochen, unterlassen.

Meyer traf den Herrn Schnahse in seiner Wohnung. Er saß auf seinem Sopha und las die Bibel. Es sah so ruhig, wir könnten sagen, so feierlich bei dem frommen Manne aus. Selbst das Eichkätzchen in seinem hölzernen Häuschen schien von der Andacht seines Herrn angesteckt zu sein, und blickte from und ruhig, als höre es ihm aufmerksam zu, nach ihm hin. Die Thüre war unverschlossen gewesen, Schnahse hatte, in seiner heiligen Lectüre vertieft, Meyers Pochen gar nicht vernommen, und als dieser endlich ins Zimmer trat las er laut die Worte:



Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle.

Meyer setzte sich ruhig an der Thüre nieder um den frommen Mann in seinen Erbauungen nicht zu stören, aber schon hatte ihn Schnahse bemerkt. Er legte seine Bibel auf den Tisch und begrüßte seinen Gast.

Es ist etwas sehr, sehr Unangenehmes, sagte Meyer, was mich zu Ihnen führt. Ich bin ganz niedergeschlagen, ganz außer mir. Sie sind es, mein lieber Herr Schnahse, von dem ich jetzt Trost und Hülfe erwarte.

Reden Sie, mein lieber Freund, versetzte Schnahse mit salbungsvoller Ruhe, als habe er nicht die geringste Ahnung von dem, was Meyern begegnet sein konnte. Was ich vermag, will ich thun. Seien Sie nur ruhig und gefaßt: denn der Herr behütet Alle, die ihn lieben, und wird vertilgen alle Gottlosen.

Meyer dankte für diesen frommen Zuspruch und erzählte nun, was ihm begegnet. Schnahse schien von seiner Mittheilung auf's Höchste überrascht zu sein. Er habe allerdings bemerkt, sagte er, daß der unglückliche Werner nicht reine Hand behalte, und er habe es für seine Pflicht gehalten, ihn, seinen Gönner, davon in Kenntniß zu setzen. Aber nimmer hätte er geglaubt, daß er sich so weit vergessen würde, einen so ungeheuerlichen Raub zu vollführen. Jedenfalls nehme er an, daß es im Kopfe des Unglücklichen durchaus nicht richtig sei, und daß er die That im Wahnsinne vollführt, doch es handele sich jetzt nicht darum, den Motiven des Verbrechens nachzuspüren, sondern vielmehr ihn aufzusuchen und zu verhindern, daß der Raub nicht in andere Hände gelange, aus denen es wohl schwerlich jemals wieder zurückkommen würde. Nun wisse er leider nicht, in welchen Tabagien Werner zu verkehren pflege, denn so lange er unter seiner Aufsicht gelebt, habe er niemals eine solche besuchen können. Nur einige Weinhäuser, in die er ihn selbst geführt, könne er namhaft machen und es bliebe nichts anderes übrig, als die Runde durch die Stadt zu machen, oder die Polizei in Allarm zu bringen.

Und Schnahse sprach das Wort „Polizei" so ruhig und fest aus, daß kein Mensch, und am wenigsten Meyer, den leisesten Gedanken hätte hegen können, daß er durchaus keinen Grund hatte, zu wünschen, die Sache möchte bei der Polizeibehörde zur Verhandlung kommen.

Der Gedanke, sagte Meyer, einen Menschen, dem ich so wohl wollte, der Polizei zu überliefern, ist mir entsetzlich, aber wenn andere Wege

nicht zum Ziele führen, bleibt mir freilich nichts anderes übrig. Doch ich will mein Möglichstes versuchen. Ich will in ganz Berlin nach ihm herumfragen, und ich hoffe, daß ich dabei auf Ihre Hülfe rechnen kann, lieber Herr Schnahse.

Es thut mir leid, versetzte dieser, daß ich diesen Vormittag unmöglich von meinem Hause abkommen kann, aber Nachmittag bin ich der Ihrige mit Leib und Seele. Erwarten Sie mich um zwei Uhr.

Meyer mußte wohl mit diesem Versprechen zufrieden sein, und er bat den guten Mann nur noch, ihm die Weinhäuser, von welchen er gesprochen hatte, zu nennen. Dem willfahrte Schnahse auf das Zuvorkommenste, und dann entließ er den consternirten Meyer mit allen möglichen biblischen Tröstungen, die jener mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit annahm.

Kaum war Meyer fort, da schloß Schnahse leise die Thüre, trat in sein Hinterkämmerchen und kramte in seinem Bette herum. Bald darauf holte er einen schweren Beutel, der dem Anscheine nach mit Geld angefüllt war, und einen anderen, der Papiere enthielt, hervor.

Als er den Beutel mit Geld in seiner Hand hatte, da blitzte aus seinen stets fromm gesenkten Augen plötzlich ein unheimliches Feuer und sein Gesicht nahm die Färbung und den Ausdruck einer gewaltsam hervorbrechenden Leidenschaft an. Er hielt den Beutel krampfhaft umklammert und selbst in diesem Augenblick blätterte sein Gedächtniß in der Bibel herum und die bei ihm zur zweiten Natur gewordene Heuchelei, machte aus der entsetzlichsten Unthat, welcher ein Mensch fähig ist, eine fromme That:

Einen Armen hassen auch seine Nächsten, murmelte er, aber die Reichen haben viele Freunde. Ja, den Armen hassen alle seine Brüder, und selbst seine Freunde trennen sich von ihm.

Spricht so nicht der weise Salomo? — Ich aber bin jetzt reich — und die Welt soll mich ehren — und sie wird mich ehren. Wird sie mir bis auf's Herz sehen, wenn sie von meinem Geld geblendet ist? — Wird sie mir nicht helfen? Guter Herr Schnahse! Liebster Herr Schnahse! Frommer Herr Schnahse! — Ach, was sind Sie für ein braver Mann! — Wer wird zweifeln an mir, wenn ich so viel Geld besitze? — Wer zu schenken hat, dem ist es wie ein Edelstein; wo er sich hinkehret ist er klug geachtet! Weiser Salomo, Du kennst die Welt! — Schnahse kennt sie auch! — Halt, wer ist da? —

Es wurde gepocht, und dem weisen Schnahse pochte das Gewissen, und das Geld gab einen lauten, verrätherischen Klang von sich, als er den Beutel rasch wieder in's Bette gleiten ließ. Er schlug schnell die Decke darüber und trat hinaus, um zu öffnen.

Es war Niemand draußen.

Er scheint schon wieder fortgegangen zu sein, murmelte Schnahse. Dann desto besser. Ich muß es fortschaffen, man kann gar nicht wissen, wie die Sache kommt. Die Todten sind freilich stumm, aber ich weiß nicht, es ist mir, als gucke mir beständig Jemand über die Schultern.

Schnahse schauerte zusammen und sah sich ängstlich um, als müsse wirklich Jemand hinter ihm stehen. Wenn es nicht für jede Unthat eine Nemesis giebt, das böse Gewissen bleibt stets ein furchbarer Rächer, und wenn Verbrecher gestorben sind, ohne daß sie den Lohn ihrer Unthaten empfangen haben, so hat sie sicher ein böser Schatten durch ihr trauriges unsicheres Leben hindurch verfolgt.

Schnahse wußte zu wohl, daß die Entdeckung einer Unthat oft an einem Faden hängt und er ließ daher nichts außer Acht, was irgend einen Verdacht gegen ihn erwecken konnte. Für den schlimmsten Fall aber wollte er das corpus delicti aus seinem Hause schaffen, denn alle Verdachtsgründe gegen ihn, falls solche wirklich aufkommen konnten, entbehrten eines Fundamentes, wenn man das gestohlene Gut bei ihm nicht vorfand. Er hatte die nöthigen Schritte hierzu gethan, und eine halbe Stunde später hielt ein Einspänner vor seiner Thüre, den er auf einen Tag gemiethet hatte. Schnahse kutschirte selbst. Er hatte also keinen Zeugen, als er einen schweren Beutel Geld und noch einen andern leichten Beutel, in einen Habersack gesteckt, in den Wagen legte, er hatte keinen Zeugen, als er wohl eine Stunde lang durch die Stadt fuhr, die Kreuz und die Quere, als habe er kein Ziel und keine Absicht. Er hatte keinen Zeugen, als er endlich vor der Wohnung der Madame Bremer hielt, den Habersack in ihre Wohnung trug, und er hatte keinen Zeugen, als Madame Bremer, seine Bundesgenossin zur Ausdeutung der menschlichen Gesellschaft, ihn in ihrer Stube empfing und die Beutel in einer mit einem eigenthümlich construirten Schlosse versehenen Kiste stellte. Schnahse schloß hierauf die Kiste und steckte den Schlüssel zu sich.

Heute Abend zählen wir, sagte er dann, und Sie bekommen Ihre Provision, wie es verabredet. Vorläufig aber behalten Sie das Geld hier. Vor einem Jahre darf nichts in Umlauf kommen. Wir müssen

unſere Gelegenheit abwarten. Uebrigens können wir ganz ruhig ſein. Die Sache iſt ungemein ſchlau ausgeführt.

Und Schnabſe ging wieder und beſtieg ſeinen Wagen, er hatte keinen Zeugen, als er die Bremer wieder verließ und triumphirend lächelte. Er hatte keinen Zeugen? — Gedachte er nicht jener Worte, welche das Herz erbeben machen, ſo oft man ſie auch leſen mag: Sieh da, ſieh da, Timotheus, die Kraniche des Ibycus! — —

An den Händen des niederträchtigen Frömmlers klebte Blut. Er hatte nicht nur geraubt! — Er war ein Mörder! — Weder Kraniche, noch Raben hatte der Gemordete in Todesangſt zur Rache aufgerufen, aber es hatte ein Stern über der entſetzlichen That geleuchtet, es hatte das göttliche Auge darauf hingeſehen. Wie — Schnabſe hatte keinen Zeugen? — Und wann iſt je eine Unthat verübt worden, und es leuchtete kein Stern darüber, und Gottes Auge blickte nicht darauf hin? — Wie vermag ſich das Verbrechen zu verheimlichen, wo es ſich dem Volksgewiſſen, wo es ſich durch alle Geſchichte hin offenbart: es iſt Nichts ſo fein geſponnen, es kommt endlich an die Sonnen! Ja, Schnabſe, frömmelnder Schurke, Du haſt keinen Zeugen, wähnſt Du, ſchlau, ſehr ſchlau haſt Du Deine Sache gemacht — aber die Zeit kommt näher, wo es in Deinen Ohren erdonnern wird:

Sieh da! ſieh da, Timotheus, die Kraniche des Ibycus! —

Es kann dem Leſer kein Räthſel mehr ſein, auf welche Weiſe der Diebſtahl bei dem argloſen Meyer vollbracht worden war. Er hat die ſchleichende Tritte in jener Nacht gehört, er hat das dämoniſche Geſicht ſich über den ruhigen Schläfer beugen ſehen — und er hat den Heuchler Schnabſe erkannt. Der für ihn glückliche Umſtand, daß Jakob ſeinen Herrn verlaſſen mußte und Meyer ganz allein mit dem Moraliſchen war, hatte ſeinen Plan ſchneller als urſprünglich beſtimmt war, zur Reife gebracht.

Als Wirth des Hauſes konnte Schnabſe ſich zu ſämmtlichen Thüren der Wohnung, welche Meyer inne hatte, ſehr leicht Eingang verſchaffen. Er wußte, wo Meyer ſein Geld und ſeine Papiere hatte, und rechnete nach ſo großen Strapazen, welche Meyer, wie er wußte, den Tag über mit dem Moraliſchen ausgeſtanden hatte, auf deſſen feſten Schlaf. Weniger feſt wünſchte er den Moraliſchen ſchlafen zu finden. So öffnete er ſich das Haus, welches noch vor Kurzem ſein Eigenthum war und trat zuerſt in die Stube des Moraliſchen. Dieſer ſchlief und Schnabſe weckte ihn, indem er ihm kaltes Waſſer mit einer kleinen Spritze in's Geſicht und in die Ohren ſpritzte. Der Moraliſche erwachte, und Schnabſe

befahl ihm ruhig zu bleiben, setzte ihm ein Fläschchen Branntwein hin und verhieß ihm, ihn zu sich zu führen, und ihm ein ganzes Faß Rum zu schenken. Nun machte sich Schnahse an die Arbeit. Er war so gut vorbereitet, daß er in funfzehn Minuten den beabsichtigten Raub ausgeführt hatte. Er versprach dem Pfeude-Werner die Hälfte, und reichte ihm ein paar Goldstücke, welche er mit dem Ausrufe: sehr moralisch! in die Tasche steckte. Uebrigens begriff der arme Teufel nicht recht, was Schnahse eigentlich vor hatte, denn nüchtern war er natürlich nicht.

Doch stand er noch fest genug auf den Beinen, um seinem entsetzlichen Führer folgen zu können. Sie gelangten unbemerkt auf die Straße, und Schnahse den taumelnden Trunkenbold unter den Arm fassend, und wohlweislich nur auf dem Straßendamme gehend, gelangte mit seiner schweren Last, die ihm übrigens nicht so schwer wurde, unangefochten und unverdächtig in seine Wohnung. Die Straße war öde und todt, der Nachtwächter weit entfernt — wer sollte ihn mit seinem dem Tode geweiheten Gefährten eintreten und bald darauf das Haus wieder verlassen gesehen haben? —

Ja, wer hatte ihn gesehen, den Böseicht mit seinem Opfer durch die stillen Gassen taumeln? Wer hatte ihn gesehen mit dem Moralischen bei der Stralauer Brücke? — Wer hatte den schweren Fall in's Wasser, wer den Hülferuf vernommen? — Auch die kleine, so unschuldig aussehende Spree, als könnten ihre Wellen nur kleine muntere Fischchen beherbergen, als habe sie nimmer ein Menschenopfer gefordert, die kleine, unschuldige Spree schlug mit ihren flachen silbernen Wellen wiederum über ein warmes Leben zusammen und ernst und schweigsam spiegelten sich die Sterne darin, als wollten sie herniederschauen bis auf ihren innersten Grund und sehen, wo das unglückliche Opfer verblieb.

Es war ein Mord geschehen. Bedeckt vom Schatten der Nacht war ein Menschendasein gewaltsam aus dem Buche der Lebenden gestrichen worden, und der Mörder ging von dannen, ängstlich, zitternd, fröstelnd und mit unheimlich schleichenden Tritten. Er wagte nicht zum gestirnten Himmel aufzublicken, die flimmernden Verräther fürchtend, der Mond folgte ihm Schritt vor Schritt, wie sein böses Gewissen. Und als er in seine Kammer trat, da stand er seinem Fenster gegenüber und blickte still und ernst hinein — Schnahse schloß die Laden.

Es war geschehen. Der Raub war geborgen. Die Spur desselben vertilgt. Wer hatte es gesehen? —

Nur der Himmel. Nur die Sterne. Nur der Mond! —
Sieh da! Sieh da, Timotheus, die Kraniche des Ibykus! — — —

Neuntes Kapitel.

Jakob wird von seinem ehemaligen Herrn wieder in Gnaden aufgenommen.

Meyer saß erschöpft in seinem Lehnstuhl. Es war ihm so weh um's Herz, daß er hätte weinen können, den ganzen Nachmittag war er mit dem theilnehmenden Menschenfreund Schnabse, der ihn in einem eigends gemietheten Wagen abgeholt, durch die Stadt gefahren, sie hatten in jeder Tabagie, die ihnen auf der Fahrt aufstieß, nach dem Moralischen gefragt. Er war nirgends anzutreffen und nirgends gesehen worden. Schnabse hatte nun dem unglücklichen Meyer auf's dringlichste anempfohlen, nicht länger zu zögern und am andern Morgen der Polizei von dem Vorfalle Anzeige zu machen. Nur solle er nicht erwähnen, er hoffe diese Rücksicht verdient zu haben, daß der Elende einige Zeit bei ihm gewohnt, Meyer sah die Nothwendigkeit ein, die Hülfe der Polizei anzurufen, denn sein Verlust war zu bedeutend, um auf den Ersatz zu resignieren. So wehe es ihm auch that, den Vater seines lieben Mädchens auf so bittere Weise zu verfolgen, er hielt es für seine Pflicht. Im Uebrigen hielt er fest daran, es gegen keinen Menschen über seine Lippen zu bringen, daß dieser Werner mit Rosas Vater identisch sei.

Dennoch standen ihm Thränen in die Augen. Dies Schicksal war zu herbe, selbst für seine Lang- und seinen Duldermuth.

In diesem Augenblick wurde geklingelt. Meyers Herz pochte. Es war ein bekanntes Klingeln und er hatte sich nicht geirrt, denn als er öffnete, hallte ihm ein lauter, freundlicher guten Abend, Herr Meyer! entgegen und sein ehemaliger Diener Jakob stand vor ihm.

Meyers Gesicht erheiterte sich. So ungehalten er auch auf den

vorlauten Jakob gewesen war, so hatte er dennoch in diesem Augenblick Alles vergessen. Jakob, an dessen Ehrlichkeit und Treue er fest glaubte, erschien ihm jetzt wie ein von Gott gesandter Tröster, wie ein guter Engel. Sein Herz wurde mit einem Male erleichtert und fast unbewußt reichte er ihm freundlich und herzlich die Hand.

Wir kommen sehr spät, kann ich wohl sagen, begann Jakob, als er im Zimmer seines alten Herrn war, aber wir waren den Nachmittag schon öfter hier, Herr Grunow und ich. Der Herr Grunow wollte nämlich für mich ein gutes Wort bei Ihnen einlegen und ich rechnete auf einen guten Erfolg. Denn was Herr Grunow sich vornimmt, setzt er durch, kann ich wohl sagen.

Zur Sache Jakob, ermahnte Grunow, sonst meint Herr Meyer, wir handeln unschicklich genug, um ihn in Ihrer persönlichen Angelegenheit, noch so spät zu behelligen. Herr Meyer, wir kommen Ihretwegen. Wir haben nämlich im Hause gehört, daß Sie in der vergangenen Nacht bedeutend bestohlen worden sind. Vielleicht können wir einiges Licht über den Thäter verbreiten.

Meyer nahm eine feierliche Miene an, und erzählte kurz und klar den Vorfall der Nacht. Während seiner Erzählung winkte Jakob dem Studenten mehrere Mal bedeutsam zu.

Sie glauben also, daß jener Mann, den Sie aus Gründen der Wohlthätigkeit und in Folge Ihrer seltenen Menschenfreundlichkeit bei sich aufgenommen, der Dieb wäre?

Ganz gewiß, versetzte Meyer, es ist nicht möglich, gegen irgend einen andern Menschen nur den kleinsten Verdacht zu hegen.

Das ist allerdings möglich, kann ich wohl sagen, fiel Jakob mit großer Ungeduld ein — wie wäre es dann — —

Stille, Jakob, rief Grunow — ich werde an Herrn Meyer erst noch einige Fragen richten.

Ja, versetzte Jakob, Fragen steht Jedem frei, aber ich denke, um die Sache kurz zu machen, mit einer Frage alle übrigen überflüssig zu machen. Wie wäre es denn mit dem braven Schnahse, Herr Meyer?

Meyer sah seinen Diener mit einer sehr befremdeten Miene an, und sagte fast entsetzt:

Was willst Du damit sagen, Jakob? —

O, ich habe scharfe Augen, rief Jakob, und wenn Sie, wie Sie sagen, schon um ein Uhr fest geschlafen haben, dann wundert es mich, daß er um drei Uhr mit dem Saufbolde Ihr Haus verlassen hat.

Jakob! Jakob! Du irrst! — rief Meyer aufspringend.

Irren ist menschlich, versetzte Jakob, aber ich habe scharfe Augen, kann ich wohl sagen. Ich war nämlich gestern noch sehr spät in dieser Straße, denn Herr Brunow war in Gesellschaft und er ließ mich ganz nach meiner Art leben. Denn Herr Brunow ist sehr generös, kann ich wohl sagen. Na, alte Sympathien führten mich hier her, und ich war bis nach zwölf Uhr in der Vierhalle auf der Ecke. Von dort aus sah ich Herrn Schmolke mehrere Male die Straße auf- und abgehen und jedesmal zu Ihren Fenstern hinaufgucken. Um ein Uhr mußte ich zu Hause sein, um diese Zeit wollte ich Herrn Brunow abholen, das hatte ich ihm versprochen, ich mußte also fort. Ich mußte aber noch etwas warten, bis Herr Brunow aus seiner Gesellschaft kam, und da erzählte ich ihm, wie ich den guten Mann in Ihrer Straße patrouillieren gesehen. Jakob, sagte Herr Brunow, ich traue diesem Menschen nichts Gutes zu, wir wollen doch einmal Herrn Meyers Wohnung vorübergehen. Es ging mir durch und durch, kann ich wohl sagen, denn ich traute dem Mann auch nie etwas Gutes zu, obschon Sie nie schlecht auf ihn sprechen hören konnten. — Aber was kein Verstand der Verständigen sieht, das sieht in Unschuld ein kindlich Gemüth. Na, und ich habe scharfe Augen. Als wir nur noch wenige Schritte von Ihrem Hause entfernt sind, hören wir, daß die Thüre geöffnet wird, wir verstecken uns. Zwei Leute verlassen das Haus und entfernen sich nach unserm Verstecke hin.

Jakob, sagte Herr Brunow, erkennst Du die beiden Menschen? Wenn mir nur der Mond den Gefallen thun möchte, sagte ich, seinen Strahlen in die Physiognomie zu leuchten, denn ich habe scharfe Augen und möchte sie auf hundert Schritte erkennen, wenn sie nämlich für mich erkenntlich sind. Und richtig ist der Mond so generös, kann ich wohl sagen, und gönnt dem einen Menschen so gerade in's Angesicht, daß ich ihn und den Andern zugleich erkenne. Es waren alle, um kurz und erbaulich zu sein, Herr Schmolke und Gevatter Faulbelt mit den großen Backenbärten und den langen Mänteln. Wir konnten uns nun aber nichts anderes denken, als daß sie so lange bei Ihnen in Gesellschaft waren, bis sie verübergehen, wobei sich die Backenbärte sehr tief verneigten und gingen unserer Wege nach Hause.

Meyer sah während dieser Erzählung Jakobs bald diesen, bald den Studenten an. Erstaunen, Ueberraschung und Verwirrung malten sich in seinen Zügen, und es währte einige Zeit, lange nachdem Jakob seine Rede geschlossen hatte, ehe er Worte finden konnte.

Herr Grunow, hub er endlich an, Sie sagten vorhin, aber Jakob sagte, daß Sie sich geäußert hätten, Sie wüßten dem Herrn Schnabse nichts Gutes zu. Ich möchte mir zu fragen erlauben, weshalb? Ich habe eine Menge Beweise in Händen, daß dieser Mann den edelsten, menschenfreundlichsten Charakter hat. Sie thun ihm wirklich ein großes Unrecht.

Ich kenne ihn als den gemeinsten Wucherer, versetzte Grunow.

Als Wucherer? — Herr Grunow — ich bitte —

Plötzlich durchzuckte Meyer ein Gedanke und er sagte: Herr Grunow, erlauben Sie mir auf eine Sache zurückzukommen, die ich — ich versichere es — ganz gewiß vergessen habe. Indeß ich habe Gründe, die hierher gehören, Sie darnach zu fragen. Erinnern Sie sich, daß Sie meinem Diener einmal gesagt haben, daß Sie der Verfasser einer Annonce seien, die mich — ich kann es nicht leugnen, wiewohl ich sie unter allen Umständen dem Verfasser längst verziehen habe, — mich sehr gekränkt hat.

Ich habe mein Bedauern bereits darüber ausgesprochen, versetzte Grunow, ich bereuete es, sobald ich Sie persönlich kennen gelernt hatte.

Wußte Herr Schnabse damals, daß Sie der Verfasser waren?

Er wußte es, ich habe es ihm erzählt, ohne zu ahnen, daß er mit Ihnen bekannt wäre.

Haben Sie damals von ihm hundert Thaler empfangen? —

Hundert Thaler? — Wofür? —

Für Ihr Einverständniß.

Keinen Pfennig, mein Gott, auf welche Weise auch? Ich war damals reich, oder glaubte es wenigstens zu sein. Ich weiß, Sie haben damals eine Belohnung ausgesetzt. Ah — nun merke ich. — Hat Schnabse etwa diese Belohnung in meinem Namen einkassirt? —

So scheint es mir, versetzte Meyer und erzählte nun den Hergang der Sache.

Erkennen Sie nun, wessen man sich zu diesem Menschen zu versehen hat? sagte Grunow. Er hat das Geld für sich eingesteckt.

Und ich habe scharfe Augen, fügte Jakob hinzu, ich konnte ihn auf den ersten Augenblick nicht leiden.

So sehr sich Meyer auch sträubte, selbst auf solche Verdachtsgründe hin, den Menschen, dem er so viel Zutrauen geschenkt, zu verdammen, so begann er doch endlich an ihm irre zu werden. Grunow aber fragte, ob Meyer besondere Gründe gehabt habe, diesen Menschen bei sich auf-

zunehmen, und ob ſolche etwa durch den heuchleriſchen Schnahſe veranlaßt worden ſeien.

Allerdings, verſetzte Meyer, Schnahſe machte mich zuerſt mit ihm bekannt, aber er konnte unmöglich wiſſen, daß es ſo kommen würde, er kann mir ſeinen Namen wenigſtens nicht in dem Glauben mitgetheilt haben, daß ich mich für den Menſchen ſo intereſſiren würde.

Das iſt aber Alles Lari fari, kann ich wohl ſagen, wenn Sie mir das zu bemerken erlauben wollen, ſagte Jakob. Nach meiner Meinung rücken wir dem Spitzbuben ſofort zu Leibe, überrumpeln ihn in ſeiner Wohnung, finden natürlich dort den Raub, nehmen ihm den wieder ab und quittiren mit einer guten Tracht Prügel. Was wir denn noch an ihm ganz und ungeſtraft übrig laſſen, daran mag ſich die Polizei halten, die wir ihm ſofort auf den Pelz ſchicken.

Jakob, ſagte Meyer, das geht nicht. Wir müſſen bedächtig handeln, denn wenn Schnahſe, woran ich übrigens noch immer ganz bedeutend zweifle, wirklich der Thäter iſt, dann haben wir es mit einem überaus-ſchlauen Menſchen zu thun. —

Ach — was ſchlau, fiel Jakob ein, wer Unrecht thut, iſt immer dumm, da hilft alle Klugheit auf.

Ich dächte auch, Freund Jakob, ſagte Grunow, Sie begnügten ſich mit dem wichtigen Dienſt, den Sie Herrn Meyer bereits geleiſtet haben, und wofür Sie dieſer ganz gewiß gern wieder zu Gnaden aufnehmen wird. Die weitere Verfolgung der Sache überlaſſen Sie uns. Wir werden Ihnen, wo möglich, eine Rolle dabei zu ertheilen, aber nur unter der Bedingung, ſich genau nach unſeren Anweiſungen zu richten, vor Allem aber, gegen keinen Menſchen nur eine Sylbe von dieſer ganzen ſchlimmen Geſchichte zu erwähnen. Wenn Sie dieſes Verſprechen feierlich geleiſtet haben werden, dann würden Sie bei Ihrem gütigen Herrn in Ihre vorigen Ehren und Würden wieder eingeſetzt werden.

Ich danke Ihnen, mein lieber Herr Grunow, ſagte Meyer, Sie haben mir aus der Seele geſprochen, ich bin mit dem, was Sie ſo eben ausgeſprochen haben, vollkommen einverſtanden.

Nun, und ich auch, ſagte Jakob vergnügt, aber ich bitte ja nicht zu vergeſſen, daß ich ſcharfe Augen haben und in der Sache ſehr viel leiſten kann. Soll ich ſofort in meine alte Funktionen wieder eintreten, Herr Meyer, und ein Täßchen Thee machen?

Nein, Jakob, bringe uns ein paar Flaſchen Tokaier, nimm Dir die Kellerſchlüſſel, Du weißt ja wo ſie ſind.

Wenn der Schnapse nur den Wein nicht auch stibizt hat, bemerkte Jakob, indem er ging, um seines Herrn Befehle auszuführen.

Er ist wirklich kein schlechter Mensch, sagte Meyer, als sein Bedienter das Zimmer verlassen hatte, aber sein verlautes Wesen läßt sich gar nicht zähmen.

Sie hatten stets zu viel Nachsicht mit ihm, entgegnete Grunow, Menschen wie Jakob, ist schwer aber nothwendig zu imponiren. Daß er nicht viel anders bei Ihnen werden wird, das kann ich Ihnen voraussagen, aber er ist in seinem Dienste, wie es mir scheint, pünktlich, im Ganzen anhänglich, ehrlich, treu und theilnehmend, und das gleicht manchen Fehler wieder aus. Uebrigens, um mit Ihrem Bedienten zu sprechen, kann ich wohl sagen, daß Ihr Beispiel auf seinen Charakter einen guten und tiefen moralischen Eindruck gemacht hat. Sie haben ihm eine Abneigung gegen Niederträchtigkeit und Liebe für das Gute eingeflößt, und obwohl ein gewisser Leichtsinn ein nicht unbedeutender Zug seines Charakters ist, so wird er doch niemals, selbst in der traurigsten Lage, Ihrer und Ihre guten Lehren vergessen können. Ich habe Beweise davon, und ich glaube, Sie thun sehr wohl, ihn wieder aufzunehmen.

Meyer hatte diese Worte mit höchster Befriedigung angehört, man verließ jetzt dieses Thema und berieth die nächsten Schritte, die man thun wollte, um die Fährte, auf der man war, mit Vorsicht zu verfolgen. Meyer dachte wohl daran, mit Assessor Brandon zu sprechen, aber er hätte diesem die ganze Sache entdecken müssen, und schon stieg jetzt der Gedanke in ihm auf, daß die ganze Sache mit dem angeblichen Werner eine Mystifikation sein konnte. Er begriff zwar nicht recht, wie Schnapse zur Wissenschaft seines Geheimnisses gekommen sein sollte, da Jakob betheuerte, niemals mit ihm von seinem Vathen gesprochen zu haben. Aber da sein Mißtrauen einmals erweckt worden war, hielt er Alles für möglich, und er fürchtete den beißenden Spott des Assessors, falls sich die Mystifikation bewähren sollte. Gegen seine beiden Freunde das unverbrüchlichste Stillschweigen zu bewahren, war er also fest entschlossen, und so kam er mit dem Studenten überein, daß am andern Morgen in aller Frühe bei der Polizei Anzeige von dem Diebstahle gemacht, und mit Angabe aller Verdachtsgründe gegen den muthmaßlichen Thäter, ihre Mitwirkung zu seiner Entdeckung und Ueberführung angerufen werden sollte.

Grunow blieb auf Meyers Bitten die wenigen Stunden bis zum

Anbruche des Tages bei ihm, und dann gingen sie auf's Polizei-Präsidium, wo ihre Anzeige keine geringe Sensation hervorrief, denn Schnabse war ein völlig unbescholtener und geachteter Bürger.

Aber noch während sie im Büreau des Präsidenten anwesend waren, wurde die Anzeige gemacht, daß man einen Leichnam aus der Spree gezogen habe. Es waren einige Goldstücke und verschiedene seltene Geldsorten bei ihm gefunden. Meyer warf zufällig einen Blick darauf, und erkannte sofort mit großer Bestimmtheit sein Eigenthum.

Nun fuhren sie in Begleitung eines höheren und einiger Subalternen-Beamten sofort nach dem Orte, wo die aufgefundene Leiche lag, um diese zu recognosciren. Sie war bedeckt, ein Beamte hob das Tuch auf — es war der Moralische. Seine großen Vatermörder hafteten fest an seinen Wangen, aber niemals konnte der Tod einen scheußlichern Anblick gewähren, als bei dieser noch völlig angekleideten Leiche, welche die Wellen so eben ausgespült.

Zehntes Kapitel.

Verlorenes Spiel.

Es war am Nachmittage desselben Tages, als Schnabse eine Pfeife rauchend ruhig in seinem Zimmer saß und in seinen Büchern blätterte. Er mochte wohl den Stand seiner Finanzen überschlagen und berechnen, wie reich ihn seine Schurkereien und Verbrechen gemacht. Er addirte ein erkleckliches Sümmchen zusammen, und seine Gedanken waren jetzt darauf gerichtet, sein Geld in Sicherheit zu genießen. Sein Plan nach Amerika überzusiedeln stand bei ihm fest, bei der ersten günstigen Gelegenheit sollte er ausgeführt werden. Eine große Sorge war es noch die gestohlenen Geldpapiere umzusetzen und Schnabse überdachte und überlegte so eben, wie sich dies am ungefährlichsten thun ließe. Es war ihm nicht wohl dabei zu Muthe, daß der Raub in den Händen der Bremer war, aber seine Sicherheit erheischte gebieterisch diese Vorsicht. Indeß wollte er doch sobald wie möglich seinen Antheil an der Beute in

seiner eigenen Wohnung unter Schloß und Riegel haben. Im Uebrigen hielt sich Schnapse für vollkommen sicher und unantastbar. Daß man den Moralischen finden würde, daran zweifelte er nicht und er hatte ihm eben deshalb einige von den gestohlenen Geldstücken gegeben. Man konnte dann nicht zweifeln, daß er der Dieb war und man mußte annehmen, daß er in seiner Trunkenheit entweder verunglückt oder von Jemanden, der ihm seinen Raub wieder abnehmen wollte, in die Spree hineingestoßen worden sei. Wirklich nahm auch die Polizei diese Alternative an, freilich ahnete Schnapse nicht, daß er dabei in erster Reihe eine Rolle spielen sollte.

Zähle, zähle, rechne nur dein so schmählich erworbenes Vermögen zusammen! Schon pocht der Rächer an der Thüre, schon tritt Dir die Nemesis auf die Fersen, schon streckt sich der furchtbare Arm des Gesetzes drohend nach Dir aus! — In Amerika wähnst Du sicher im Genusse Deines Raubes Dein Leben beschließen zu können, aber hast Du den Ocean vergessen, der Dich von dem gehofften Asyle trennt? den Ocean, den kein Mensch ohne Schiffbruch zu durchsteuern, aus dem kein Sterblicher mehr als den göttlichen Kern zu retten vermag, den Du schon längst hinweggeworfen hast — die Seele. Schaue in die Wellen dieses furchtbaren Oceans, der Welten und Generation verschlingt wie Sandkörner — schon schlägt er die brausenden Wellen über Dich zusammen — der Tod — die Nacht! — — —

Es wurde gepocht und Schnapse schrak zusammen, wie immer nach jener letzten Unthat, seitdem Blut an seinen Händen klebte. Schnell schlug er die Bibel auf — ähnlich den Abergläubigen, welche bei einem Gewitter das heilige Buch auf den Tisch legen, den Zorn Gottes zu beschwören und den Blitz vom häuslichen Dache fern zu halten. Aber der Zorn Gottes war nicht mehr zu beschwören. Der Blitz schlug ein.

Es war Grunow, welcher vor ihm stand, und in seiner Begleitung befand sich ein fremder, unbekannter Mann in Civil.

Was wollen Sie? fragte Schnapse barsch. Sie kommen mir jetzt ungelegen. Ich habe Besuch.

Es ist nicht wahr, versetzte Grunow kurz und bestimmt.

Es ist nicht wahr, wiederholte Schnapse und sah den Studenten böse an. Gehen Sie, ich habe kein Geld für Sie. Ich bin solcher jungen Vergeuder überdrüssig.

Lassen Sie sich nur immer etwas Zeit, sagte Grunow, ich will Ihnen

meinen Wechsel bezahlen. Ich war deshalb schon einmal hier, habe Sie aber nicht getroffen.

Vor der Verfallzeit? fragte Schnahse.

Ich will die Sache los sein, ich komme heute das letzte Mal zu Ihnen.

Das würde mich sehr freuen, versetzte Schnahse und ließ den Studenten und seinen Begleiter in seine Vorderstube treten.

Er trat an seinen Sekretär und kramte zwischen seinen Papieren. Inzwischen sahen sich Grunow und sein Begleiter prüfend im Zimmer umher.

Sie wohnen hier wie ein Maulwurf, Herr Schnahse, als wüßten Sie wirklich nicht, wie tief Sie sich verkriechen sollten. Und doch heißt es, daß Sie in der letzten Zeit brillante Geschäfte gemacht haben sollen.

Ich? — Wer hat Ihnen das gesagt?

Ein gewisser Mensch mit langen Manschetten und nach längeren Vatermördern.

Schnahse erbleichte, seine unter den Papieren wühlende Hand zitterte, aber mit heiserem Lächeln sagte er:

Eine vortreffliche Bezeichnung. Ein Mensch mit Manschetten und Vatermördern.

Nun, ich denke, Sie werden sich seiner Bekanntschaft entsinnen. Er hat bei Ihnen gewohnt. Hieß er nicht Werner?

Ach, der Trunkenbold, dieser Narr! rief Schnahse. Wenn Sie das Alles glauben wollen, was der sagt! — Ist der jemals nüchtern? Und wenn er nüchtern ist, hat er seine fünf Sinne beisammen? — Ich habe mir viele Mühe gegeben, den Unglücklichen auf den rechten Weg zu bringen, ich habe ganze Tage lang mit ihm gepredigt, ich habe ihn in die Kirchen, in's Missionshaus und die Versammlungen des evangelischen Vereins geführt, ich habe die Bibel mit ihm durchgelesen, ich habe ihn beherbergt, beköstigt und bekleidet, ich habe ihm Freunde und Gönner verschafft — aber Alles umsonst, und ich gab ihn endlich auf, denn ich habe für andere und bessere Menschen zu sorgen.

Freilich, er ist ein Taugenichts. Ich möchte ihn indeß gern sprechen. Können Sie mir nicht sagen, wo ich ihn treffe?

Ich? entgegnete Schnahse, glauben Sie etwa, daß ich die Spelunken kenne, in denen er sich herumzutreiben gewohnt ist?

Seit wann haben Sie ihn nicht gesehen? —

Ach, deſſen entſinne ich mich nicht. Hier iſt Ihr Wechſel. Ich habe dieſen Augenblick keine Zeit. Der Menſch intereſſirt mich nicht mehr.

Vorvorige Nacht, fuhr Grunow fort, indem er den Heuchler feſt anſah, habe ich Sie noch mit ihm gehen geſehen.

Schnabſe wankte. Offenbar koſtete es ihm die größte Anſtrengung, ſich aufrecht zu erhalten und unbefangen zu erſcheinen. Er wühlte fort in ſeinen Papieren und ſtellte ſich, als habe er Grunows letzte Worte gar nicht gehört.

Es war zwiſchen zwei und drei Uhr in der Nacht, fuhr Grunow mit erhöhter Stimme fort, ſie verließen mit jenem Menſchen, den Sie Werner nennen, die Wohnung des Herrn Meyer.

Sie lügen! Das ſind ſcheußliche, infame Lügen! ſchrie Schnabſe jetzt mit einer wahren Wuth. Er hatte ſich vollſtändig entlarvt. Grunows Begleiter warf ihm einen durchdringenden Blick zu, ſchritt hinaus, und gleich darauf kehrte er in Meyers und Jakobs Begleitung in's Zimmer zurück.

Schnabſe hätte ein vollkommen reines Gewiſſen haben müſſen, um jetzt nicht den letzten Reſt ſeiner Beſonnenheit zu verlieren. Umſonſt verſuchte er dem ſo ſchändlich betrogenen Meyer die Hand freundlich entgegenzuſtrecken, umſonſt ihm harmlos einen guten Tag zu wünſchen, die Zunge war ihm wie gelähmt und was er mit Mühe endlich hervorſtieß, war confus. Er ſtarrte in die aufgeſchlagene Bibel und wie mit flammenden Buchſtaben geſchrieben, leuchteten ihm die Worte des Propheten Habakuk entgegen:

Wehe dem, der ſein Gut mehret mit fremdem Gut! —

Und wie er ſo daſtand niedergedonnert von ſo vielen Feinden und von Fallſtricken, die er ſich ſelbſt gelegt, umgeben, da vermochte ihn nicht einmal die Gewißheit, daß man den Raub nicht bei ihm und überhaupt nicht finden würde, aufzuraffen. Er ſah den Feind anrücken, ohne zu wiſſen, wie und wo er ihn packen wollte, aber es pochte ihm das Gewiſſen. Es war genug, daß er wußte, daß ein Sturm gegen ihn im Anzuge ſei.

Jetzt trat Meyer mit einer ungemein ernſten Miene an ihn heran und ſagte:

Mann, was haben Sie mit den hundert Thalern gemacht, die Sie mir für den angeblichen Urheber der verfälſchten Verlobungsanzeige abgeſchwindelt? — Was haben Sie mit dem unglücklichen Werner gemacht,

den Sie Nachts aus meiner Wohnung entführt? — Was haben Sie endlich mit dem Gelde gemacht, das Sie mir gestohlen? —

Es trat eine Pause ein. Schnabse schwieg, und Jedermann hatte mit Spannung auf ihn sein Auge gerichtet. Erwarteten sie eine merkwürdige psychologische Erscheinung? — Eine solche kam wirklich zu Tage. Schnabse hatte so eben die Beschuldigungen klar und deutlich vernommen, er wußte jetzt was es galt. Er konnte nicht mehr zweifeln, man kam seinen Verbrechen auf die Spur. Aber welche Beweise konnte man gegen ihn führen? — Die Todten reden nicht. Und die Bremer hatte keinen Grund, zu plaudern, und wer war Zeuge seiner That außer dem Monde und den Sternen? —

Ja, Schnabse schüttelte das Entsetzen von sich ab, er versuchte es, dem zürnenden Meyer fest in's Angesicht zu schauen, er blickte jedem der Anwesenden nach der Reihe an und sagte dann ruhig und mit leiser Stimme, langsam, als wolle er jedes Wort auf der Zunge umkehren:

Ich werde solchen entsetzlichen Beschuldigungen gegenüber mit den Worten unsers Herrn antworten:

Seid aber allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist. Und das mit Sanftmüthigkeit und Furcht, und habt ein gutes Gewissen, auf, daß die, so von euch afterreden, als von Uebelthätern, zu Schanden werden, daß sie geschmähet haben euren guten Wandel in Christo.

Aber während Schnabse diese salbungsvollen Worte aussprach, pochte ein neuer ungeahnter Zeuge seiner Schurkereien an seine Thüre. Jakob rief herein und eine, allen Anwesenden, außer dem Verbrecher bekannte Person trat in's Zimmer. Ein Bursche mit einem Packet unter dem Arme und ein Polizeibeamter folgte ihm, denn das Haus wurde von draußen bewacht, und man ließ Niemanden fortgehen, der hinein wollte.

Meister Brese riefen Grunow und Jakob zugleich.

Meister Brese sah sich Einen nach dem Andern an und sagte:

Ich wette meine Herren, ich bin in eine falsche Nummer gerathen. Aber ich habe sie mir ganz genau aufgeschrieben: Herr Gottlieb, wohnhaft bei Herrn Schnabse, und draußen wurde mir versichert, daß Herr Schnabse hier wohne. Ich wette also, er wohnt hier.

Was wollen Sie von mir? fragte Schnabse.

Der Herr Gottlieb hat sich einen neuen Anzug bei mir bestellt, er ist fertig und ich bringe ihn.

Ich kenne keinen Gottlieb, ſagte Schnahſe kurz.

Hier hat allerdings ein Mann gewohnt, rief jetzt Grunow, deſſen Name war aber Werner.

Nur in ſeiner geheimnißvollen Befliſſenheit, mein lieber Herr, hieß er ſo. Er ſagte mir auch: Er ſei als Gottlieb geſtorben und als Werner wieder auferſtanden. Ich wette, daß es hier doch richtig iſt. Nicht Wilhelm, ich wette? — Und Meiſter Breſe hat immer Recht.

Immer Recht, beſtätigte Wilhelm, etwas überraſcht, da er noch eine halbe Birne im Munde hatte, die er unterwegs heimlich zu ſich geſteckt.

Und Wilhelm legte ohne Weiteres ſein Packet auf einen Stuhl, begann es zu öffnen, um einen Anzug herauszunehmen.

Wollen Sie uns nicht die Perſonalbeſchreibung des Mannes geben, für den Sie dieſen Anzug gemacht haben? fragte Grunow.

Ich wette, daß ich ſie ſehr gut und genau wiederzugeben im Stande ſein werde, verſetzte der Meiſter. Nicht Wilhelm, ich kenne den Gottlieb wie mich ſelbſt. Er ſteht ſchon mehr als zwanzig Jahre in meinem Buche. Nicht Wilhelm, ſteht er nicht in meinem Buche?

Ja, er ſteht darin, ſtimmte Wilhelm bei, der jetzt wieder einen leeren Mund hatte, Meiſter kennt den Herrn Gottlieb ſehr genau.

Sehr genau, Wilhelm, ſagte Breſe, mit dem Zeugniſſe ſeines Lehrlings ungemein zufrieden. Ich wette, daß ihn Niemand beſſer beſchreiben kann als ich. Er maß fünf und vierzig und einen halben Zoll im Umfange. Nicht Wilhelm, maß er nicht —

Darauf kömmt es gar nicht an, lieber Meiſter, fiel Grunow ein. Wie trug er ſich, als Sie ihn das letzte Mal ſahen? Wir würden Ihnen für eine kurze, aber bündige und genaue Beſchreibung ſehr dankbar ſein.

Kurz und bündig; entgegnete Breſe, ich wette, daß ich das ſehr gut fertig bringe. Er trug lange Manchetten, Wilhelm, und lange Vatermörder, Wilhelm —

Und eine große Tuchnadel, ſupplirte der ſo oft angeredete Lehrling.

Sehr recht, Wilhelm. Der Junge hat eine feine Beobachtungsgabe, meine Herren, Sie dürfen ſich darüber nicht verwundern. Und ich wette, Wilhelm, er trug auch einen weißen Hut —

Ja, einen weißen Hut — beſtätigte Wilhelm, und einen großen Siegelring.

Und Sie kannten dieſen Mann, welchen Sie ſo eben beſchrieben

haben, schon früher? fragte jetzt Grunows Begleiter, welcher bisher ein stummer Zeuge dieser Scene gewesen war.

Ob ich ihn kenne, Wilhelm! — Er steht in meinem Buch, und das will viel besagen. „Wilhelm, will das nicht viel besagen?

Das will sehr viel besagen, rief Wilhelm.

Der Polizeibeamte, in dessen Begleitung Grunow gekommen war, ließ den mehr und mehr entlarvten Verbrecher jetzt in eine andere Stube treten, und diese bewachen. Man schritt zu einer Durchsuchung des Hauses, fand indessen nichts, was ihn compromittiren konnte. Man versiegelte indessen seine Bücher und nun mußte Schnabse dem Beamten nach der Stadtvogtei folgen. Auch Brese und sein Lehrling folgten in einer Droschke. Sowohl diese Beiden als auch Schnabse mußten die Leiche des Moralischen recognosziren. Dieser erkannte sie als den angeblichen Werner, jene als den Vagabunden Gottlieb.

Man entließ nun alle Zeugen, außer dem Verbrecher. Die Polizei entwickelte die größte Thätigkeit, und bald stand es außer allem Zweifel, daß Schnabse in der Nacht, als der Diebstahl verübt worden war, wirklich in Gesellschaft des Moralischen zwischen zwei und drei Uhr Mitternacht Meyers Wohnung verlassen hatte. Uebrigens lag noch ein mysteriöser Schleier über dem Verbrechen. Schnabse bekannte nichts. Er pochte auf seine bisherige Unbescholtenheit, rief eine Menge Entlastungszeugen auf. Aber wie das gewöhnlich geht. Gerade durch den allzugroßen Eifer, Zeugen seines moralischen, tadellosen Lebenswandels aufzustellen, bereitete er sich selbst die Schlinge. Seine Schliche, Kniffe und Ränke, seine ganze ungeheure Heuchelei kam vollkommen an den Tag, und man gewann die Ueberzeugung, daß man es mit einem der schlauesten, aber gemeinsten Verbrecher zu thun habe.

Uebrigens zeigte sich auch bei diesem Prozesse, wie die schlauesten Bösewichter, indem sie alle Umstände, die sie vor Entdeckung schützen sollen, genau überdenken, oft die nächste Vorsicht, welche ihnen die Selbsterhaltung gebietet, vergessen. So hatte Schnabse sich wohlweislich seines Raubes entäußert, aber man fand zu sämmtlichen Zimmern, welche Meyer bewohnte, die Schlüssel bei ihm vor. Dies war allerdings ein sehr gravirender Umstand, obwohl Schnabse behauptete, daß er ganz zufällig diese Schlüssel doppelt habe, weil er als ehemaliger Eigenthümer des Hauses, die Wohnung beziehen wollte, welche Meyer jetzt inne hatte, und er es liebe, doppelte Schlüssel von seiner Wohnung zu haben. Ferner berief sich Schnabse unter Anderen auch auf die Bremer, als auf eine

achtbare Dame, die das beſte Zeugniß von ſeinem Charakter geben könne. Madame Bremer wurde auch vorgeladen, aber ſie war klüger als Schnahſe und verdächtigte ſich nicht durch ein unbedingtes Lob des Inhaftirten. Sie ſprach ſich ſehr vorſichtig über ihn aus. So vergingen denn mehrere Wochen mit der Voruntersuchung. — Juriſtiſch feſt ſtand nur, daß Schnahſe Wucher getrieben, und verſchiedene kleinere und bedeutendere Betrügereien verübt hatte. Aber weder den Diebſtahl, noch den Mord an dem Moraliſchen konnte man ihm beweiſen. Und Schnahſe beharrte entſchieden beim Leugnen. Da aber warf ſich eine Perſon in's Mittel, welche der Unterſuchung mit ihrem durchdringenden Verſtande zu Hülfe kam, und ſie in das erwünſchte Stadium brachte — dieſe Perſon war der Aſſeſſor.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Entscheidung naht.

Das Jahr war alt geworden. Der feurige, glühende und blendende Glanz seines Auges hatte sich zu einem milden und sanften Strahle verklärt. Es schien als wäre auch die Sonne alt geworden mit den vergelbten Blättern, und bereite sich wie die Erde zum Winterschlafe vor, während sie in ewiger Jugend den unermeßlichen Luft-Ocean durchmaß. Doch was kümmerte die Stadt die Sonne, welche sich der andern Hemisphäre zuwendete! Was kümmerte sie die Blumen, die verwelkten, die Bäume, die ihr Laub fröstelnd abschüttelten! Was kümmerte sie das nächtige Schwarz der noch jüngst im lebensvollen Grün prangenden Felder! Mußte sie nicht nach wie vor arbeiten, leben und genießen! — Ihre Winterernte, Holz, Torf und Steinkohle, lagerten behäbig in Kellern und auf Böden, Pelze und Mäntel waren der trägen Sommerruhe entrissen, und die Stadt schickte sich an im Taumel der Winterfreuden zu vergessen, daß es das Jahr nicht allein ist, welches altert, und daß es die Blätter nicht allein sind, welche der herbstliche Sturm über die nächtige Erde streut.

Das Jahr war gealtert und mit ihm manche Hoffnung, manche Freude am Baume des Lebens. Manches stolze Herz war gebrochen, mancher stolze Gedanke in Nichts zerflossen, manches stolze Bewußtsein gedemüthigt, mancher stolze Wunsch kleinmüthig geworden. Aber auch Mancher war aufgerichtet, der mit verzweiflungsvollem Herzen den goldenen Lenz nahen gesehen. Und die Wogen des stürmisch bewegten Lebens

schlugen wieder über Alt und Jung, über Reich und Arm, über Thorheit und Weisheit zusammen. Nichtiges Streben verlorener Eitelkeit und dornenvolles Ringen leidender Verschämtheit und bitterer Verkennung; der Geiz, welcher Schätze für den Tod ausbrütet, der Neid, welchem jedes fremde Glück ein Verbrechen an ihm begangen däucht; die Habsucht, an deren Erwerb Schweiß und Blut behagener Dürftigkeit haftet; die Heuchelei, welche die Menschen schmarotzerartig umstrickt und vom Raube an der Tugend lebt; Recht und Unrecht, Sorgen und Freuden, Laster und Tugend, Traum, Wunsch, Furcht, Besorgniß und Hoffnung — es war Alles mit dem Jahre alt geworden, und der Herbst fand eine andere Welt als der Frühling — eine andere Welt und doch immer die alte, die ewig junge, die ewig unveränderliche, trotz Alter und trotz Tod. Denn was altert und stirbt — währt ewig! —

Das Jahr war gealtert! — Und unsere Pickwickier, diese Wesen, deren Leben und Ringen wir vom Lenze bis zum Herbste mit Spannung verfolgt, welche wir aus der großen, vollen Menschenwelt herausgerissen haben, um Zeit, Welt und Leben an den Einzelnen zuerkennen — waren nicht auch sie gealtert, und hatte nicht auch ihre Hoffnungen der herbstliche Sturm als welke, dürre Blätter auf die nächstige Erde geschüttet? —

Es war noch nichts entschieden. Und doch hatte Meyer seinen freudigen Muth verloren, doch hatte der Hauptmann mit dem Gedanken zu resigniren, sich allmählig vertraut gemacht, und doch lebte der Assessor in beständiger Angst, und seine Siegesgewißheit begann wankend zu werden. Seit jenem Tage, an welchem sie zum letzten Male vereint bei ihrer Rosa gewesen, seit Ottiliens Begräbnißtage, hatten sich die drei Freunde nicht wiedergesehen. Jeder war seinen eigenen Weg gegangen, Jeder hatte seinen Siegerplan leise und geheimnißvoll verfolgt und das Geschick hatte sie alle drei noch vor dem entscheidenden Weltkampfe geschlagen, indem es sie in seiner seltsamen Laune, in die Gewalt einer tückevollen Frau fallen ließ.

Der Hauptmann hatte sich seit der letzten Unterredung mit Stawinski so zu sagen in sich selbst zurückgezogen. So sehr er sich bemühte mit philosophischem Gleichmuth den großen Verlust zu verschmerzen, der ihm so plötzlich so viele Entbehrungen auferlegte, ihn von Gewohnheiten abzog, die ihm zur andern Natur geworden, er erkannte immer mehr, daß er in diesen Gewohnheiten zu alt geworden, um ihrer ohne den äußersten Zwang entsagen zu können. Das großherzige Beispiel des edlen Stawinski konnte ihn wohl einen Augenblick hinreißen, und der Hauptmann

meinte es wirklich ernst. Aber welch einen Reiz konnte ihm das Leben nach seiner Meinung noch gewähren, wenn er Allem entsagen mußte, was ihm so lieb und werth gewesen? — Er war ein armer Mann — durfte er noch daran denken das theure Mädchen an sein Geschick zu fesseln? — Und ohne sie — was war ihm das Leben in seiner nackten, glanzvollen Dürftigkeit! — Er hatte einen Augenblick gewähnt mit einem Einkommen von drei hundert Thalern noch glücklich sein zu können. Ja, gewiß, die Summe als gewisses Einkommen würde vielleicht Hunderten von Familien als das höchste Maß gehofften und gewünschten irdischen Glückes erscheinen — aber der Hauptmann fand dies Auskommen für ungenügend zum Leben und zum Sterben.

Bereits schon Wochen lang hatte er darüber zugebracht, nachzurechnen, wie er sich einrichten müsse, um keine Schulden zu machen und doch möglich wenig entbehren zu müssen. Eine schwierige Rechnung, mit der ein größerer Rechenmeister als der Hauptmann war, nicht zu Stande gekommen wäre. Er mußte gar viele Dinge von seinem bisherigen Etat streichen. Seine Wohnung einschränken, seinen noblen Mittagstisch aufgeben, eine schlechte oder gar keine Cigarre rauchen und noch hundert andere Dinge mehr. Da wurde der Anfang sauer, und angefangen mußte doch einmal werden. Heute, Morgen, Uebermorgen endlich, und dann noch nicht, die nächsten Tage, die nächste Woche wollte er mit der gänzlichen Veränderung seiner Lebensweise beginnen — und immer fiel er in seine alte Lebensweise zurück. — O, was waren das für Kämpfe, welche dieser stolze Mann, ohne daß vielleicht irgend noch ein menschliches Wesen davon eine Ahnung hatte, bestehen mußte. Noch immer sah man ihn Mittags, den Nacken etwas gebeugter, den Gang etwas weniger drall, den Blick etwas matter und das Haar etwas grauer, aber immer noch stolz und fest die Linden hinabschreiten, und zur Victoria aufblicken und sie chevaleresk begrüßen, und dann zurück bis zur Ecke der Friedrichsstraße gehen — aber von hier an beugte sich sein Nacken noch mehr, seine Gestalt verlor ihre stolze Haltung und schrumpfte zusammen, sein Blick verdüsterte sich, seine Schritte wurden unsicherer, er ging zögernd um die Ecke herum, und kam nach einem Weilchen wieder zurück, und so kam und ging er öfterer und wer ihn sah, merkte den schmerzlichen Seelenkampf, welchen dieser Mann kämpfte? Und wiederum siegte dennoch die Gewohnheit, er ging abermals an den alten, noblen Mittagstisch, aber jeder Bissen, den er aß, schien ihm einen Vorwurf über seinen Klein-

muth zu machen, jede Schüssel, die ihm gereicht wurde, schien ihm zu sagen:

O, Du wortbrüchiger Verschwender! —

Ja, rief der Hauptmann dann in seinem Innern, welch ein Sünder bin ich geworden, seitdem ich arm bin, wie viele Sünden begehe ich täglich, die es sonst nicht waren. Es ist Alles eine Sünde, was ich thue, und dennoch bin ich nicht schlechter als andere Menschen, bin nicht schlechter geworden, als ich je gewesen — aber es ist eine Sünde, daß ich lebe — eine Sünde, daß ich Bedürfnisse habe. Mein ganzes Dasein ist eine Sünde, weil ich arm bin. Warum habe ich meinen Entschluß nicht ausgeführt? — Warum habe ich mich von diesem Stawinski bethören lassen? —

Dieser Kampf, diese Gedanken verließen den Hauptmann nicht mehr. Wenn er an seinem Cigarrenladen wohl zehnmal vorüberging und doch zum elften Male nicht widerstehen konnte und sich seine gewohnte Havannah kaufte, wenn er ein paar Mal an der Conditorei, wo er Nachmittags seine Eisbaisees, oder seine Tasse Chocolade, oder seine Limonade einzunehmen pflegte, siegreich vorüberglitt, und dennoch dem Triebe der Gewohnheit zum Opfer wurde, wenn er sechsmal an einem Tage bis zur Reitbahn, wo er sein Pferd zu entnehmen pflegte, hinschlich, umkehrte und zurückging, und dennoch endlich hoch zu Roß herausritt, dann war es ihm jedesmal, als beginge er das schnödeste Verbrechen, und es müsse ihm Jedermann ansehen, daß er gegen sich selbst ein Schurke sei.

Er konnte Nichts harmlos mehr genießen, und dennoch vermochte er nicht zu entsagen.

Endlich war er es müde von seinem Eigenthum wie ein Dieb zu leben. Er warf seine ganze bisherige Philosophie wie einen unnützen Ballast über Bord. Er wollte wieder flott auf dem Meere des Lebens steuern. Entschlossen kam er eines Abends nach Hause, schloß sich ein, holte seine Papiere hervor, zählte sein Geld, begann ein Veilchen zu rechnen — und heute nach so vielem vergebenen Rechnen wurde er mit dem Facit fertig.

Von den Trümmern seines ehemaligen bedeutenden Vermögens konnte er ungefähr noch drei Jahre in seiner ehemaligen Weise fortleben, dann aber war sein Kapital bis auf den letzten Groschen verzehrt. Also wohlan, sagte er, ich will mir vorstellen, daß in diesen drei Jahren mein Leben sein Ziel finden wird. Vielleicht sterbe ich während dieser Zeit

eines natürlichen Todes. Wo nicht — wenn es bis zum letzten Thaler kommt — dann kaufe ich dafür — Pulver und Blei! — —

Ja, Pulver und Blei, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, ist keine so trübe, bittere Aussicht, als ein Leben voll Entbehrung, als ein Dasein, daß mir zur Schaam gereicht, als diese nutzlosen Versuche, meine Lebensweise gänzlich umzustoßen, und ein neuer Mensch in der alten Umgebung zu werden. Ich bin es müde ewig vor mir selbst ein Sünder zu sein, während mich kein menschliches und göttliches Gesetz zu verdammen vermag. Ich will aber, wie bisher, frank und frei, wo ich bin ganz sein, was ich thue ganz thun. So sei es — so will ich leben und sterben! —

Und als der Hauptmann so sprechend einen großen dicken Strich unter seiner Rechnung machte und sich dann erhob, da war es in der That wieder die stolze, imponirende Gestalt von ehemals. Er hatte den Druck, das Gefühl einer peinigenden Armuth, die ihn bisher wie ein böser Schatten auf allen Tritten und Schritten begleitete, abgeschüttelt. Ja, in diesem Momente kam ihm einen Augenblick der Gedanke, warum er denn auf sein liebes Mädchen resigniren solle, und warum er nicht auch noch dieses Glück ihres Besitzes, wenn es ihm beschieden wäre, wie kurz auch, genießen solle. Doch aber nur einen Augenblick hing er dem Gedanken nach, er verwarf ihn, wie den höchsten Frevel an einem Wesen, das ihm erhaben über jede irdische Erscheinung stand. Und mit einem tiefen, tiefen Seufzer besiegelte er diese gänzliche Resignation auf ein Glück, die er sicher nicht überdauert haben würde, hätte er eine Gewißheit opfern müssen, wo er nur höchstens einem „Vielleicht" entsagte.

Also lebte der Hauptmann von Neuem wieder auf. Wohin er schritt, schritt er sicher und bestimmt. Was er that, that er mit jener Nonchalance, welche die Gewohnheit der guten Welt giebt, aber dennoch war, ohne daß er sich dessen recht bewußt war, eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Den Kampf, den er mehrere Wochen mit sich selbst gestritten, hatte ihn seinem ehemaligen gedankenlosen „Sich gehen lassen," das den reichen Leuten, welche die Natur nicht mit tieferen, sinnigen Ideen begabt hat, so gewöhnlich ist, entrissen, und ohne es zu wollen und zu wissen, war er ein Denker und ein wenig Philosoph geworden. Jetzt, da er den lästigen Zwang, den er sich eine Zeit lang selbst aufzulegen strebte, abgeworfen, versuchte er es sich diesem mit weniger innerm Widerstreben zu unterwerfen. Er brachte es mehreremal dahin, eine bedeutend billigere Cigarre zu rauchen. Er ließ dann und wann einen Tag

vorübergehen, ohne seinen Ritt zu machen, er besuchte zuweilen einen billigeren Mittagstisch. Es ging. Dem reichen Manne, denn einige Jahre war er es jetzt noch seiner Berechnung nach, wurde keine Entbehrung schwer, denn der Gedanke: ich könnte es besser haben, wenn ich wollte, hob ihn über den Kampf hinweg. Und es war in der That merkwürdig, wie weit es der Hauptmann jetzt hierin brachte. Er machte gleichsam alle Stadien durch und legte sich mit Eifer auf das Studium billiger Quellen, denen er seine Bedürfnisse für ein minimum entlehnen konnte.

Allerdings ekelten ihn oft Gestalten und Dinge an, deren Nähe und Gebrauch ihm sonst unerträglich gewesen wäre. Aber er begann zu reflectiren, und wenn ein Mensch denkend und beschaulich durch's Leben geht, dann flößt ihm Alles Interesse ein und er findet sich in Alles.

So kam es denn, daß der Hauptmann einst in eine Restauration trat, die sich äußerlich als eine nicht ganz gemeine präsentirte. Als er aber drinnen war, wollte er umkehren. Die grauen, angedampften Wände, die schmutzigen Tische, die zinnernen Löffel, das Aussehen der Küche, in welche er zufällig einen Blick warf, und die knöcherne, schmutzige, angeräucherte Gestalt der Köchin. Alles dieses zu ertragen, war seine Philosophie noch zu jung. Am Tische saßen auch Leute, an deren Seite er nicht sitzen mochte, und er wollte wirklich schon gehen, da hörte er einen Namen und auf eine Weise nennen, der ihn sehr interessirte. Der Hauptmann warf auf den Sprecher einen Blick und sah einen alten bezwirnbarten und decorirten Invaliden, welcher, den Finger an der Nase, mit einer gewissen Bedächtigkeit sprach. Der Hauptmann nahm ohne Weiteres an seiner Seite Platz. Der Invalide machte respectvoll einen militärischen Gruß, und rückte mit seinem Stuhle fort, um dem neuen Gaste, der sich hierher verirrt zu haben schien, so viel als möglich Platz zu machen.

Laßt Euch nicht stören, sagte der Hauptmann, während ihm, ohne daß er es forderte, ein Teller Suppe hingestellt wurde, zu der er nicht im geringsten Appetit verspürte.

Der Invalide legte wieder den Finger bedächtig an die Nase und sagte dann zu dem Hauptmann gewendet:

Ist Ihnen der Herr Schnahse vielleicht auch bekannt?

Das weniger, versetzte der Hauptmann, aber ich habe von ihm gehört.

Nun, sehen Sie mal, das ist ein sehr frommer Mann, kennt die

Bibel so genau, fuhr der alte Haudegen fort, indem er seine große tellerrunde Schnupftabaksdose dem Hauptmann präsentirte. Er hat mir jeden ersten des Monats ein Kapitel daraus erklärt. War sehr erbaulich, glauben Sie? —

Was ist denn mit dem Manne? fragte der Hauptmann weiter.

Ganz unglaublich, bester Herr. — Ein Mann, der so gut die Bibel kennt! — Ich bleibe dabei, das ist ganz unglaublich! —

Aber zum Teufel, rief der Hauptmann ungeduldig, so kommt doch einmal der Sache auf den Grund, was giebts denn?

Sehen Sie mal, das ist so eine Sache. Die Leute sagen, er soll der Dieb gewesen sein. Aber das müssen sie doch beweisen. Glauben Sie, daß sie es ihm beweisen können? —

Und der Invalide sah dem Hauptmanne sehr gespannt und mit einer gewissen Herausforderung in's Gesicht und nahm seine Prise, von der er die Hälfte in die Suppe fallen ließ, ohne sich im Geringsten daran zu stoßen.

Ich weiß aber immer die Hauptsache noch nicht, sagte der Hauptmann, indem er sich erhob, denn er hatte so eben einen Nachbarn bekommen, dem er zu ausweichen alle Ursache zu haben schien.

Na, sehen Sie mal, die Sache ist einfach, fuhr der Invalide fort, denn wenn man den Diebstahl nicht bei ihm findet, glauben Sie's? —

Nein, ich glaub's nicht, platzte der Hauptmann heraus, um endlich über diesen verfänglichen Glaubenspunkt hinweg zu kommen. Wen soll dieser Schnabse denn bestohlen haben?

Ich habe auch gesagt, daß ich's niemals glauben werde, entgegnete der Alte, aber diese Herren hier schütteln die Köpfe. Aber die Bibel ist die Bibel, noch dazu, wenn der Ankläger einen Buckel hat. Das ist mein Glauben!

Einen Buckel? — Sein Name ist doch nicht Meyer? —

Meyer, ganz recht. Aber wie gesagt, ich glaub's nicht. —

Der Hauptmann warf, ohne ein Wort zu sagen, einen Thaler auf den Tisch und ging. Er verließ die Tabagie mit solcher Hast, wie ein Kind einen dunklen, unheimlichen Ort, der ihm Furcht einflößt. Er glaubte alle Leute müßten es ihm ansehen können, woher er komme, und noch immer konnte er den innern Ekel nicht überwinden, welchen ihm die Restauration eingeflößt hatte.

Da hörte er plötzlich eilende Schritte hinter sich, der Hauptmann blickte sich um, er fürchtete schon, einer der confiszirten Gäste des Lokals,

welches er so eben verlassen, wolle die Bekanntschaft mit ihm fortsetzen. Sein Gesicht heiterte sich auf, als er eine wohlbekannte Gestalt sah, die sich ihm mit den Worten präsentirte: Habe ich scharfe Augen! Ich habe Sie schon ganz unten an der Ecke erkannt.

Ist es wahr, daß Herr Meyer von einem gewissen Schnabse bestohlen worden ist? — fragte der Hauptmann.

Leider sehr wahr, kann ich wohl sagen, versetzte Jakob mit einer Miene, als bestätige er einen Todesfall.

Gehen Sie jetzt nach Hause? —

Nein, ich gehe essen.

Wo?

Beim Studenten-Lutze, wo die armen Studenten essen. Für drei gute Groschen, sehr schönes Essen, kann ich wohl sagen — Herr Grunow hat's mir empfohlen.

Mit Entsetzen dachte der Hauptmann daran, wie leicht es ihm hätte begegnen können, mit dem Bedienten seines Freundes an einem Tische zu essen. Er sah diesen grimmig an, als wollte er es ihm übel nehmen, daß er überhaupt esse und forderte ihn barsch auf, eine Strecke mit ihm zu gehen, und ihm die Geschichte zu erzählen.

Jakob machte gegen diesen Befehl natürlich keine Einwendung, er hatte vor dem Hauptmanne einen zu großen Respekt und erzählte, obwohl er sich bemühte kurz zu sein, genau und auf's Ausführlichste den traurigen Vorfall. Aber in welche Spannung den Hauptmann die Geschichte auch versetzte, so gewann sie doch erst durch das, was ihm Jakob nicht mittheilen konnte, ihr hauptsächlichstes Interesse. Wenn er auch das Geheimniß nicht ganz durchdringen konnte, so begann er doch zu ahnen, welche Bewandniß es mit dem angeblichen Werner, dessen Personalien, jetzt völlig sicher festgestellt waren, gehabt haben müsse. Er konnte sich Meyers so große Zuneigung, über welche Jakob sich noch immer nicht genug wundern konnte, nun erklären, indem er das Richtige vermuthete, daß ihn Meyer für den Vater ihres Mädchens gehalten haben müsse. Zur Gewißheit aber wurde es ihm jetzt plötzlich, daß dieser Schnabse ein abscheuliches Spiel auch mit ihm getrieben, und daß er das ihm geschenkte Vertrauen dazu benutzt habe, einen colossalen Betrug in's Werk zu setzen und ihn und seinen Freund Meyer zugleich an den Bettelstab zu bringen.

Diese Erkenntniß trat mit einer solchen Gewißheit bei dem Hauptmann hervor, daß er seine Wuth kaum auf offener Straße bemeistern

konnte. Er ballte die Fäuste und machte ein so fürchterliches Gesicht, daß die Vorübergehenden auf ihn aufmerksam wurden. Jakob hielt sich aus einer heilsamen Scheu in einer gemessenen Entfernung von ihm. So viel ist gewiß, daß wenn Schnahse jetzt frei gewesen wäre, er ihn sicher sofort aufgesucht und massacrirt haben würde. Am nächsten Haltepunkt nahm er eine Droschke, und ohne auf Jakobs Mittagsbedürfniß irgend eine Rücksicht zu nehmen, befahl er diesem mit ihm einzusteigen, und ihm noch diese und jene Aufklärung über den Vorfall zu geben. Jakob war übrigens sehr bereitwillig dazu, denn er sprach sehr gern von dieser trübseligen Geschichte, in welcher er sich die Rolle des Helden gab, der die Entdeckung des Verbrechens und seine Entlarvung herbeigeführt

Erst vor Meyers Wohnung entließ ihn der Hauptmann. Meyer war noch zu Hause und empfing den Hauptmann auf seine gewöhnliche biedere Weise. Der Hauptmann faßte seine Hand, und sah ihn eine lange Weile ohne sie wieder loszulassen mit einem höchst seltenen Ausdrucke an:

Mein lieber Hauptmann, wir haben uns allerdings recht lange nicht gesehen, sagte Meyer, der nicht recht wußte, wie er das sonderbare Benehmen seines Freundes deuten sollte.

Der Hauptmann sprach noch immer kein Wort, und hielt noch immer Meyers Hand, und sah ihn noch immer mit seinem eigenthümlichen, sonderbaren Kopfschütteln an.

Es ist Ihnen doch nichts Schlimmes passirt? fragte Meyer wieder, dem vor dem Benehmen des Hauptmanns fast zu bangen begann.

Freund, sagte endlich der Hauptmann mit einem Tone, der ganz neu an ihm war, Freund, wir sind Beide das Opfer eines abscheulichen und niederträchtigen Spitzbuben geworden.

Wir Beide? rief Meyer, ich will doch nicht hoffen, mein lieber Hauptmann, daß es auch Ihnen schlimm ergangen ist —

Schlimmer als Ihnen. Ich bin ein ruinirter, verarmter Mensch, ich bin ein Bettler, und der Schurke, welcher mich um das Meinige gebracht, heißt — Schnahse.

Der Hauptmann hatte diese Worte ohne jeden Anflug von Zorn und Heftigkeit ausgesprochen, es lag in seinen Worten eine Resignation, die mit seinem Charakter unverträglich schien, aber um so heftiger wurde Meyer von diesen Worten bewegt und mit einem von Zorn glühenden Gesichte rief er:

Schnahse! —

Ja, Schnahse, sagte der Hauptmann, dieser Heuchler, dieser Frömmler hat mit uns gespielt, wie mit Narren oder Kindern. Und wir sind in seine Falle gegangen. Doch ich bedaure mich nicht. Warum habe ich mich diesem Schmarotzer anvertraut? Ich bin aber auch Schuld, daß Sie sein Opfer geworden, und ich bin deshalb so wüthend auf mich, daß ich mich würgen könnte.

Sie? — Was reden Sie da, guter Freund. Sie Schuld an meinem Unglück? — Das glaube ich Ihnen nimmer.

Ich sage Ihnen, daß es so ist. Setzen Sie sich. Ihre Geschichte kenne ich, Jakob hat mir Alles erzählt, jetzt sollen Sie meine Geschichte erfahren. Und wenn Sie Alles wissen, dann passen Sie auf, Sie werden einige Worte von mir hören, und aus jedem drehe ich dem infamen Schurken einen Strick.

O, wir haben ihn gut gepackt, sagte Meyer.

Sie haben ihn gepackt, den? — Sie sollen erst von mir lernen, was man packen nennt.

Und nun begann der Hauptmann zu erzählen, wie er der Bremer sein Geheimniß entdeckt, um sich Ihres Rathes zu bedienen, und wie diese ihm den „Schurken", anders wurde Schnahse von dem Hauptmanne nicht genannt, anempfohlen, wie er ihm sein ganzes Vertrauen geschenkt, wie er durch ihn verleitet, Meyern die Verwaltung seines Vermögens entzogen und sich in ein gewagtes Börsenspiel eingelassen hatte. Kurz er erzählte getreu und ausführlich, wie er, in brennender Begier bei dem bevorstehenden Kampfe der Liebe zu obsiegen, die dümmsten Streiche begangen, und wie er, als er fast Alles verloren, entschlossen den Tod suchen wollte, wie Stawinski dazwischen gekommen, und ihn am Selbstmorde behindert habe. Und er erzählte weiter, welche Kämpfe er bestanden, als er sich die nutzlose Mühe gegeben, dem braven Burschen Stawinski nachzuahmen, und daß er nun fest entschlossen sei, von der Bewerbung gänzlich zurückzutreten — daß heißt, nur in dem Falle, daß man einen andern Dritten an seiner Statt zulassen wolle, und dieser sollte kein Anderer sein, als — Stawinski.

Unbeschreiblich ist, mit welch wechselndem Mienenspiel, mit welchen wechselnden Gefühlen, Meyer des Hauptmanns Bekenntnisse anhörte. Er athmete kaum, immer näher und näher rückte er an ihn heran, immer mehr beugte sich sein Gesicht dem Antlitze des Hauptmanns zu, in seinem ganzen Wesen lag eine Spannung, als lese er einen interessanten Roman, dessen Knoten sich auflöste. Und als der Hauptmann davon sprach, wie

er mit den Pistolen seine Wohnung verließ und den Brief an das geliebte Mädchen absandte, wie umflorte sich da Meyers Blick und mit welchem Entsetzen sah er auf den Hauptmann, und wie klärte sich der Stern seiner tiefen, sinnigen Augen auf, als er von Stawinski sprach. Stumm, regungslos, wie eine Bildsäule saß er da, und doch schien es, als dringe ein unermeßlicher Jubel, ein feierliches Hallelujah aus seinem tief ergriffenen Herzen zum Himmel empor.

Und dann — als der Hauptmann endlich schwieg — erhob er sich, erfaßte seine Hand und mit tiefbewegter Stimme sagte er:

Sie hatten einen Freund, Sie wußten es und kamen nicht zu mir! —

Kam nicht zu Ihnen, versetzte der Hauptmann, weil ich ein Narr war. Hätte ich's gethan, Sie wären nicht auch noch das Opfer dieses Elenden geworden. Aber es ist ganz gut so, mein lieber Meyer. Ich habe die Schlechtigkeit oder doch wenigstens die Thorheit, ein Mädchen, das mir lieb und werth ist, zum Opfer ihres Versprechens, das sie als Kind und unbewußt gegeben, machen zu wollen, mit meinem Wohlstande gebüßt. Wird das Glück unsers geliebten Mädchens dadurch gefördert, dann will ich die Stunde segnen, in welcher meine Armuth mich zur Vernunft zurückgebracht hat. Das ist der Gedanke, der mich tröstet. Sie, mein lieber Freund, haben von Anfang an die Sache in ihrem rechten Lichte betrachtet, daß Sie uns das Feld nicht räumten, da wir nicht ebenfalls von unserm thörichten Beginnen ablassen wollten, kann ich Ihnen nicht verdenken. Jedenfalls haben Sie es am wenigsten verdient zu Schaden zu kommen — und das soll auch nicht geschehen. Der Dieb ist gefangen, das Gut muß noch da sein, und ich schaffe es herbei — ich, mein lieber Meyer, ich will nicht rasten und ruhen, bis Sie wieder in ihren vorigen Stand eingesetzt sind, und sollt ich mein Leben selbst um die paar Jahre verkürzen, die ich noch zu genießen hoffte. — Mein lieber Hauptmann, entgegnete Meyer, machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen, lassen Sie uns überhaupt jetzt nur von unserer Tochter sprechen, für die ich ja gern Alles geduldet habe und noch dulden würde, und die sicher für uns nicht weniger gelitten hat. Hören Sie mich an. Nicht für mich, das versichere ich Ihnen, bestand ich auf meinem Antheil an ihrem Herzen, als ich Sie und den Assessor nicht bewegen konnte, unser braves Kind gänzlich frei zu machen. Ich hoffte vielleicht der Glückliche zu werden — und dann hätte ich das Mädchen sofort ihrer Freiheit zurückgegeben, ich würde sie um keinen Preis geheirathet, ich

würde vielmehr Alles aufgeboten haben, daß sie ihre Liebe einem jungen Mann zugewendet hätte, die ich für sie und vielleicht auch durch sie zu finden hoffte. Und er ist, glaub' ich, gefunden, mein Freund, — ich glaube — und ich hoffe mich nicht zu täuschen, daß Rosa den biedern Stawinski, wenn auch vielleicht nicht früher, so doch jetzt, wo sie seinen edlen Charakter hat kennen gelernt, tief und innig liebt, und daß sie diese Liebe in sich verschlossen hält, ausdauernd in ihrem kindlichen Märtyrerthum für uns. Jetzt, mein lieber, guter Hauptmann, darf ich es Ihnen bekennen, daß ich allerdings auch einmal mit mir einen heißen Kampf bestanden habe. Ich habe mir eingeredet, ich würde unser Mädchen vollkommen glücklich machen können, ich — nicht Sie, nicht der Assessor, so dachte ich in meiner Eigenliebe. Aber mein edleres, mein besseres Selbst hat in diesem kurzen Kampfe doch die Oberhand erlangt und der Entschluß stand unerschütterlich bei mir fest, meinen Platz — wenn ich den Preis erringen würde — einem Jüngeren und Glücklicheren zu überlassen. Nun wohlan, Sie stehen jetzt zu mir, es ist nur noch der Assessor, den wir auf unsere Seite ziehen müssen. Ich hoffe, er wird nicht schlimmer sein als wir, sein Herz ist brav — wir wollen im Verein den letzten tapfern Sturm versuchen. Und dann, Freund, findet sich alles Andere. Lassen Sie alle Sorgen hinter sich. Wissen Sie nicht, daß ich ein Mensch mit dem festen Glauben bin, daß es für Egoisten keinen Himmel giebt? — Mir werden Opfer nicht schwer. Sie sind nicht arm — so lange ich noch wohlhabend bin.

Wie Sie sind, mein lieber Meyer, das weiß ich sehr gut, erwiderte der Hauptmann, seine Bewegung gewaltsam niederkämpfend. Es giebt nicht viele Menschen Ihres Gleichen. Sie sind in unserer Zeit ein lebendiger Roman. Aber ich danke Ihnen für Ihr edles Anerbieten. Der Hauptmann Jachmann kann sich noch selbst ernähren, wenn er Lust hat, und sollte ich meinen Säbel wieder vom Nagel nehmen und ihn den Türken bringen. Aber was das Andere betrifft, den Sturm auf den Assessor — dabei bin ich ganz Ihr Mann und mit diesem Sturm will ich meine militärische Carriere wieder von Neuem beginnen. Kommen Sie! Wir speisen zusammen zu Mittag, zum ersten Mal wieder, nach so langer Zeit. Hoffen wir, daß wir bald alle Drei wieder fröhlich wie ehemals beisammen sitzen, da wir den — jetzt weiß ich es — vermessenen Schwur thaten, uns nie zu verlieben. Und wir haben noch gespottet, sagte der Hauptmann, als wir Mein-

holds Leid und Seelenpein ſahen, weil er in die Vergangenheit zurück liebte.

Ja, Sie haben geſpottet, entgegnete Meyer, — aber ich verſtand ihn wohl. Nun, Frieden ſeiner Aſche, allzulange wird er nicht mehr da oben auf uns warten müſſen, denn wir beginnen alt zu werden, mein lieber Freund. Wenigſtens fühle ich bei mir, daß ich in dieſem einen Jahre um zehn älter geworden.

Das macht mir keine Sorgen, entgegnete der Hauptmann, wir ſind immer noch jung genug, um Thorheiten zu begehen.

Damit werden wir Menſchen wohl niemals fertig werden, meinte Meyer, doch wohl uns, daß uns wenigſtens, über die größte, die wir je begonnen haben, die Augen geöffnet ſind.

Einige Minuten nach dieſem Geſpräche gingen Beide Arm in Arm durch die Straßen, den Linden zu. Alle Welt ſah ſie an, lächelnd über den Contraſt. Die große impoſante militäriſche Figur neben dem kleinen Buckligen — aber die Leute hatten keine Ahnung davon, daß der große, ſtolze Mann, der an ſeiner Seite ſchritt, ſich auf des kleinen Manaes Arm, wie auf einem Felſen ſtützte.

Zweites Kapitel.

Der Dritte.

Der Aſſeſſor ſaß wie immer in ſeinen Acten vertieft, als die beiden Freunde zu ihm eintraten. Sie hatten eine ſo feierliche Miene angenommen und ſchienen mit einander auf einem ſo guten Fuß zu ſtehen, daß er ein wenig in Verlegenheit gerieth. Sie kamen ihm wie ein paar Verſchworene vor, welche ihn angreifen wollten.

Aber der Aſſeſſor war gepanzert.

Nehmen Sie Platz, meine Herren, was führt Sie zu mir? fragte er lächelnd.

Eine sehr, sehr wichtige Angelegenheit, versetzte Meyer, wir wünschen Ihren Rath zu hören. —

Ei, was Rath! unterbrach der heftige Hauptmann seinen milden Freund, That wollen wir von Ihnen, Herr Assessor. Unser Meyer will die Rosa nicht, ich will sie auch nicht — hören Sie, Assessor, ich will sie nicht, und Sie — sollen sie auch nicht wollen.

Das muß ich wirklich Sturm laufen nennen! rief Meyer, den Hauptmann beifällig ansehend.

Wir haben nicht viel Zeit mehr, um lange zu fackeln, fuhr der Hauptmann fort, so lange wie ich mich besonnen habe, darf sich der Assessor nicht besinnen, dafür ist er auch ein Studierter. Also kurz und gut, mein lieber Freund, wir Beide sind entschlossen, zu Gunsten des jungen Stawinski, oder auch eines Andern, den Rosa etwa schon liebt oder noch lieben wird, ihrer zu entsagen, sobald Sie ein Gleiches thun, und wir hoffen und erwarten das von Ihnen.

Sie können es weder hoffen noch erwarten, versetzte Brandon ziemlich frostig. Thun Sie in Gottes Namen, was Ihnen gefällt, mobilisiren Sie immerzu an Ihren Entschlüssen und Vorsätzen, ich bin, wie Sie genugsam wissen, ein Mann der Consequenz, es wird Ihnen niemals gelingen, mich von der einmal eingeschlagenen Bahn abzubringen.

Aber zum Teufel, platzte der Hauptmann heraus, rechnen Sie denn mit solcher Bestimmtheit auf Ihren Triumpf? — Wird's Ihnen so schwer, den Fall zu denken, daß Sie zurücktreten müssen? — Und was Sie denn über sich vermögen, warum wollen Sie das nicht heute können? —

In vierzehn Tagen wird es sich entscheiden, entgegnete der Assessor mit einem Gesichte wie von Stein. Reden wir von etwas Anderem, denn ich schwöre Ihnen bei Gott, daß Nichts im Stande sein wird, meinen Entschluß wankend zu machen.

Wahrhaftig, rief der Hauptmann wüthend, ich wollte Sie wären statt meiner in die Hände des schurkischen Schnapse gefallen, dann müßten Sie Ihre Hartnäckigkeit wohl aufgeben. —

Und ob Sie denn wohl auch die Ihre aufgegeben haben würden, lieber Hauptmann? — fiel Meyer ein, der während der ganzen bisherigen Scene mit gesenktem Haupte, sinnig, vertieft, dagestanden.

O, ich bin kein solcher Unmensch, versetzte Jachmann, Sie Beide hätten mich dann gewiß herum bekommen. Aber dieser Assessor bildete sich ein, ein Mensch von Herz zu sein, er will uns glauben machen, daß er Edelmuth besitzt — pah — nicht einen Pfifferling gebe ich für sein

Herz! Ich wollte das Mädchen stürbe lieber, als daß es in seine Hände fallen sollte.

Hauptmann! rief Meyer vorwurfsvoll.

Des Assessor's Lippen zuckten, er sah den Hauptmann ruhig, aber durchdringend an — und sprach kein Wort.

Ja, so ist es, fuhr der jähzornige Hauptmann fort, er will uns einreden, daß er das Mädchen liebt. Liebt? — Er haßt das arme Kind! Er will es ruiniren, sein Lebensglück für immer untergraben! — Er ist der Urheber unserer Thorheit. Er gab die Veranlassung, daß wir Narren — Narren alle Drei in's Gesammt sage ich — dem Mädchen, als es noch weniger als Kind war, die Versicherung gaben, daß wir ihre Väter sein wollten, und uns zu gleicher Zeit zu ihren Verlobten machten. Drei Väter, das ginge am Ende noch — aber drei Verlobte! — Verfluchte Dummheit, sage ich, durch welche wir und das arme Mädchen zugleich unglücklich geworden sind. Unglücklich! und ich wiederhole zehnmal unglücklich, denn für das bischen Erziehung, das sie durch uns erlangt, knicken wir sie im Erblühen. Rosa ist eine Natur, die sich auch ohne uns, gewiß mit Ehren und vielleicht auch mit Glanz durch's Leben gefunden hätte. Sie hat uns wenig zu verdanken. Schon im zwölften Jahre machte sie sich in der Pension so nützlich, daß man sie um keinen Preis hätte verlieren mögen. Was ist es, was wir ihr gegeben, daß wir darauf mit solcher Arroganz pochen, und ihr Herz begehren, wie etwas, das sich ganz von selbst versteht? — Sie hat gar keine besondere Ursache uns zu lieben. Sie braucht uns nicht zu lieben, und sie soll uns auch nicht lieben. Nein, Assessor; ich werde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, wenn Sie ferner so — unverschämt — da haben Sie's, das Wort ist heraus — sein sollten, allein auf der Erfüllung eines Versprechens zu bestehen, das Ihnen ein Kind gegeben.

Der Hauptmann war so heftig geworden, daß Meyer das Aeußerste befürchtete. Mehrere Male hatte er seine Hand erfaßt und ihn zu besänftigen versucht, aber der Hauptmann stieß ihn zurück, und Meyer erkannte mit großer Besorgniß, daß sein Freund mit eben so glühender Ausdauer Sturm lief, als der Assessor mit kalter Beharrlichkeit ihn abschlug, denn als Jachmann endlich athemlos inne hielt, fragt dieser mit der trockensten und gleichgültigsten Miene von der Welt:

Führt Sie sonst noch irgend etwas zu mir? —

Noch etwas? rief der Hauptmann mit seinem rothen Gesichte. Glauben Sie, daß wir die Taschen voll Acten haben? — Doch ich vergesse

ganz, daß Sie der Mann des Grundsatzes sind — was nicht in den Acten steht, existirt nicht für Sie. — Und es steht in den Acten — wir unser guter Meinhold zu sagen pflegte — ja, es steht leider darin, daß das Mädchen sich unserm thörichten unmenschlichen, egoistischen Andrängen gefügt hat, aber es steht nicht darin, daß Assessor Brandon edelmüthig sein und ihre hochherzige Aufopferung verhindern müßte.

Sie haben mir also nichts mehr zu sagen? wiederholte der Assessor, indem er sich gegen Meyer wandte. Meine Zeit ist mir heute sehr knapp zugemessen.

Allerdings haben wir Ihnen noch etwas mehr zu sagen, versetzte Meyer, und ich wollte den Hauptmann bitten, jetzt den Sturm einzustellen und sich ruhig niederzulassen, damit ich Ihnen alle die Dinge erzählen kann, die sich inzwischen, seitdem wir uns zum letzten Male gesehen, mit uns ereignet haben.

Der Hauptmann trat brummend an's Fenster und verließ während Meyers Mittheilung diesen Platz nicht, nur dann und wann blickte er sich nach dem Assessor um, um den Eindruck auf seinem Gesichte zu lesen, den Meyers Erzählung auf ihn hervorbrachte. Aber des Assessors Gesicht behauptete eine eiserne Unbeweglichkeit, nicht ein einziger Zug veränderte sich, so rührend Meyer in seiner ruhigen, edlen Darstellungsweise auch war, dann stampfte der Hauptmann wüthend mit dem Fuße, und trommelte ein ganzes Weilchen so laut an den Fensterscheiben, daß Meyer inne haltend, ein über das andere Mal rief:

Aber mein lieber Hauptmann! —

Hol ihn der Henker! brummte dann dieser auf eine solche Erinnerung und starrte mit grimmigem Gesichte auf die Straße hinaus.

Endlich war Meyer fertig und mit der größten Spannung, als erwarte er die Antwort eines Orakels, blickte er auf den Assessor. Dieser hatte Meyers Erzählung, die länger als eine Viertelstunde gedauert, ohne sie mit einer einzigen Sylbe zu unterbrechen, ruhig zugehört, und als Meyer endlich schwieg, sagte er so unbewegt, als habe er mit einem seiner Clienten eine ihm durchaus gleichgültige Sache behandelt:

Kommen Sie Uebermorgen, Nachmittag um zwei Uhr wieder.

Meyer sah den Assessor an, als erwarte er, noch sehr viele und sehr große Zusätze, zu diesem einzigen Satz. Aber es kam kein Laut mehr über des Assessors Lippen, und er schien zu erwarten, daß ihn die beiden Freunde jetzt verlassen würden.

Meyer schüttelte sehr gedankenvoll den Kopf. Er sah den Assessor

mit einem Blicke an, in welchem mehr Wehmuth und Mitleid, als Vorwurf lag. Meyers Blick in Erkennung von Herzensregungen war in der That bewundernswerth. Er drückte dem Assessor mit der größten Innigkeit die Rechte und sagte mit sanfter Stimme:

Also Uebermorgen. Leben Sie bis dahin wohl, mein lieber Assessor.

Der Hauptmann folgte seinem Freunde Meyer, ohne irgend einen Abschied von dem Assessor zu nehmen.

Drittes Kapitel.

Ein goldenes Netz.

Es war um die achte Stunde am Abende. Im Bremer'schen Lokale war es sehr ruhig. Es hatte dieses Lokal überhaupt in der letzten Zeit, ohne irgend eine äußere Veranlassung, sehr verloren, die meisten der früheren Stammgäste hatten sich zerstreut, und ohne daß Bedienung oder die Qualität der verabreichten Speisen und Getränke schlechter geworden wären, sah Madame Bremer einen guten Kunden nach dem andern fortbleiben. Unter solchen Umständen konnte es Niemanden überraschen, daß Madame Bremer davon sprach, sich gänzlich vom Geschäfte zurückzuziehen, und ihr Lokal ihrem bisherigen Kellner Theodor zu übergeben.

Es war aber wohl weniger die Verschlechterung ihres Geschäfts der Grund, welcher diese Frau zu einem solchen Entschlusse bewog. Sie hatte vielleicht jetzt Geld genug zusammengescharrt, um ruhiger leben zu können und sie bedurfte in der That ihrer Wirthschaft nicht mehr, wenn sie die bedeutenden Kapitalien, welche sie in ihrer Kiste barg, wie ihr Eigenthum betrachten konnte. Und das that sie wirklich. Seitdem sie von ihrem schurkischen Bundesgenossen zur Zeugenaussage aufgerufen worden war, stand der Entschluß bei ihr fest, auch nicht den allerkleinsten Theil vom Raube wieder herauszugeben. Sie freute sich der Verhaftung des Elenden, denn mochte er frei kommen oder verurtheilt werden, sie hatte keine Furcht vor Verrath. Sie glaubte Schnabsen zu gut zu kennen,

um ihn eines Geständnisses seiner Verbrechen und Sünden je für fähig zu halten. Und wie anders hätte sich wohl irgend ein Verdacht auf sie lenken können? — Wie anders? — Der schlaueste Verbrecher vermag die Möglichkeiten, welche zu seiner Entdeckung führen können, nicht zu übersehen. Es irrt und betrügt sich in der Welt nichts leichter, als die Sünde.

Aber Madame Bremer war nie ruhiger, nie sicherer, nie liebenswürdiger und nobler als jetzt gewesen. Sie war nun wirklich eine reiche Frau. Jetzt konnte sie nöthigenfalls ganz anständig von ihren Zinsen leben, die Sicherheit in ihrem ganzen Wesen und Benehmen wurde durch diese unabhängige Lage nicht unwesentlich gefördert.

Madame Bremer hatte viele und sogar einflußreiche Freunde, aber so viel sie wußte, keinen Feind, der ihr besonders schädlich werden konnte. Der Assessor war böse auf sie — aber sie fürchtete ihn nicht, sie glaubte sogar, seiner dennoch wieder mächtig zu werden. Sie hatte ihn noch in ihren Händen, sie kannte sein Geheimniß, sie konnte ihn so lächerlich machen — und damit, das wußte sie, hätte sie den stolzen Menschen zur Verzweiflung gebracht. Freilich, es war eben ihr Ziel, ihn zur Verzweiflung zu bringen.

Er sollte den Preis nicht erhalten, das hatte sie sich selbst angelobt. Der Hauptmann war ruinirt, Meyer beinahe ebenfalls, sie hatte das schöne, funkelnde, lachende Geld von Beiden in ihrem Kasten, und dieser Mensch war ihr entgangen, war mit einem so unbedeutenden Opfer davon gekommen, daß sie ihm schon deshalb hätte gram sein können. Aber dieser Mann hatte es zugleich gewagt, sie verächtlich zu behandeln, sie zu durchschauen und sie haßte ihn so bitter für diese Behandlung, daß sie um den Preis der Rache, selbst ihre Sicherheit gefährdet haben würde.

Sie hatte lange Zeit nachgegrübelt, wie sie den Assessor packen sollte, und sie konnte mit ihren Plänen nicht einig werden. Endlich beschloß sie, ihre Aufmerksamkeit zuerst dem Nächsten zuzuwenden, dem Assessor in's Herz zu schneiden. Und ihr Messer war haarscharf, sie schrieb an Rosa:

Mein Fräulein, Sie werden an Ihrem achtzehnten Geburtstage von einem Ihrer Pathen ein Medaillon mit einem Bilde erhalten. Es stellt die Sterbestunde Ihrer unglücklichen Mutter dar. Der gute, verschollene Meinhold hat es gezeichnet, der Assessor hat es unter seinen Papieren gefunden, und rechnet nun mit Sicherheit darauf, durch dieses allerdings überraschende Geschenk eine mächtige Wirkung auf Ihr Gemüth hervorzubringen und Sie so zu

gewinnen. Und dennoch liebt der Assessor eine Andere! — Eine unbekannte, jedoch theilnehmende Freundin warnt Sie also, hüten Sie sich vor diesem arglistigen Geschenk. O, Sie kennen diesen Narren, diesen Hals-Verrückten, diesen Assessor nicht! — Fliehen Sie ihn — es würde Sie sonst aufrichtig betrauern

Ihre unbekannte Freundin.

Die Bremer zweifelte nicht, daß dieser Brief seinen Eindruck nicht verfehlen würde, sie glaubte mit Bestimmtheit, daß Rosa das Geschenk des Assessors nicht annehmen würde, denn sie war davon sehr gut unterrichtet, daß Beide seit jener letzten Ueberraschung nicht wieder zusammengekommen waren. Ueberhaupt stimmte des Assessors damaliges Benehmen so ungemein gut mit der Lüge überein, die sie dem Mädchen vorgetragen und mit der Rolle, welche sie dem Assessor zugetheilt hatte, daß Rosa wohl kaum an der Wahrheit ihrer seltsamen Mittheilung über die Verliebtheit des Assessors zweifeln konnte.

Den Brief siegelte sie jetzt zierlich zu und legte ihn zufrieden lächelnd auf ihren Arbeitstisch. Morgen sollte er abgesendet werden. Sie hatte ihn mit veränderter Hand geschrieben.

Darauf trat die Bremer an die schwere, kleine, eiserne Kiste. Sie stand so fest und mit ehernen Beinen da, wie ein Fluch, wie ein Unglück, das nicht weichen will. Und die Bremer lächelte und lächelte immer, wenn sie diese Kiste ansah. Ja, sie enthielt Gold und Geld, aber ein Fluch ruhete darauf für jeden unrechtmäßigen Besitzer.

Man hatte in Schnahses Wohnung bei einer nochmaligen sehr strengen Haussuchung eine Menge Schlüssel gefunden, die zu keinem Schlosse paßten. Man hatte ihn über diese Schlüssel auszuforschen versucht, aber von ihm nichts erfahren können. Auch den Schlüssel zu der Geldkiste, in welcher Meyers Geld aufbewahrt war, hatte man gefunden, und Niemand hatte eine Ahnung davon.

Die Bremer hatte hieran wohl gedacht, und sie hatte daher die Kiste sprengen lassen. In dieser Nacht wollte sie das Geld herausnehmen, und das Schloß der Kiste vernichten. Wo sie das Geld selbst unterbringen sollte, damit war sie mit sich selbst noch nicht einig. Aber sie hegte sich vorläufig an seinem Glanze.

Es wurde spät. Die Flammen waren schon ausgelöscht, im Lokale war es ganz stille geworden, Mamsell Gumpels Nachfolgerin hatte ihr Büffet, und Theodor das Billard verlassen — die Bremer saß noch immer und zählte.

Es iſt merkwürdig! — Dieſe Frau hatte mit dem Böſewichte Schnahſe ſonſt eben keine Aehnlichkeit — in dieſem Momente aber, trat ein ſeltſamer Zug nach dem andern in ihrem Antlitze hervor, welcher ihr Portrait dem ſeinigen auf das Frappanteſte ähneln ließ. Die Schminke ihrer Wange verblich, die Runzeln machten ſich auf die unverſchämteſte Weiſe bemerkbar, ſie verkniff die Lippen, das Geſicht wurde lang und ſchmal, es lag eine häßliche, dämoniſche Habgier in ihrem ganzen Weſen. Und als nun gar die falſchen Locken ſich löſten und das graue Haar über die Stirn fiel, als ihre Züge die künſtleriſche Friſche einer raffinirten Toilette verloren, und das gekünſtelte, affectirte Lächeln verſchwunden war, da zeigte ſie ſich in ihrer wahren, nackten Wirklichkeit, eine alte, abgelebte, häßliche Matrone.

Madame Bremer warf in einem ſolchen Zuſtande der Ermattung und Abſpannung nicht gern einen Blick in den Spiegel. Aber ſie ſaß ihm faſt gegenüber und that es von ungefähr. Und wie erſchrak ſie über ihr eigenes Bild. Sie ſchauderte zuſammen. Sie kam ſich vor, als habe ſie ſo eben Toilette gemacht, nicht für den jungen Tag — nicht für die ſüße Nacht — für den Tod. Sie glaubte nichts als ihren eigenen Schatten zu ſehen, und doch war ſie mit allen ihren Mängeln ſo ſehr vertraut, daß ſie ſolche durch eine äußerſt geſchickte und ſorgfältige Toilette zu verdecken ſtrebte! Aber ſo wie heute, wie jetzt, hatte ſie ſich noch niemals geſehen und ſie hatte Muth genug, ihrem Bilde einen drohenden Blick zuzuwerfen und zu rufen: Hinweg Scheuſal! —

Wie viele hübſche und junge Männer kann ich mir von dieſem Gelde kaufen, ſagte ſie dann, und wühlte wieder in der Kiſte, welche Schmeicheleien werde ich dafür hören können! Wie viel Erbärmlichkeit, Lüge und Gemeinheit der Männer, welche ſtolz thun, und Weibern, die ſie nicht kennen, gegenüber Helden- und Tugendrollen ſpielen, werde ich ſehen! Wie werden ſie ſich zu meinen Füßen krümmen, mich anbeten als die holdeſte der Frauen. Und wie würde ich mich über ſie luſtig machen! — Und das Alles mit dieſem Gelde! — Armer, närriſcher Schnahſe, Du hatteſt eigentlich Recht, eine Verbindung zwiſchen uns war ſo unnatürlich nicht, wenn Du nur nicht immer ſo äußerſt altmodiſch gekleidet geweſen wäreſt! Du verdienteſt wahrlich mehr Beachtung, als die jungen Süßlinge, welche mich auf den leiſeſten Klang meines Goldes umflattern und umlagern werden.

In dieſem Momente wurde geklingelt, die Bremer ſprang auf. Noch

so spät rief sie, ich kann jetzt unmöglich Jemanden empfangen, wer es auch sei.

Mit diesen Worten öffnete sie die Thüre ihres Zimmers und horchte, es wurde noch einige Mal und sehr heftig geklingelt. Die Bremer warf abermals einen prüfenden Blick in ihre Stube zurück und in den Spiegel. In ihrem jetzigen Zustande konnte sie sich von Niemanden sehen lassen. Leise wollte sie so eben wieder in ihr Schlafkabinet zurücktreten, da vernahm sie ganz dicht hinter sich ein Geräusch und eine jugendliche Stimme rief:

Na, machen Sie nur uff, schöne Frau, es ist der Herr Assessor.

Und mit diesen Worten huschte ein junger Bursche an ihr vorüber und öffnete blitzschnell die Thür, eine Minute später sah die Ueberraschte den verhaßten Assessor vor sich stehen.

Dort liegt das Geld, rief jetzt der Bursche, auf die Kiste deutend, und ich wette, daß mein Meister darauf wetten wird, daß Herr Schnahse es hier hineingelegt. Sie hat sich viele Mühe gegeben, das Schloß zu vernichten, und ich habe sie auch den Namen Schnahse mehrere Male leise beten hören. Wilhelm, ist das nicht sehr eklig? — würde mein Meister sagen. Ja, das ist sehr eklig, Herr Assessor.

Und mit einem höchst schlauen Lächeln setzte sich der Bursche auf die Schwelle der Thüre und sah so behäbig bald auf die entsetzte Frau, bald auf den Assessor, als habe er das Wünschenswertheste im Leben erreicht. Die Bremer hatte auch den letzten Rest ihrer Besonnenheit verloren. Vor einem Manne und zumal vor dem Assessor in einem solchen Aufzuge zu stehen, so baar aller Gleißnerei, ein altes, häßliches, runzliches Weib, aller Toiletten-Künstelei entkleidet, das war zu viel! Jeder andere Gedanke wich vor diesem einen zurück. Was dieser Ueberfall bedeuten sollte, darüber entsetzte sie sich nicht. Ihr galt es nur, ihre verletzte Eitelkeit zu retten. Sie löschte das Licht aus. Grabesdunkel umgab sie — und so — ungesehen von dem Assessor, konnte sie sich wieder sammeln.

Aber der Bursche schien Alles überlegt und vorgesehen zu haben, ehe sie sich dessen versah hatte er einen Wachsstock angezündet und beleuchtete wie ein Kobold die entlarvte Frau. Sehen Sie, Liebste, sagte er, Einer lernt vom Andern, Mamsell Gumpel hat's von Schnahsen gelernt, und ich von ihr, daß man horchen muß, wenn man was Gutes sehen und hören will. Na, einen Gruß von Mamsell Gumpel, meiner zukünftigen Frau Meisterin.

Und greinend setzte sich der Bursche abermals auf die Schwelle, während der Assessor mit dem Wachsstock an die Kiste herangetreten war. Ein Blick, ein Griff genügte ihm. Er schlug die Kiste zu, und sagte weiter nichts als: geh', Wilhelm!

Wilhelm rieb sich so vergnügt die Hände, als wenn ihm der Assessor den goldenen Inhalt der Kiste geschenkt und verschwand mit Blitzesschnelle.

Jetzt befand sich die Bremer dem verhaßten Assessor allein gegenüber.

Madame, sagte der Assessor nach einer Pause tödtlichen Schweigens, setzen Sie sich, wir wollen ein wenig mit einander plaudern.

Es ist allerliebst von Ihnen, versetzte die Bremer, welche ihre Fassung wieder errang, Sie wollen, wie billig Revanche üben. Nachdem ich mich mühsam in Ihrer Wohnung wie die Herrin benommen habe, spielen Sie jetzt in der meinigen den Haustyrannen. Plaudern Sie immer hin, ich werde indessen wieder Toilette machen, da ich wohl auf's Zubettegehen, aber nicht auf einen Besuch vorbereitet bin.

Und die Bremer setzte sich, den Rücken dem Assessor zugewendet, an ihren Toilettentisch, um ihre Wangen von Neuem zu übertünchen, das falsche Haar, den falschen Busen wieder anzulegen. Sie hatte das Licht so geschickt hingestellt, und ihren Kopf dergestalt mit einem Tuche bedeckt, daß sie trotz der Gegenwart des Assessors ziemlich ungenirt ihre Toilette hätte machen können.

Aber der Assessor störte sie.

Er setzte sich ihr gerade gegenüber, stellte das Licht so, daß ihm auch keiner ihrer Züge entging und sah sie starr und unverwandt an.

Sie sind abscheulich, sagte die Bremer, und affectirte den Unwillen einer jungen Dame, die etwa von ihrem Bräutigam geneckt wird.

Lassen Sie das; entgegnete der Assessor — für wen wollen Sie Toilette machen? — In der Stadtvogtei würden alle Ihre Reize keinen Eindruck ausüben. Sparen Sie Ihre Zeit und erklären Sie sich rasch: wollen Sie den Raub dort im Kasten mir sofort übergeben? —

Den Raub! rief die Bremer mit erkünstelter Entrüstung. Mein Herr, es ist zu Ende, ich habe ihre Seltsamkeiten, weil ich Sie als einen Sonderling kenne, mit guter Laune aufgenommen, wollen Sie mir aber Sottisen sagen, dann, mein Herr — sehen Sie, dort ist die Thüre.

Und die Bremer erhob sich und schien in ein anderes Zimmer flüchten zu wollen, aber der Assessor hielt sie fest.

Hier bleiben, sagte er kurz, spielen Sie keine Komödie mehr mit mir,

ich applaudire wirklich nicht, und Niemand mehr. Daß Sie es wissen, seit acht Tagen werden Sie auf allen Ihren Tritten und Schritten durch mich und meine Helfershelfer genau beobachtet. Sie sind entlarvt. Sie haben mit dem elenden Schnapse ein Complott gegen drei Männer gestiftet, welche sich leider haben verleiten lassen, Sie in ihr Vertrauen zu ziehen. — Die Leidenschaft hat den Hauptmann und mich geblendet. Sie haben wie eine kluge Frau Ihren Calcül gemacht. Es läßt sich nichts dagegen sagen. Sie haben ein Werkzeug haben müssen, und es macht Ihrem Scharfsinne Ehre, daß Sie einen solchen Lump wie Schnapse für sich gewonnen. Ihre Wahl war glücklich. Es ist Alles vortrefflich gelungen — und ich gratulire Ihnen dazu.

Der Assessor hatte so ruhig mit einem solchen Schein von Gleichmuth und Aufrichtigkeit gesprochen, daß die Bremer einen Augenblick an ihm irre wurde, sie entschloß sich aber keineswegs, die Komödie aufzugeben, sondern entgegnete:

Sie kommen gewiß aus irgend einer fröhlichen Gesellschaft, mein Herr Assessor, und werden wahrscheinlich Morgen nicht mehr wissen, was Sie mir so eben gesagt; sollten Sie sich aber dessen erinnern, dann werde ich — verlassen Sie sich darauf — Revange von Ihnen fordern, obgleich ich ein Weib bin.

Und abermals versuchte sie ihre Toilette zu ordnen.

Der Assessor aber hinderte sie wiederum.

Bitte, lassen Sie doch das, entgegnete er, Sie gefallen mir so besser, in dieser Gestalt sind Sie mir neu, und der Anblick ist mir wahrhaft wohlthuend. Sie glauben das wirklich nicht? — Nun, ich will Ihnen auch sagen warum. In dieser Gestalt, in welcher Sie sich jetzt zeigen, erkenne ich Sie erst. Ich schäme mich nicht mehr, daß ich mich habe betrügen lassen, Ihre Larve ist zu geschickt, zu undurchdringlich selbst für ein geübtes Auge. Sie sind ohne Zweifel eine talentvolle Frau, Sie werden sich ewig dessen rühmen können, daß Sie den Assessor Brandon getäuscht, daß Sie ihn am Narrenseil geführt, wie ein Kind. Ja, wahrhaftig, ich gratulire Ihnen nochmals sehr aufrichtig dazu.

Aber Sie werden mich doch hier nicht hindern wollen, rief die Bremer jetzt und versuchte sich gewaltsam zu erheben, von meinem Eigenthum Gebrauch zu machen?

St! Ruhig! versetzte der Assessor. Was ist hier Ihr Eigenthum, Madame? — Es ist Alles erborgt, erlogen, erschwindelt und gestohlen. Ihr Eigenthum? — Wohl, diese Runzeln hier sind Ihr Eigenthum.

Voila tout! — Bleiben Sie ganz ruhig sitzen. Wir sind unter uns, und wir werden uns sehr bald verständigen. Sie sind zu klug, um guten Rath auszuschlagen. Der Meinige ist der, machen Sie keine Façon, geben Sie den Raub heraus, den Schnabse bei Ihnen wahrscheinlich deponirt hat. Nur deponirt, hören Sie? Sie sind keine Diebin, nicht einmal eine Hehlerin. Freilich wußten Sie, daß Schnabse wegen Diebstahl und Einbruch in Untersuchung sitzt. Freilich wußten Sie, daß er Ihnen eine bedeutende Summe übergeben hat. Freilich haben Sie mit ihm Vertrag über die Theilung gemacht, nachdem sie ihm die Opfer zur Ausbeutung überwiesen. Gratulire! Es ging Alles erwünscht, nur ich wollte mich nicht so leicht in ihr goldenes Netz fangen lassen. Aber beinahe doch. Freilich, freilich — das ist Alles wahr. Aber glauben Sie mir, ich bin mit dem jus vertraut, ich bringe Sie durch, unbeschädigt, unberührt an Ihrem guten Rufe — aber nur ich — und sonst kein Gott selbst. Wählen Sie rasch. Unbedingte Herausgabe des Raubes, und zwar sofortige — oder ein Lump und jener kleine Bursche, der unten meines Rufes gewärtig ist, und der Ihnen Todfeindschaft geschworen, weil Sie die Gumpel fortgejagt, macht einen kurzen Gang — und wer dann hier eintritt, wird Sie in's Zuchthaus führen. Jetzt gebe ich Ihnen funfzehn Minuten Bedenkzeit — aber, ich bitte nochmals — legen Sie keine Hand an Ihre Toilette, denn ich dulde es nicht.

Und der Assessor sah auf seine Uhr und rückte dann von der Bremer fort, ohne ein Wort zu sprechen.

Diese hatte bisjetzt, so heftig die Gefühle auch waren, die in ihr tobten, keine Miene verzogen. Jedes Wort des Assessors schnitt tief in ihr Inneres ein, aber sie blieb regungslos und gleichgültig wie der Assessor sitzen. Die funfzehn Minuten verstrichen.

Der Assessor sah sie an.

Sie saß wie eine Leiche.

Besonnen? fragte er.

Es erfolgte keine Antwort.

Der Assessor schritt bis an die Thüre. Aber bevor er öffnete, blickte er sich noch einmal um, und wiederholte seine Frage:

Besonnen? —

Ein entsetzliches Lachen antwortete ihm. Entsetzlicher war die Scene, die darauf folgte. Die Bremer erhob sich wie eine Furie, aber sie drückte ihre Wuth im Lachen aus. Sie fiel dem Assessor um den Hals, und grub ihre Nägel in sein Fleisch. Ein heftiger Krampf schüttelte sie. —

Der Assessor ächzte und keuchte, so mühsam wurde es ihm, sich von ihren würgenden Händen zu befreien. Endlich schüttelte er sie ab und schleuderte sie zur Erde nieder. Aber sie lachte noch immer fort, der Schaum trat ihr vor den Mund, dann verdrehte sie entsetzlich die Augen und stierte den Assessor Grausen erregend an.

Der Assessor wandte sich schaudernd von ihr ab. Er verließ ihr Zimmer und wartete in einem Nebenkabinette länger als eine halbe Stunde, dann kehrte er zurück. Die Bremer kam ihm in voller Toilette, galant, höflich, unbefangen wie immer, und als wäre nicht das Geringste vorgefallen, entgegen, und sich auf ihre gewöhnliche graziöse Weise verbeugend, sagte sie lächelnd:

Mein lieber Herr Assessor, Sie haben mich in einem goldenen Netze gefangen, nehmen Sie das Netz, daß ich wieder frei werde. Es ist in der That entsetzlich, wie blind die Leidenschaft machen kann.

Und mit diesen Worten setzte sie sich, auf die Geldkiste deutend, auf's Kanapé, nahm ein Buch zur Hand und las.

Der Assessor aber rief Wilhelm, flüsterte diesem einige Worte zu, und bald darauf erschienen ein paar Männer, welche die Kiste in aller Stille auf einen Wagen brachten.

Am Morgen stand sie, ein fürchterliches corpus delicti gegen den Bösewicht Schnabse, auf der Stadtvogtei.

Viertes Kapitel.

Schnabse im Gefängnisse.

Es war Mitternacht. In der Stadtvogtei, in diesem großen Käfige, in welchem so viele Hunderte, mitten im Gewühle der Stadt, begraben sind, ja, in dem großen Kirchhofe Lebendig-Todter, wo das menschliche Leben bis zur thierischen Willenlosigkeit herabgesunken ist, wo Schloß und Riegel und die Gewalt der Büttel — die Selbstbestimmung des freien Mannes vertritt, wo das Gesetz siegreich und strenge mit eisernem Tritte einherschreitet, und das Verbrechen sich beugt wie Rohr unter seiner

Allmacht — auch in diesen großen friedlosen Friedhof hatte sich die Nacht mit unheimlichem Dunkel eingeschlichen, die Gefangenen auf's Stroh gescheucht, die letzten Seufzer unterdrückt, die letzten Rufe verstummen gemacht, und das Todte dem Lebendigen oder jenes diesem gleichgemacht.

Ihr hält nicht immer Recht, ihr Moralisten, auch das schlechteste Gewissen vermag sich im süßen Schlummer zu betäuben. Die Sonne scheint den Guten, wie den Bösen, die Nacht ist der Lethe für Unschuld und Verbrechen, eine alliebende Mutter pflegt, wärmt, nährt und erquickt die Natur an ihrem Busen die mißrathenen und die guten Kinder.

Tretet an das Lager, an welches wir so eben getreten, um einen alten Bekannten aufzusuchen. Wir vermutheten ihn wachend, schlaflos, verstört zu finden — aber er schläft so ruhig und fromm wie der Gerechten Einer.

Und unter seinem Kopfkissen liegt eine Bibel. Und in seinem rechten Arme hält er ein Kreuz, und in seiner Linken liegt ein Gesangbuch. So schläft Schnatze in seinem Gefängniß.

Es ist unsere Aufgabe, nicht den Empfindungen unserer Leser zu schmeicheln oder den schwachen menschlichen Gefühlen, welche Genugthuung, Sühne für jedes Verbrechen erheischen. Wir müssen es sagen, daß der Heuchler, der Bösewicht Schnatze in diesem Augenblicke allen menschlichen Gesetzen unerreichbar war. Er hatte sich Wahrheit angelogen dieser Mensch, er hatte sich in einen pietistischen Wahnsinn eingeschraubt, er, auf dessen Gewissen ein Mord lastete, der die Armuth unzählige Mal um ihr Almosen betrogen, der hielt sich jetzt für ein Opfer von Kabalen und Intrigen und suchte sich für die Niederträchtigkeit der Welt beim Evangelium und beim Kreuze Trost.

Wie? hatte Schnatze wirklich Alles vergessen, was er begangen? Oder trieb er die so gut einstudirte Heuchelei bis zur letzten äußersten Consequenz? — Schnatze hatte nichts vergessen und er war — kein Heuchler mehr. Warum sollte er heucheln? — Er hatte sich aufgegeben. Sein Spiel war verloren, er wußte es, daß das Geld gefunden worden war, die Bremer hatte es freiwillig ausgeliefert, der Schlüssel prangte gegen ihn. Er vermochte nichts mehr zu leugnen. Nur den Mord konnte man ihm nicht beweisen. Schnatze gestand aber selbst dieses Factum zu, er legte ein Bekenntniß ab, so ausführlich, so klar, wie man es nur wünschen konnte — aber er fand in allem seinen Thun nichts Unrechtes, es gab keine Missethat, deren Berechtigung er nicht aus der Bibel bewiesen.

Er hatte Alles, was er verübt, im heiligen Zorn gethan. Er hatte den Moralischen gestürzt, weil er sich nicht bessern wollte, er hatte den großherzigen Meyer berauft, weil er sein Gut nach seiner Meinung so wenig für die Kirche verwandte, weil er schlechte Instituten unterstützte. Und wo er einen Betrug begangen hatte, da hatte ihn ein heiliger Spruch geleitet und war sein sicherer Leitstern gewesen. Wie die Juristen die Pandecten, so glossirte Schnatze die Bibel auf die talmudistische Weise! — Welch' ein Gregen der VII. wäre Schnatze vielleicht unter ähnlichen Verhältnissen geworden! —

Auf diese Weise schuf sich der Elende seinen Kerker gewissermaßen zu einer Klause um. Er betrachtete sich wie einen Einsiedler, welcher von der sündigen Welt Abschied genommen und in Zurückgezogenheit frommen Betrachtungen lebte. Ja, das System, die Welt, in welche sich dieser Mann hineinlog, war in der That erstaunenswerth. Ein Bösewicht, ein Mörder, hielt er dennoch starr und unerschütterlich an dem Glauben fest, daß er ein tadelloser und gerechter Mensch sei. Wahrlich ein denkwürdiger Wahnsinn, sich am Eingange der Hölle den Himmel vorzulügen! —

Den Aerzten der Gefangenanstalt war Schnatze ein psychologisches Wunder, dem Leser, welcher diesen Mann in so vielen Verhältnissen kennen gelernt, ist er es nicht. Er würde nicht im Geringsten erstaunen, diesen Mann ruhig schlafen zu sehen, er würde sich nicht wundern, träte er in sein Gefängniß und betrachtete ihn einen ganzen Tag. Wie er Morgens aufsteht und mit Inbrunst betet, wie er seine Mitgefangenen um sich versammelt, ihnen aus der heiligen Schrift vorliest. Wie er ihnen die göttliche Offenbarung deutet, ihnen Moral vorpredigt und sie wirklich ungemein erbaut. So zu Herzen konnte kein Geistlicher sprechen, so vermochte der gewandteste Kanzelredner seine Zuhörer nicht zu rühren, und wem hätte es einfallen sollen, ihn für einen Verbrecher zu halten, wenn er sah mit Begeisterung die heilige Schrift erklärte.

Und war es nicht eine Blasphemie, welcher nur die bis zum Wahnsinn gesteigerte Heuchelei fähig war, wenn dieser Mensch die erschütternden Worte des großen, heiligen Dulders auf sich anzuwenden vermochte:

Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.

Welche Strafe hätte ein menschliches Gesetzbuch für einen solchen Sünder ausgesonnen vermocht? — Er war unantastbar. Selbst das

Schwert des Nachrichters wäre ein Triumph für ihn gewesen. Aber es kam nicht dazu. Er wurde wirklich und mit Recht für wahnsinnig erklärt. Seine Geständnisse selbst fanden keinen Glauben, denn er war in eine Manie, sich alle möglichen Verbrechen anzurichten, verfallen. Er wollte durchaus ein vollkommener Teufel gewesen und nur durch Gottes Gnade wieder zum Engel erhoben sein. Konnte der Teufel in eine schlauere Heuchelei verfallen?

Wie das Leben dieses Menschen, so war auch sein Tod höchst eigenthümlich. Das Erkenntniß lautete nämlich auf eine langwierige Gefängnißhaft, und Schnabse setzte sein Benehmen, wie er es in der letzten Zeit seiner Untersuchungshaft gezeigt hatte, auch dann noch fort. Da ihm alle Gelegenheit zum Verbrechen fehlte, raffinirte er in Vervollkommnung seines Systems der Heuchelei und Frömmelei. So gelang es ihm einmal zu entfliehen. Er begab sich nach dem Thiergarten in ein öffentliches Lokal — bettelte und kehrte mit der empfangenen Gabe in sein Gefängniß zurück. Er habe auch einmal wieder etwas für die Nothleidenden thun wollen, sagte er. Dann nahm er Geißelungen an sich. Er war hierin so sinnreich, daß ihm alle Wachsamkeit der Gefängnißbeamten nicht der Mittel, sich zu zerfleischen, berauben konnte.

Zuweilen fastete er halbe Wochen lang. Ein solches Leben hielt er natürlich nicht lange aus, eines Morgens fand ihn der Gefangenwärter todt auf harter Erde, das Kreuz im Arm, die Bibel neben sich, blutstarrend aus tiefen Wunden, und auf seinen convulsivisch verzerrten Lippen schienen die Worte jenes großen historischen Heuchlers zu schweben:

Ich habe meine Rolle gut gespielt. — **Klatscht Beifall!**

Fünftes Kapitel.

Der achtzehnte October.

Der verhängnißvolle Tag war aufgegangen. Er hatte eine so herbstlich feierliche Miene angenommen, als müßte er ein heiliger Tag für

Jedermann ſein. Mit welchen Empfindungen begrüßten ihn die Millionen Menſchen, die er zum Leben wachrief? Welche Erinnerungen, welch Hoffnungen, welche Befürchtungen, banges Ahnen und freudiges Erwarten brachte er ihnen? — Ach — wäre dieſer Tag nicht gekommen für viele, viele in dem wogenden Menſchenſee, und wäre er nicht gegangen für Andere, denn gar wunderbar brachte er dieſem Freude und Glück, jenem Kummer und Sorge. — Welch' ſonderbare Geſchicke ging mit der milden Sonne dieſes achtzehnten October für dieſe Millionen wache Herzen auf! —

Aber von einem Herzen wiſſen wir ganz gewiß, daß es wehmuths- und betrübt dem jungen Tag in's geſtrenge Antlitz ſchaute, daß es mit bangem Zagen zum Himmel aufblickte, den das Geſchick des Tages für jeglichen geheimnißvoll umhüllte. So war noch niemals eine Braut erwacht — liebend den Verlobten, bangend vor ſeiner Liebe. Mit ganzer Seele hängend an dem Bräutigam — fürchtend ihm jemals ganz anzugehören. Von ihrer Stube aus konnte ſie die Kirche ſehen, in welcher ſie dereinſt getraut werden ſollte. Und ſie blickte auf des Thurmes grün Himmel ſtrebende Spitze, und ihr frommes Herz folgte dieſem ehernen Fingerzeige eines unerſchütterlichen Glaubens:

Vertraue auf Gott! —

Es war eine ernſte Prüfung, welcher ſich Roſa am Abende zuvor, unter dem flimmernden Stern, welchen ſie Ottiliens Geſtirn nannte, unterworfen hatte. Noch war es Zeit. Noch konnte ſie ihren Pathen ſagen: Gebt mir mein Wort zurück. Sie hätten es gethan, daran zweifelte ſie nicht einen Augenblick. Aber ſie wußte es, was ſie um ſie in der letzten Zeit gelitten, obwohl ſie keine Mittheilungen erhalten. Aber ſie wußte laß Alles. Roſa hatte einen ahnungsvollen Geiſt, da ſie ſo wenig für ſich und immer für Andere lebte und ſann, bedurfte ſie nicht vieler Mittheilungen. Sie verſtand zu gut das Leben derjenigen, die ſie liebte.

Wäre ſie vor einem Jahre ſo erfahren wie heute geweſen, ſie hätte unbedingt ihr Wort zurückgenommen. Heute war es zu ſpät. Nach ſo vielen Leiden, nach ſo vielen Qualen, die ſie ihren Pathen durch ihre kindliche Hingebung, wenn auch willenlos, zugezogen, glaubte ſie um keinen Preis zurücktreten zu dürfen.

So ſehr ſie aber auch alles überdacht und durchdacht hatte, ſo blieb ihr doch ein Punkt ein dunkler, unaufklärbarer Gegenſtand. Sie begriff und verſtand den Hauptmann und den biedern Meyer ſehr wohl, aber —

und das betrübte sie sehr, das Benehmen des Assessors vermochte sie sich nicht zu enträthseln. Er liebte eine Andere, liebte sie, so mußte sie doch glauben, innig und treu, und dennoch — freite er um sie? —

Aber Rosa war ein Mädchen, das unerschöpflich darin war, den Handlungen der Menschen lautere und edle Motive zu unterbreiten, und so beruhigte sie sich auch über diesen, für sie noch dunklen Punkt, und als sie sich angekleidet und gebetet hatte, da gewann ihr Antlitz wieder den Ausdruck der sinnigen, sanften und milden Ruhe, welche ihr Wesen charakterisirte.

So ging Rosa der Stunde der Entscheidung entgegen.

Und ihre Pathen? Mit welchen Empfindungen sahen sie den längst ersehnten und zugleich gefürchteten Tag anbrechen?

Meyer war so feierlich gestimmt, als habe er in einer Kirche betend übernachtet, er war still und nachdenklich. Jakob konnte an diesem Morgen die ärgsten Böcke begehen, und Meyer sah sie nicht. Und Jakob hatte diese Stimmung seines Herrn natürlich gleich weg, ja Jakob wußte sie sogar voraus, denn er war am Morgen mit dem Ausrufe erwacht:

Na, heute endlich sind wir am rothen Kalenderstrich. Das ist der beste Tag im Jahr für mich, kann ich wohl sagen. Denn heute kann ich meinem Herrn den Kaffee durch die Nachtmütze trichtern, ohne daß er etwas dagegen hat. Am achtzehnten October ist allemal mein freiester Tag im Jahre.

Aber trotz dieser Erfahrung war Jakob doch nicht wenig erstaunt und überrascht. So hatte er seinen Herrn noch nie, selbst an einem achtzehnten October nicht, gesehen. Das ging weit über seine Erwartungen hinaus. Jakob wurde so verwegen, wie ein experimentirender Arzt, der Gott weiß wie viele Dosen Gift einnimmt, um die Wirkung der Gegengifte zu erproben. Er machte es wirklich arg. Er schwatzte und raisonnirte immer zu, er sprach von der verstorbenen Baldrian und von der gegenwärtigen, rühmte ihren Charakter und das Lebensglück, in welches sie den „Dicken" versetzt und ließ es sogar nicht ganz undeutlich merken, daß es am Ende nicht so übel gewesen wäre, wenn sie statt Madame Baldrian, Madame Meyer geworden wäre. Ja, Jakob ging in seiner Verwegenheit noch weiter, er ließ sich sehr weitläufig über die Mitglieder des Frauenvereins zur Veredlung der Seele und des Herzens aus, und betonte namentlich das Fräulein Hammerbein sehr, wobei er dann nicht zu erwähnen vergaß, daß, wenn ihn irgend etwas in seinem Leben gereue, es die Abbitte sei, die er auf Meyers Geheiß, ihr geleistet,

und, daß, wenn ihn irgend etwas in seinem Leben noch ganz besonders erfreuen könnte, es nur die Gelegenheit sein würde, ihr nochmals eine Ohrfeige zu geben, die keine Abbitte, selbst nicht einmal eines baarfuß auf auf Erbsen Knieenden, zuließe. Und auch dagegen sagte Meyer kein Wort. Er schien vielmehr dem plaudernden Jakob mit einer inneren Genugthuung zuzuhören, als thue es ihm wohl, auf diese Weise an die bittern Kämpfe des vergangenen Jahres und an Alles was er so muthig erduldet, erinnert zu werden. Auch von dem Moralischen sprach Jakob und zwar mit einer Ueberhebung, und einer Lebrede auf seine unvergeßlichen Dienste in dieser Sache, die wirklich klassisch war. Namentlich konnte er nicht umhin zu sagen, daß seine scharfe Augen auf den ersten Blick den Moralischen an seinen langen Vatermördern, und den „Frommen" — anders nannte er den bereits verstorbenen Schnapse nicht — an seinen blanken Stiefeln und dem fuchsrothen Hute erkannt hatten, und daß er sich doch wirklich, könne er wohl sagen, über eine Kurzsichtigkeit wundern müsse, die sonst ganz passabel gescheidte Leute in dieser Sache an den Tag gelegt.

Bei dieser Bemerkung blinzelte Jakob nach seinem Herrn hin, um die Wirkung wahrzunehmen, aber Meyer that, als habe er gar nichts gehört, und Jakob schüttelte höchst bedenklich den Kopf. Er konnte diese Widerspruchslosigkeit seines sonst so aufmerksamen Herrn nicht länger ertragen und sagte, indem er vor ihn hintrat:

Herr Meyer, ich hoffe, daß der Scorpion keine Tarantel ist.

Meyer sah seinen Diener mit seinen großen Augen sanft und gelassen an und schwieg.

Nein, keine Tarantel ist, fuhr Jakob fort, kann ich wohl sagen, sollt ich meinen. Und wenn ein solcher Scorpion auch ein wenig sticht, den Stich möcht ich haben, kann ich wohl sagen, auf welcher Stelle auch immer. Und ich würde wirklich nicht so melancholisch werden, wie Sie, und wenn meinetwegen jeder Tag, der achtzehnte dieses wäre, und Verfalltag aller Wechsel, die in der Welt jetzt herumlaufen, und Zahltag für alle Schulden, die in Meister Breses und in allen andern Schuldbüchern stehen, und wenn ich ganz allein das Alles bezahlen müßte, und ich hätte doch keinen rothen Dreier dazu, da würde ich mich doch nicht grämen über einen solchen Scorpionstich.

Du hast doch den Herrn Assessor recht verstanden, fragte Meyer jetzt, ohne jedoch aufzublicken, er hat Dir gesagt, daß er mich heute um 9 Uhr erwarten würde? —

Punkt 9 Uhr, und er sah bitterböse dabei aus.

Bringe mir mein Zeug, Jakob.

Jakob befolgte den Befehl seines Herrn und half ihm beim Ankleiden, ohne daß er schweigsamer oder Meyer gesprächiger geworden wäre. Jakob schien sich aber vorgenommen zu haben, seinen Herrn auf jede Gefahr hin seiner vermeintlichen Melancholie zu entreißen. Er übersichte seinem Herrn das Beinkleid umgewendet, und Meyer fuhr wirklich hinein, ohne es zu bemerken, bis ihn Jakob lachend auf die nach außen hängenden Taschen aufmerksam machte.

Sie stecken mich sehr an, kann ich wohl sagen, bemerkte er dazu, wir sind Beide heute sehr zerstreut.

Mit den übrigen Kleidungsstücken ging es nicht besser, aber sein Meisterstück von Geduldprobe legte Meyer beim Anziehen des Rockes ab. Es war, als wenn die Aermellöcher plötzlich zugewoxen gewesen wären, denn sie blieben wohl zehn Minuten lang unauffindbar, aber nicht die kleinste Bemerkung über Jakobs Ungeschicklichkeit kam über seine Lippen.

Nun war Meyer zu Jakobs größtem Verdruß endlich fertig. Es war nun schon fast halb neun Uhr, und noch wußte er nicht, was sein Herr seiner Pathe zu ihrem Geburtstage schenken wollte. Er hatte sich schon seit acht Tagen überall ganz genau nach dem Gegenstande umgesehen, er hatte am gestrigen Abende die sorgfältigste Nachsuchung gehalten. Kein Paket, welches während dieser Zeit für seinen Herrn abgegeben wurde, hatte er ununtersucht gelassen, ja, selbst in die Taschen seines Herrn hatte er sich einen verstohlenen Blick erlaubt, aber vergebens. Und das eben war ihm so unerklärlich, diese geheimnißvolle Stimmung seines Herrn verursachte ihm Mißbehagen, und da er sah, daß sein Herr sein Schweigen durchaus nicht brechen wollte, platzte er endlich mit den Worten heraus:

Na, ich sehe wohl ein, heute werden Sie noch vergessen, dem Scorpion mit dem rothen Strich sein Präsent zu überreichen. Ich wollte Sie nur höflichst daran erinnert haben. Denn Ich habe eigentlich noch nichts davon gesehen. Und ich bin sehr neugierig darauf, ob es mir gefallen wird, kann ich wohl sagen.

Es wird Dir gewiß gefallen; versetzte Meyer hochmüthig.

Das glaube ich auch, entgegnete Jakob, aber man müßte es doch sehen, bevor man sein Urtheil darüber abgeben soll.

Ich bin Deines Urtheils gewiß, sagte Meyer. Um drei Uhr Jakob, erwartest Du mich hier. Bestelle um diese Zeit die Kutsche.

Meyer ging und Jakob machte ein sehr unmuthiges Gesicht. Um sich für die erlittene Kränkung — denn dafür nahm er die Schweigsamkeit seines Herrn — einigermaßen zu revangiren, zog er seinen Hausrock aus, und den Schlafrock seines Herrn an, nahm aus dessen Cigarrenliste eine feine Cigarre heraus, zündete sie an, ließ sich dann in den Lehnstuhl am Fenster nieder und begann mit der fensterputzenden Hanne gegenüber sehr bedeutsame Pantomimen zu unterhalten.

So trieb er es ein Viertelstündchen, als geklingelt wurde. Jakob hatte in seinem Unterhaltungseifer Niemanden ins Haus hineingehen sehen, und da er seinen Herrn sicher nicht vermuthete, trat er mit gemessenem, grandiätischem Schritte, die Cigarre im Munde hinaus und öffnete, prallte aber verdutzt zurück, als der Hauptmann vor ihm stand. Aber wie groß war sein Erstaunen, als dieser, welcher für dergleichen respektwerthe Dinge sonst ein so scharfes Auge hatte, eben so wenig für Jakobs Cigarre als für den seinen türkischen Schlafrock ein Auge hatte, sondern mit zerstreuter Miene fragte, ob sein Herr drinnen sei.

So eben zum Assessor gegangen, versetzte Jakob, indem er den Schlafrock so viel wie möglich an sich unsichtbar zu machen suchte.

Der Hauptmann sagte kein Wort. Er ging wie er gekommen war.

Der ist sehr kleinmüthig geworden, seit ihn der Frommе so gründlich gerupft hat, brummte Jakob. Wenn er mich früher ansah, war es gerade so, als wollte er mich lebendig verschlingen.

Und Jakob eilte an's Fenster und winkte Hannen zu, daß sie sich den Hauptmann mal ansehen sollte, und er selbst blickte ihm kopfschüttelnd, aber nicht ganz ohne einige Schadenfreude nach.

Es kommt doch Alles auf die Verhältnisse an, philosophirte er, wie ist der Mann herunter. Sieht er doch gerade aus, als wäre ihm die Welt plötzlich mit Brettern vernagelt. Da steht doch unser eins viel höher. Wir behalten den Kopf immer oben auf und lassen uns die Courage nicht ausgehen, so lange noch ein Fünkchen von Menschenwürde in uns ist.

Und während Jakob also in der Wohnung seines Herrn schaltete, war dieser beim Assessor angelangt. Schon beim Eintritte konnte Meyer seine Verwunderung nicht unterdrücken. Er wäre heute nicht im Stande gewesen, die geringste geistige Arbeit zu verrichten. Aber der Assessor saß so ruhig an seinem Schreibtische und in den Acten vergraben, wie an jedem andern Tage, und seine Miene war eben so nüchtern und trocken, wie gewöhnlich, wenn er eine Verhandlung aufnahm. Der Assessor hatte

durchaus nichts Feierliches, nichts Außergewöhnliches an und um sich, — die Sonne des achtzehnten October schien für ihn aufgegangen zu sein, wie an allen Tagen, nichts an ihm verrieth, Bewegung, Aufregung oder Spannung.

Entschuldigen Sie mich, lieber Meyer, sagte er, saß ohne aufzublicken, ich bin augenblicklich sehr pressant — wollen Sie nicht Morgen wieder kommen? — Sollen mir dann sehr angenehm sein.

Morgen! entgegnete Meyer bedeutungsvoll, Morgen möchte es zu spät sein. Mein Anliegen erleidet keinen Aufschub.

Es ist doch Alles in Ordnung? warf der Assessor ein, indem er noch einige Züge machte, sie haben doch Ihr Geld richtig zurück erhalten? — Ich bin eben damit beschäftigt, zu versuchen, was für den Hauptmann zu retten ist, der Schurke hat allerdings Bekenntnisse gemacht, aber so vag, so verworren, daß es schwer halten wird, irgend einen Anhaltspunkt zu finden. Ist der Betrug einigermaßen festgestellt, dann muß der Hauptmann aus dem Vermögen des Elenden Ersatz erhalten.

Mein lieber Freund, sagte Meyer nicht ohne Bewegung, Sie sind ein so guter böser Mensch. Sie sehen immer aus, als wollten Sie jeder bessern Regung Ihr Herz verschließen, und dennoch beschäftigen Sie sich so warm mit dem Wohle Ihrer Freunde. Aber ich komme nicht meinetwegen, ich habe für mich jetzt keinen andern Wunsch, als Ihnen noch einmal an's Herz zu legen, ob es nicht ein hoher, herrlicher Tag für uns Alle wäre, wenn wir brüderlich vereint zu unserer guten Tochter gingen und ihr als gemeinsames Geburtstagsgeschenk — die Freiheit brächten — und vielleicht, einen braven, biedern, jungen und liebenswürdigen Gatten dazu, an unserer Statt, der sie liebt, und den sie wieder liebt, und wenn wir fortan nichts anderes sein wollten, als was wir gewesen, ihre lieben Pathen.

Meyer hielt inne. Seine Bewegung war so groß, daß er nicht weiter reden konnte, aber er sah den Assessor fast flehentlich an, als erwarte er von seiner Entgegnung die Entscheidung seines eigenen Schicksals.

Und deshalb, um mir dieses zu sagen, kommen Sie hierher? sagte der Assessor nach einer Pause. Leben Sie wohl. Diesen Nachmittag sehen wir uns wieder.

Und Brandon blätterte wieder in seinen Acten und verzog keine Miene.

Es gilt also den Kampf? sagte Meyer und er erschien in diesem

Pathos fast um einen Fuß größer. Wohlan — Gott sei unserm armen Kinde gnädig! —

Mit diesen Worten ging Meyer. Der Assessor sah sich nicht einmal nach ihm um. Draußen traf er den Hauptmann, dem er den Grund und die Erfolglosigkeit seines Besuches bei dem Assessor mittheilte.

Der Hauptmann hörte aufmerksam zu. Dann aber ballte er heftig die Faust und wollte den bewegten Meyer verlassen.

Wohin, Freund? fragte dieser.

Zu ihm hinein. Er braucht sich um meinen Prozeß nicht mehr zu bekümmern. Er soll die Hand davon lassen. Er ist mein Freund nicht mehr.

Ruhig, mein lieber Hauptmann, sagte Meyer, dessen Hand ergreifend, lassen Sie ihn. Er ist in seinem Rechte, und er ist nicht um ein Haar schlechter als wir, oder fühlt weniger innig. Er ist nur consequenter als wir. Weiß Gott, die Consequenz ist eine Eigenschaft, die nur einem Gotte gebührt, und die nur bei ihm kein Unrecht werden kann. Aber Menschen mit solcher unbeugsamen, eisernen Consequenz werden zu Tyrannen an den edelsten Gefühlen, die unser menschlich-göttliches Erbtheil sind. Kommen Sie. Lassen Sie uns die paar Stunden bis zur Entscheidung gemeinsam verleben. Gott wird walten; wie er bestimmt hat, so wird es geschehen.

Das war das Vorspiel am 18. October.

Sechstes Kapitel.

Kampf.

Am Nachmittage desselben Tages fuhren zwei Equipagen bei Madame Bertlin vor.

In der einen befanden sich der Hauptmann und Meyer, in Begleitung Jakobs, in der andern der Assessor.

Madame Bertlin empfing die Herren mit einer gemessenen Feierlichkeit.

Rosa war noch in ihrem Zimmer.

In einer der Stuben, welche festlich mit Blumen geschmückt war, stand ein gedeckter Tisch. In dieses Zimmer traten die drei Freunde zunächst, und jeder von ihnen legte ein versiegeltes Packetchen auf den Tisch nieder.

Dann traten sie wieder hinaus in das Gesellschaftszimmer. Die eigenthümliche Spannung, in welche sämmtliche Theilnehmer dieses seltsamen Dramas, versetzt waren, machte sie befangen. Jeder versuchte es, ruhig und gefaßt zu scheinen — keinem gelang es.

Meyer sah sehr melancholisch aus und warf dann und wann einen prüfenden Seitenblick auf den Assessor.

In des Assessors Antlitz machte sich ein gewisses, krampfhaftes Zucken bemerkbar. Sein Antlitz war ungewöhnlich blaß. Aber er sprach mit Madame Bertlin so ruhig und gleichmüthig wie immer.

Der Hauptmann war glühend roth und er ging heftig und leise brummend im Zimmer auf und ab. Dann und wann blieb er vor Meyer stehen, faßte einen seiner Rockknöpfe, als wollte er ihm recht viel sagen, sah ihn stier an — und wandte sich dann wieder von ihm ab und sagte Nichts.

Und welche Unterhaltung führten diese Männer jetzt?

Es wurde kein Wort von dem Mädchen gesprochen, das von ihnen mit bangem Sehnen erwartet wurde. Madame Bertlin sprach von ihrer dahingegangenen Tochter, denn sie fühlte, daß sie von ihrer andern zweiten Tochter jetzt nicht sprechen dürfe. Aber sie seufzte — um welches von ihren Kindern? — vielleicht um Beide zugleich? —

Endlich hörte man es leise rauschen. Rosa im schlichten, weißen Gewande schwebte in's Zimmer. Auch sie war blaß. Sie sah aus als habe sie geweint — und doch bemühte sie sich, heiter zu erscheinen. Sie reichten ihren Pathen, Einem nach dem Andern, die Hand, und Jeder küßte ihre Stirn — und als die Begrüßung vorüber war, da senkte Meyer das Auge, der Hauptmann blickte finster auf den Assessor, dieser allein sah dem Mädchen fest in's Auge, ergriff noch einmal ihre Hand und sprach:

Meine liebe Rosa, es ist heute ein bedeutsamer Tag für uns Alle, aber ich hoffe, es wird für Dich einer der glücklichsten Tage werden. Wir, die wir hier sind, kennen uns gegenseitig zu gut, um für Deine Zukunft auch nur einen Augenblick zu bangen, welche Wahl Du auch immer treffen mögest. Darüber bist Du gewißlich mit uns, und wir mit einander einig. Du wirst einen alten, bewährten Freund zum Gat'n

erhalten. Wird er Dir auch an Jahren voraus sein, so wird doch seine bereits erprobte Liebe dieses Mißverhältniß vollkommen wieder ausgleichen, und wie bisher, so wirst Du ihn zu allen Zeiten finden. Keine Erkaltung, keine bittere Enttäuschung wird Dein Glück zu trüben vermögen. Nun, mein Kind, gehe dort hinein, mische die Loose und wähle, hier meine Hand darauf, wir werden nicht anders eine Stunde später, als jetzt, mit einander stehen. Wir drei bleiben Freunde, gegeneinander und mit Dir.

Rosas bleiches Antlitz wurde noch bleicher, als der Assessor diese Worte sprach, ihre Hand zitterte heftig. Sie sah ihn mit ihrem tiefen, seelenvollen Auge fast flehentlich an — dann ging sie. Sie stand schon an der Schwelle der verhängnißvollen Thüre, dann zauderte sie. O, was hätte Meyer für das Wort gegeben, das jetzt auf ihrer Zunge schwebt, hätte sie es über die Lippen zu bringen vermocht. Er erwartete es, schon trat er ihr einige Schritte nach, schon wollte er selbst sie ermuthigen, zu sprechen, wie ihr um's Herz war. Rosa blickte sich mit einem thränenvollen Auge um, ihr Blick begegnete seinem Blick, dann sah sie den Hauptmann, dann endlich noch einmal den Assessor an — wandte sich um und wankte in das andere Zimmer.

Und hier sank sie nieder und weinte. Aber es dauerte nur wenige kurze Momente, dann erhob sie sich vollkommen resignirt, trat an den Tisch und ihre Hand schwebte über den verhängnißvollen Packeten.

Aber wie schrak sie mit einem Male zusammen! — Welch eine Vision machte sie da plötzlich entsetzen. Es war ihr, als sie diese rothen Siegel, mit denen die Packetchen versichert waren, ansah, als wären es große Blutstropfen und jedes Packetchen ein Herz, ein gequältes, zernagtes Herz, dem sie entflossen.

Wenn ich nur ein klein wenig Allwissenheit hätte, sagte sie dann mit leiser Stimme zu sich selbst, wenn ich nur wüßte, welche von diesen drei rothen Hieroglyphen Brandon angehört? — Es würde dieses das Geschick meiner armen Freunde und meines minder traurig machen. Es würden dann wenigstens vielleicht zwei von uns glücklich werden. Der gute Brandon liebt eine Andere, das weiß ich ja, und Gott weiß, aus welchem aber gewiß edlem Grunde, er dennoch um meine Hand würbe. Wenn ich wüßte, was von ihm kommt, ich würde es nicht wählen, und ihn dadurch ganz gewiß nicht unglücklich machen.

Mit diesen Worten hatte Rosa mit zitternder Hand ein Packet er-

brochen. Aber sie legte es dann wieder nieder und erbrach das zweite und dann das dritte.

Die Siegel waren somit gelöst.

Und wieder nahm sie das erste Packet in die Hand und öffnete es. Eine von Demanten umfaßte goldene Kapsel in Gestalt eines Herzens flammte ihr entgegen, sie öffnete die Kapsel — ein Stückchen farbiges Papier lag zusammengerollt darin. Mit pochendem Herzen entrollte sie es, es enthielt die gedruckten oder aufgestempelten Worte:

Ich entsage — möge es Dich ganz glücklich machen!

Das ist vom Assessor! rief Rosa freudig überrascht. O, ich wußte wohl, daß er was im Schilde führte. Er will mich wieder frei machen, der Gute.

Rosa zuckte zusammen.

Darf ich so egoistisch wählen? fuhr sie dann in ihrem Selbstgespräche fort. Wäre es dann nicht meiner, nicht ihrer würdiger gewesen, frank und frei zurückzutreten? — Vermag ich nicht alle drei zu beglücken, ist es dann nicht meine heiligste Pflicht, wenigstens so viel Dank als ich vermag, zurück zu erstatten?

Sie entfaltete ein zweites Packet.

Es enthielt eine goldene äußerst künstlich gearbeitete Blume, deren Stengel von einem Blatte umrankt war, auf welchem die Worte standen:

Wähle mich nicht, ich beschwöre Dich, mein Kind, wenn Dein Herz nicht frei ist.

Rosa stutzte. Wessen waren diese Worte? —

Vom Assessor nur konnten die ersten sein, daran zweifelte sie nicht. Und diese? — Sie rieth, daß sie von Meyer sein müßten. Sie sahen ihm so ähnlich. Auch das Geschenk.

Nun das Dritte.

Ihr Herz pochte laut und stürmisch. Sie glaubte, daß es Aehnliches enthalten würde, wie die ersten Beiden. Ach, mit welcher himmlischen Freude wäre sie dann zurück zu ihren Pathen geeilt, und hätte sie wieder mit jener unbefangenen Liebe, wie ehemals, umarmt und geküßt.

Aber welche Ueberraschung! — Ein großes Medaillon, mit dem Bilde ihrer theuren Mutter, wie sie in der Sterbestunde ausgesehen, das Bild ihrer Mutter, wie sie schmerzlich bewegt auf ihr verlassenes Kind blickte, das thränenvolle Auge flehend gen Himmel gehoben, die Hand segnend auf sein Lockenköpfchen gelegt. Mit der ganzen Kraft ihres tiefen,

innigen Gemüths erwachte in Rosa die Erinnerung ihrer damaligen Verlassenheit. — Wie viel verdankte sie ihren Pathen, sie hatten Mutter- und Vaterstelle fast zugleich bei ihr vertreten. Mit der größten Zartheit, mit der größten Liebe hatten sie für sie gesorgt und gewacht, und die einzige Hinterlassenschaft ihrer unglücklichen Mutter, ein unmündiges Kind, von dem ihre entfliehende Seele mit so unsäglicher Wehmuth schied, an ihre edlen Herzen emporgehoben.

Wohlan, sagte sie entschlossen, meiner Mutter Bild hat mich niemals irre geführt. Ich muß mich in das Unvermeidliche fügen, hier entsagen — dort Entsagung fordern. Dieser Moment mag über mich entscheiden. Die das eigene Glück im Leben nicht zu finden vermögen, sind oft die Auserwählten Gottes, damit sie kundig herber Schmerzen, Andere davon entheben. Die Glücklichen verstehen nicht das Evangelium, — und nur wer Leid trägt, liegt an des Schöpfers Busen! —

Und Rosa küßte mit Inbrunst das Bild ihrer Mutter und befestigte das Medaillon zierlich an ihre Brust, und so trat sie zu den drei Freunden zurück, gefaßt, unbefangen und entschieden.

Jetzt bin ich eine Braut, sagte sie lächelnd, aber wessen?

Die Freunde, welche, während Rosa in jenem Zimmer einen so erschütternden Kampf gekämpft, stillschweigend dagesessen — Madame Berlin hatte sich für einige Zeit zurückgezogen — waren plötzlich wie elektrisirt, als die Thüre geöffnet wurde und Rosa eintrat. Meyer und der Hauptmann erblaßten, der Assessor erhob sich würdevoll und feierlich, kein Zug der Ueberraschung in seinem Antlitze, wie Jemand, dem längst Erwartetes begegnet. Er trat dem Mädchen näher, küßte sie mit Inbrunst, und sagte mit klarer und fester Stimme:

Du wirst mein Weib sein!

Du wirst mein Weib sein! Wie diese Worte den beiden anderen Freunden durch die Seele schnitten. Und wie sich Rosa so gänzlich entfärbte und die so mühsam errungene Fassung gänzlich wieder verlor. Umsonst suchte sie sich aufrecht zu erhalten, vergebens kämpfte sie gegen das entsetzliche Gefühl der Beengung an, welche ihre Brust zusammenschnürte. Sie sank in des Assessors Arme — er hielt seine Braut mit beiden Armen umfangen — aber er hielt eine Ohnmächtige.

Meyer und der Hauptmann sprangen ihm bei, auch die Berlin trat wieder ein. Rosa wurde sehr bald in's Bewußtsein zurückgerufen. Aber sie fühlte sich schwach und bat, daß man sie sich selbst überlasse. Der Assessor und seine Freunde hielten dies ebenfalls für wünschenswerth.

Sie gingen gerne, denn es war ihnen peinlich zu Muthe. Acht Tage später, so bestimmte der Assessor, sollte die Verlobung sein — und er lud die Freunde dazu ein. Dann küßte er seine Braut innig und feierlich, drückte dem armen Meyer und dem Hauptmanne die Rechte und verließ zuerst das Haus. Die Andern folgten.

Eine Weile gingen sie stillschweigend neben einander, Meyer schüttelte unaufhörlich den Kopf und seufzte. Der Hauptmann stampfte mit den Füßen, und streckte die geballte Faust drohend gegen den Himmel empor. Meyer begleitete ihn in seine Wohnung. Hier packte der Hauptmann nicht unsanft den betrübten Meyer bei den Schultern und rief, ihn ingrimmig ansehend:

Was sagen Sie nun? —

Also doch der Assessor! — stieß Meyer schwer athmend hervor. Mehr vermochte er nicht zu sagen.

Nein, nicht also doch der Assessor, fuhr der Hauptmann fort, so wahr ich Jachmann heiße, und sollte ich einen Mord begehen, er bekommt das Mädchen nicht. Jetzt gleich geh' ich zu ihm hin und fordere ihn, und wen sich unterfangen will, mich daran zu hindern, ihm eine Kugel durch's Gehirn zu jagen, der kommt zuerst daran.

Sie sind immer gleich mit der Kugel da, lieber Hauptmann, versetzte Meyer, vergessen Sie nicht, daß Sie dieses Mal durch Beides ganz gewiß Ihre Ehre verletzen würden, denn wir haben uns gegenseitig das Ehrenwort gegeben, Rosas Wahl zu respektiren — und sie hat gewählt. —

Einen Teufel! platzte der Hauptmann heraus.

Und wenn er selbst das wäre, wir müßten uns dennoch fügen.

Wie ein Thier, das man zur Schlachtbank zerrt? — fuhr der Hauptmann auf. Ich will mich nicht zum Sklaven meines Wortes machen. Haben Sie nicht bemerkt, wie das Mädchen leichenbleich wurde, wie sie zusammenbrach, als der Assessor sie seine Braut nannte? Und geht daraus nicht unzweideutig hervor, daß sie sich unglücklich fühlt? — Halten Sie mich nicht ab, Meyer. Ich gehe jetzt zu ihm, wir schießen uns über ein Taschentuch.

Und der Hauptmann nahm eine Pistole, lud sie scharf, steckte sie ein und schien zu erwarten, daß ihm Meyer folge.

Der Versuch ist unnütz, der Assessor schießt sich nicht mit Ihnen, sagte Meyer.

Dann schieße ich.

Thorheit, lieber Hauptmann, Sie werden, Gott behüte, keinen Mord begehen.

Bleiben Sie in Gottes Namen hier, bis ich wieder komme, entgegnete der Hauptmann und verließ rasch das Zimmer.

Hauptmann! Hauptmann! rief Meyer und stürzte ihm nach, Sie werden unser Kind zehnmal unglücklicher machen, als es der Assessor vermag. Sie haben noch nicht einmal vollständige Gewißheit, ob Rosa sich wirklich so sehr unglücklich mit ihm fühlen wird. Nein, ich lasse Sie nicht fort, oder lassen Sie wenigstens die Pistole hier.

Und Meyer hatte des Hauptmanns Arm mit beiden Händen gepackt, dieser sah ihn finster und nachdenklich an.

Sie haben Recht, sagte er dann nach einer Weile, es würde sicher zum Aeußersten zwischen uns kommen, wenn ich es versuchen wollte, den Menschen jetzt, da ihm Rosa angehört, zur Entsagung zu bestimmen. Er hat es zuvor nicht gewollt und wird es heute gewiß nicht wollen. Sie haben Recht, sage ich, ich würde ihm ganz gewiß eine Kugel durch den Kopf jagen, denn daß er nicht schießen wird, steht fest. Gut. Ich werde mich also nicht mit ihm schlagen. Wollen Sie nun noch etwas von mir? —

Meyer sah den Hauptmann forschend an, seine Miene war noch immer äußerst finster und verkündete nichts Gutes.

Wollen Sie noch etwas von mir? fuhr der Hauptmann fort und reichte seinem Freunde die Rechte, welches so viel als — verlassen Sie mich nur getrost, zu bedeuten schien.

Sie wollen, daß ich gehe, sagte Meyer traurig. Sie haben etwas im Schilde, lieber Hauptmann —

Ich werde mich nicht mit ihm schlagen; sagte der Hauptmann, verlassen Sie sich darauf.

Und überhaupt nichts gegen den Assessor unternehmen? —

Gegen den Assessor? — Nein.

Sie sind ein Ehrenmann, lieber Hauptmann, entgegnete Meyer, ich scheide beruhigt von Ihnen. Sehen wir uns Morgen wieder?

Vielleicht.

Ich werde Sie Morgen Vormittag besuchen.

Ich mache vielleicht eine kleine Reise.

Eine Reise? — Wohin? —

Das will ich mir noch erst überlegen.

Wollen Sie mich mitnehmen? —

Nein.

Nein?

Ich will durch nichts an die unglückliche Geschichte erinnert werden, ich will sie mir ganz aus dem Kopfe schlagen. Ich will dem armen Stawinski nachreisen und mit ihm durch die Welt wandern.

Das wird doch keine kurze Reise.

Meinetwegen eine lange.

Wir müssen uns aber doch jedenfalls noch sehen, ehe Sie reisen. Ich hoffe doch, Sie werden nicht ohne Abschied von mir scheiden.

Ich komme zu Ihnen.

Gut. So leben Sie denn bis dahin wohl, mein lieber Hauptmann.

Meyer fuhr jetzt nach Hause. Den ganzen Weg über dachte er über den Hauptmann nach. Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß Jachmann über irgend einen Anschlag brütete, und doch war es ihm nicht möglich, daran zu glauben. Was sollte er beabsichtigen? — Mit dem Assessor sich nicht zu schlagen, hatte er ihm die bündigste Versicherung gegeben. Das war es also nicht. Wie? — sollte der Hauptmann den unglückseligen Entschluß eines Selbstmordes wieder aufgenommen haben? — Er beabsichtige eine Reise, sagte er, das klang sehr ominös. Meyer war wirklich sehr betrübt über diese ganze unglückliche Situation.

In seine Wohnung angelangt, warf sich Meyer abgespannt, verstimmt in seinen Lehnsessel. Er fühlte eine so betrübende Leere in und um sich, wie noch niemals in seinem Leben. Es war ihm zu Muthe, wie einem Manne, der so eben sein Theuerstes zu Grabe bestattet und nun zurückkehrt, vereinsamt, verzagt, in die verödete Wohnung, in welcher noch vor Kurzem ein geliebtes Wesen freundlich und zärtlich gewaltet hatte. Ja, es war so in der That. Seit vielen Jahren war Meyer daran gewöhnt, sich immer in der Umgebung seiner geliebten Rosa zu wähnen. Fast alle Gegenstände in seiner Wohnung standen in irgend einer Beziehung zu ihr, es war ihm stets so, als sehe er sie geistig um sich walten und schaffen, und jetzt! —

Und bin ich nicht immer noch ihr Vater? sagte eine Stimme in Meyers Brust. Aber diese Stimme selbst vermochte das Gefühl der Leere und der Traurigkeit nicht zu bannen.

Gegenüber am Fenster stand Madame Baldrian und begoß ihre Blumen, und dann gab sie ihrem buntgefiederten Vogel ein Stückchen Zucker und Bello stand neben ihr auf dem Fenstergesimse, verfolgte mit reger Aufmerksamkeit alle ihre Bewegungen, und schien auf die Blumen

und auf den Vogel neidisch zu sein. Bello hatte wohl keine Ahnung davon, daß da drüben ein so viel höher stehendes Wesen mit eben so neidischen Blicken die sorgsame, treue, pflegende und zärtlich schaffende Hand verfolgte. Wie hatte sich die Zeit verändert! — Einst wohl dachte Meyer mit Abscheu und Entsetzen an Fräulein Hummel, und kein Gedanke konnte ihm fürchterlicher sein, als der Gedanke einer Verlobung mit ihr. Und jetzt benedeite er den Vogel, die Blumen, den Hund, den Mann, welche durch diese verabscheute Frau, durch diese so geringgeschätzte Liebe und Zärtlichkeit beglückt wurden! —

Das Herz wollte ihm zersprengen. Wie freundlich glänzte Baldrians Vollmondsgesicht, als er jetzt hinter sein Weib trat, und ihr verstohlen die Wangen kniff, und sich dann schnell duckte, was ihm bei seiner noch immer sehr respectablen Dicke gewiß nicht leicht wurde, um sie glauben zu machen, Bello habe sie geliebkost. So lebten sie und neckten sich wie ein blutjunges Pärchen. Sie war so glücklich, das ehemalige Fräulein Hummel, und er so herzensfroh, der ehemalige Gatte des seligen Pinchens, glücklich mit einer alten Jungfer, vor der er, der jetzt so Vereinsamte, wie vor dem größten Uebel geflohen war. Ja, so viele glückliche Wesen in dem einen engen Raume drüben zusammen, Mann und Weib, und Magd und Hund, Vogel und Blumen und all die spiegelblanken Möbel, welche die Baldrian mit eigener Hand täglich polirte, und Baldrians gestickter Lehnstuhl, dessen Polster sie eigenhändig abstäubte. Wie viele Wesen und Dinge da drüben so glücklich waren, wo früher Unfriede und Unbehaglichkeit geherrscht. Unfriede und Mißmuth war jetzt hinübergewandert in Meyers sonst so freundliche Räume. Das Herz wollte ihm brechen.

Er ging hinüber in sein Cabinet und setzte sich seinem Papagei gegenüber, der sich in das Gitter seines Gefängnisses verbiß und seinen Herrn trübselig ansah. Aber plötzlich schwang er sich in seinen Ring, schüttelte sein Gefieder und rief mit lauter und deutlicher Stimme:

Gott grüß Dich, Rosa! —

Aber selbst dieser Ruf vermochte den Trauernden nicht, wie sonst, zu elektrisiren. Er sah starr und betrübt den Vogel an und seufzte leise vor sich hin:

Armes Kind!

Na, das ist ein merkwürdiger Achtzehnter, brummte Jakob, welcher jetzt eben seinen Herrn durch's Schlüsselloch beobachtete. So ein rothes Kalenderkreuz ist noch nicht dagewesen. Mein Herr ist ganz Melancholie!

und ich kann wohl sagen, daß mein Trost ihm sehr Bedürfniß sein wird. Trösten wir ihn also.

Mit diesen Worten öffnete Jakob die Thüre und trat leise vor seinen Herrn hin.

Was willst Du, Jakob? fragte Meyer.

Ich wollte eigentlich nur fragen, versetzte Jakob, ob Sie nichts von mir wollen.

Ich wüßte nicht, Jakob.

Nun, dann wollte ich Sie bloß bitten, Herr Meyer, ob Sie nicht eine Geschichte von mir hören wollen, welche meine selige Großmutter, die fast so alt wie Ihre geworden ist, und gewiß viele Enkel erlebt haben würde, wenn ihre Kinder nicht vor der Verheirathung gestorben wären, mit Ausnahme meiner Mutter selig, welche aber auch davon ging, nachdem sie die Welt mit meiner Wenigkeit geschmückt hatte. —

Du vergissest den Vordersatz, Jakob, Du vergissest den Vordersatz; erinnerte Meyer.

Behüte, versetzte Jakob, ich bin eben dabei, wieder daran anzuknüpfen, daß nämlich meine selige Großmutter eine Geschichte erzählt hat, wollt' ich sagen, als ich einmal aus Verzweiflung in's Wasser springen wollte, die wirklich ein Jeder, der nur einigermaßen verzweifelt ist, oder in der Lage ist, es werden zu können, anhören sollte.

Meyer sah seinen Bedienten an und sagte nichts.

Na, ich will schleunigst zur Sache schreiten, fuhr Jakob fort, aber die Geschichte ist gewichtig, kann ich wohl sagen. Meine Großmutter hatte sie von einem steinalten Prediger gehört. Der hatte nämlich einen Sohn gehabt, aber eine Frau hatte er nicht, denn sie hatte sich nämlich nach der Trauung besonnen, und war wieder davon gegangen. Wohin, weiß kein Mensch. Und darüber wurde der Prediger, der diese Frau — was sehr Unrecht von ihm war, kann ich wohl sagen — sehr liebte, bis auf's Herzinnerste betrübt und so tiefsinnig, daß die Lämmer — er hatte nämlich eine große Heerde, denn er war Landprediger — ihm über den Kopf hinwegspringen konnten, und er hätte es doch nicht gemerkt. Und so saß er auch eines Tages — er saß nämlich den ganzen Tag, gerade so wie Sie jetzt, in seinem Lehnsessel und grübelte — und als er von ungefähr aufblickte, stand ein kleines rothwangiges Mägdelein vor ihm, etwa vier Jahren ungefähr und in ihrem Händchen hatte sie ein Körbchen mit Blumen und die schüttete sie über den armen Mann aus und da fiel ihm ein Briefchen auf den Schooß, das er öffnete und mit ungeheurer

Neubegierde las. Ja, da standen gewiß schöne Sachen darin. Aber was darin stand, erfuhr kein Mensch, und es würde auch kein Mensch erfahren haben, wenn nicht — Na, das kommt aber zuletzt. Genug, das Mägdelein blieb bei dem tiefsinnigen Prediger, und von der Zeit ab wurde er wieder umgänglicher, freundlicher und lebenslustiger, wurde aber niemals anders gesehen, als mit dem kleinen Kinde, das blaue Auge und blonde Locken hatte und hübsch war wie eine kleine Prinzessin. Meine Großmutter selig — und die verstand sich darauf — war ganz entzückt von ihr, d. h. nach der Beschreibung, die der Prediger von ihr machte. Und dieser Prediger war ein Freund von jenem melancholischen Prediger. Na, also, so ging es viele Jahre. Aus dem Kinde wurde — wie es der Weltlauf mit sich bringt — eine Jungfrau und da hieß es eines schönen Morgens weit und breit mehr als drittehalb Meilen in der Runde, der Prediger würde sie heirathen. Na, da hätten Sie sehen sollen die zornigen, funkelnden Augen des jungen Herrn Kilian. Das war nämlich der Sohn des steinreichen Amtmanns im nächsten Dorfe, eine Stunde vom Dorfe des Predigers entfernt. Der war nämlich schon längst verliebt in sie — und wie verliebt! — Der also sattelt sein Pferd und hin zum Prediger. Fragt den kurz und bündig: Herr Prediger, ist es wahr, daß Sie Ihr Töchterchen — so hieß das Mädchen nämlich weit und breit — heirathen wollen? Ja, sagte er. Und Sie, mein holdes Fräulein, ist es wahr, daß Sie Ihren Vater heirathen wollen? fragt er nun diese. Ja, sagte sie. Und da setzte sich der Amtmannssohn wieder auf's Pferd und reitet und reitet immer gerade aus und was ihm auch in den Weg kommen mochte, unbehindert immer gerade aus, über Hecken und Gräben, über Zäunen und Gott weiß über die Dächer hinweg bis in einen kleinen, aber tiefen See hinein. Und da ist er nimmer wieder hinausgekommen, weder Roß noch Reiter.

Und das Mädchen? fragte Meyer, den diese Geschichte mehr interessirte als Jakob ahnte.

Nun aber kommt die Nutzanwendung, fuhr Jakob fort, daß nämlich die Verzweiflung oft sehr vorteilig ist, und daß, wenn sie oftmals sich ein wenig besinnen wollte, sie gerade Zeit genug gewinnen würde, um sehr irre an ihrem Dasein zu werden, kann ich wohl sagen. Ich bin meiner seligen Großmutter sehr dankbar für diese Geschichte, denn ich habe in meinem Leben noch niemals mich von der Verzweiflung mit ihren scharfen Zangenfingern packen lassen, und werde mich auch nie lassen. Das steht fest wie's Firmament, und sollte mir auch noch so tragisch zu Muthe sein.

Denn der Amtmannssohn nämlich hätte, wenn er nur gewollt hätte, noch heute leben können, denn der Prediger erhielt am selben Tage, kaum daß der Amtmannssohn fort war einen Brief, den mußte eine Dame geschrieben haben, denn es sah so kriplich aus, und richtig, er war von seiner Frau, die ihm gleich nach der Trauung davon gelaufen war. Und die schrieb ihm, daß das Kind, welches vor so und so vielen Jahren mit einem Blumenkorbe zu ihm gekommen, ihr Tochter sei, welche sie ein Jahr vor ihrer Trauung mit ihm heimlich geboren, und daß sie — ihn sterbend um Verzeihung bitte, für alles Böse, das sie ihm zugefügt, und ihn herzlich danke, für alles Gute, das er dem Kinde bewiesen und gewiß noch fernerhin beweisen würde. O, weh! — Das war ein schlimmes Fernerhin. Denn am selben Tag starb der Prediger am Schlage, oder vielleicht auch am Kummer, so munkelte man. Was nämlich dunkel blieb. Und wenn der Amtmannssohn nun nicht an Verzweiflung umgekommen wäre, hätte er das hübsche Mädchen heirathen können. Denn sie liebte ihn wirklich ungeheuerlich, und blieb, als sie seinen Tod erfuhr, von dem Augenblick an unbeweglich wie Frau Loth, als sie sich nach Sodom und Gemorrha umguckte. Es war alle mit ihr! —

Todt? fragte Meyer, welchen unwillkührlich ein Zittern befiel.

Wirklich todt. Sie hat niemals wieder das schöne herzbestrickende Auge geöffnet. Und die Erben fanden später auch den ersten Brief noch aufbewahrt im Sekretär des Predigers und darin stand:

Erbarmen Sie sich meines armen Kindes, und weiter gar nichts. Es war aber viel hineinzulegen und es lag auch wirklich viel darin, kann ich wohl sagen.

Jakob, sagte Meyer, von Allem übrigen abgesehen, hast Du mit Deiner Nutzanwendung so Unrecht nicht. Ich glaube auch, daß die Verzweiflung in hundert Fällen wenigstens neunzig Mal die Folge einer unzeitigen Entmuthigung ist, und daß ein unbedingtes Vertrauen auf Gottes Leitung aller Dinge sehr viel Unglück und sehr viel Trübsal verhindern würde. Es werden sehr viele Menschen unglücklich, welche vielleicht sonst alle Bedingungen zum Glücke in sich tragen.

Sehr wahr, kann ich wohl sagen, bestätigte Jakob, und diese Menschen würden vielleicht nicht untergehen, wenn sie nicht allen wohlgemeinten Tröstungen ihr Ohr verschlossen hätten. Und oft kann der geringste Mensch den höchsten aufrichten und vor Trübsal retten. Ich bin nur ein Bedienter, Herr Meyer, aber ich kann wohl sagen, daß ich in meinem Leben schon sehr viele Menschen getröstet habe, namentlich das schwache

Geschlecht, was mir immer sehr nahe geht, wenn ich es in Unglück und Verzweiflung sehe.

Ich muß Dir allerdings das Zeugniß geben, Jakob, daß Du ein theilnehmendes Herz hast, sagte Meyer.

Sehr theilnehmend, kann ich wohl sagen, entgegnete Jakob. Baldrians Hanne drüben hat mir das auch schon öfters gesagt, und sie scheint mich wirklich aufrichtig zu lieben. Denn sie hat mir geradezu erklärt, wenn ihre Tante, die alte Pottheimer sterben würde, — dann bekommt sie nämlich vierhundert Thaler auf einem Brett als Erbschaft ausbezahlt — keinen Anderen als mich heirathen zu wollen — und ich habe ihr auch gesagt, daß ich ihr diesen Willen herzlich gern lassen würde. Denn sie ist ein braves Mädchen, diese Hanne, kann ich wohl sagen. Ihres Gleichen ist hier in der ganzen Straße nicht. Keine Fensterscheiben sind blanker, keine Treppen reiner, bei keinem Hause sunkeln und blitzen die Messingknöpfe an der Thüre so sehr, als bei den Baldrians. Ja, sie ist ein ausgezeichnetes Mädchen, und ich habe wirklich einsehen gelernt, wie sehr ich sie eine Zeit lang verkannt habe.

Da magst Du nicht Unrecht haben, versetzte Meyer mit einem sehr melancholischen Gesichte, so wie ich ihr Thun und Treiben beobachtet habe, ist sie in der That ein tüchtiges Mädchen und auch treu und anhänglich. —

Sehr, fiel Jakob ein, sie würde sich für ihre Herrin todtschlagen lassen, hat sie mir noch neulich erklärt, und das würde sie auch für mich thun, davon bin ich überzeugt, obwohl ich wünsche, daß sie lieber für mich leben, als sterben möge.

Meyer gab seinem Diener Beifall und es wurde noch manches über dieses Thema hin und her debattirt. Jakob rechnete genau aus, was sie Alles mit den vierhundert Thalern beginnen wollten. Er hatte es mit Hannen schon genau überlegt und Meyer war gutherzig genug, das lange Register der anzuschaffenden Gegenstände anzuhören. Uebrigens hatte Jakob sich allerdings das Verdienst zuzuschreiben, seinen Herrn für eine — wenn auch kurze Zeit, seinen trüben Gedanken entrissen zu haben. Es war schon spät am Abende, als Jakob seinen Herrn verließ, um sich zu Bette zu begeben, aber Meyer saß noch wach in seinem Lehnstuhle bis um Mitternacht.

Ja, sein Vertrauen auf Gottes Leitung aller Dinge stand bei ihm unerschütterlich fest und seine unglückliche Tochter nochmals dem Schutze des Himmels inbrünstig empfehlend, schloß er endlich das müde Auge.

Siebentes Kapitel.

Sie ist fort!

Am andern Morgen, in aller Frühe, schickte Meyer seinen Bedienten zur Madame Bertlin hin, um Erkundigungen über Rosas Befinden einzuziehen. Zugleich sollte er zum Hauptmanne gehen, um auch bei diesem eine Bestellung zu machen. Die Hauptsache war, daß Meyer wissen wollte, ob er sich einigermaßen wieder beruhigt hatte. Jakob brachte die tröstliche Nachricht heim, daß sich Fräulein Rosa von ihrer Unpäßlichkeit ganz und gar erholt habe, und daß der Hauptmann sehr fidel sei und somit war seinem Herrn ein Stein vom Herzen gefallen. Am Nachmittage machte Meyer persönlich seine Aufwartung bei dem Hauptmanne, und überzeugte sich nun selbst, daß der Hitzkopf wieder völlig abgekühlt war und den Assessor in dem unbestrittenen Besitz seines Siegespreises belassen zu wollen schien. Sonderbar schien es dem guten Meyer jedoch, daß der Hauptmann jedes Eingehen auf den gestrigen Tag und sein Ergebniß sorgfältig vermied. Er ist vorüber, sagte er, schweigen wir davon.

Sie reisen also noch nicht? fragte Meyer, als er gehen wollte.

Ich bin wenigstens noch nicht ganz entschlossen wann.

Sie werden also doch hier bleiben, bis — Rosa förmlich verlobt ist.

Hm — sagte der Hauptmann — das kann wohl sein.

Jedenfalls lassen Sie es mich wissen, ehe sie reisen.

Sie sollen es schon erfahren.

Nun denn, leben sie wohl, mein lieber Hauptmann.

Es vergingen sechs Tage, für Meyer — trotzdem, daß er sich männlich zusammen nahm — sehr düstere, trübe Tage. Er wünschte, nur erst über die Verlobungsceremonien, welche der Assessor sehr förmlich zu machen beabsichtigte, hinweg zu sein. Dann war auch er fest entschlossen nach Paris zu reisen und dort den Winter zu verleben. Die Vorbereitungen zur Reise hatten das Gute, den armen Dulder wenigstens auf Momente zu zerstreuen. Er litt mehr, als er sich selbst und dem Hauptmann eingestehen wollte.

Den Hauptmann hatte Meyer seit einigen Tagen nicht gesehen, und die Furcht vor irgend einem Attentate des Brausekopfes gänzlich abgelegt.

Am Morgen des Verlobungstages, da Meyer eben beschäftigt war, sich anzukleiden, trat der Assessor zu ihm in's Zimmer. Meyer erschrak als er ihn sah. So war ihm dieser Mann noch niemals vorgekommen. Er war bleich wie der Tod. Seine Lippen waren zusammengekniffen, als wollte er sie niemals wieder öffnen. Seine Augen blitzten Funken, und seine Stirn war in drohende Falten zusammengezogen. Ohne den erstaunten Meyer zu begrüßen, faßte er dessen Arm und ächzte mit heiserer Stimme, die Meyern bis in's innerste Mark erbeben machte:

Verschwörer, wohin habt Ihr sie gebracht? —

Mein Gott — wen? fragte Meyer.

Elender, weg mit der Maske! rief der Assessor, wie im Wahnsinne. Stellen Sie sich nicht unwissend, Sie sind mit ihm im Complott. — Wohin, wohin ist sie gebracht worden? —

Straf' mich Gott, mein lieber Assessor, rief Meyer entsetzt, wenn ich ein Wort von dem begreife, was Sie da sagen. Was ist passirt? Um Gotteswillen — reden Sie, ich verliere sonst mit Ihnen den Verstand.

Der Assessor sah seinen Freund noch einmal durchbohrend an, dann sagte er mit leiser, tonloser Stimme: er hat sie mir entführt! —

Mein Gott — Rosa — rief Meyer, und die Worte erstarben ihm auf der Lippe.

Der Hauptmann ist fort mit ihr! —

Der Hauptmann ist fort mit ihr! wiederholte Meyer dumpf, faltete die Hände und stand dann sprachlos mit gesenktem Haupte da.

Und Rosa ist ihm gefolgt, fuhr der Assessor fort, und seine Lippe zuckte, freiwillig gefolgt — sie hat mich verrathen! —

Entsetzlich! rief Meyer, unglaublich, lieber Assessor!

Diesen Morgen schickte Madame Berllin zu mir, ich möchte sie schleunigst besuchen. Ich machte mich sofort auf. Madame Berllin hatte gestern gegen Abend auf einige Stunden ihre Wohnung verlassen, als sie zurückkehrte, fand sie Rosa nicht. Im Hause wußte man nicht wohin sie gegangen. Der Hauptmann hatte sie abgeholt, sie war ihm ohne Widerspruch gefolgt. Nicht ein Briefchen hat sie zurückgelassen. Die Sache war längst abgekartet zwischen ihnen. Der Hauptmann hat sie entführt und sie hat sich willig entführen lassen!

Der Assessor sank auf's Sopha und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen. Meyer stand noch immer da, wie erstarrt. Vergebens rang er nach Worten, er wußte nicht, was er zu diesem ungeahnten Ereignisse sagen sollte.

Und Sie wissen wirklich nichts von Allem? fragte der Assessor nach einer Weile. Sie haben keine Vermuthung, wohin sie geflüchtet?

So wahr mir Gott helfe, lieber Assessor, ich weiß von Allem nichts, Sie sehen wie ich erschüttert bin.

Wenn sie einen solchen Abscheu vor mir, eine solche Zuneigung zu dem Hauptmanne hatte, fuhr Brandon fort, warum hat sie es mir nicht offen gestanden? Warum hat sie sich mir nicht entdeckt, da es noch Zeit war? — Wäre ich der Mann gewesen, sie zur Verzweiflung zu bringen? — Hätte es ein Opfer kosten sollen, ich hätte mich selbst mit Freuden für sie geopfert. — Aber so schmählich an mir zu handeln! —

Mein lieber Assessor, sagte Meyer, wir dürfen die Hände nicht in den Schooß legen. Es muß etwas Außerordentliches geschehen sein. Ich kenne unser Kind, ja, ihr Herz, ihre Seele, ihr ganzes himmlisches, reines Gemüth liegt offen vor mir da. Rosa ist einer solchen That nicht fähig. Nein, ihr aufopferungsfähiges Herz hätte das Aeußerste über sich vermocht, nur nicht eine solche That. Verdammen Sie sie nicht, lieber guter Assessor, ich bitte Sie um Himmelswillen, urtheilen Sie nicht zu vorschnell, denn so wahr ich an einen Himmel, an eine Zukunft da oben glaube, Rosa ist keiner solchen That fähig, und es wird sich erweisen, ehe die Sonne wieder sinkt.

Es steht fest, unerschütterlich fest bei mir, entgegnete der Assessor dumpf, Rosa haßt mich, sie hat es dem Hauptmann entdeckt und ihn aufgefordert, sie vor mir zu verbergen.

Sie sind ungerecht in Ihrem Kummer, lieber Freund, versetzte Meyer, Sie sagen, was Sie selbst nicht glauben, niemals glauben dürfen. Es ist möglich, daß der Hauptmann sie entführt hat, ihm traue ich es zu, sein heftiger, aufbrausender, jähzorniger Charakter mag einer solchen Handlung fähig sein. Aber dann hat er dem Mädchen etwas vorgespiegelt, und sie hat ihm Glauben und Vertrauen geschenkt, wie sie Jedem von uns sich unbedingt anvertrauen würde.

Vorgespiegelt, sagte der Assessor — und sie ist von gestern bis heute fortgeblieben, und sie hat es vergessen, daß am heutigen Tage unsere Verlobung sein sollte! —

Sie hat es nicht vergessen, und sie wird heute wiederkehren, sagte Meyer.

Der Assessor schüttelte das Haupt, er erhob sich, sah seinen Freund eine lange, lange Weile fest und unverwandt an. Dann ergriff er seine Hand, drückte sie stumm und fest und ging.

Mein lieber Assessor, wohin wollen Sie? rief Meyer tiefbewegt, indem er dessen Hand wieder ergriff, nehmen Sie mich mit, ich bitte Sie darum. Was Sie zu thun gedenken, lassen Sie es uns vereint thun. Wollen Sie die Stadt durchforschen, ich gehe mit Ihnen. — Wollen Sie, wo nur irgend möglich, Erkundigungen über ihren Verbleib einziehen, ich folge Ihnen. Sei es wohin es wolle, ich werde vor Nichts zurückschrecken, ich werde bei Ihnen bleiben und mit Ihnen ausharren, wie Ihr treuer und aufrichtiger Freund.

Ich werde sie nicht suchen! sagte der Assessor mit eisiger Ruhe, die gegen seine frühere Bewegung entsetzlich abstach.

Und was wollen Sie sonst thun? fragte Meyer mit gepreßter Brust.

Die Welt vergessen! —

Und mit diesen Worten ging Brandon. Sein Wesen war so fest, so bestimmt und entschieden, daß Meyer ihm nicht zu folgen wagte.

Als aber der Assessor fort war, da brach Meyer zusammen, und seinen Augen entquollen heiße Zähren. So saß er eine halbe Stunde da. Dann endlich ermannte er sich, befahl seinem Diener sofort einen Wagen auf einige Tage zu miethen, und dafür zu sorgen, daß er ihm schleunigst zur Verfügung gestellt würde, dann fuhr er in einer Droschke bei Madame Bertlin vor.

Die Dame trat ihm mit verweinten Augen entgegen. Meyer zog die genauesten Erkundigungen ein. Der Hauptmann war am Abende zuvor um fünf Uhr erschienen und hat mit Rosa eine halbe Stunde später zu Fuß das Haus verlassen. Sie hatten nirgends eine Spur, auf der man ihnen hätte nachforschen können, zurückgelassen. —

Aber Meyer konnte dennoch unmöglich die Hände in den Schooß legen, er fuhr mit seinem Diener aus allen Thoren hinaus und fragte bei allen Thorbeamten nach dem Hauptmanne und seiner jugendlichen Begleiterin. Er fuhr in den nächsten Dörfern umher, forschte auf's Emsigste bei den Gastwirthen, aber der Tag verging, ohne daß seine Mühe nur durch einen Schein von Hoffnung, irgend eine Spur zu erhaschen, belohnt worden wäre.

So verging ein Tag nach dem andern, so verfloß eine ganze Woche, dem armen Meyer entsank der Muth. An den ersten drei Tagen war er jeden Abend nach der Stadt zurückgekehrt, hoffend, Rosa würde zurückgekehrt sein. Er fand sie nicht. An drei Abenden hatte er den Assessor besucht, ihm Trost und Hoffnung einzuflößen, aber Brandon sagte ihm jedesmal:

Ich habe die Welt vergessen! — Und er schien so ruhig und gefaßt, daß Meyer über diesen merkwürdigen, seltsamen Charakter nicht genug erstaunen konnte. —

Die letzten Tage der Woche kehrte Meyer nicht nach der Stadt zurück, sondern fuhr bedeutende Strecken mit der Eisenbahn in's Land hinein, aber Rosa war und blieb verschwunden.

Aber trotz Allem zweifelte Meyer an Rosas vollkommener Unschuld nicht einen Augenblick. Er glaubte unerschütterlich fest an ihre Tugend, ja, in diesem Vertrauen auf den Hauptmann erschien ihm das Mädchen in ihrer ganzen Erhabenheit und Reinheit.

Würde sie ihm nicht vertrauen, sagte Meyer, sie wäre schon längst wieder zurück.

Es war am nächsten Sonntage, als Meyer durch die Straßen Berlins fuhr, um abermals mit der Eisenbahn eine Reise zu machen. Er wollte diesmal nach Hamburg. — Da hörte er plötzlich ein lautes Halt hinter sich. Meyers Kutscher hielt die Pferde an, Meyer blickte sich um, und sein Auge erheiterte sich, der junge Stawinski stand an seinem Wagenschlage. In einem Nu saß er neben dem freudig überraschten Meyer.

Von woher? fragte Meyer mit pochendem Herzen.

Mich sendet Rosa! versetzte Stawinski.

Rosa? —

Mehr vermochte Meyer nicht zu sagen, er sank in den Wagen zurück und bedurfte einiger Minuten — um sich zu fassen.

Sie sendet mich zu Ihnen und dem Assessor, fuhr Stawinski nach einer Weile fort, indem er Meyers Hand in der seinen preßte.

Ja, zu dem Assessor! sagte Meyer, kurz athmend. Der arme Mann hat sehr gelitten.

O, gewiß; versetzte Stawinski.

Und wo ist der Hauptmann? fragte Meyer.

Bei ihr.

Weit von hier? —

In Wien.

Schon acht Tage lang reise und fahre ich herum, um sie aufzufinden.

Wir haben uns das Alles gedacht, ich bin Tag und Nacht gereist, um hierher zu kommen. —

Der Wagen hielt, denn des Assessors Wohnung war nicht weit von der Stelle entfernt, wo Meyer und Stawinski sich begegnet. Der Assessor

saß an seinem Schreibtische und schrieb. Er hatte sich in den wenigen Tagen ungemein verändert. Seine Gestalt war gebeugt, sein Auge hohl und glanzlos, er war wie ein Greis geworden.

Meyer trat allein zu ihm in's Zimmer.

Mein lieber Assessor, sagte Meyer, Gott sei gelobt, ich bringe gute Nachricht — von unserm Kinde.

Ich habe es verloren, versetzte der Assessor mit dumpfer Stimme.

Nein, nein, rief Meyer, sie haben sie nicht verloren, es ist Jemand da, der uns Zeugniß geben wird von ihrer Unschuld.

Und Meyer erhob sich, öffnete die Thür und Stawinski trat ein.

Brandon blickte auf.

Jetzt erzählen Sie uns, mein lieber Freund, sagte Meyer, ich habe Sie noch um nichts befragt, erklären Sie uns, was uns Beiden noch ein Räthsel ist, warum ist Rosa fortgegangen?

Ich will kurz sein, entgegnete der junge Mann. Unterwegs kann ich mich weiter auslassen. Als ich Berlin verließ, um in die weite Welt zu ziehen, da traf ich in einem österreichischen Dorfe mit zwei seltsamen Leuten zusammen. Sie waren auf der Wanderung nach Berlin begriffen, waren alt, und wie es schien, arm und entblößt von Allem. Ich schloß mich ihnen an und erfuhr dann eine merkwürdige Geschichte. In den Steppen Afrikas hatten sich diese beiden Leute getroffen oder vielmehr gefunden. Denn der Eine hatte den Andern gesucht, einen Gatten, der sein Weib verlassen, einen Vater, der sein Kind verlassen, hatte ihn in allen Ecken der Welt seit fast acht Jahren aufgesucht und gefunden. Er hatte sich vorgenommen, ihn zu strafen, aber als er den alten ergrauten leidenden Mann, tiefgebeugt und verkümmert sah, da wurde er von Mitleid bewegt, und hielt treu und fest zu ihm, pflegte ihn in seiner Krankheit und ging nicht mehr von seiner Seite. Viele Gefahren bestand er seinetwegen auf dem Wege in die alte Heimath, um ihn wieder in die Arme seines Kindes zu führen. Und das und noch mehr erfuhr ich und verließ die beiden Männer nicht, denn wir wurden bald vertraut und befreundet mit einander und machten unsern Weg zusammen, um am achtzehnten October miteinander in Berlin zu sein. Aber in Wien erkrankte der Eine von den beiden Freunden und da seine Krankheit bedenklich wurde, schrieb ich an den Hauptmann, und bat ihn, Ihnen meinen Brief mitzutheilen, erwartend, daß Rosa und Sie alle drei zu uns nach Wien kommen würden.

Nach Wien? Rosa und wir alle drei? rief Meyer. — Ach, mein

lieber Stawinski, es ist eine seltsame, merkwürdige Geschichte und ich glaube das Richtige zu ahnen. — Sie hatten Rosas unglücklichen Vater gefunden, und sein Freund — ist Meinhold.

Meinhold und Werner; versetzte Stawinski bewegt — Sie haben es errathen.

Und der Hauptmann verschwieg es uns! rief Meyer.

Ja, er hatte Böses im Schilde, fuhr Stawinski fort, er hat es mir gebeichtet. Er wollte dem Assessor wirklich seine Braut entführen, und er hatte Alles zur Ausführung vorbereitet, als er meinen Brief empfing. Dies bewog ihn, seinen Plan aufzugeben, aber er faßte einen andern — und er entführte sie gewissermaßen Ihnen, indem er Ihnen keine Mittheilung hinterließ, während er Rosa'n sagte, daß er bereits an Sie und Madame Berlin geschrieben und Briefe für Sie zurückgelassen habe. Es ging Alles so eilig, und ich hatte die Abreise allerdings dringlich gemacht, denn Eile that noth. Rosa fand ihren Vater auf dem Sterbebette, aber er war noch glücklich genug, in ihren Armen den letzten Athemzug aushauchen zu können.

Nun erst theilte mir der tiefergriffene Hauptmann mit, daß Sie von nichts wüßten, und ich beeilte mich, hierher zu kommen, und Sie zum Begräbnisse Werners abzuholen, damit Rosa niemals erfahre, welchen Verrath der Hauptmann an ihr und seinen Freunden begehen wollte.

Mit Grabesschweigen hatten Meyer und der Assessor Stawinskis Erzählung angehört und Meyer rief am Schlusse derselben triumphirend aus:

O, ich wußte es wohl, niemals hätte Rosa eine solche Handlung begehen können. —

Der Assessor sagte nichts. Er trat an seinen Schreibtisch und nahm ein Packet, welches er versiegelte. Dann sagte er, indem er es dem jungen Stawinski überreichte:

Ich kann nicht mitreisen, höchst wichtige Obliegenheiten halten mich zurück. Bringen Sie unserer theuren Rosa meinen besten Gruß — und diese Briefe hier. Und jetzt beeilen Sie sich — Sie haben nicht viel Zeit mehr zu verlieren, der zweite Zug geht in einer Stunde ab.

Mit diesen Worten geleitete er Beide aus seinem Zimmer. Meyer sah ihn bewegt und forschend an, dann drückte er ihm die Hand. Es war als wenn er von dem Assessor Abschied nehme auf immer — Eine Stunde später befanden sich Meyer und Stawinski auf dem Wege nach Wien. —

Achtes Kapitel.

Entsagung.

Es war ein kalter, frostiger Herbstabend. Unbarmherzig schüttelte der Wind die letzten Blätter von den Bäumen und trieb sie im muthwilligen, höhnenden Spiele vor sich her. Unsichtbare Geister woben das riesige Leichentuch des Winters, der Himmel blickte durch Thränen, die Fluren mußten ihren letzten Schmuck hergeben, der eisige Hauch des annähernden Todes goß Düsterheit und Trübsinn ringsum über die Natur aus.

In einem Dorfe, zwei Stunden unfern von Wien, wo eben die Eisenbahn feuersprühend heranschnaubte, saß ein Mädchen und ein Mann neben einem Sarge. Ein merkwürdiger Contrast. Ein Mädchen, hold und schön, wie eine eben aufgeblühete Rose, und ein Greis, mit silberhaarigem Haupte, tiefe Furchen der Sorgen, des Kummers und herber Seelenkämpfe im edel geformten Antlitze, hatten sich die Hände gereicht bei einem Sarge, in welchem eine Hand voll Staub, einst Mensch genannt, von allen Chimären, Täuschungen, Thorheiten und Leidenschaften des Lebens anerubete.

Der Greis sah das Mädchen mit einem Ausdrucke voll Innigkeit und Zärtlichkeit an und seufzte, indem er ein über das andere Mal sagte:

Wehe dem, der treue Liebe verschmäht! —

Väterchen, sagte Rosa dann, grämen Sie sich nicht.

Nein, versetzte der Greis, ich gräme mich nicht mehr, mein Kind, ich habe gefehlt, gelitten und gesühnt. Ich habe gefehlt aus Mißverstand und habe gebüßt mit dem vollen Bewußtsein dessen, was ich muthwillig von mir gestoßen. Ich habe mehr als ich gehofft erreicht. Mein Leid konnte größer sein. Ich verließ Dich, eine unmündige Waise, um eine thörichte Rache zu vollziehen. Viel fehlte nicht, Du wärest dem Elende, dem ich Dich kaum entrissen, wieder zur Beute geworden. Ein feindliches, und jetzt könnte ich fast sagen, ein freundliches Geschick trieb mich immer weiter, umsonst versuchte ich wieder heimzukehren, um meine Pflicht an Dir zu erfüllen, wie ich es Deiner unglücklichen Mutter versprochen.

Ich wurde durch die seltsamsten Begebnisse stets daran verhindert. Gott segne meine Freunde, sie haben mich besser und edler geehrt, als ich es verdiente.

Ja, Gott segne sie! sagte Rosa und blickte mit verklärtem Antlitze auf den seltsam bewegten Greis.

Wie sie an Dir gehandelt haben! fuhr dieser fort, indem er mit den Locken des Mädchens spielte. O, wie könnte ich je verlangen, Theil an Deinem Herzen, an Deiner Liebe zu haben! —

Sie lebten stets in meinem Angedenken, sagte Rosa, es war mir stets, als müßte ich Sie noch einmal wieder sehen, ich habe niemals aufgehört, Sie zu achten und zu lieben.

O, ich glaube Dir, mein Töchterchen, ich war in der Ferne stets bei meinen Freunden, ich wußte, daß sie mein Angedenken in Ehren halten würden, und daß ich zu ihnen gehörte im Tode wie im Leben. Aber ich habe dennoch Alles viel besser, viel schöner gefunden, als ich je hoffen durfte, und es wird noch schöner werden, nicht wahr Rosa? — Noch viel schöner wird es werden! —

Rosa sah den Alten fragend an. Sie verstand ihn nicht.

Nicht wahr, Rosa — Du liebst ihn? — O, erröthe nicht, mein Töchterchen, es ist ein so wunderschönes Ding die Liebe, nicht um Alles in der Welt, möcht' ich sie jemals wieder verachten. Nein, schlage nicht Dein Madonnenauge so schüchtern und traurig nieder. Denn Du wirst geliebt, mein Töchterchen, ich weiß es. Ich bin ungeheuer hell und scharfsehend in diesen Dingen geworden. Ja, ich weiß es, daß Du geliebt wirst — und es ist ein gutes, ein braves, ächtes, deutsches Herz — das Du Dir nicht entfremden wirst, mein Töchterchen. —

Rosa legte die Hand auf's Herz und schüttelte das Haupt.

Ach — bist auch ein kleiner Eigensinn, mein Töchterchen, fuhr der Greis fort, aber Du wirst Deinem alten, verwitterten Freunde hören, der Dich am Grabe Deines Vaters, seines Freundes, beschwört, weise treue Liebe nicht von Dir — wenn Dein Herz noch Dir gehört.

Rosa blickte durch Thränen wehmüthig zu dem Greise auf.

Was hast Du auf dem Herzen, mein Töchterchen, fuhr dieser fort. Ich sehe es Dir an, es drückt Dich etwas. Rosa wirst Du mir nicht vertrauen? O, ich weiß wohl, ich bin Dir noch ein neuer Freund, ich stehe Deinem Herzen fern, wenn Du es auch nicht eingestehen willst — aber Du bist mir weder neu und fremd, und Dein Kummer drückt mich, mein Kind.

Vater, sagte Rosa — ich bin verlobt, ich bin Braut. —

Du bist verlobt? Bist Braut? A, das habe ich allerdings nicht geglaubt. Und wer ist Dein Bräutigam, mein Kind?

Der Assessor.

Der Greis fuhr zusammen und sah das Mädchen mit einem Blicke der Ueberraschung an. Rosa, sagte er, ihr Kinn anfassend und ihr forschend in's Auge schauend, ich habe wohl nicht recht gehört — den Assessor Brandon meinst Du? —

Rosa nickte bejahend mit dem Haupte.

Und Du hast ihn freiwillig gewählt?

Ja, versetzte Rosa.

Kind, Kind, rief der alte Mann — dann bist Du blind gewesen, dann hast Du übereilt gehandelt, dann um Gotteswillen besinne Dich, da es noch Zeit ist.

Es ist zu spät, Väterchen, versetzte Rosa, und bedeckte ihr Antlitz mit ihren Händen.

Es ist nicht zu spät, rief da plötzlich eine tiefe Stimme, und der Hauptmann trat ins Zimmer. Komm Töchterchen, sagte er, setze Dich hier neben uns, neben zweien Deiner Pathen. Ich werde unserm lieben Freunde die Geschichte erzählen, die Geschichte von unserer Thorheit, und wie viel Leid wir Dir zugefügt, und wie heldenmüthig Du es ertragen hast, und welche Narren wir alle drei, Meyer, der Assessor und ich gewesen sind — und wie uns Beiden außer dem Assessor die Augen geöffnet worden sind, und wie der Letztere noch immer eigensinnig darauf beharrt, Dich unglücklich zu machen mit seiner Liebe. Aber tröste Dich, tröste Dich, meine Rosa, ich werde Dir alle meine Sünden und Thorheiten unverhohlen beichten, und Du wirst einsehen, daß es nimmer geschehen darf, daß Du einem Deiner Pathen ganz zu eigen werdest und Du wirst das letzte Wort auszusprechen vermögen, ja, Du wirst stark genug dazu sein, es offen zu bekennen: Du könnest den Assessor, so gut Du ihm als Deinem Pathen auch bist, nicht freien, ohne unglücklich zu werden.

Und nun begann der Hauptmann die Geschichte ihrer Kämpfe zu erzählen, er verschwieg nichts, nichts von sich, nichts von den Anderen. Er gab sich durchaus keine Mühe, irgend eine seiner Handlungen zu beschönigen, desto mehr aber lobte er den biederen und edelmüthigen Sinn Meyers und war großherzig genug zu gestehen, daß dieser der Einzige sei, der es verdient habe, den Preis des Kampfes zu erringen.

Mit dem gespanntesten Interesse hörte der Greis des Hauptmanns Erzählung an, den einzigen Commentar, den er dazu gab, bestand in

einem erstaunungsvollen Kopfschütteln. Rosa saß versunken in Gedanken da, ihre Augen füllten sich mit Thränen, es war ihr, als höre sie ein Märchen, in welchem eine ganz Andere als sie die Hauptrolle spielte, aus ihrer Seele stieg plötzlich die sonderbare Frage auf, was sie thun würde, wenn sie an jenes Mädchens Stelle wäre, von dem der Hauptmann sprach.

Ja, was sie thun würde? —

Und in diesem Momente war es — wo Rosa mehr als je es inne wurde, das sich der Gott der Liebe in des Weibes reinem Herzen einen heiligen Altar errichtet habe, auf dem es größere Opfer darzubringen vermöge, als der edelste Mann. Sie hatte sich gefragt was sie thun würde und sie hätte die Antwort für sich selbst gefunden. Ihr Entschluß stand unerschütterlich fest. Ja, sie wollte den Assessor bitten, auf ihre Hand zu verzichten, und diese Hand wollte sie frei behalten, auf daß sie in Liebe frei und ungebunden walten könne, wie Gottes Herz frei und ungebunden waltet, wie Gottes Liebe waltet. Es war eine Vermessenheit für ein menschliches Herz dieser Gedanke. Aber nur eine erhabene Seele ist fähig ihm ihr Leben ganz zu weihen, und ihn lebendig zu machen, so weit ein Menschenherz reicht, so weit es die Welt zu umfassen vermag.

O, wie verklärt empfing Rosa jetzt den biedern Meyer und den wackern Stawinski, als sie jetzt leise und ruhig eintraten, so daß der Greis sie nicht bemerkte. Als dieser aber Küsse rauschen hörte, die Meyer seinem wiedergefundenen Kinde zärtlich und herzlich auf die jungfräuliche Wange drückte, und sich dann erhob und Freund Meyer erkannte und dieser tiefbewegt den wackern Greis an die Brust drückte und der Name Meinhold über seine Lippen zitterte, da wandte sich Rosa mit zitternder Stimme an Stawinski und fragte ihn, ob der Assessor nicht mitgekommen?

Er hat mir dieses für Sie gegeben, sagte Stawinski und überreichte dem Mädchen ein versiegeltes Couvert.

Rosa erbrach es. Das Erste was ihr in die Augen fiel war ein Briefchen. Es enthielt folgende Worte:

Du liebst mich nicht, Du konntest mich nicht lieben — wie ich Dich liebe. — Ich war ein großer Thor. Sei frei! — Du bist nicht mehr meine Braut. Wähle, wen Du willst. Du hast im Voraus meinen Segen, dem ich beifolgendes Brautgeschenk hinzufüge. Noch einmal, sei frei und mögest Du stets so glücklich sein, wie es innig für Dich erfleht

Brandon.

Er wird also nicht kommen, sagte Rosa, als sie dieses Schreiben gelesen hat. Nun wohlan, wir gehen zu ihm.

Vom Assessor? fragte der Hauptmann, indem er an das Mädchen herantrat.

Rosa übergab ihm den Brief, den der Hauptmann schnell überflog. Hallelujah! rief er, den Brief in die Höhe haltend und auf Rosas Stirn einen glühenden Kuß drückend. Sie hat überwunden, unser Töchterchen, auch der Assessor ist zurückgetreten. Nun aber wollen wir uns von einer ähnlichen Blamage gründlich schützen. Herr Stawinski, geben Sie mir mal Ihre Hand, und Du Rosa, ebenfalls Dein Pärschchen. —

Stawinski und Rosa sahen den Hauptmann verlegen an, Meinhold und Meyer aber nickten sehr zufrieden dem Hauptmanne ihre Beistimmung zu.

Na, wollt Ihr gleich! rief der Hauptmann. Hier an diesen Sarg tretet her. Da könnt ihr Eure Herzen innerlich für Euch ausschütten. Ihr habt Euch über einem Sarge ewige Freundschaft gelobt, gelobt Euch jetzt über einem Sarge ewige Liebe.

Ich gelobe sie! sagte Rosa, legte die Hand auf's Herz und erfaßte Stawinskis Hand — niemals werde ich einem Manne mehr angehören als Ihnen, Stawinski.

Stawinski führte bebend Rosas Hand an seine Lippen.

Und die Hochzeit ist? fragte Meinhold, indem er sich behäbig die Hände rieb.

Wird niemals sein, versetzte Rosa. — Unsere Liebe ist groß geworden in der Weihe der Entsagung, sie soll leben und sterben in ihr.

Und Rosa hob die Hände in die Höhe wie zum Schwur.

Die drei Freunde blickten sich überrascht einander an.

Meine lieben Pathen, fuhr Rosa fort, unser Freund Stawinski versteht mich und ist zufrieden mit mir. Wir werden gewiß so recht glücklich sein. Wir wollen mit einander leben in Freundschaft und Liebe. Sie sind was Sie immer waren, meine lieben Pathen, und Stawinski ist mein theurer Bruder. Und wenn wir alle unsere Herzen, als den besten Schatz, den wir besitzen, zusammenlegen und gemeinsam für das Wohl unserer Nächsten thätig sind, wenn wir all den edlen Egoismus, den wir besitzen, der Menschheit und der Nächstenliebe zum Opfer bringen, da werden wir es bald finden: daß nur der wahrhaft glücklich ist, Andere ganz zu beglücken, der für sich selbst zu leben aufgehört.

Amen! sagte Meyer, das war ein wahres, ein großes Wort.

Amen! sagte Stawinski und preßte die Hand auf sein stürmisch pochendes Herz.

Meinhold schüttelte ernst das Haupt.

Ich sage auch Amen, sag'e er, aber nicht Sela, Kinderchen. Ich sehe nicht ein, warum sich Rosa einem fortgesetzten Märtyrerthum unterwerfen will? — Wenn sie unsern jungen Freund liebt — und sie liebt ihn, das weiß ich — warum nicht durch den Priester segnen lassen, wenn a nicht sein Weib werden? Wie — will Rosa ferner noch etwa auf uns alte Burschen Rücksicht nehmen? — Ist es nicht genug, wenn wir die Aussicht haben, zu Großvätern zu avanciren und Enkelchen auf dem Schooß zu wiegen? — Also Hochzeit gemacht, meine Kinder, werdet mir um Gotteswillen keine Idealisten und Träumer, wie ich hereinst einer war. Immer hübsch praktisch, und dabei gut und brav, und die wahre ächte Liebe nicht verschmäht, und die Narren nicht geschont, sondern ausgelacht und wären wir's selbst. Ein Küßchen, und was noch sonst für einen Vater oder Großvater sich schicken mag, wird und unser junger Freund nicht mißgönnen, im Uebrigen wird er Rosas Gatte und wie behaupten wie bisher die Rechte von Pathen, Vätern, Großvätern. Ich denke, da ist Jedem seine Grenze angewiesen, innerhalb welcher reiche Liebe gewährt und empfangen werden darf. Was meinen Sie, lieber Hauptmann? —

Sie sprechen mir aus der Seele, Freund Meinhold. Es muß die Sache entschieden werden, die streitige Grenze muß endlich abgesteckt werden, sonst ist der Frieden nicht gesichert. Ich stimme für die Hochzeit.

Und ich ebenfalls von ganzem Herzen und von ganzer Seele, sagte Meyer, doch ich glaube, wir thun erst hier unsere Pflicht und lassen den jungen Leuten Zeit, sich über ihr gegenseitiges Ziel auszusprechen und zu verständigen.

Und mit diesen Worten trat Meyer an den Sarg und hob den Deckel in die Höhe. Ich habe ihn so oft gewünscht zu sehen, sagte er, und ich war einige Zeit so glücklich, in dem Glauben, ihn gefunden zu haben. —

Rosa weiß es, sagte der Hauptmann, ich habe ihr eine Generalbeichte abgelegt.

O, wie konnte ich mich so plump belügen und täuschen lassen, fuhr Meyer, in den Anblick der Leiche versenkt, fort. Er hat sehr gefehlt, er hat ein großes, entsetzliches Unrecht an Frau und Kind begangen, aber es liegt trotz dem Geist und Herz in diesen Zügen. Möge Gott,

der ſicherlich kein Gott der Rache und finſteren Vergeltung iſt, Ruhe und Frieden ſeiner heimgegangenen Seele ſchenken! —

Mit dieſen Worten ließ Meyer den Deckel wieder ſinken. Es kam gerade der Leichenwagen, welcher die Leiche auf den Begräbnißplatz bringen ſollte. Ein einfacher Bauernwagen, den jedoch der Hauptmann mit ſchwarzen Decken, die er in der Stadt gekauft, hatte behängen laſſen. Und ſo wurde er, von der kleinen Geſellſchaft gefolgt, auf den Kirchhof gebracht. Dort lagen, wie zu alten Zeiten, und wie es auf den Dörfern noch gewöhnlich iſt, die Todten um die Kirche geſchaart — gewiß eine der ſchöneren Sitten, welche der Civiliſation zum Opfer gefallen. Das Grab empfing ſeinen Todten — und wieder war ein Blatt am großen Baume des Lebens abgeſchüttelt, eine Hand voll Staub dem Staube zugeſellt.

Noch am ſelben Tage fuhren Roſa und ihre Freunde nach Berlin zurück.

Neuntes Kapitel.

Er will die Welt vergeſſen!

Aſſeſſor Brandon ging in ſeinem Zimmer tiefſinnig auf und ab. Dann und wann trat er an den Schreibtiſch und ſchrieb eine Notiz in ein großes Buch, welches aufgeſchlagen auf demſelben lag. Die tiefſte Ruhe herrſchte ringe um ihn her. Es war ſchon ſpät am Abende.

Drei Viertel auf zehn, ſagte er, indem er auf die große Wanduhr ſah, noch neun Viertel Stunden, — dann werde ich wieder ſein, was ich dereinſt geweſen — ungeboren, weniger als ein Kind, weniger als das Gewürm, das ſich an mir ſättigen wird.

Hamlet, thörichter Grübler über Sein und Nichtſein! — Kindiſcher Zweifler an des Grabes Leere, — vollkommen iſt nur der Tod! —

Ich werde die Welt vergeſſen! — Süßes Nichtsempfinden, aufgelöst im All — ſchmerzlos — wehelos, das iſt der Tod, vor dem die Menſchen zittern, das iſt die Ewigkeit, die ſie paradieſiſch ſchmücken — o —

als wäre es nicht genug, einzuſchlummern mit dem Gedanken — ich kann die Welt vergeſſen! —

Und der Aſſeſſor ſtellte ein polirtes Käſtchen auf den Tiſch, er öffnete es, ließ den Deckel aber zuſammenfahrend wieder ſinken. Denn er hörte es klingeln und horchte der Stimme ſeiner Wirthſchafterin, die ſehr laut ſprach.

Endlich trat ſie zu ihm ein und meldete ihm, daß ihn drei Herren zu ſprechen wünſchten und ſich durchaus nicht abweiſen laſſen wollten. Die Beiden ſeien ihr bekannt — der Hauptmann von Jachmann und Herr Meyer.

Sie mögen eintreten, ſagte der Aſſeſſor, und ſetzte raſch das polirte Käſtchen fort. Dieſe Störenfriede, ſagte er dann leiſe, gönnen mir die letzte Stunde nicht. Wir haben mit einander abgeſchloſſen. Was wollen ſie noch? —

Mein lieber Brandon, rief Meyer jetzt eintretend, wir kommen ſpät, aber wir konnten es nicht über uns gewinnen, die Nacht vorüber gehen zu laſſen, ohne Ihnen unſern herzlichen Dank für Ihren Edelmuth abzuſtatten. Roſa läßt Sie herzlich grüßen und es iſt ihr innigſter Wunſch, Sie Morgen zu ſehen und mit Ihnen zu ſprechen. Wir ſind nicht längſt von Dresden angelangt. Und da ſteht ein alter, guter Bekannter, der ebenfalls vor Begierde brennt, Sie noch heute zu ſehen.

Mit dieſen Worten deutete Meyer auf den alten Meinhold, der in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde des Zimmers ſtand, und den Aſſeſſor voll Intereſſe betrachtete.

Ach — Meinhold! rief der Aſſeſſor, der erſt jetzt dieſen Dritten bemerkte, ich habe ſchon gehört, daß Sie aus dem Grabe wieder auferſtanden ſind. — O, Sie närriſcher Menſch, wurde es Ihnen ſo ſchwer, die Welt zu vergeſſen? —

Es iſt allerdings ein ſaures Stück Arbeit, verſetzte Meinhold, nachdem er den Aſſeſſor mit Innigkeit umarmt hatte, die Welt zu vergeſſen, in welcher man grau geworden iſt und Freunde gefunden hat, die noch darin zurückgeblieben.

Und Sie wollen ſich dieſen Freunden wieder zugeſellen, fiel der Aſſeſſor ein. Ich bitte, ich bin nicht mit bei der Partie. Ich danke recht ſehr. Ich habe mich einmal von Ihnen zu ſo ſchlimmen Thorheiten verleiten laſſen. Oder wollen Sie noch einmal daran gehen, und uns wieder eine ſolche gefährliche Erbſchaft hinterlaſſen?

Wie Sie wieder argwöhniſch ſind! verſetzte Meinhold. Ich bin ja

nur wieder gekommen, um dieſen Erbſchaftsſtreit zu ſchlichten, lieber Freund.

Die Todten ſind aus dem Beſitz geſetzt, den Todten gehört nicht einmal ihr eigener Staub, entgegnete der Aſſeſſor, nicht in Ihrer Macht ſteht es, dieſen Streit zu ſchlichten. Das war und iſt Sache Ihrer Erben. Und wir ſind fertig.

Nein, ſagte Meinhold, das iſt eine ſchlechte Abrechnung unter Freunden. Sie ſcheinen mich auch jetzt noch den Todten zuzuzählen, Brandon, aber ich werde die Rechte eines Lebenden geltend machen, und ich laſſe mich nicht ſo kalt zurückweiſen, wo mich Banden der Freundſchaft feſſeln. Ja, ich merke wohl, Ihnen hat dieſer unſelige Kampf das Herz gekoſtet. Sie wollen nichts mehr von der Welt, von der Freundſchaft — nichts mehr von der Liebe wiſſen. Ich habe es immer geſagt, Sie ſind ein Egoiſt, mein lieber Freund, wenn auch der beſſern Art. Sie wollen Alles für ſich behalten, die Freude und den Schmerz des Lebens. Auch nicht den kleinſten Abfall von Ihren Leiden und Ihrem Glücke gönnen Sie den Freunden aufzuheben, und ungenügſam ſind Sie dazu. Das Blümlein an dem Wege haben Sie niemals geachtet. Das Beſcheidene haben Sie ſelten der Aufmerkſamkeit gewürdigt, — es mußte immer etwas Bedeutſames ſein, bei dem Sie verweilen ſollten. Und wenn Ihnen etwas wehe thun ſoll, da muß es ein recht großer Schmerz ſein. Nun, ich glaube, Sie haben es ſo weit getrieben, bis Sie es durchgeſetzt. Sie haben ſich mit Gewalt verliebt, Sie böſer Spötter. Sie Verächter aller Zärtlichkeit, ja, ich behaupte es vor Gott und aller Welt, Sie haben ſich mit Gewalt verliebt, um einmal recht, recht tief des Kummers Stachel in die Bruſt zu drücken — und nun kommen Sie, und machen mich todten, längſt vergeſſenen Mann für ſeine Hinterlaſſenſchaft verantwortlich, die er Ihnen doch nicht zum Kummer, ſondern zur Freude hinterlaſſen! Sehen Sie — ſolche Thorheit ſind Sie aus purem Egoismus im Stande zu begehen, und Sie wollen mir, Ihrem Freunde, ſtolz den Rücken kehren, als wäre es eine Heldenthat — die Welt zu vergeſſen.

Meinhold hatte ſo ernſt, mit ſolchem Eifer und ſolcher Würde geſprochen, daß ihn Meyer mit unendlichem Wohlgefallen betrachtete, während der Hauptmann beiſtimmend in ſich hinein brummte. Aber der Aſſeſſor kalt, ſtolz, ruhig, ſeine Gefühle mitten im heftigſten Sturme, wie immer, beherrſchend, ſagte gelaſſen:

Morgen ſollen Sie auf Ihre Rede Antwort haben.

Und noch Eins, fuhr Meinhold fort, Sie haben dem Mädchen ihr Wort zurück gegeben, aber Rosa will von ihrer Freiheit nur einen bedingten Gebrauch machen. Sie hat sich selbst angelobt — als Jungfrau zu sterben. Wir drei haben bereits dagegen protestirt, weil wir wissen und überzeugt sind, und weil sie selbst kein Hehl mehr daraus macht, daß sie den biedern Stawinski liebt. Wir bitten Sie, mit uns dahin zu wirken, daß sie ihre weibliche Bestimmung erfülle, und den Bund der Liebe, zu welchem ihr Herz sie hindrängt, unter dem Segen des Priesters schließe.

Ich habe Rosa frei gemacht, entgegnete der Assessor, ich habe auf Ihre Hand Verzicht geleistet — ich habe es ihr anheimgestellt, zu freien, wen sie liebt. Bringen Sie ihr nochmals meinen herzlichsten, innigsten Gruß, meine Glückwünsche — meine Zustimmung zu diesem Bunde — mein Lebewohl.

Ihr Lebewohl? riefen Meinhold und Meyer zugleich und blickten forschend in des Assessors Antlitz, das von seiner Todtenblässe ein weniges verloren hatte.

Mein Lebewohl! — Ich werde sie nimmer wiedersehen.

Böser Mensch, rief Meinhold, wie teuflisch Sie sich zu quälen verstehen. Aber Sie werden sich schon besinnen. Wir acceptiren Ihr Lebewohl nicht, wir werden kommen und wieder kommen und nicht eher aufhören, Sie zu bestürmen, bis Sie andern Sinnes geworden, und wieder, wie ehemals, mit an unserm Junggesellentische sitzen. O, ich habe Ihnen eine Menge Geschichtchen zu erzählen, die ich, während der Zeit, die Sie mich hier aus dem Adreßkalender der Lebendigen gestrichen hatten, erlebt habe. Und da werden Sie mal wieder ungläubige Gesichter machen und viel über mich spotten, aber es wird Ihnen Alles nichts helfen — erlasse Ihnen kein Jota davon — denn es steht Alles in den Acten.

Nun, so schreiben Sie noch unsere seltsame Geschichte hinzu, versetzte der Assessor, sie ist des Aufschreibens werth — und vielleicht, daß ich selbst einmal davon Gebrauch machen kann. Denn wenn mich der liebe Gott, dort oben, oder dort unten — wer weiß, wo es geschehen mag, nach meinem Leben und meinen Thaten fragen und Rechenschaft verlangen wird, dann werde ich ihm sagen: Freund Meinhold weiß das besser als ich, denn es steht in seinen Acten.

Noch immer derselbe Spötter! drohete Meinhold, aber Sie sollen jetzt anders werden, ich lege mich darauf, Sie zu bessern, und ich glaube wohl, daß Sie gegen mich etwas gläubiger sein sollten, als früher,

denn — was nicht in meinen und in Ihren Acten steht, davon weiß mein erbleichtes Haar zu erzählen. Leben Sie wohl — auf Wiedersehen, Freund.

Und Meinhold reichte dem Assessor die Hand zum Abschiede. Der Assessor sah dem alten Manne lange in's abgehärmte und bewegte Antlitz. Seine Züge verloren allgemach ihre eisige Ruhe, er sprach keine Sylbe mehr, vielleicht hätte auch seine Stimme gezittert, dann gab er den Andern die Hand, die ihn wehmuthsvoll anblickten. Als er dem Hauptmann die Hand reichte, schien Brandon wieder ganz der Alte zu sein und er sagte ruhig und kühl:

Den Theil Ihres Vermögens, um welchen Sie Schnapse betrogen hat, das heißt, welcher direct in seine Tasche geflossen ist, erhalten Sie aus seinem Nachlasse zurück. Ihre Sache ist entschieden und steht unzweifelhaft fest.

Mit diesen Worten entließ er die Freunde, welche er bis an die Hausthüre begleitete, dann trat er rasch zurück, als wollte er es vermeiden, noch einmal von ihnen Abschied zu nehmen. Die Uhr schlug gerade elf.

Nach einer Weile öffnete er das Fenster. Noch konnte er die drei Freunde sehen, sie gingen Arm in Arm. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, einer seiner Sterndemanten nach dem andern begann aufzublitzen. Die Straßen waren öde, die Häuser dunkel — die Menschen drinnen hatten die Welt vergessen.

Brandon schloß das Fenster wieder. Er trat an den Schreibtisch und ordnete noch einmal seine Papiere, besah die Siegel der verschiedenen Packete, überlas einen Brief, welcher offen auf dem Tische lag. Es war nur wenige Minuten vor zwölf. Er nahm das polirte blanke Kästchen und öffnete es. Eine Pistole erglänzte in seiner Hand. Er setzte sich nieder auf seinen Lehnstuhl. Jetzt schlug es zwölf. Brandon setzte den Lauf der Pistole in den Mund, eine unmerkliche Bewegung — ein Blitzen, ein Zucken — nieder sank er und er hatte die Welt vergessen!

Zehntes Kapitel.

Das Waisenhaus.

Wir sind am Ende. Das Geschick der Helden unsers Buches hat sich erfüllt. Was wäre es, was wir noch hinzuzufügen hätten? —

Wir könnten noch die Sensation beschreiben, die der Tod des Assessors bei seinen Bekannten und Freunden hervorrief, und wie verschiedene und seltsame Motive man seiner entsetzlichen That unterschob. Wer allein die Wahrheit ahnete und wußte, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen.

Die Freunde kamen darin überein, alle mögliche Vorsorge zu treffen, damit Rosa nichts von den wahren Umständen des Todes ihres Pathen erfahren sollte. Man sagte ihr, er sei vom Schlage getroffen worden. Dennoch wurde Rosa sehr betrübt und nachdenklich, sie schien die Ursache seines Todes zu ahnen, und dies bestärkte sie in ihrem Vorsatze, keine eheliche Verbindung einzugehen.

Die Freunde drängten nicht in sie. Man wollte erst einige Zeit vorübergehen lassen, man hoffte, daß Rosa dann ihren Entschluß ändern würde. Aber man täuschte sich, Rosa hatte entsagt — sie blieb fest und entschieden.

Von dem Vermögen, welches ihr der Assessor hinterlassen hatte, gründete sie im Verein mit Stawinski eine Erziehungsanstalt für Kinder aus den bessern Ständen, welche entweder beide Eltern oder den Vater verloren hatten, ein Waisenhaus, welches eine große Lücke in den Institutionen der Gegenwart ausfüllte. Nie ist eine Anstalt auf humaneren Grundsätzen basirt gewesen, niemals hat ein menschliches Herz mehr raffinirt in dem Ersatz verlorener Liebe. In dem Statut, welches Rosa selbst entwarf, standen unter Anderen die Worte:

> Womit die Welt am meisten kargt, was sie am schwersten giebt, und was den Kindern zur Veredlung nothwendig ist, wie den Pflanzen die Feuchtigkeit — zärtliche Liebe, das ist, was in dieser Anstalt den unglücklichen Waisen, welche hier Zuflucht suchen, im vollsten Maße zu Theil werden soll. Und Ihr möget es wissen, die Ihr den heiligen Beruf der Erziehung gewählt und Euch Lehrer und Lehrerinnen nennt, daß in dieser Anstalt nur Menschen thätig sein sollen, welche Welt- und Menschenkenntniß besitzen, deren Charakter gestählt ist im Sturme des Lebens, und die es erkannt und gefun-

den haben, was dem kleinmüthigen, gedrückten und verzagten Herzen am wohlsten thut. Hier sollen nicht lehren, die noch zu jung an Jahren sind, hier sollen nicht lehren, die nicht selbst verwaist waren, hier sollen nicht lehren, die nicht Gott selbst zu diesem heiligen Amte berufen und mit Menschenfreundlichkeit und Biedersinn reich ausgestattet hat. Wer hier lehren will, muß seine Feinde lieben können, und es als die schönste That betrachten, ein Menschenherz von dem Drucke zu erlösen, den ihm das Geschick aufgelegt. Wer hier lehren will, muß ein Wesen besserer und höherer Art sein, und nur wer das in Wahrheit von sich sagen kann — melde sich zum heiligen Werke der Waisenerziehung.

So wurde diese Anstalt vor Allem reich ausgestattet mit Liebe. Rosa war eine vestalische Jungfrau anderer Art. Den geweiheten Altar, den sie bewachte, die heilige Flamme, die sie nimmer ausgehen ließ, war das Gebet, welches die erhabenste Lehre göttlicher Menschen aller Zeiten war:

Ihr sollt Euch lieben wie Kinder eines Vaters!

Lehrer und Lehrerinnen, Eltern, Vormünder, Erzieher solltet Ihr an Eure Herzen greifend, irgend eine Empfindung, eine Eigenschaft entdecken, die Euch unfähig macht zu dem heiligen Werke der Pflicht und des Berufes, tretet in den schönsten Tempel, welchen Liebe und Gottesfurcht erbaut, in das Haus, welches Rosa mit Hülfe ihrer Freunde aufgerichtet, und lernet, wie viel geistige Armuth und klägliche Beschränktheit abgelegt werden, wie viel Hochmuth und Aufgeblasenheit, wie viel Dünkel und Verkehrtheit, wie viel Rohheit und Lieblosigkeit beseitigt werden muß, ehe ihr in Wahrheit von Euch sagen dürft:

Ihr seid Erzieher, Ihr pflanzet den Geist fort, der die Welt beseelt.

Und wenn Ihr irgend etwas an dieser Geschichte nicht glaublich findet, dann besucht die Tischgesellschaft unserer Pickwickier. Ihr werdet da wieder vier Männer finden, die behäbig und freundschaftlich neben einander sitzen, Meyer, der Hauptmann, Meinhold und Stawineki. Sie sprechen von vergangenen Zeiten, von unserer Geschichte. Meinhold hat sie Wort für Wort aufgezeichnet und er würde sehr böse werden, wollte man den geringsten Zweifel daran gegen ihn laut werden lassen — denn es steht in den Acten!

Nachschrift.

Der Autor kann sich von seinen Lesern nicht trennen, ohne ihnen auch über diejenigen Personen einige Mittheilungen in Bezug auf ihr ferneres Schicksal zu machen, welche eine untergeordnete Rolle in unserm nunmehr geschlossenen Buche spielten.

Von Meister Brese erwähnen wir, daß er seine Wette, in Bezug auf die Gumpel, wirklich gewonnen hat, denn er heirathete sie sehr bald, und er war so glücklich mit ihr, wie es nur ein Wesen sein kann, das den amerikanischen Nähmaschinen durchaus nicht den Rang zuerkennen will, welches die Schneider seit so vielen Jahrtausenden in der menschlichen Gesellschaft einnehmen.

Seine Hauptbeschäftigung in den Mußestunden war, die geborene Gumpel und verehelichte Brese mit den Charakteren, der Vergangenheit und den Aussichten der Schuldner bekannt zu machen, die in seinem Buche verzeichnet waren, und wir können es fernerhin nicht unerwähnt lassen, daß der Meister in den vier und zwanzig Stunden nach der Hochzeit bereits ein halbes Hundert Wetten mit seiner jungen Frau abgeschlossen hatte, daß der dermaleins ganz gewiß zu erwartende Sprößling, natürlich ein höllischer Junge, der erste Schneidermeister des Jahrhunderts werden würde. Madame Brese hatte hiergegen nichts einzuwenden und wandte auch wirklich nichts ein, sondern sah den Lehrburschen Wilhelm Kirschgrün mit einem ganz kirschrothen Gesichte an und lächelte in ihr schneeweißes Taschentuch hinein, welches sie sich eigends zur Hochzeit angefertigt hatte.

Im übrigen liebte sie ihren Mann und gewährte ihm alle seine Wünsche, welche selten über eine saure Gurke, oder einen Sechserkuhkäs, oder einen kleinen Kümmel, oder eine Weiße, oder einen Häring, oder endlich einen Kuß hinausgingen, opferwillig und zuvorkommend.

Auch Wilhelm hatte gegen seine neue Meisterin eigentlich nichts auszusetzen. Er meinte zwar, die Stullen seien manchmal nicht ganz so groß, wie an jenem unvergeßlichen Abende, an welchem sein Herr eine so verwegene Wette, die er nun richtig gewonnen hatte, einging, aber er konnte auch andererseits nicht leugnen, daß sie niemals vergaß, seinen Kaffee mit Syrop zu süßen, eine Gourmandise, welche ihm bei seines Meisters unverehelichten Zeiten völlig unbekannt geblieben war.

Im Ganzen vertrug er sich sehr gut mit dem Ehestande seines Meisters und er meinte auch, daß er fast darauf wetten möchte, daß er auch einmal freien würde, natürlich könne er noch nicht sagen, fügte er vorsichtig hinzu, ob es eine magnetische Ehe oder eine standesmäßige Heirath werden würde.

Einem andern Pärchen ging es nicht ganz so gut, wie den Eheleuten Brese. Hannens alte Tante Pettheimer war nämlich freundschaftlich genug, um ein ganzes Jahr früher zu sterben, als Jakob und Hanne eigentlich berechnet hatten, und sie etablirten nun einen Victualienkeller und ließen sich priesterlich einsegnen. Das junge Paar liebte sich nun zwar genügend für das gewöhnliche Leben, aber Hanne hatte große Anlagen eine Baldrian I. en miniatur zu werden, was sich Jakob jedoch nicht gefallen lassen wollte. Wenn Du mich auch bisher von meiner zärtlichen Seite hast kennen gelernt, pflegte er zu sagen, so mußt Du doch wissen, daß ich auch sehr eklig werden kann, sehr, also störe den häuslichen Frieden nicht durch Eingriffe in meine Rechte. Von diesen kleinen Zwistigkeiten abgesehen, welche durch ein paar Püffe und einige Verletzungen, die ohne Chirurg heilten, sehr bald ausgeglichen wurden, lebten Jakob und Hanne ganz vergnüglich und sorgenlos, und Jakob machte sich große Hoffnungen, es bis zum Hausbesitzer und Rentier zu bringen. Mit Kindern wurde ihre Ehe nicht gesegnet, wofür sich das Paar mit den vielen Schuhen tröstete, welche andere kinderbegabte Eheleute kaufen müßten, und endlich meinte Jakob, es wäre noch Zeit genug, wenn er als Rentier und Hauseigenthümer Vater würde. Allerdings könne er wohl sagen, möchte er nicht, daß sein altes Geschlecht, das sogar einen Stammbaum habe, mit ihm aussterben sollte. Ob Hanne mit ihm in diesem Punkte völlig einverstanden war, wissen wir nicht, aber so viel steht fest, daß sie oftmals sagte, sie danke und preise ihren Gott, daß sie nicht ein so entsetzliches Kindergeschrei um sich hören müsse, wie die Nachbarin im Gemüsekeller, und daß sie, wenn sie einmal Hausbesitzerin werden sollte, ganz gewiß nie zugeben würde, daß ihr Mann Familien mit Kindern einnehme.

Nun ein Wort von Madame Bremer. Sie kam, denn der Aſſeſſor hielt gewiſſenhaft ſein Wort, ſehr gut davon. Ihr Ruf blieb ungetrübt, und ſie gab auch ihre Reſtauration nicht auf. Jedoch konnte ſie deren gänzlichen Verfall nicht hindern, ihre Erwerbsquellen begannen zu ſtocken und ſie verſank in Armuth, lebte aber zu ihrem Unglücke noch lange. Wohl keiner von ihren ehemaligen Kunden mag eine Ahnung davon gehabt haben, wenn er zuweilen eine alte, zerlumpte Bettlerin in den Straßen dahin ſchleichen ſah, — daß dieſe die ehemals ſo elegante und feine Frau war. Sie ſtarb im Hoſpitale, ein altes, gekrümmtes, vertrocknetes Mütterchen. Sie hinterließ nichts als einen zerbrochenen Krug mit dem Ueberreſt einer ordinären Schminke, deren ſie ſich noch bis zu ihrem Tode bedient hatte.

Grunow endlich abſolvirte ſeine Studien und wurde ein wackerer Juriſt, der allen Teufeln dieſer Welt keck und dreiſt zu Leibe gehen wollte. Leider aber erkannte er bald, daß es der Teufel zu viele gab, und daß ſie in der Regel gar keinen Leib hatten, dem ſich beikommen ließ, und daß die Teufelei überhaupt eine von den Ingredienzen dieſer Welt wäre, welcher das Leben ſo wenig, wie die Spitze des Salzes, und die athmensfähige Luft des Stickſtoffes, entbehren könne.

Von dem Frauenverein zur Veredlung der Seele und des Herzens, wiſſen wir nur äußerſt wenig anzuführen, dieſer Verein ſcheint ſich nämlich aus Mangel an Seelen und Herzen aufgelöst zu haben. Die letzte Handlung, welche er als Verein beging, war ein Beſuch bei Kroll zur genauern Beſichtigung der Zulukaffern. Es wurde zuvor drei Stunden lang darüber debattirt, ob es nicht anſtändiger geweſen wäre, wenn die Zulukaffern in einem völlig dunkeln Lokale ausgeſtellt und man das Publikum nur durch die Taſtſinne zu dieſer Anſchauung des idealen Wildlebens zugelaſſen hätte. Namentlich ſtellte Fräulein Hammerbein dieſe Behauptung auf. Die Meinungen waren jedoch ſehr getheilt, und die Majorität ſetzte es durch, daß der Verein ein feierliches Anathema über dieſe Kaffern ausrief. Nicht deſtoweniger begegneten ſich noch am ſelben Abende ſämmtliche Mitglieder in dem kleinen Zirkel, welcher die Kaffern ſo hartnäckig umſchloß, daß die armen Teufel nicht heraus konnten. Die Damen waren unermüdlich, ſie zu betaſten und Fräulein Hammerbein erklärte am andern Tage ganz offen, ſie ſei gerührt von dieſer großartigen Naturſeltenheit, von dieſer Weichheit eines Felles, dem ſie ſelbſt ihren ſo koſtbaren Muffen unbedingt den Vorzug einräumen

müſſe, und ſie könne dem Verein nur rathen, die Zulukaffern einem tieferen Studium zu unterwerfen.

Der Verein ſtimmte dem bei, beſuchte allabendlich die Kaffern, gerieth aber ſpäter bei der Frage ob die braune oder die weiße Hautfarbe menſchlicher wäre, in einen ſolchen Zwieſpalt, daß ſeine Selbſtauflöſung erfolgte.

Uebrigens bewahrt die geborene Hummel, verehelichte Baldrian noch heute das Symbol als eine koſtbare Reliquie aus der Zeit der Blüthe des leider zu früh entſchlafenen Frauenvereins.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von G. Bernſtein in Berlin, Mauerſtraße 53.